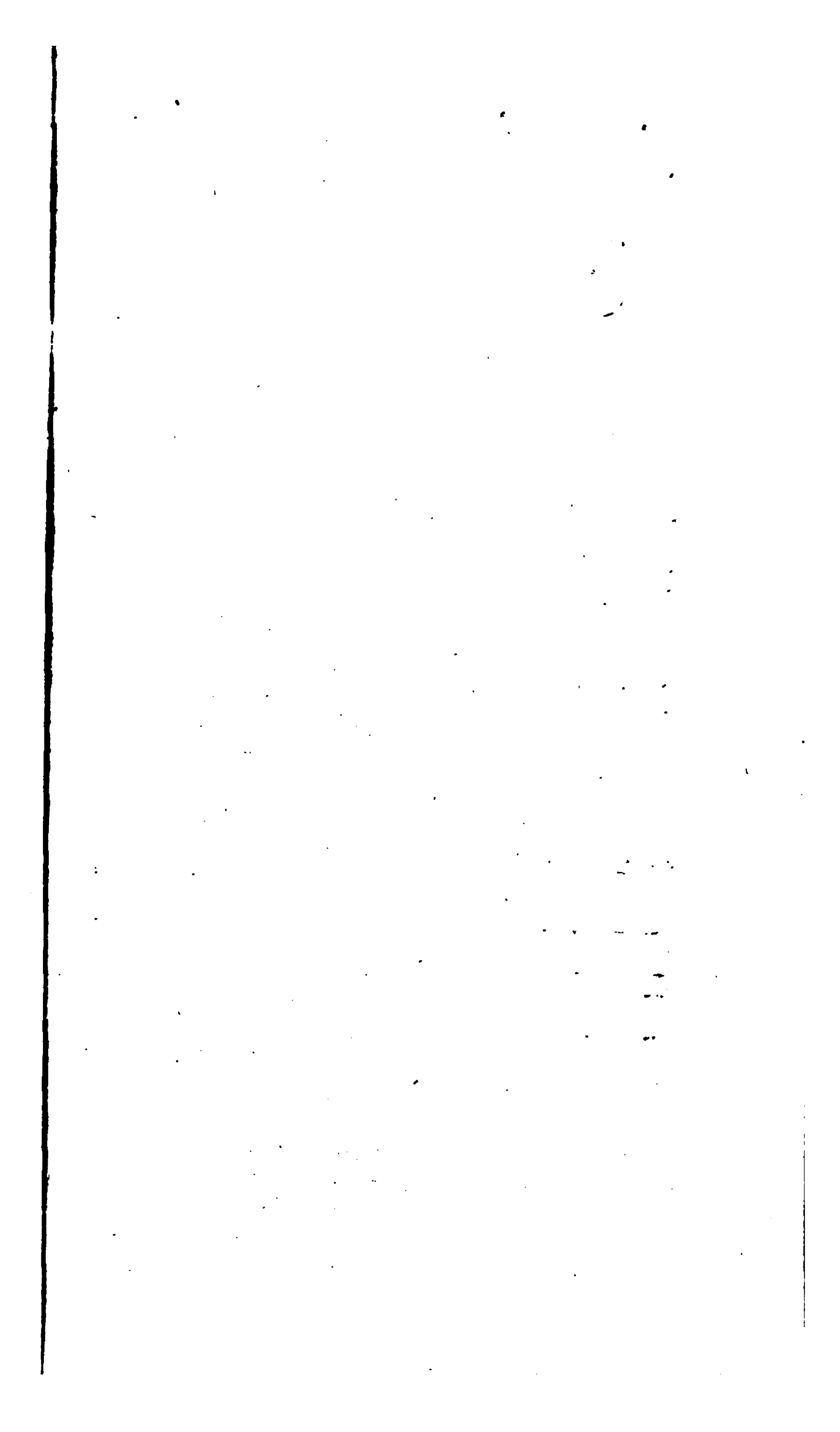

Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Friedrich von Schiller

geb. zu Marbach in Wirtenberg, 1759 d. 10. Nov.
gest. zu Weimar 1805 d. 9. Mai

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.





Des CI. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Friedrich von Schiller.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im ersten Stücke des hundert und ersten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Arzneygelahrheit.

III. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

IV. Romane.

[illegible]

V. Musik.

VI. Theater.

VII. Weltweisheit.

VIII.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

IX. Chemie und Mineralogie.

X. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIV. Haushaltungswissenschaft.

XV. Vermischte Schriften.

Register
über das Intelligenzblatt
zum ersten Stücke des hundert und ersten Bandes.

1. Ankündigungen.

Darnmann in Züllichau Verlag. S. 61. 179
Keyser in Erfurt Verlag. 180

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthaltes.

Azunk 183. Baurittel 183. Benecke 183. Bertholdt 183. Burkard 182. Daub 183. Gensichen 182. Harding 182. Kayser 183. Klein 184. Kraus 182. Müller 183. Schelle 183. Süßkind 183. Wiß 182. Wolf 184.

3. Todesfälle.

Bönicke 185. Held 185. Lammers 184. Muhl 184. Panzer 185. Ryssel, v., 185. Antonia geb. Sack verw. Bamberger 184. Wagner, v., 184.

4. Chro-

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Anzeige kleiner Schriften.

7. Korrespondenz.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Gemeinschaftliches Gesangbuch der beyden protestantischen Gemeinen in Stolberg bey Aachen, herausgegeben von Joh. Reisig und Heinr. Simon van Alpen. Frankf. a. M., gedr. bey Eichenberg 1802. 1013 S. Vorrede und Verzeichniß der Liederdichter. XLIV S. gr. 8. 1 Rt.

Unter den neuern Gesangbüchern das stärkste, und für den öffentlichen Gebrauch das unbequemste. Es enthält 1300 Lieder in sehr großem Oktav-Format. — Wozu dieses Uebermaaß? — Im siebenzehnten Jahrhunderte war es einmal Sitte, fast jeden religiösen Gedanken in Reime zu zwängen, und die Herausgeber der Gesangbücher glaubten es damals der Religion und den frommen Poeten aus allen Ständen schuldig zu seyn, von diesen Reimereyen möglichst viel aufzunehmen. Auch war der Geschmack unter den Deutschen zu der Zeit noch ein unerzogenes Kind. Sie befolgten darum das argumentum ex tuto, und sahen der Regel nach vorzüglich auf die Menge der Lieder. Unter so vielen mußte dann doch schlechterdings auch noch manches Gute mit unterlaufen. Man hatte daher z. B. ein Hessen-Homburgisches Gesangbuch von 1941, und ein Breslauisches von 2000 Liedern. Warum aber jetzt noch so verfahren, jetzt, da man außerdem auch bey den Büchern so sehr auf Bequemlich-

keit und Wohlfeilheit Rücksicht zu nehmen hat? Was soll — um hier allenfalls nur Etwas anzuführen — eine Reihe von 24 Abendmahlsliedern, und von 16 Liedern über das Gebet? Wenn jemand etwa zweymal jährlich am Genusse des Abendmahls Theil nähme, und wenn jährlich einmal über das Gebet überhaupt gepredigt würde — wie viele Jahre würden erforderlich seyn, bis alle diese Lieder öffentlich gesungen wären? Auf den öffentlichen Gottesdienst aber ist diese Sammlung wirklich allein berechnet. Wir haben, sagen die Herausgeber in der Vorrede, nur Kirchenlieder aufgenommen, und keine für die häusliche Andacht, für Wittwer und Wittwen, für Kranke und Sterbende, keine Abendlieder, keine Reiselieder u. dgl. — Aus welchem Grunde nicht? Ein Gesangbuch soll doch zugleich ein allgemeines Erbauungsbuch seyn, und für alle Zeiten und Verhältnisse etwas Belehrendes und Tröstliches enthalten. Das vorliegende also ist ungeachtet seiner Korpulenz nicht einmal vollständig.

Auch dem Plane, nach welchem die Lieder geordnet sind, fehlt es an Haltung. Sie sind unter zwey Hauptabtheilungen gezogen: Gott und dessen Werke — und — der Christ. Da befinden sich nun aber unter der ersten z. B. auch die Confirmations- und Abendmahlslieder; unter der zweyten haben die Lieder N. 565—567 die Rubrik: Dankbarkeit gegen Gott — nachher N. 667—694 (!!) die Rubrik: Danksagung, worauf dann noch 19 Danksagungen für besondere Wohlthaten folgen — hierauf enthält dann wieder N. 714 ein Dankgebet, und nun erst kommen die Lieder vom Gebete im Allgemeinen vor. Wer kann darin die gehörige Ordnung entdecken?

Was ferner die einzelnen Lieder betrifft: so mögen unter diesen 13 Hunderten etwa 16 seyn, die man in andern Büchern der Art noch nicht gefunden hat. Also verhältnißmäßig doch äußerst wenige ganz neue! Sie einer genauern Kritik zu unterwerfen, gestattet hier der Raum nicht. Diese muß unsern speciellen liturgischen Zeitschriften überlassen bleiben. Nur dieß kann hier allenfalls bemerkt werden, daß einige derselben (namentlich N. 945 vergl. mit 134, 989 vergl. mit 711, und 1198 vergl. mit Niemeyers Gesangbuch für höhere Schulen rc. N. 81) sich durch sehr auffallende Reminiscenzen auszeichnen, und daß N. 355 und 1277 als Kir-

chen-

chenlieder nicht nur gar zu geziert und hochtönend sind; sondern auch den Fehler haben, daß mehrere Strophen in einander fließen.

Die Angabe der Melodieen ist nicht überall richtig. N. 445 läßt sich nicht, wie »Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen;« N. 1084 nicht, wie »Ermuntre dich mein schwacher Geist« singen. Jenes hat das Metrum von N. 12, dieses von N. 404. Das Lied N. 872 (ein wahres Chaos!) ist gar nicht singbar. Eben so wenig stimmt die erste Strophe von N. 518 zu den übrigen.

Auch die Namen der Liederverfasser sind nicht immer richtig angegeben. So z. B. sind N. 134 und 272 von A. H. Niemeyer, N. 375 von J. Frank, N. 566 von L. V. Gottschedinn, N. 1279 von J. B. Koppe. — Oft ist zugleich der Verbesserer eines Liedes angezeigt worden, und hin und wieder findet man wohl gar drey Namen unter einem Liede. Dieß giebt dann sowohl ihm als den Dichtern ein etwas ärmliches Ansehen. Unter den Herausgebern selbst hat jedoch nur Hr. Reisig sich solchen Verbesserungen unterzogen. Sein Name kommt daher unter mehrern fremden Liedern vor. Ob dieß nun aber überall der Mühe werth gewesen sey, ist eine andere Frage. Man vergleiche doch hier z. B. nur N. 571 mit dem nämlichen Liede im Berlinischen Gesangbuche N. 284; oder man sehe einmal auf N. 797, wo Hr. R. sich mit C. F. Weisse unterzeichnet, und wo die erste Strophe also mißtönt:

Gütig hüllst du in Dunkelheit,
Gott, mir die Zukunft ein; —
Sie zu wissen mit Gewißheit,
Das würde Strafe seyn.

Sollte Weisse wohl je sich eines solchen Verstoßes gegen die Prosodie schuldig gemacht haben?

Bey den bekannten anderweitigen Einsichten der Herausgeber, und bey dem großen Vorrathe von neuen und verbesserten alten Liedern, unter denen sie wählen konnten, würde es übrigens ein Wunder gewesen seyn, wenn sie nicht im Ganzen genommen eine überwiegende Mehrheit von trefflichen oder doch brauchbaren Liedern geliefert hätten. — Die voranstehenden Notizen von den Liederdichtern sind jedoch fast

durchgängig aus Heerwagens Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder entlehnt; obgleich der Schluß der Vorrede auf dieses Werk nur, wie auf ein noch nicht vorhandenes, flüchtig hindeutet.

Sw.

Christliche Monatschrift von J. L. Ewald, Prediger zu Bremen. Jahrgang 1802. Erstes bis sechstes Stück. Leipzig, bey Kummer. Ein jedes Stück enthält 5 Bogen, und kostet 6 gr.

Ein religiöser Sinn ist allerdings etwas Schätzbares, und welcher einsichtsvolle und unbefangne Christ wird nicht wünschen, daß er, zumal zu unsern Zeiten, so viel wie möglich verbreitet werde. Der Zweck des Herausgebers dieser Schrift (denn es sind nicht alle Aufsätze darin von ihm selbst) ist also lobenswürdig. Es herrscht auch darin, wie nicht zu läugnen ist viel religiöser Sinn. Allein es ist nicht immer der wahre, rechte, vernünftige; sondern oft der empfindelnde, schwärmende, frömmelnde und spielende. Neben dem Guten und Erbaulichen findet sich auch manches Sonderbare, Mystische, mit der Schrift nicht Uebereinstimmende, und klugen Leuten Auffallende: so daß man diese Blätter wohl schwerlich als ein nützliches Erbauungsbuch empfehlen kann. Sie enthalten nicht bloß Aufsätze oder Abhandlungen, welche einen religiösen Inhalt haben, z. B. Ueber die Vergebung der Sünden; sondern auch Missionsgeschichten, erbauliche Briefe, fromme Anekdoten u. dgl. ungefähr in dem Geschmack der vormaligen Urlspergerschen Gesellschaft. Es wird hier eine Stelle und zwar eine der auffallendsten und mystischen aus den Schriften der Schwärmerinn Guyon abgedruckt, und der Herausgeber findet darin viel Wahres. Ein vernünftiger Mann will in einem Aufsatz von dem Glauben an Gebetserhörungen im [illegible] [illegible] [illegible] wissen, und führt sehr starke Gründe für seine Meinung an. Aber der Herausgeber nimmt diesen Glauben in Schutz, und behauptet sogar, er diene wie jede Gabe Gottes zum Besten derer, die ihn nutzen. Wie fühlen sie sich (sagt er im 3. St. S. 594) dem Vater uns viel näher! Wie ruhet ihre Unterwerfung auf der festesten Stütze, auf der eine menschliche Weisheit ruhen kann,

auf

»auf Erfahrung. Sie sind ferne von Trägheit und Sicherheit;
»denn sie lieben den Vater, der sich ihnen so ganz väterlich of-
»fenbaret, — und sie wissen, Liebe macht weder träg noch sicher.
»Ich möchte sagen, sie sehen dem Vater nach den Augen, um
»jeden seiner Winke zu befolgen. Sie sind inne worden« rc. —
Wie es möglich ist, daß ein vernünftiger Mann auf ein sol-
ches leeres erbaulich klingendes Geschwätz ein Gewicht legen,
und wie er eine auch selbst den Worten nach etwas ganz An-
ders sagende Schriftstelle hieher ziehen kann, ist dem Rec.
ganz unerklärbar. Jesus sagt: So Jemand wird den Wil-
len thun meines Vaters — der wird inne werden, daß meine
Lehre von Gott sey. Er sagt aber nicht: so Jemand glauben
wird, das Gebet werde im Lavaterschen Sinn jederzeit erhö-
ret, der wird inne werden rc.

B.

Erweckungen zu erneuertem Nachdenken über den in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht, in freyen Unterhaltungen über den Heidelbergischen Katechismus — von J. J. Stolz. Zweyter Theil. Herborn in der Schulbuchhandlung. 1804. 1 Alph. 2 Bog. 8. 1 Rg. 8 gr.

Was von dem Werthe solcher Predigten oder Betrachtungen über den Heidelbergischen Katechismus zu halten sey, dar-über hat sich Rec. in dieser Bibliothek mehrmals und auch schon bey dem ersten Theile erklärt. Wie wenig dieses Buch auf unsere Zeiten passet, erhellet auch hier wieder daraus, daß der Verf. bisweilen (z. B. in seiner Betrachtung über das sogenannte Amt der Schlüssel) nach und nach beynahe Alles wieder zurück nimmt, was der Katechismus durch eine allge-meine Deutung einzelner Schriftstellen, die sich jedoch bloß auf die Zeiten Jesu und der Apostel bezogen, Unrichtiges gesagt hatte, und daß hier die ganze christliche Pflichtenlehre nach den sogenannten 10 Geboten abgehandelt wird. Uebrigens bemerkt der Verf. in der kurzen Vorrede, daß es ihm hier mehr darum zu thun gewesen, bestimmte Begriffe mitzutheilen, als Gefühle zu erwecken, und die Phantasie zu beschäfftigen.

Cz.

Predigten für denkende Verehrer Jesus von J. H. B. Dräseke. Erste Sammlung. Lüneburg, bey Herold und Wahlstab. 1804. 1 Alph. 1 Bogen. 8.

In der Vorrede räth der Verf. dem Leser dieser Predigten, deren nie mehr als eine, und nur dann zu lesen, wenn er dazu aufgelegt, und alles Geräusch entfernt ist. Wer laut lesen will, soll nicht zu schnell lesen, mit gedämpfter Stimme, und so daß sie für Stellen des wärmern Ergusses mehr Kraft und Erhebung zulasse. Es kann nun zwar nicht schaden, die Leser hierauf aufmerksam zu machen. Allein Rec. würde doch um mehrerer Ursachen willen diesen Rath weggelassen haben. Warum der Verf. diese Predigten für denkende Verehrer Jesu bestimmt hat, davon weiß Rec. keine andre Ursach anzugeben, als weil er vermuthlich selbst gefühlt hat, daß sie für den großen ungebildeten Haufen nicht ganz passen. Die Sachen selbst, welche darin vorgetragen werden, sind zwar nicht für ihn zu schwer; aber die Schreibart. Entweder hat der Verf. nicht die Gabe, sich leicht und doch edel auszudrücken, oder er hat für gut gefunden, den gewählteren und besser ins Ohr fallenden, aber dem gemeinen Mann unverständlichern Ausdruck dem leichtern und verständlichern vorzuziehen. In dem letztern Fall würde er darauf gerechnet haben, mehr gebildete und denkende Leser oder Hörer als ungebildete zu haben. — Im Ganzen genommen sollte doch der Prediger wohl immer so predigen, daß er sowohl dem Ungebildeten als dem Gebildeten nützlich wird.

Uebrigens ist der Hauptsatz der 2ten Predigt: den Kranken gebühret der Gesunden Sorgfalt, auch selbst für den Gebildeten dunkel oder gar zweydeutig, welches bey einem Hauptsatz allzeit ein sehr zu vermeidender Fehler ist.

Zb.

Katechetische Gespräche über ausgesuchte Stellen der heiligen Schrift zur Beförderung richtiger Religionsbegriffe. Zweytes Bändchen. Hildburghausen, bey Hanisch's Witwe. 1804.

Da

Da das erste Bändchen dieser katechetischen Gespräche in mehrern kritischen Blättern, worunter der Verf. nur unsere Bibliothek und die Würzburgischen neuen gelehrten Anzeigen nennen will, ein sehr günstiges und aufmunterndes Urtheil erhalten hatte; und da sie in dem Kreise, für welchen sie bestimmt waren, mit Nutzen gebraucht wurden: so entschloß er sich, dieses zweyte Bändchen folgen zu lassen, und das um so mehr, da er bey Bekanntmachung dieser Arbeit zugleich den Zweck hatte, durch die Urtheile competenter Richter, deren Winke und Beurtheilungen er dankbar zu benutzen suchte, seine Manier noch mehr zu vervollkommnen. — Hier liefert nun der Verf. folgende Gespräche. — I. Gespräch. Ueber Phil. 2, 13. Gott ist es, der in euch wirket beyde das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. — Dieses Gespräch würde recht gut seyn, wenn nur nicht ein falscher Begriff von der Freyheit zum Grunde gelegt wäre. Die unrichtige Bestimmung dieses Begriffs aber äußert einen nachtheiligen Einfluß beynahe auf das ganze Gespräch. Freye Handlungen sollen nämlich nach S. 2 solche seyn, »die wir thun und auch unterlassen können.« — Allein das ist unrichtig, wie selbst das Beyspiel beweiset, das diesem Begriffe zur Erläuterung dienen soll. Der Lehrer fragt nämlich: »Wenn dich ein armes hungerndes Kind um einen Theil deines Morgenbrodtes bäte, was könntest du da thun? K. Ich könnte es ihm geben; könnte es aber auch behalten. L. Was würde denn ein gutes Kind thun? K. Es würde etwas von seinem Brodte abgeben. L. Was würde aber ein hartherziges Kind thun? K. Es würde sein Brodt behalten. L. Da nun jenes Kind sein Brodt hingab; dieses aber es behielt, was für eine Handlung mußte es seyn? K. Eine freye Handlung.« — Allein nur die Handlung des guten Kindes ist hier eine vernünftigfreye Handlung, indem es etwas will und thut, was der vernünftige Wille, wenn er frey ist, seiner Natur nach zu wollen und zu wählen sich bewogen findet. Das hartherzige Kind hingegen steht ja unter der Botmäßigkeit seiner Hartherzigkeit; folglich unter der Herrschaft irgend eines übermächtigen Triebes seiner Sinnlichkeit; es handelt also nicht frey. Moralische Freyheit (denn nur von dieser kann doch hier die Rede seyn) ist nämlich das Vermögen des vernünftigen Willens, nur immer das zu wollen und zu thun, was vernünftig, recht und gut ist. Er behauptet diese seine Frey-

 heit,

heit, wenn nichts ihn hindern kann, jedesmal es wirklich zu wollen und zu thun. Er verliert hingegen seine Freyheit, wenn eine fremde Macht, die Macht der Sinnlichkeit, ihn überwältiget, und ihn hindert, das zu wollen und zu thun, was er aus Einsicht der Vernunft und nach vernünftigen Bewegungsgründen wollen und thun sollte und müßte. Freye Handlungen sind also nicht solche, die wir thun und auch unterlassen können; sondern solche, die wir aus Einsicht der Vernunft und nach vernünftigen Bewegungsgründen wollen und thun; und zwar unabhängig, von dem Zwange irgend einer fremden nicht vernünftigen Macht. Wie stimmt denn auch der Begriff, den der Vf. von der Freyheit giebt, mit dem eigenen Ausspruche überein, der bald nachher folgt? S. 12 heißt es nämlich: »Es liegt in der Natur des Menschen, daß er thun muß, was recht und gut ist.« — Ganz recht; es liegt in der Natur des vernünftigen Willens, das zu wollen und zu thun, was als vernünftig recht und gut nothwendig ihm gefallen muß. So handelt er; und wenn er jemals anders oder umgekehrt zu handeln scheint: so handelt eigentlich nicht er; sondern irgend ein übermächtiger Trieb der Sinnlichkeit oder des sinnlichen Begehrungsvermögens. II. Gespräch. Die Weisheit und Güte Gottes in den Leiden und Unfällen des menschlichen Lebens, über Psalm 104, 24. — Dieses Gespräch entwickelt zunächst den Einfluß der Uebel dieses Lebens auf die Ausbildung des vernünftigen Erkenntnißvermögens. Vernunft und Wille ist aber hier S. 21 nicht richtig contradistinguirt. Denn die Vernunft ist das eigentliche unterscheidende Hauptvermögen des Menschen. Als solches aber begreift sie ein zweyfaches Hauptvermögen unter sich; nämlich 1., das vernünftige Erkenntniß / oder Vorstellungsvermögen; und 2., das vernünftige Freyheitsvermögen, oder das Vermögen des vernünftigen freyen Willens. — III. Gespräch. Einfluß der Leiden des Lebens in die Besserung des Herzens, über Ps. 119, 72 und 67. — Um diesen Einfluß gehörig ins Licht zu setzen, hätte wohl das Wesentliche der Besserung mehr hervorgehoben werden sollen; nämlich Weckung und Stärkung des vernünftigen freyen Willens auf der einen Seite; auf der andern Seite aber Bezähmung und weise Beherrschung der blinden Triebe der Sinnlichkeit, und Unterdrückung ihrer schädlichen Uebermacht. — »Gott alles zu Gefallen thun« S. 38 scheint etwas zu kleinlich und zu menschlich in Hinsicht auf Gott

geredet zu seyn. Auch scheint über den nachtheiligen Einfluß des Reichthums auf den moralischen Sinn des Menschen in Vergleichung mit dem Einflusse, den die Armuth darauf haben kann, etwas zu einseitig geurtheilt zu werden. Denn für den irdischgesinnten Armen ist seine Armuth nicht minder moralisch verderblich, als es der Reichthum für den reichen Thoren ist. Weise, gut und zweckmäßig angewendet kann hingegen das eine wie das andere nützlich und also eine Wohlthat werden. Diese Wahrheit hätte wohl vorzüglich verdient, in ein helles Licht gesetzt, und für moralische Besserung benutzt zu werden. — IV. Gespräch. Ueber den Begriff des Worts: Arbeiten. — Arbeit ist eine mit Anstrengung verbundene Kraftanwendung zu nützlichen Geschäfften. Dieser Begriff ist gut und sehr faßlich entwickelt. — V. Gespräch. Die nöthige Abwechselung der Arbeit und Ruhe (zwischen Arbeit und Mühe), über Ps. 127, 2. — Sinn: »Es ist umsonst, daß ein Mensch seines Unterhalts »wegen sich übermäßig anstrengt, so daß er sich den zur Erho»lung des Leibes nöthigen Schlaf entzieht; denn dem from»men und fleißigen Arbeiter vergönnet Gott auch einen sanf»ten und erquickenden Schlaf.« — VI. Gespräch. Von dem Seegen Gottes Ps. 127, 1. — VII. Gespräch. Ist Arbeit dem Menschen ein Fluch oder ein Seegen? 1. Mos. 3, 19. — VIII. Gespräch. Von der vernünftigen Selbstliebe. Eph. 5, 29. Hier hätte der Begriff einer vernünftigen Selbstliebe etwas bestimmter angegeben werden sollen. Das Wesen der wahren Liebe überhaupt, sowohl gegen Gott, als gegen unsern Nächsten, wie gegen uns selbst, besteht in der regsamen Thätigkeit des vernünftigen guten Willens für alles das, was recht und gut ist, oder in herzlicher Willigkeit und Geneigtheit zum Guten. Dieser Begriff umfaßt das Ganze, und der Sinn, den er bezeichnet, ist ganz eigentlich der Geist der wahren Liebe. Er verdient also auch bey jeder Abhandlung über die Liebe vor allen andern zum Grunde gelegt zu werden. — IX. Gespräch. Von der Liebe gegen den Nächsten. Matth. 22, 39. — X. Gespräch. Ueber den seligmachenden Glauben. Jac. 1, 14. — Die wesentlichen Bestandtheile des seligmachenden Glaubens, nämlich 1., die Annahme der Religion, die in Erkenntniß, Beyfall und Zuversicht besteht; und 2., die Befolgung derselben, d. h. die Bildung des Gemüths und Führung des Wandels unter dem Einflusse und nach Maaßgebung ihrer Leh-

Lehren und Vorschriften, hätten wohl etwas bestimmter angegeben, und unterschieden werden sollen. In der Sache selbst ist zwar beydes unauflöslich verbunden, und macht ein Ganzes aus; aber in der Vorstellung und Darstellung muss doch das Einzelne und Mannichfaltige, woraus das Ganze besteht, genau unterschieden werden, weil es nur durch diese Unterscheidung möglich ist, das Ganze deutlich, richtig und vollständig darzustellen. Qui bene distinguit, bene docet. Der stets wachende Glaube ist also eine solche Annahme der Religion, die darum selig macht, weil sie das Licht und die Kraft der Religion durch Erkenntniss, Beyfall und Zuversicht dem Gemüthe des Menschen so nahe bringt, daß sie auf Geist, Sinn und Wandel kräftig einwirken könne. Das eine also ist Grund und Triebfeder; das andere aber Folge und Wirkung. — XI. Gespräch. Ueber einige falsche Vorstellungen vom Gebete, Jac, 4, 3. — Der Satz S. 149: »Nur ein unverständiger thörichter Mensch wird erwarten, »durch seine Bitten etwas zu erlangen, was ihm Gott sonst »nicht gegeben haben würde,« — muss doch mit Einschränkung, und, besonders im Volksunterrichte, mit großer Behutsamkeit vorgetragen werden. Denn, wenn das Gebet ein Besserungsmittel ist; der bessere aber auch um so fähiger wird, Gutes zu erlangen, weil und jemehr er das empfangene Gute auch wirklich gut und nützlich anwendet; so muss auch das Gebet ein Mittel seyn, unter Mitwirkung und Leitung einer weisen heiligen Weltregierung viel Gutes zu erlangen, was man sonst nicht erlangt haben würde. Ein solches Mittel ist es aber freylich nur, weil und in wie fern es ein Mittel ist, den Menschen zu bessern, und im Guten ihn zu stärken. — XII. Gespräch. Die Wirkung und Früchte des Gebets. Matth. 7, 11. — XIII. Gespräch. Das Gebet giebt Freude und Ruhe des Herzens. Ps. 63, 6. — XIV. Gespräch. Ueber Sirach 3, 11. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reisset sie nieder. — Daß in dieser Stelle nicht von widersprechenden Wünschen des Vaters und der Mutter die Rede sey; sondern daß man in jedem dieser beyden Sätze beyde Aeltern, und ihre beyderseitige gemeinschaftliche Wünsche zu verstehen habe, hat man eben nicht nöthig, mit dem Verf. zu behaupten; sondern man kann die Sache ganz so nehmen, wie sie den Worten nach vorliegt, theils weil Sirach die Antithesen liebt, und in seinen Sentenzen gern sie anbringt; theils

theils weil er vielleicht, wie es scheint, die gute Lehre hiermit geben wollte, daß Kinder es sich zur Pflicht machen müssen, und sich bemühen sollen, das Wohlgefallen und den Segen nicht nur des Vaters; sondern eben sowohl auch das Wohlgefallen und den Segen der Mutter zu verdienen, und daß sie also nicht nur gegen jenen; sondern eben sowohl auch gegen diese als gute Kinder sich betragen müssen. — Rec. zweifelt nicht, daß auch dieses zweyte Bändchen katechetischer Gespräche von gutem Nutzen, besonders für den Kreis von Lesern seyn werde, für welchen es der Verf. zunächst bestimmte.

Wd.

G. J. Zollikofers sämmtliche Predigten. Vierzehnter Band, und der Predigten nach seinem Tode herausgegebenen Achter Band. 1 Alph. 4 Bog. 8. Funfzehnter, und Neunter Band. 1 Alph. 4 Bog. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1804. 2 Rl. 6 gl.

Es ist bekannt, daß die Zollikoferschen Predigten nicht bloß zu den vorzüglichsten gehören; sondern auch in der Art der Darstellung etwas Charakteristisches an sich haben. Dieser berühmte Prediger hatte eine besondere Gabe, den Verstand zu überzeugen, und das Herz zur Tugend und zu einem religiösen Sinn zu erwärmen. Aber diese Erwärmung rührte mehr von seinem guten Beyspiele, (denn er hatte einen sehr religiösen Sinn), von seinem äußern Vortrage, von dem Ton seiner Stimme, von dem innigen Gefühl womit er redete, und von der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit, als von rührenden Bildern und Vorstellungen her. Seine Predigten waren überhaupt mehr für den Verstand, und zwar sehr gebildeter Zuhörer berechnet. (Ja es stehet dahin, ob ihn nicht das Urtheil eines Garve, so nützlich es ihm auch überhaupt und an sich war, doch wohl bisweilen verleitet habe, tiefer in die Materie einzudringen, als es in einer Predigt mit Nutzen geschehen kann.) Eben deßhalb giebt er sich viele Mühe, die verworrenen Ideen, die er etwa bey seinen Zuhörern voraussetzt, aus einander zu setzen, die Dunkelheiten zur

Deutlichkeit zu erheben, und bey der grossen Gedankenfülle doch überall Licht zu verbreiten. Allein dieses Licht ist kein blendendes — nein ein sanftes Licht, welches ein jedes Auge eines gebildeten Menschen ertragen kann. Seine Beredtsamkeit reißt nicht wie ein Waldstrom unwiderstehlich Alles mit sich fort. Nein sie hebt erst die Zweifel, überzeugt mit haltbaren Gründen den Verstand, und so nimmt ihre Kraft, weil sie die Kraft der Wahrheit ist, das Herz für sich ein. Das ist der Geist der Zollikoferschen Predigten überhaupt, und dieser Geist ist auch in diesen anzutreffen; aber freylich nicht in allen, und nicht in seiner ganzen Fülle. Man sollte nicht Alles drucken lassen, was ein verstorbener berühmter Mann geschrieben und hinterlassen hat (zumal wenn er bisweilen kränklich und auch wohl ängstlich in seinen Arbeiten gewesen ist —) aus dem sehr natürlichen Grunde, weil nicht Alles des Drucks würdig ist.

Cz.

Arzneygelahrheit.

Ausführliche praktische Anleitung zur Gründung einer vollkommnen Medicinal- Verfassung und Polizey. Nebst vielfältigen einleuchtenden Beweisen der dringenden Nothwendigkeit einer Reform des in den meisten Ländern noch so mangelvollen Medicinalwesens. Von Dr. *Ludwig Joseph Schmidtmann*, praktischem Arzte zu Melle im Fürstenthum Osnabrück. Mit einer Vorrede von D. *L. F. B. Lentin*, K. G. und Ch. B. L. Leibarzt. *Erster Band*, ohne die einen Bogen starke Vorrede XLII und 368 S. *Zweyter Band* XXXII und 340 S. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1804. gr. 8.

Man sieht es dem ganzen Werke an, es sey Erguß einer tief empfundnen Indignation über die Vernachlässigung des Medicinalwesens fast in allen Staaten; eines warmen Gefühls des daraus für die Menschheit erwachsenden Schadens,

dens, und eines muthigen Bestrebens dieser Vernachlässigung entgegen zu wirken. Der Verf. findet die Grundursache derselben vorzüglich darin, daß die gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten von der einen Seite größtentheils den bedeutenden Schaden, das große Unheil und das unsägliche Elend nicht hinreichend und anschaulich kennen, welche bey einer schlechten Medicinal-Verfassung und Polizey der Menschheit direkt und indirekt zugefügt werden, und von der andern Seite, aus Abgang dieser anschaulichen Kenntniß, nicht erwägen und berechnen, wie zweckmäßig geordnete Medicinalangelegenheiten das Glück und die Wohlfahrt der Menschen und der Staaten fördern und vermehren können. Es scheint ihm daher nicht unwahrscheinlich, daß ein aus Erfahrung geschöpftes Werk, das die vielfältigen und großen Mängel und Gebrechen des Medicinalwesens mit anständiger Freymüthigkeit, anschaulicher Klarheit und unumwundner Wahrheit zur Sprache bringt und zur Schau stellt, das daraus erwachsene Unheil zergliedert, und dann zweckmäßige und ausführbare Vorschläge und Mittel an die Hand giebt, wie jenem und diesem am wirksamsten abgeholfen werden könne, nicht ohne Interesse und Nutzen für das menschliche Geschlecht seyn werde. Die biedere Wahrhaftigkeit, die muthvolle Freymüthigkeit, und die lebhafte philanthropische Wärme, womit der Verf. die zahlreichen Mißbräuche, Mängel und Gebrechen des Medicinalwesens darlegt und rügt, geben seiner Schrift wirklich ein großes Interesse, und Rec. wünscht ihr vorzüglich Männer zu aufmerksamen Lesern, deren Kopf nicht durch Juristerey verschroben, deren Herz nicht durch Eigenliebe und kammeralistischen Eigennutzen abgestumpft, und deren Wille auch die Macht hat sich zu realisiren; so werth sie auch solcher Leser ist: so ist es doch noch sehr die Frage: ob derselben das glückliche Loos fällt, sie zu erhalten; es giebt solcher Männer nur wenige und fast alle haben so viele andere wichtige Geschäffte und so mancherley andere Abhaltungen, daß es ihnen an Muße fehlt, eine Schrift von so vielen Bogen aufmerksam zu lesen, gegen welche den meisten schon der Titel derselben eine Abneigung einflößen wird, weil sie darin Klagen vermuthen, die ihnen schon bekannt sind, und die sie entweder für übertrieben oder für eigennützig halten; oder deren Abstellung ihnen die Verfassung und die Finanzen des Staats nicht verstatten, an dessen Ruder sie sitzen. Der Zeitgeist scheint auch jetzt nicht die Neigung zu haben, dem

Elend

Elend der Menschen vorzubeugen: sondern seine Freude und Genüge nur darin zu finden, daß er sich bemühe, es zu lindern, oder es minder fühlbar zu machen! Das Werk ist so reich an detaillirten Schilderungen des Quacksalberunheils, an Klagen, an Rügen, an Berichtigungen falscher Begriffe, an Vorstellungen, an Wünschen und Bitten, an Vorschlägen und an verschiedenen Bemerkungen, daß das Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes 26. und des zweyten 30 Seiten einnimmt; Rec. kann also nur eine Uebersicht des Inhalts desselben geben, und Einiges daraus anführen, um zur Lectüre des Werks selbst aufzufordern. Kap. I, handelt von den **Quellen, Ursachen und den verderblichen entvölkernden Folgen der medicinischen Quacksalberey, von der Nothwendigkeit und den Mitteln sie zu hemmen und zu vertilgen.** S. 1—134 Der Verf. erzählt, wie er sich ausdrückt, aus seinem eignen großen Register von unglücklichen Quacksalberkuren nur einige (12) abschreckende Beyspiele. Als Ursachen von dem Zutrauen des gemeinen Mannes (und oft auch der vornehmen Kaste) auf Quacksalber, nennt und beweist der Verf. folgende: 1) Unwissenheit und Aberglauben, 2) das eigne Benehmen und die machiavellischen Künste der Quacksalber selbst, 3) den Glauben, es gebe gegen jede Krankheit auch ein Heilmittel, das sie absolut und untrüglich heile, und 4) der Mangel an ächten Aerzten. Umständlich breitet sich der Verf. über die Mittel gegen die Quacksalberey aus; zwar sind seine Vorschläge nicht neu; dem Rec. scheinen sie aber biederer, gerader und eindringender vorgetragen, als in vielen andern Schriften; auch hat der Verf. manche Maxime, nach welcher die Aerzte und ihre Kunst von manchen Privatpersonen und selbst von manchen der obersten Staatsdiener beurtheilt und herabgewürdiget werden, in ihr ächtes Licht gestellt, und deutlich herausgesagt, daß sie von großer Unwissenheit in der Medicin und Weltkenntniß zeugen; er zeigt so gar, daß **gute Ordnung und Polizey in dem medicinischen Fache wichtiger sey, als eine gute Rechtspflege!** Seine Liebe für Menschenwohl und Wahrheit bewog ihn auch, das Korps der Aerzte selbst zu mustern und zu zeigen, es gebe auch **graduirte Pfuscher,** er erzählt auch 14 Beyspiele von groben Pfuscher-Kuren privilegirter Aerzte; allein auch dieß Unheil gereicht nicht der Kunst; sondern den Regierungen zum Vorwurf. Im Kap. II, S. 135—266 handelt der Verf. von dem hoben

Wer-

Werthe der empirisch-rationellen Heilkunde, und bestreitet die ihr gemachten Vorwürfe. Der Verf. hat diesen wichtigen Stoff hier sehr instruktiv und interessant bearbeitet; er hat seine Kunst trefflich gegen die Vorwürfe, die man gegen ihren Werth und ihre Gewißheit aufstellte, gerechtfertigt, und gezeigt, daß man den Werth einer praktischen Wissenschaft nicht bloß nach ihren Fundamentalprinzipien beurtheilen müsse; sondern vorzüglich nach dem Nutzen, den sie stiftet, und ob sie das leistet, was sie verspricht, und daß sich hierin die Medicin mit jeder andern Kunst und Wissenschaft messen könne. Um praktisch die Einwürfe gegen ihre Gewißheit, große Wirksamkeit, Wohlthätigkeit und hohe Würde niederzuschlagen, erzählt er umständlich und selbst für den praktischen Arzt sehr lehrreich, 18 wichtige von ihm selbst ausgeführte Krankheitsheilungen. Die Medicin sey auch die Basis und Verbündete vieler andern Künste und Wissenschaften, die Anatomie sey die Lehrmeisterinn des Bildhauers, des Malers u. s. w. Die Arzneygelahrtheit selbst sey die Grundlage einer guten Erziehung; die Gesetzgebung, und das Richteramt könne ihrer nicht entbehren; ohne sie sey das Urtheil der Moralisten über Tugend und Laster unsicher; die Philosophie bedürfe des Beystands derselben, weil man den geistigen Menschen nicht ohne Kenntniß des körperlichen verstehen könne. Kap. III, S. 267—315 enthält die große Wichtigkeit des Apothekerwesens, seine großen Mängel, die Ursachen davon, die Nothwendigkeit der Verbesserungen und Vorschläge dazu. Der Apotheker sey so vom Arzt unterschieden, als der Buchdruckersetzer vom Schriftsteller; die ärztliche Praxis der Apotheker sey die bedenklichste. Der Verf. tadelt die Häufigkeit der Apotheker in manchen Ländern; die Trennung des Arztes vom Apotheker sey unumgänglich nöthig; Rezeptbücher seyen heilsam und nothwendig; Tadel der öftern Veränderungen in den Namen der Arzneymittel. Kap. IV, S. 317—346 Ueber die Wundarzneykunst, die Trennung derselben von der Medicin, die Unvollkommenheit und Ungeschicklichkeit der meisten Wundärzte, die Ursachen davon und über die Mittel zur Verbesserung und Vervollkommnung derselben. Kap. V, S. 349—368 Ueber das Hebammenwesen, seine Wichtigkeit und Nützlichkeit, seine Mängel und Vorschläge zu Verbesserungen. Der Unterricht derselben müsse wenigstens ein halbes Jahr dau-

ern; Rec. kennt viele Staaten wo man mit 2 bis 3 Wochen zufrieden ist! es sey Polizeyaufsicht nöthig, daß geldsüchtige und eitle Geburtshelfer keine unnöthigen Operationen vornehmen. Der Band II hebt mit Kap. VI, S. 1—44 an. **Ueber die übermäßige Vervielfältigung der Aerzte in manchen Ländern, deren Ursachen und grosser Nachtheil für die leidende Menschheit und die Medicin.** Es versteht sich, daß der Verf. die Vielheit der Aerzte nur in der Hinsicht tadelt, daß sie Pfuscher und Stümper erzeugt; würde endlich einmal eine ächte Polizey der Medicin unter den Staatsgewalten existiren: so wird die Zahl der Aerzte sich von selbst vermindern, weil dann keine Idioten mehr konkurriren können. Der Verf. rechnet das Brownische System unter die Ursachen der neuern Vervielfältigung der Aerzte, weil es bey seiner scheinbaren Consequenz und Simplicität so lockend, und bey seiner stolzen Verachtung der Beobachtungen und Erfahrungen der Vorfahren, bey seiner kecken Anmaaßung Alles aus einem Princip abzuleiten, und alle Krankheiten und Heilmittel nur in zwey Klassen zu theilen, so federleicht zu erlernen sey. Kap. VII, S. 45—121 **Ueber die Bildung junger Aerzte, Bildungsanstalten für dieselben, über deren und der Lehrer Mängel und Fehler, Pläne diese zu verbessern.** Viel Treffliches und Nützliches. Ein akademischer Lehrer müsse ein Skeptiker und Eklektiker seyn, um gute Aerzte zu bilden; besonders schädlich sey der Brownianismus vieler unreifen akademischen Lehrer! Kap. VIII, S. 122—340 **Ueber die Nothwendigkeit der Eintheilung eines Landes in medicinische Physikatsdistrikte; Grundsätze zur Organisation derselben. Nöthige Eigenschaften der Physiker. Bestimmung ihrer Pflichten und Geschäfte.** Ein Physikat dürfe nicht über 4 bis 6 Quadratmeilen groß seyn. Es sey absurd die Handhabung der Medicinalpolizey Nichtärzten anzuvertrauen, die dieß nicht verstehen und kein wahres Interesse dabey haben. Der Vf. beweist statistisch und kammeralistisch, daß kein Kapital bessere Procente tragen werde, als was zur Besoldung der Gesundheitsbeamten verwendet wird. Rec. gesteht, daß diese Anzeige nicht hinreicht, um den Werth dieser Schrift in ihrer Fülle darzustellen und zu beweisen; allein sie ist so reichhaltig, daß eine volle Darstellung desselben zu viel Raum erfordert haben würde; eben diese nöthige Schonung des Raums ist auch Ursache, daß Rec. hier einige Sätze und

Ma-

Maximen nicht zu berichtigen sucht, in Rücksicht deren er mit dem Verf. nicht einverstanden ist. Der Vortrag des Verf. ist etwas weitschweifig; auch geht ihm die durchaus korrekte, lebendige und schöne Diktion ab, wodurch z. B. Zimmermanns Buch von der Erfahrung sich so viele Leser in der vornehmen Welt erwarb; doch läßt es sich viel besser und angenehmer lesen, als sehr viele von den besten juristischen Schriften, deren Lektüre den hohen Staatsbedienten doch auch unentbehrlich ist. Gewiß hat der Verf. eine vollständige und erfahrungsmäßige Pathologie und Nosologie des Medicinalwesens geliefert; wenn gleich seine Therapie desselben den Reiz der Neuheit nicht hat, und hie und da auch noch mangelhaft seyn mag.

Neues deutsches Apothekerbuch, nach der letzten Ausgabe der preussischen Pharmacopoe bearbeitet von *A. F. L. Dörffurt*, der Philosophie Doktor, Senator und Apotheker in Wittenberg etc. *Zweyter Theil*, welcher die Heilmittelfertigungskunde enthält. *Zweyte Abtheilung*. Leipzig, bey Crusius. 1804. 1034 S. gr. 8.

Es wäre wohl genug, nur das Daseyn dieser zweyten Abtheilung vom zweyten Theil des Dörffurtschen Meisterwerks anzuzeigen, da der Genius und der Reichthum desselben gewiß hinreichend bekannt, und auch vom Rec. in dieser A. D. Biblioth. bey der Anzeige der beyden ersteren Bände umständlich dargelegt worden ist; aber die Fülle von Belesenheit und Kenntnissen, womit der Verf. auch diesen Band ausgestattet hat, ziehe den Rec. so an, daß es ihm ist, als werde das große Werk durch eine simple Anzeige dieser Fortsetzung desselben herabgewürdigt: er will also aus dieser zweyten Abtheilung Einiges hier ausheben, wovon er bey seiner Durchlesung derselben wünschte, es möchte unter den Aerzten zur allgemeinern Notiz kommen, als es ohne Auszeichnung in einem so allgemein gelesenen Journal, kommen würde, da vielleicht viele Aerzte dieß große und starke Dörffurtische Werk nicht durchlesen. Beym Schwarzquecksilberoxydulat (merc. solub. Hahnem.) wirft Hr. D. die Frage auf: ob die von diesem Mittel gerühmten medicinischen Wirkungen dem,

darin den überwiegenden Mischungstheil ausmachenden reinen Quecksilberoxydulate, oder dem auch darin befindlichen Ammoniakalsalpetersauerquecksilber, oder der Verbindung beyder zuzuschreiben sey? wäre ersteres der Fall: so lasse sich dieses auf eine weit einfachere, sichere und zweckmäßigere Art darstellen, die auch D. S. 1095 angiebt; gründete sich aber die heilsame Wirkung des Hahnemann'schen Mittels vorzüglich auf das demselben beygemischte Ammoniakalsalpetersauerquecksilber, oder wenigstens auf die Verbindung desselben mit dem Quecksilberoxydulat: so sey es unerläßliche Pflicht, künftig bey dessen Bereitung ein Verfahren zu befolgen, wodurch ein immer gleiches Mittel entsteht: in dieser Hinsicht scheine die von Schulze (Scherer allgem. Journ. der Chemie VIII 47. St. 1802) allgemeine Befolgung zu verdienen. Wenn man Vitriolweinstein (arcan. duplicat.) in Wasser gelöst geben will: so muß die Quantität des Wassers so stark seyn, daß das Salz auch bey kalter Temperatur darin aufgelöst bleibe; denn ist des Wassers zu wenig: so schießt beym Erkalten das Salz an den Wänden an, und der Kranke ist in Gefahr Blutspeyen und andere üble Zufälle zu bekommen, wenn er die durch das Rütteln von den Wänden losgemachten Krystallen mit einnimmt, wovon der Verf. ein auffallendes Beyspiel anführt. Statt der zitronengesäuerten Krebssteine solle man, da doch nie die in diesem Präparate auch befindliche äpfelsaure Kalkerde wirksam seyn könne, den äpfelsauren Kalk (calcaria malica) selbst einführen, und zu dem Ende die Krebssteine mit Berberitzensaft sättigen; oder sich des nach Vauquelins Methode zubereiteten Dachhauslauchsafts (Crells Annal. 1800 S. 127) bedienen. Das geschwefelte Ammoniak besitze dieselbe Heilkraft als Fr. Hoffmanns flüchtige Schwefeltinktur und lasse sich besser einnehmen; auch werde es schicklicher als Prüfungsmittel statt Beguins Schwefelgeist angewendet. Der Liquor saponis stibiati (oder sulphur auratum liquidum) halte sich nur kurze Zeit und dürfe höchstens nur auf einige Wochen vorräthig gemacht werden; wenn er noch unverdorben ist, lasse er sich ohne Trübung mit (destillirtem) Wasser mischen. Der Verf. meint, das ungleich wohlfeilere Mohnöl verdiene in den Apotheken eher beybehalten zu werden, als das Mandelöl, weil es, gehörig gepreßt, demselben gewiß in keiner Rücksicht nachsteht. (Aber die Auspressung desselben ist so mühsam.) Man erhalte aus dem käuflichen Hirschhorn, oder

Kno-

Knochenöl deßwegen gleich vom Anfang insgemein ein gelbliches oder röthliches thierisches Oel, und zwar in so geringer Menge, weil daraus das thierische Oel schon abgeschieden worden; der Apotheker muß also sein Knochenöl hierzu selbst bereitet, oder aus sichern Händen erhalten haben. Die ächte Kakaobutter verdiene unter allen fetten Oelen, weil sie sich viele Jahre unverdorben erhält, vorzüglich zum innern Gebrauch benutzt zu werden. Auf die beste Weise werde der einfache Sauerhonig bereitet, wenn man 1—3 Drachmen konzentrirte Essigsäure zu jedem Pfund gereinigten Honig mischt. Wegen der Unsicherheit aller vorräthig bereiteten Phosphorsäure sey es am rathsamsten die Quantität, welche der Arzt verordnen will, in der erforderlichen Menge festen Oels in einem verstopften Gläschen im heißen Wasserbade unmittelbar vor dem Gebrauch erst klar auflösen und der Mischung zusetzen zu lassen. Die auf die bisher in den Apothekerbüchern bekannt gemachten Arten bereitete Spießglanzseife halte sich höchstens nur einige Wochen, und werde dann ein ungleichförmiges und ungewisses Mittel, welchem das abgeschiedne fette Oel noch besonders eine sehr widrige ranzige Beschaffenheit mittheile; Hr. D. schlägt also vor, sie bey der Rezeptur nach folgender von ihm ertheilten Vorschrift bereiten zu lassen, die höchstens nur eine halbe Stunde Zeit erfordert: zu zwey Unzen ätzenden in eben so viel destillirtem Wasser gelösten und in einer eisernen Pfanne bis zum Kochen erhitzten Kali schütte man nach und nach, unter stetem Umrühren, zwey Unzen pommeranzenfarbigen Spießglanzschwefel, und ist die Auflösung und Vereinigung zu einer flüssigen, klaren, meergrünen Spießglanzleber erfolgt: so setze man sechs Unzen geschabte, nicht zu feuchte medizinische Seife hinzu, bringe beyde vermittelst noch wenigen Kochens und fleißigen Rührens mit einer hölzernen Pistille, zur genauesten Verbindung: tröpfle dann zu der vom Feuer entfernten, noch warmen Masse etwas Weingeist, und stoße sie damit zu einem festen zusammenhängenden Teig. Die so genannten Kämpfischen Seifen erklärt Hr. D. für eben so unhaltbar und also zum Vorräthigmachen eben so unschicklich. Mit Recht bemerkt der Vf. es sey noch unentschieden, welchem von den beyden eisenhaltigen Schwefeläthergeistern (Liquor anodyn. martiat.) dem gelblichen oder ungebleichten, der noch übersalzigsaures Eisenoxyd, oder dem weißen und gebleichten, der übersalzigsaures Eisenoxydulat enthält, eigentlich

lich die gewähnte arzneyliche Wirkung vermöglich zusammen; gleichwohl könnten die Kräfte beyder nimmermehr einerley seyn, und ihre Einwirkung auf den menschlichen Körper sey gewiß so abweichend, als ihr beyderseitiges Verhalten gegen andere Substanzen. Der Verf. fordert also die Aerzte, besonders diejenigen, welche klinischen Anstalten vorstehen, auf, die Abweichung und spezielle Wirkung beyder zu prüfen. Es kann dieß auch leicht geschehen, da das grüne krystallisirte salzigtsaure Eisenoxydulat sich in genau verstopften Gläsern so gut als das feste sublimirte salzigte saure Eisenoxyd jahrelang unverändert aufbewahren, und die Auflösung derselben sich auf der Stelle machen läßt. Diese zweyte Abtheilung des zweyten Theils fängt mit Hydrargyrum oxydulatum nigrum an, und schließt mit spiritus vini rectificatissimus, und ist mit aus der ersten Abtheilung fortlaufenden Seitenzahlen gedruckt, so daß sie mit Seite 965 anfängt. Es sind also noch 24 Seiten der Urschrift zu bearbeiten übrig; Rec. zweifelt, ob diese in der dritten Abtheilung noch so viel Raum übrig lassen werden, als die Register bedürfen; denn wenn der Verf. wie er allerdings sollte, seinem wichtigen und so äußerst reichhaltigen Werke alle Brauchbarkeit verschaffen will, worauf es so viele Ansprüche hat: so ist ein sehr detaillirtes Register ein durchaus unvermeidliches Bedürfniß, und dieß wird gewiß viele Bogen mehr erfordern, als ihm der Text in der dritten Abtheilung übrig läßt, und Rec. hält es für viel rathsamer dem Register und der Nomenklaturtabelle einen eignen fünften Band zuzutheilen, als es kurz und unvollständig zu liefern. Es wird dem Hrn. D. D. leicht fallen, die dritte Abtheilung der ersten und zweyten an Stärke gleich auszuarbeiten; sie enthält noch einige Mittel von großem chemischen Umfang, und überdieß würde er sich Dank verdienen, wenn er einige bisher noch nicht abgehandelte, und doch neuerlich in Ruf gekommene Mittel z. B. das acidum formicarum noch nachholen, auch in Rücksicht einiger von ihm schon abgehandelter Mittel mit den allerneuesten pharmaceutischen Bemerkungen darüber, z. B. zur Angusturarinde Zusätze machen wollte. Zum Beweis, daß der Verf. in der Bearbeitung dieses Meisterwerks seinem Plan treu geblieben, bemerkt der Rec. daß seine Zusätze bey dem hydrarg. oxydulat. nigrum 50 Seiten, beym hydrarg. phosphoric. 28, beym kali acetic. 29, kali carbonicum 21, kali sulphuric. 11, liquor ammon. acetat. 14, liq. ammon. caust. 28, liq. kali caust.

emuls. 25, liquor. stibii muriatici 40, magnesia carbon. 27, natrum carbonicum 59, natrum sulphuric. crystall. 22, phosphorus 65, spiritus muriatico-aethereus 96, spir. nitrico-aether. 70 spirit. sulphurico-aether. martiatus 53 und beym spirit. vini rectificatiss. 71 Seiten ausfüllen. Eingeschaltet sind in dieser Abtheilung, ohne die Pillen-Pulver-Species, und andere in den Erläuterungen selbst oder in den Noten angeführte Formeln, oder Vorschriften in Anschlag zu bringen, folgende Mittel: hydrargyrum tartaric. (tartar. mercurialis), infus. ever. chinae frigid., infus. multi, kali muriatic., (sal oxygenat.) kali stibio-sulphurat. hydrogenat. (hepar antimonii), linim. saponato-terebinth. (balsam. vitae extern.), liq. ammonii hydrosulphurat. (ammonium sulphurat.), mixtura cupro sulphurico et alumine acida (aqua styptica), sapo hydrargyrus, spiritus aromaticus acetatus, spir. arthrit. Pottii und spiritus moschat. Als ein Beyspiel, mit welcher ungeheuern Nomenklatur der Verf. sein Werk entstellt und gewiß vielen Lesern widrig und unverständlich gemacht hat, stehe hier seine Benennung des Spießglanzmohr Seite 1032: Hydrothionschwefelspiesglanzquecksilberoxydulat!!

Wo.

Joh. Dan. Metzgers gerichtlich-medicinische Abhandlungen. Ein Supplement zu seinem kurzgefaßten System der gerichtlichen Arzneywissenschaft. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1803. XVI und 207 S. gr. 8. Zweyter Theil. Ebendaselbst. 1804. VIII und 190 S.

Jeder Beytrag zur gerichtlichen Arzneywissenschaft, womit uns Metzger beschenkt, hebt sie gewiß auch eine Stufe höher; er ist durch allgemeine Acclamation Antistes in dieser Wissenschaft, und Rec. freut sich der Anzeige dieser Supplemente zu seinem klassischen System derselben recht sehr; er würde sie auch sehr umständlich geben, wenn der Verf. seinem Entschluß, den er in der Vorrede zum Th. I. so bestimmt ankündigt, sein System vorerst in der Form, in welcher es 1798 erschien, zu lassen, und statt einer neuen Ausgabe desselben dem Publikum bloß diese Abhand-

 lun-

lungen rc. zu übergeben, noch einige Zeit treu geblieben wäre. Da aber in dieser Ostermesse (1805) eine neue, verbesserte Auflage dieses Systems erschienen ist; die Rec. aber leider noch nicht gesehen hat: so muß man voraussetzen, der Verf. werde Alles, womit er in diesen Abhandlungen die gerichtliche Arzneywissenschaft bereichert und vervollkommt hat, in dieser neuen Auflage eingeschaltet haben; folglich macht sich eine räsonnirende Anzeige der gerichtlich-medicinischen Artikel in derselben hier überflüssig, und Rec. wird also kaum etwas mehr als die Aufschriften derselben hier anführen, um die Leser der neuen Auflage des Systems zur Nachschlagung dieser Zusätze oder Berichtigungen anzureizen, und ihnen einen Kommentar über dieselben anzuweisen. **I. Ueber den Ursprung und Ausbildung der gerichtlichen A. W. S. 1—10.** Sie ist auf deutschem Grund und Boden erzeugt, geboren, gepflegt und groß gezogen, und gewiß zu einer nicht unansehnlichen Größe erwachsen, wenn auch schon noch nicht vollkommen ausgebildet. Der Verf. sagt: er kenne keine hülfsbedürftigere Wissenschaft, die mehr aus andern Wissenschaften zu borgen hätte, um ihren Zweck zu erreichen, als die Rechtsgelehrsamkeit! Und doch hat sie die Kunst verstanden, sich alle andere unterzuordnen, und die Staatsregierungskunst am Leitband zu führen? Weil der Gang des Geistes bey dem Juristen, der sich an positive Gesetze als das höchste Wissenswerthe gewöhnt hat, und bey dem Arzt, dem das unermeßliche weite Feld der Natur zur Uebung seiner Geisteskräfte freygelassen ist, ganz verschieden ist: so ist es den wenigsten Juristen möglich, sich mit dem erforderlichen Fleiß und Ausdaurung die ihnen so nöthigen gerichtlich-medicinischen Kenntnisse zu verschaffen, und M. meint, es sey wirklich besser, daß sie ganz davon ablassen, als daß sie Halbwisser würden, die durch ihre schiefen Urtheile den Aerzten oft nur zur Last fallen. So lange dem Defensionsgeschäfft keine gemessenen Vorschriften gegeben sind: so gehören die defensorischen Insulten mit zur besten Welt! Die gerichtliche Arzneygelehrsamkeit sollte keine andern Gegenstände bearbeiten, als die Bezug auf die Rechtsgelehrsamkeit haben: es sey also zweckwidrig, auch theologische Fragen in derselben aufzuwerfen. **II. Ueber die Tödlichkeit der Verletzungen und ihrer verschiedenen Gra-**

de S. 11—30. III. Ueber die verschiedenen in Leichnamen zu erforschenden Todesarten S. 31—45. Ueber früh- und spätreife Geburten S. 46—64. (Aus Loders Journal.) V. Ueber simulirte Krankheiten S. 65—70. VI. Ueber Geistesverirrungen S. 71—100. VII. Ueber die Lungenprobe S. 103— (Aus Formey medic. Ephem.) VIII. Ueber die Ploucquetsche Lungenprobe S. 107—142 (Aus Loders Journal) IX. Ueber Vagitus uterinus S. 143—148. Der Verf. kämpft mit theoretischen Gründen gegen Osianders und Fickers Erfahrungen; allerdings vermögen theoretische Gründe nichts gegen Fakta oder Erfahrungen; aber die Erfahrung, welche über alle Widersprüche einer rationellen Theorie siegen soll; muß auch entschieden gewiß seyn, und wie leicht ist auch bey dem besten Willen Täuschung möglich? giebt es nicht tausend Beyspiele in unserer Kunst, wo bey Erfahrungen, die man für entschieden gewiß hielt, doch Täuschungen statt fanden? und sollte nicht die Erfahrung Mehrerer sie erst bestätigen müssen, ehe man eine der Theorie so widersprechende, als der Vagitus uterinus ist, die neuerlich bloß nur von zwey Personen behauptet wird, für entschieden gelten lassen kann? ist die Frage hier nicht wichtig: warum hörten Hagen, Mursinna, Mekkel, Sartorph und selbst Böer dieß Geschrey des Foetus nie? X. Ueber Löfflers Zeichenlehre: ob ein Kind lebendig oder todt zur Welt gekommen sey? S. 149—157. Es wird die Unstatthaftigkeit einiger von Löffler und Vogel angeführten Zeichen bemerklich gemacht. XI. Ueber die Folgen des unehelichen und unnatürlichen Beyschlafs S. 158—165. XII. Ueber männliches und weibliches Zeugungsvermögen S. 166—175. Schwierigkeiten des ärztlichen Ausspruchs über dasselbe; ob Herr G. R. M. jetzt nicht geneigt seyn wird, seinen Spott über Galls Entdeckungen zu bereuen? XIII. Ueber Hermaphroditen S. 176—180. XIV. Ueber Hospitäler S. 181—197. Eine Rede bey einer Doktor-Promotion, auf deren Thema der Verf. auch im Th. II, zurückkömmt. XV. Neueste Literatur der gerichtlichen Arzneywissenschaft seit 1798. Sie ist unvollständig; besonders fehlen viele hieher gehörige akademische Schriften. Der zweyte Theil enthält: I. Ueber Arsenikvergiftung und ihre Folgen S. 1—19. Das

 Ur-

Urtheil erster Instanz in der Untersuchungssache wider die GR. Ursinus, Berlin 1803. dem auch die Obduktionsscheine beygefügt sind, giebt Hrn. M. zu wichtigen Bemerkungen über die Kennzeichen und Ausmittelung einer Vergiftung durch Arsenik Anlaß. Rec. sah sich sogleich nach einem Aufschluß um, was die Urtheilssprecher bewogen haben möchte, die Leiche der Tante für an einer Arsenikvergiftung gestorben zu betrachten, die Leiche des Ehemannes hingegen nicht; ohngeachtet die Obduktion beyder Leichen beynahe dieselben Resultate gezeigt, die Obducenten auch bey beyden Leichen auf den wahrscheinlichen Tod durch eine Arsenikvergiftung geschlossen hatten, und beyde Personen nach Aussage ihrer Aerzte ohne Zufälle einer Arsenikvergiftung gestorben waren; was Hr. M. darüber sagt ist wohl nicht sein Ernst: er meint, man habe bey der Tante darum auf die Aussage der Aerzte weniger geachtet, weil sie nicht, wie die Aerzte des Ehemanns es thaten, die Krankheit angegeben hatten, woran sie gestorben. Wahrscheinlich trat hier der Fall ein, dessen der Hr. GR. in Nr. I. des I. Th. S. 5 gedenkt, wo die Rechtsgelehrsamkeit sich des sich vorbehaltnen Rechts bediente, in gewissen Fällen ihren eignen Weg zu gehen, und die Meinungen der Aerzte bey Seite zu setzen. Rec. stimmt der Meinung des Verf. bey, daß es bey diesem so spät zur Untersuchung gekommenen Vergiftungsfall, rathsam gewesen seyn würde, die Destillation der ganzen Masse der Verdauungswerkzeuge vorzunehmen. II. Ueber Opiumvergiftung und ihre Folgen S. 20—43. III. Ueber den Gemüthszustand eines Mörders S. 44—58. Der Mörder war in keinem raptu melancholico, oder furore transitorio; sondern in einem furore ebrietatis et irae. IV. Gutachten über einen von einem Ehemann an seiner Gattinn verübten Todtschlag S. 59—68. Es würde hier zu viel Raum füllen, wenn Rec. seine Meinung, daß bey diesem Fall, die Trunkenheit, kränkliche Beschaffenheit der Baucheingeweide u. s. w. die Mißhandlung doch absolut lethal gemacht, also eine individuelle Tödtlichkeit statt gefunden habe, rechtfertigen wollte. V. Gutachten über eine geschickte Criminalakten verheimlichte Schwangerschaft und Geburt betreffend S. 69—80. VI. Gutachten über den Grad der Tödtlichkeit der an einem ermordeten Manne gefundnen Verletzungen S. 81—87. Dem Fall unter Nr. IV. sehr ähnlich. VII. Ueber

Hoa-

Hospitäler S. 88—104. Der Verf. setzt hier seine im I. Th. Nr. XIV. angefangene Invektive gegen die Hospitäler fort; er scheint bey seinem Studium der bösen Seite derselben, die gute ganz übersehen zu haben; seine Beweise nimmt er vorzüglich von der schlechten Beschaffenheit des Hotel Dieu her; es giebt aber Hospitäler und selbst in Deutschland, welchen man die abscheuliche Einrichtung dieses übelberüchtigten Hospitals nicht vorwerfen kann; er zeigt, hauptsächlich aus einer französischen Schrift, die Vorzüge der Krankenbesuchsanstalten u. s. w. Wenn aber auch alle Gründe des Verf. gegen die Hospitäler richtig und die Mißbräuche in denselben nicht abzustellen wären: so trifft sein Tadel doch nur die grossen Hospitäler. VIII. Ueber Irrhäuser und Behandlung der Wahnsinnigen S. 105—124. Beschreibung des noch fehlerhaften neuen Irrenhauses zu Königsberg. Landesherrliche Verfügungen, die auf die Verbesserung der Mängel desselben Bezug haben; des Verf. sachkundiges Gutachten über die Anwendbarkeit der empfohlnen Verbesserungen im Königsbergischen Irrenhaus. Er dringt auf bessere Aufwärter, auf Reinlichkeit und auf die psychische Heilmethode. IX. Ueber einige neuerrichtete Medicinalanstalten zu Königsberg. S. 125 — 1) das Königliche Hebammen-Institut, 2) das Königliche Schutzpocken-Impfungs-Institut, 3) die vom Magistrat angelegte Krankenanstalt. X. Ueber Verbesserung der Anstalten zur Rettung der Ertrunkenen S. 144—154. Des Verf. Räsonnement über das öftere Mißlingen des Rettungsgeschäffts enthält nichts Neues; er hält jeden Ertrunkenen, der länger als eine halbe Stunde im Wasser gelegen hat, für unwiderruflich verloren, und glaubt, daß auch bey vielen von denen, die früher herausgezogen werden, wenig Hoffnung seyn möchte, sie wieder ins Leben zurückzubringen. Seine Vorschläge zu Verbesserungen der Rettungsanstalten beziehen sich besonders auf Königsberg. Nr. XI. Ueber die Priorität des Todes S. 155—163. XII. Was hat die gerichtliche Arzneywissenschaft durch die Bearbeitung der neuesten französischen Aerzte gewonnen? S. 164—190. Der Verf. beurtheilt Fodere's und Mahons Schriften, und das Resultat ist: daß sie wenig oder nichts enthalten, was nicht schon in den Schriften der deutschen gerichtlichen Aerzte zum Theil besser gesagt worden: daß also die Wissenschaft

schaft durch diese französischen Werke nicht viel gewonnen habe.

Rt.

Untersuchungen über die Natur und Behandlungs-Weise der Rinder-Pest, mit einer kurzen Geschichte des Verlaufs derselben in Würtemberg in den J. 1795—1801 von Gottl. Heinr. Walz, Würtemb. Land-Thier-Arzt und Sanitäts-Deputations-Mitglied. Stuttgart, bey Steinkopf. 1803. XX und 253 S. 8. 18 gr.

Der Verf. scheint vorzüglich in der Absicht seine Arbeit unternommen zu haben, um die unrichtigen Urtheile des Publikums über das Todtschlagen der kranken Thiere im Würtembergischen zu widerlegen. Die Schrift, welche in zwey Theile zerfällt, ist mit Sachkenntniß und richtigem Urtheil abgefaßt. In der Abhandlung über die Geschichte und Behandlung der Rinderpest ist hauptsächlich Abildgaard's Abhandlung in Viborg's Samml. von Abh. B. I. benutzt. Der Verf. behauptet, daß der Orient, die Tartarey, und in den spätern Zeiten Ungarn, das einheimische Land der Rindviehpest seyn, und daß sie sich von da durch Ansteckung, besonders durch das den Armeen nachgeführte Schlachtvieh, in Deutschland und die übrigen Europäischen Länder verbreite. Er gesteht also durchaus nicht zu, daß sie sich überall durch Erhitzung, Uebertreiben der Thiere, Heereszüge u. dgl. entwickeln könne. Er widerlegt Mitchill's Hypothese vom oxydirten Stickgas, die Reich und Frank adoptirt haben, so wie auch die Wurmtheorie von Cogrossi, Vallisneri u. a. Er stellt anfangs den Satz auf, daß die Seuche nur durch unmittelbare Berührung anstecke; giebt aber nachher §. 24 zu, daß sie auch mittelbar und durch die Atmosphäre sich fortpflanze. Die Beschreibung des Verlaufs und der Erscheinungen, auch der Anomalien der Seuche, ist gut. Kein Vorbeugungsmittel; Kochsalz, eisenhaltiges Wasser, Belladonna, Quecksilber, Oelklystire, fruchteten etwas. Die Brechwurzel, zu 1 Quent, schien Einiges zu leisten, der Wein wirkte als flüchtiges Belebungsmittel. Das Resultat ist daher sehr leicht zu ziehen, daß man nur das Todtschlagen der ersten kranken Häupter empfehlen könne. Unter den Krankheiten, wel-

welche zuweilen, z. B. noch von Osiander, Laubender, mit der Rinderpest verwechselt werden, führt der Verf. den Milzbrand, das Winterentzündungsfieber (das nicht ansteckend und keine Lungenaffektion ist) und den sogenannten Nachtschatten des südlichen Deutschlands, eine febris ephemera, an. Die Geschichte der Einimpfungen ist ausführlich bearbeitet, und es werden sowohl die ungünstigen, als die günstigen Resultate von den verschiedenen Versuchen erzählt. Der Schluß ist, daß die Einimpfung unnütz sey, und nur in Ländern, in welchen die Seuche einheimisch sey, empfohlen zu werden verdiene. Polizeyanstalten seyn in den übrigen Ländern zweckmäßiger. Der Verf. giebt die Bedingungen und Methode der Impfung an. Gut möchte es wohl nicht seyn, wenn man die Stelle am hohlen Bauch dazu wählt, weil hier die Thiere sich lecken und die Impffäden abreissen können. Wie den hinzukommenden Zufällen bey Geimpften zu begegnen sey, (hier wird besonders einer Halsentzündung erwähnt) und die Reconvalescenten zu behandeln seyen. Die Polizeyverfügungen, Grenzbesichtigungen, Sperre, Vorsichtsregeln bey Viehtransporten, Absonderung der Gesunden von den kranken Thieren werden kürzlich angegeben; dabey wird die Benutzung der Häute, des ausgesottenen Unschlitts und des Fleisches, unter gewissen Einschränkungen verstattet. Auch hier wird dem Tödten, wobey die Regierung und das Land die Eigenthümer entschädigen müssen, der Vorzug eingeräumt.

S. 197 und ff. enthält die Geschichte der Seuche in dem Würtembergischen 1795—1801. Seit 1746, den Zeiten des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, waren die Würtembergischen Staaten verschont geblieben. Den 1. Dec. 1795 geschah zuerst die Anzeige, daß in einigen zum Oberamt Stuttgart gehörigen Dörfern die Uebergülle sich zeige. Man erkannte sie bald für die wahre Rinderpest, welche durch Ungarisches den Heeren nachgeführtes Schlachtvieh eingebracht worden war. Durch obrigkeitliche Verordnungen wurde das Tödten und Verscharren der erkrankten Häupter festgesetzt; jedoch in der Folge manchen Gemeinden die Benutzung der Häute (durch einen dazu eigends bestellten isolirt arbeitenden Gerber) und des Unschlitts verstattet. Diese Verordnungen wurden, wegen der neuen Kriegsunruhen, nicht mit Strenge durchgesetzt, und da die Aussicht auf Entschädigung weit

aus-

anwachsend wurde, ergriffe man am Ende in den Aemtern willkührlich; man verspeiste das Fleisch, wodurch die Ausbreitung noch grösser wurde, und die Aerzte kurirten in eignen Krankenställen. Endlich wurde die Seuche im Sommer 1801, mittelst strenger durch militärische Hülfe unterstützter Polizeyverfügungen, ausgerottet. Die Hauptresultate von den eingeschickten Berichten waren folgende:

Dec. 1791		Viehstand in den Ortschaften	Erkrankte.	Genesene.	Gefallene.	Geschlagene
bis Ende	1796	77,766	28,895	2,254	12,853	13,788
	1797	weiterer Viehstand				
		6,179	6,001	603	1,874	3,524
	1798	7,246	3,150	741	878	1,531
	1799	19,506	5,337	793	1,561	3,183
	1800	7 Ortschaften				
		2,142	542	86	133	283
	1801	2 Ortschaften				
		2,600	901	229	405	267
		115,439	45,026	4,706	17,804	22,516

In

In 41 Ortschaften wurden bey einem Viehstand von 16,968 Stücken 248 geschlagen und dadurch der ganze Viehstand gerettet. In 11 Ortschaften ein Viehstand von 4,135, von welchem 99 geschlagen wurden. Unter den Todtgeschlagenen waren die meisten, nachdem Alles umsonst versucht war, von den Besitzern erst abgegeben worden, und nur 551 wurden als auf gesetzmäßige Weise und zur Landesentschädigung berechtigte anerkannt. Bey der großen übrigen Zahl von 20,965 müssen die Amts- und Gemeindskassen unter die Arme zu greifen suchen. Alle angewendeten Arzneymittel und Hospitalanstalten vermochten, trotz der aufgewendeten Kosten, nichts. Am meisten noch schienen schleimichte, fette und saure Mittel gewirkt zu haben, und, bey sinkenden Kräften, gewürzhafte und Wein; doch wirkten sie zu eben der Zeit an andern Orten nichts. Auffallend war die geringe Tödtlichkeit in Aurich, welches an einer Anhöhe liegt und treffliches Quell- und Forellenbachwasser hat. Von 279 Stücken erkrankten 160, von welchen 9 fielen und 16 getödtet wurden. Hier kam also auf 7 kranke nur 1 todtes. Ueberhaupt war in höher liegenden Oertern die Sterblichkeit geringer. Naßkalte Witterung, strenge Kälte oder Hitze war für die Kranken am ungünstigsten. Kein einziges durchgeseuchtes Thier wurde zum zweytenmal befallen, und die Thiere, welche von durchgeseuchten Kühen gefallen waren, kamen leicht durch. D. Wagner in Ballingen versuchte die Impfung an 6 Stücken, von welchen 4 fielen; an eben diesem Ort wurde von 8 kranken im Durchschnitt nur eines gerettet.

Mk.

Dr. *Andr. Röschlaubs* erster Entwurf eines Lehrbuchs der allgemeinen Jaterie und ihrer Propädeutik, als Handschrift zu seinen Vorlesungen. *Erster Theil*, die Einleitung und Propädeutik enthaltend. Frankfurt a. M., bey Andreä. 1804. 385 S. 8.

Alle Schriften des höchst thätigen Verf. haben einen gewissen gemeinsamen Charakter. Da Hr. R. alle Möglichkeit einer bisherigen Arzneywissenschaft bestreitet: so suchte

te er ein bis in die letzten Grundzüge herunter neues Lehrgebäude derselben aufzuführen. Hierzu hatte er inzwischen theils zu wenige medicinische Erfahrung, theils zu viel Hastigkeit, und so widerfuhr ihm die Unannehmlichkeit, daß das neu aufgeführte Gebäude, gleich nach der Aufführung schon wieder anfing zu wanken. Und ob er nun gleich selbst an demselben zu ändern und bessern suchte: so wurde dieß doch nach allzu verschiedenartigen Regeln unternommen, als daß der Erfolg davon hätte viel Glück haben können. Man findet daher in Hrn. Rs. Schriften immer das Alte verworfen, und etwas Neues empfohlen, so daß dasjenige, was Hr. R. vor einigen Jahren als einzig möglich und wahr pries, jetzt von demselben selbst als irrig verworfen wird. Dadurch wird Hr. R. in die Nothwendigkeit gesetzt, immer wieder von vorn anzufangen, und er wird, wenn er diesem seinem Charakter treu bleibt, nie etwas Ganzes oder Vollendetes liefern. Ein neues philosophisches System wird ihm eine neue A. W. geben. Es entsteht aber auch ferner die Nothwendigkeit hieraus, jeder neuen Schrift eine neue Einleitung beyzugesellen und da Hr. R. nicht die Gabe der Kürze und Präcision besitzt: so sind oft diese Einleitungen so groß, als die eigentliche Abhandlung selbst. Durch den Wunsch und das Streben, immer neue Ansichten zu geben, wird endlich der Verf. oft verleitet, die Neuheit bloß in Worten und Phrasen, griechischen, deutschen und undeutschen, zu suchen. Dieß alles gehört zu dem gemeinsamen Charakter der Röschlaubischen Schriften. Es ist nun ganz natürlich, daß das Studium dieser Schriften desto mehr an Interesse verliert, je weiter man in denselben vorschreitet. So bald ein Schriftsteller so schwankend in seinen Meinungen ist: so bald verliert er, wie jeder moralisch unzuverlässige Charakter, von dem Vertrauen, was man ihm anfangs schenkte. Hat er, wird man denken, die Wahrheit nicht erkennen können: wird er sie wohl einmal finden? Hat er sie nicht erkennen wollen, wird er es einmal wollen? — Hr. R. verzeihe, daß wir hier ein offenes Geständniß der Empfindungen ablegen, welche bey der Lektüre seiner Schriften in uns rege geworden sind. Wir glauben hierbey das Organ einer großen Mehrheit im medicinischen Publikum zu seyn! Aber mit eben diesem unsern freymüthigen Geständnisse ist auch über alle vorhergegangenen und zum Theil selbst über die gegenwärtige Schrift des Verf. das Urtheil gesprochen. Man kann sie nicht für schlecht halten; man

man kann sogar Manches aus denselben lernen; aber von ganz ausgezeichnetem Werthe sind sie dennoch nicht. Die gegenwärtige hat das Eigene, daß der Verf. in derselben mehr als in irgend einer seiner frühern Schriften Achtung für Erfahrung an den Tag legt. Damit hat sie in unsern Augen einen Vorzug erhalten, welchen alle andere nicht besitzen. Auch zeigt sich der Verf. in derselben der Naturphilosophie mehr zugethan, als in den vorigen. Wenigstens sind die physiologischen Betrachtungen, welche im 1. Abschnitt enthalten sind, in naturphilosophischem Geiste verfaßt. Es wird in denselben von einem Leben im Leben, vom Lebensprincip als der absoluten Natur, der Natur in der Natur, dem Organismus in allem Organischen u. dergl. gesprochen. Es kommen auch die Ausdrücke: Subjektobjektivirung, Trübung der reinen Form des Lebens, Dimensionen, Duplicität, Polarität u. dgl. zum Vorschein. Reine, ungetrübte (eine Katachrese!) Einheit und Indifferenz der allgemeinen, dem gesammten Organismus zukommenden Lebensform in der Mannichfaltigkeit und Differenz der untergeordneten Lebensfunktionen, stellt den vollkommenen Zustand des Organismus und in subjektiver Beziehung die Gesundheit vor, das Bewußtseyn desselben das Wohlsichbefinden (abermals ein treffliches Wort!) u. v. v. Die Störung muß eintreten, wenn entweder die allgemeine Form der besondern zufälligen, oder die besondere der allgemeinen Form unangemessen gesetzt ist. Hieraus entsteht Krankheit, welche die Störung selbst ist. Die allgemeine Form des Organismus stellt dessen quantitatives; die besondere, zufällige, dessen qualitatives Verhältniß dar. (An solchen Antithesen ist die Naturphilosophie sehr reich: sie sind aber, wie diese hier, öfters ganz willkührlich angenommen und von allem Beweise entblößt!) Die allgemeine Form kann keine andere Veränderung erleiden, als die der Vermehrung und Verminderung, Sthenie und Asthenie, dort wird das Produkt vom Indifferenzirungsvermögen, hier das Indifferenzirungsvermögen vom Produkte überwogen; beyde beruhen auf Disproportion zwischen dem Vermögen, Indifferenz zu behaupten, oder dem Unendlichen (? — Bey der Sthenie überwiegt also das Unendliche das Endliche?) und dem Produkte oder Endlichen. (Ueber die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Wechselwirkung springt der Verf. mit Leichtigkeit hinweg.) Die Afterorganisirungen erklärt der Verf. größtentheils chemisch, und so auch die Wirkungen der Contagiums;

[illegible]: wir halten aber auch diese Erklärung für gewagt und [illegible]. Mannigfaltigkeit der Hauptmomente der Krankheit in [illegible] wichtige Organe gesetzt, erzeugt [illegible] der Krankheits- und Uebelseyns-Form. Heilung heißt das [illegible]werden (abermals ein treffliches Wort) der einem individuellen Organismus zugestoßenen Krankheit und der Momente ihrer Ursache; folglich ist sie das [illegible] des Widerstreites der allgemeinen Form des Organismus mit der besondern, der Trübung der ihm [illegible]. (So gelehrt das letztere ist, so wenig richtig ist es; wenigstens kann das alles nicht die Heilung selbst, sondern nur die unmittelbare Folge derselben seyn. Auf den Begriff in dem Worte: Trüben, in welches sich der Verf. verliebt zu haben scheint, weil es alle Augenblicke vorkommt: Trübung der Lebensform, Ungetrübtheit, ungetrübte Reinheit, Trübung der Einheit ꝛc. haben wir schon aufmerksam gemacht. Das Princip des Lebens ist nach §. 523 das Princip der Heilung; offenbar wird aber damit etwas Physisches und Metaphysisches mit einander vermischt. Die Demonstration der Gefahr- und Tödtlichkeit der Krankheiten §. 546 ff. scheint gesucht und schwerfällig zu seyn. S. 167 kommt der Verf. auf den Heilungsproceß der Sthenie. Hiebey muß das Indifferenzirungsvermögen geschwächt (das Unendliche, wie es oben hieß, gegen das Endliche überwiegend gemacht) werden; das geschieht 1) durch völlige Abhaltung, oder beschränkte Zulassung gewohnter positiv reizender Potenzen, 2) durch Setzung ungewohnter negativ reizender Potenzen und 3) durch Entziehung inwohnender positiv reizender Potenzen. Die erste Weise ist die gelindeste; die dritte, da sie auf Entziehung dessen beruht, woraus das Indifferenzirungsvermögen die organische Metamorphose unterhält, die heftigste. Entziehung des Blutes gehört zu letzterer. Das Blut, angemessen nur dem Zentralorgane des reellen Poles aller organischen Wirksamkeit und dessen Ausstrahlungen, giebt die mächtigste Bestimmung zur Wirksamkeit dieser Organe. (Verba grandisona!) Blutentziehung ist überhaupt nur bey größter Hypersthenie des reellen Systems, an welcher dieses durchaus mit seinem Hauptzentralorgane (!) dem Herzen, und dessen Ausstrahlungen Theil nimmt, erforderlich. Sie ist aber nur in der Heftigkeit des dritten Stadiums erforderlich u. s. w. In diesem Geschmacke ist das ganze Werk ausgearbeitet. Die Mühe, welche sich der Verf. bey demselben

ge-

gegeben hat, ist unverkennbar. Aber es ist mehr eine Mühe in Rücksicht auf die Form der Darstellung, als der Materie selbst. Uebersetzen wir die ungewohnten, schwerfälligen, unglücklich gewählten neuen Kunstausdrücke, davon wir vorsätzlich mehrere ausgezogen haben, in die gewohnteren, leichtern und verständlichern: so finden wir eine nur mit etwas Chemisch-Physischem tingirte, der Naturphilosophie educirte, vielleicht aber eben dadurch desto probehaltigere Erregungstheorie. Grösser würde das Verdienst des gelehrten Verf. geworden seyn, wenn er das Radikale des neuen Systems ausgezogen und in einer gefälligeren Form, als die jetzige ist, gegeben hätte. Es ist unmöglich, daß das jetzige deutsch-medicinische System irgend einiges Glück bey unsern Nachbarn, oder der verständigen Nachwelt mache; schon die barbarische Sprache, in welcher es sich ausspricht, widerstrebt aller wahren ästhetischen Bildung zu sehr, als daß es allgemeinen und dauernden Beyfall erhalten sollte.

Zeitschrift für die Jatrotechnik (praktische Arzneykunst) von Dr. *Andr. Röschlaub. Ersten Bandes erstes Stück.* Landshut, bey Krüll. 1804. 112 S. 8.

Wie gewöhnlich fängt auch diese neue Zeitschrift des Vf. mit einer weitläuftigen Abhandlung über den Zweck und Inhalt derselben an. Sie soll die Bearbeitung einzelner Rubriken und die Ausübung der AW. am Krankenbette ins Licht setzen, und größtentheils entweder Beyträge zur Theorie (?) der Jatrotechnik oder Erläuterungen derselben durch Fälle am Krankenbette enthalten. Bescheidener, als man sonst vom Verf. gewohnt ist, giebt er S. 25 zu, daß er noch keinesweges im Besitz einer vollendeten Theorie der Jatrotechnik sey; wir hoffen aber, daß die größere Beschäfftigung des Verf. am Krankenbette dazu beytragen werde, seine ganze Theorie vollendeter, d. h. freyer von Hypothesen und Chimären zu machen. Noch schaltet er einige Nachrichten von der Einrichtung der klinischen Schule zu Landshut ein, aus denen wir ersehen, daß dieselbe sich in keinem wesentlichen Stücke von andern unterscheidet. 1. Ueber den Inhalt und die Nothwendigkeit der

von den übrigen Zweigen der Medicin ganz getrennten Behandlung der Theorie der Jatrotechnik. Hier kommt der Vf. schon wieder in sein bekanntes weites Feld der Sophisterey oder wenigstens der Wortklauberey! Eine einzige belehrende Krankengeschichte würde diese ganze nutzlose Abhandlung aufgewogen haben! Die Theorie der Jatrotechnik soll die Regeln lehren, nach welchen der Arzt die theoretische Medicin am Krankenbette anwenden soll. Sie ist also, wie wir meinen, nichts als eine Theorie der Theorie; aber ist sie denn verschieden von demjenigen, was wir bisher unter allgemeiner und besonderer Therapie verstanden? Der Rec. kann durchaus nicht sagen, daß er in diesem ganzen weitläuftigen Aufsatze auch nur ein Jota von etwas Neuem und Bessern gefunden hätte, als wir vorher wußten. Hr. R. tadelt in allen solchen Aufsätzen das Alte, verwirft es, und verspricht neue bessere Ansichten; wenn man nun diese zu finden und zu haben glaubt: so sind es Worte, neue und viele Worte um wenig alte Sachen, viel Geschrey und wenig Wolle! So geht man von den jüngsten Geistesprodukten des Verf. immer unzufriedner weg, als man zu denselben gekommen ist! Oder ist es in der That etwas Neues, wenn er die Jatrotechnik auf folgenden fünf Akten beruhen läßt: 1) der Anamnese 2) der Diagnose 3) der medicinischen Prognose 4) des Kurplans und (was im vorigen liegt und mit demselben einerley ist) 5) der Kurmethode? — 8) Beschreibung des Verlaufs und der Kur mehrerer (zweyer) Fälle von Typhus. Zwey Krankheitsfälle, von denen sich einer tödtlich endigte. Typhus nennt Hr. R. die besondere Art in Einem fortdauernden Fieber, welche nebst auffallender Beschränktheit der wichtigsten Funktionen für die Vegetation, vorzüglich durch einen hohen Grad von Stupidität und Sinnlosigkeit ausgezeichnet ist. Er ist nur selten, als solcher, in der ersten Periode des ausgebildeten Fiebers hervortretend; und wenn es der Fall ist: geschieht es nur durch ungewöhnliche gewaltsame Schädlichkeiten veranlaßt u. s. w. (auch dieß scheint uns entweder nur eine Art von Wortklauberey, oder nicht ganz der Erfahrung angemessen zu seyn.) Hr. R. unterscheidet zwischen Typhus nervosus und T. putridus, und nimmt noch ein Mittelding zwischen beyden an. Der erste zeichnet sich besonders durch Anomalien der thierischen und höchsten (?) menschlichen (mit andern Worten: der Geistes-) Funktionen aus. (Ist denn aber das etwas anders als die

oben

oder angegebene Stupidität und Sinnlosigkeit?) Die zweyte Art, der T. putridus, unterscheidet sich durch die auffallendsten Folgen des Gesunkenseyns (Unterdrückung, Verminderung, Schwäche) der Reproduktion und der zu großen Macht der äußern Natur über Gebilde, mit welchen sie in Berührungspunkten (?) steht (mit andern ältern Worten und kürzer und wahrer: Spuren faulichter Auflösung.) Aus den Krankengeschichten ergiebt sich, daß der Verf. besonders der Essentia ambrae große Kräfte zutraue, worin wir auch nicht mit ihm übereinstimmen können. Die ganze Schrift müssen wir für gehaltlos und unbedeutend erklären.

Mz.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Krates und Hipparchia, ein Seitenstück zu Menander und Glycerion, von C. M. Wieland. Zum Neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 192 S. 12. 1 Rg. 12 gr.

Ein reizendes, anmuthiges Kind der Wielandischen Muse, und ein willkommenes Seitenstück ihrer vorjährigen Jahresgeschenke. Auch diese freundliche Dichtung gründet sich auf Geschichtsnachrichten; aber zu einem schönen, lieblichen Sitten- und Charaktergemälde ist sie nur durch ihres Urhebers sinnreichschöpferischen Geist geworden. Noch immer lächelt dem Unsterblichen Sokrates holder Genius, noch immer steht Lucians schalkhafte Laune ihm zu Gebote, noch immer reichen die Grazien ihm Palette und Pinsel, und auch noch des Greises Phantasie entfaltet sich blühend, warm und kräftig. Sich hievon durch gegenwärtigen kleinen Roman recht lebhaft zu überzeugen, les' oder erinnere man sich nur, was Diogenes Laertius, Apulejus und andere Schriftsteller des Alterthums von der Heldinn desselben erzählen, und sehe dann, was hier daraus geworden ist. Wie in jenen Erzählungen, weist Hipparchia die Heyrathsanträge der vornehmsten und

reichsten Freier, aus Liebe zum Krates ab; beharrt, trotz aller Protestationen ihrer Familie dagegen, auf ihrer Leidenschaft; ist bereit, mit dem Philosophen Armuth und Entbehrung zu theilen, läßt sich selbst durch Krates Entsagung, durch seinen Aufruf, den Wünschen ihrer Familie zu leben, der Stimme ihres Herzens nicht ungetreu machen, und verachtet die öffentliche Meinung, die ihrer Neigung zu einem der häßlichsten Männer ihrer Zeit laut spottet, nur dem Gotte gehorchend, der ihren Busen regt, und ihr ganzes Wesen mit seinen Zauberbanden umstrickt hat Aber wie ganz anders, veredelt, und mit den Grazien im Bunde, äußert sich diese Liebe, als jene historischen Quellen sie geben. Da ist keine Spur mehr von der gemeinen Zügellosigkeit, der frechen Unverschämtheit, mit der sie sich, nach jenen Sagen, dem Philosophen an den Hals wirft.

Zu dem allen kommt noch, daß diese milde Umgestaltung jener ekeln Liebenswerbung, mehr, als dichterische Freyheit, ist; sie stellt sie der griechischen Sitte getreuer, dem Charakter der griechischen Weiblichkeit sich anschmiegender dar. Es widerspricht durchaus dem Kostüme des Volks und der Zeit, der ganzen Erziehung des weiblichen Geschlechtes bey den Griechen, was jene biographischen Bruchstücke von Hipparchia's öffentlichem Sichumtreiben mit Krates melden, und bezeichnet eine so ungehaltne Ausartung der Weiblichkeit, eine so ungeheure Entfremdung von aller Schaam; daß man ihnen nur schwer Glauben beymessen kann. Wielands Dichtung hat demnach nicht nur das Verdienst einer höheren Wahrscheinlichkeit; sondern sogar der höhern historischen Wahrheit, da sie sich genauer an den Charakter und die Gewohnheiten der Nation hält, unter der und denen seine Hipparchia lebte, und, als Weib, erzogen wurde.

Willkommen und erfreulich muß daher jedem sinnvollen Leser diese geniale Verarbeitung eines ärgerlichen und zurückstoßenden Geschichtsstoffes seyn; danken muß er dem fast nicht alternden Genius dieses vortrefflichen Schriftstellers, daß er einen so verrufenen weiblichen Charakter des Alterthums durch seine reizende Darstellung wieder zu Ehren brachte, und ihre so unzarte Leidenschaft für den weisen Krates zu einer so reinen und edlen Liebe umschuf.

Wie

Wie im Aristipp, Menander und Glycerion, hat der Dichter für die Darstellung seines Stoffes die Briefform gewählt. Leicht, gefällig und anziehend entwikkeln sich in ihnen alle vorgeführte; mit vorzüglichem Glücke, Hipparchias und Krates Charaktere. Zum Beweise hier einige Proben aus beyder Briefen.

Höhere Kräfte, und zu einem weitern Wirkungskreise, als den einer gewöhnlichen griechischen Hausfrau, sich bestimmt fühlend, erklärt Hipparchia in einem Briefe an ihre Tante, Leukonoe, daß der Gedanke, sich in das Gynäceon irgend eines Mannes zu einem Webstuhl, Spinnrocken und einem Dutzend Mädchen einsperren zu lassen, und nur den Geschäfften einer Kinderwärterinn und Oberschaffnerinn im Hause zu leben, durchaus ihrem Geist und ihrer Denkungsart zuwider sey; Trieb und Kraft in sich empfindend, weiter zu gehn, den Seelen der edelsten unter den Männern nahe genug verwandt, um wie sie, nach geistiger Schönheit und nach geistigen Genüssen, nach einer höhern Vollkommenheit, kurz, nach dem Glück zu trachten, das das Leben im Elemente der Freyheit und Wahrheit gewährt, kann sie sich unmöglich überzeugen, daß es für ihre aufstrebende Psyche noch Pflicht seyn sollte: »sich gleich einem, von spielenden Kindern gefangenen, und an einem Faden zu ihrer Belustigung hin und her flatternden Schmetterling, von Amor oder Hymenäus an eine unzerreißbare Kette legen, oder, wie die Psyche des milesischen Mährchens, zu niedrigen Sklavenarbeiten und qualvollen Entbehrungen verdammen zu lassen.« — »Das Schlimmste, fährt sie fort, was ich bey meiner Denkungsart zu befürchten habe, wäre, lebenslänglich zu bleiben, was ich bin. Es ist nicht, was ich wünsche; muß es aber seyn, so werde ich mich darin zu finden wissen. Indessen geb' ich noch nicht alle Hoffnung auf, über lang oder kurz, durch Vermittelung meines guten Genius, an einen Mann zu gerathen, der für mich taugt; einen Mann, der es nicht unter seiner Würde hält, eine Verbindung auf gleiche Vortheile mit mir einzugehn, und, was ich ihm an Schönheit und Vermögen zubringe, nur durch die Schönheit seines Gemüths und die Schätze seines Geistes zu ersetzen.« Seite 42 vertheidigt sie ihre Liebe zu dem häßlichen Krates

gegen Menalippe, ihre Freundinn: »Was bedeutet das Aeußerliche, wenn von einem der edelsten, weisesten und besten aller Sterblichen die Rede ist? — Unstreitig ist in der wahren, eigentlich so genannten Liebe, in so fern sie vom bloßen Wohlwollen und selbst von der Freundschaft im höchsten Sinn verschieden ist, etwas Magisches, Unerklärbares, Uebersinnliches, das nicht unter die gewöhnlichen Verhältnisse von Ursach und Wirkung gebracht werden, und worüber der Liebende nicht einmal sich selbst Rechenschaft geben kann, geschweige, daß er andern welche schuldig wäre. Diesen kann daran genügen, wenn der Gegenstand unsrer Liebe der allgemeinen Achtung würdig ist; daß er auch ihnen so liebenswürdig vorkomme, als uns, können sie nicht fordern, noch uns wegen dessen, was wir mehr für ihn fühlen, als sie, ohne Unbilligkeit tadeln. — Frey und offen gesteht sie diese Liebe dem aus edler Selbstverläugnung ihr entsagenden Krates, S. 164: »Nenne mir wenn du kannst, ein menschlicheres, schöneres, wohlthätigeres Gefühl, als die Liebe! Liegt nicht alles in ihr, was edel, groß und gut ist? Ist sie nicht das Feuer vom Himmel, das die Keime aller Tugenden entwickelt? Ist sie nicht die Quelle des reinsten Glücks der Sterblichen? Aber sie will mitgetheilt seyn; in unser Herz verschlossen, wandelt sie sich in ein fressendes Gift, das unsern Geist entkräftet, unser Lebensmark verzehrt. Was kann dich bewegen, dich vor deiner Hipparchia zu verhüllen? Laß es seyn, daß ein feindseliges Gestirn uns noch Jahrelang, uns sogar auf immer getrennt halte: wo ist das Wesen in der Natur, das uns verhindern könnte, das uns verbieten dürfte, uns auch getrennt zu lieben? auch getrennt einander mitzutheilen! Einander, wo nicht Alles, doch so viel zu seyn als unter unsern Umständen möglich ist? Ich, für meinen Theil, bekenne ohne Scheu, daß ich, ohne dich, nur ein halbes Wesen bin; daß ich nur mit dir und durch dich werden kann, was ich zu werden fähig bin.«

Dieser Geist einer freymüthigen, über Vorurtheil und gewöhnliche Ansichten erhabnen Liebe bezeichnet Hipparchia's Charakter von dem ersten bis zum letzten ihrer Briefe. Ueberall die nämliche Offen- und Unbefangenheit, die nämliche Wärme und Lebhaftigkeit, vermischt mit attischer Laune und dem heitern Geist ihres glücklichen Himmels-

meisstrichs; aber auch überall reinsittlich, nie die Gränzlinie des Schönen und Schicklichen überschreitend. Nirgends mangelt es dieser fessellosen ohne Rückhalt und Scheu sich äußernden und erklärenden Liebe an dem feinen Takte, der eben so sehr das Resultat eines gebildeten Geistes, als eines zartfühlenden Herzens, ist, und eben dadurch ihr den Reiz ertheilt, der allein einen so außergewöhnlichen weiblichen Charakter anziehend machen konnte. Bey diesem feinen Takte scheint es, auf den ersten Anblick, befremdend, wenn sie in dem Briefe, Seite 132, Krates leise Andeutungen von seiner Leidenschaft für sie nicht besser versteht, und sogar eine Nebenbuhlerinn fürchtet. Aber näher geprüft, sind dieses Mißverständniß, dieser Zweifel eine Feinheit mehr in ihrer Charakterschilderung. Sie sind ein Erzeugniß der Furcht, die immer mit wahrer Liebe verbunden ist, des bescheidenen Zweifels, der eine schöne Seele einer andern schönen Seele gegenüber, an ihrem vollen, entschiedenen Werthe zweifeln läßt, und bezeichnen nur um so höher den feinen Takt, dem sie zu widersprechen scheinen.

Nicht minder veranschaulichend enthüllt sich Krates ächt philosophischer Charakter, seine schöne Selbstverläugnung und sein — wenn Rec. so sagen darf — reiner Atticismus in den Briefen an Diogenes von Sinope und Hipparchia. An den ersten schreibt er S. 75: »Hast du jemals, Freund Diogenes, der du unter der Betrachtung und Züchtigung der unermeßlichen Thorheiten des Menschengeschlechtes eisgrau geworden bist, hast du jemals etwas Belachenswertheres gesehen, gehört oder geträumt, als die Möglichkeit, daß dein Freund, Krates, mit seiner Ellenbreiten Stirn, seiner Faunennase, und dem kleinen Hügel, den er, unwissend, wie oder wann? seinem Rücken aufgepackt hat, und was die Sache nicht sonderlich bessert, mit seinem Sokratischen Mantel und Diogenischen Knotenstock, und mit einem Einkommen von drey baaren Obolen des Tages, thöricht genug seyn könnte, sich in das schönste und reichste Mädchen von Athen zu verlieben? Wohlan, alter Freund, wie undenkbar dir auch ein solcher Fall vorkommen mag, daß er möglich ist, beweist dein Freund und Jünger Krates, mit seiner selbst eignen Person: denn es ist leider! nichts gewisser, als daß der arme Mann, es sey nun wegen irgend einer schlecht verwahr-

 ten

ten Seite seiner Natur, oder durch Antrieb irgend eines über ihn erzürnten Gottes, sich in einen so widersinnigen und natürlicherweise hoffnungslosen Liebe wirklich verfangen hat.« Er erzählt dann die Geschichte dieser Liebe, und, wie sie nur durch seine Entsagung zu einer hoffnungslosen wird; wie er sich diese Hoffnungslosigkeit zur Pflicht macht, so viel sie auch seinem Herzen kostet. »Wäre das, schreibt er, S. 81, was ich für Hipparchia fühle, ein bloßes Werk der Sinne und der Phantasie: so möcht' es mir nicht schwer fallen, es zu unterdrücken. Aber ich bin mir der Reinheit der Gesinnungen, die diese unfreywillige Neigung in mir nähren, so innig bewußt; ich bin so gewiß, daß Hipparchia, was sie von mir erwartet, finden, und, daß kein Anderer sie lieben würde, wie ich, kein Anderer sie in dem, was sie für ihr höchstes Gut erkennt, in Vervollkommnung ihrer selbst, weniger hindern, mehr befördern würde, als ich. Und mit diesem Bewußtseyn bin ich genöthigt, ihr einen Rath zu geben, dem mein Herz widerspricht, den mein Verstand Lügen straft! Rathe mir Freund, wenn du kannst, oder vielmehr bedaure mich; denn was könntest du mir Anders rathen, als zu thun, was die unerbittliche, unbedingten Gehorsam federnde Stimme des Gottes in uns zu thun gebietet? — — Ich werde mir so lange sagen, Hipparchia kann nie die deinige seyn, bis ich es selbst glaube. Ich will sie nie wiedersehen, mein Geheimniß in meiner Brust verschließen, und durch den strengen Rath, den ich ihr gegeben habe, alle Hoffnung niederschlagen, daß ich das ihrige errathen haben könnte.« — Diesen strengen Rath ertheilt er seiner Geliebten in einem der trefflichsten Briefe dieser kleinen Dichtung. »Ohne Zweifel, sagt er unter andern, ist Selbsterhaltung die Grundlage aller Foderungen, welche die Natur in allen ihren Beziehungen auf uns macht. Ich muß daseyn, um die Pflichten erfüllen zu können, womit ich der Natur verhaftet bin; aber dazu werden stärkere Springfedern, als das bloße Pflichtgefühl, erfodert. Dazu hat uns die Natur mit Trieben versehn, deren Wirkung so mächtig ist, daß es selbst dem Weisesten und Besten nicht immer leicht ist, sie zu beherrschen, und den Pflichten, mit welchen sie im Streit liegen, zu unterwerfen. Sie kann sich in jedem Menschen, sicher auf die Stärke dieser Triebe und auf ihre Hinlänglichkeit zu dem, wozu sie uns gegeben sind, verlassen. Aber es ist Selbsttäuschung, wenn der Mensch Triebe zu Pflichten

adeln

adeln will; und so oft dieß geschieht, liegt unfehlbar irgend eine verschleierte Begierde, sich aus eigennützigen Bewegursachen, einer wirklichen Pflicht zu entziehen, im Hinterhalt.« — Späterhin bedient er sich noch anderer Bewegungsgründe, Hipparchia's Leidenschaft für ihn abzuweisen. Er fragt sie — freylich nur, um sie zu prüfen — ob sie, im Ueberfluß geboren und aufgewachsen, an bequeme Wohnung, prächtiges Geräthe, zahlreiche Bedienung, reiche Tafel, zierliche Kleidungsstücke und kostbare Salben gewöhnt, Stärke genug haben werde, die Sokratische Lebensart, sonst auch die cynische genannt, mit ihm zu theilen, und sich in allem, was die Natur bedarf, auf die einfachsten Mittel einzuschränken. Da er sie aber auch hiezu entschlossen, ja schon dazu vorbereitet, und geübt findet, entsagt er endlich seiner strengen Selbstverläugnung, ergiebt sich einer so schönen, opfernden und uneigennützigen Liebe, weit entfernt, die vorgegebnen Entbehrungen ihr zur Pflicht zu machen. »Auch dein Krates, schreibt er Seite 180 und 81, huldigt den Grazien nicht weniger, als jener Sokrates, den er sich, seit manchen Jahren, in seiner Lebensweise zum Vorbilde genommen, ohne darum sklavisch in seine Fußtapfen zu treten. Die Grazien fliehen alles Gezwungene, Steifförmliche, und, was sich von der Mittellinie zwischen dem Aeussersten auf beyden Seiten zu weit entfernt. Vom Wenigsten, ohne Nachtheil seiner Zufriedenheit und Würde, leben zu können, ist eine Kunst, worin jeder edle Mensch sich geübt haben sollte, um die Unabhängigkeit und Reinheit des Geistes und Charakters unter allen Umständen bewahren zu können; aber Thorheit wär es, wenn Jemand, ohne andere Ursach, als systematischen Stolz und Starrsinn, sich immer Alles versagen wollte, was die Lebensweise des gebildeten Menschen vom ursprünglichen Zustand des rohen Menschenthiers unterscheidet.«

Doch genug zur Bewährung des oben ausgesprochnen Urtheils. Möchte der ruhmvolle Dichter, der uns diesen neuen, für Geist und Herz so anziehenden Genuß schenkte, noch lang' unter uns weilen, und sein unverwelklicher Lorbeer noch manches Jahr des lebenden Haupt beschatten! Gewiß, auch bey dem spätesten Lebensziele, wird er noch immer zu früh von uns scheiden. Dann schmücke seinen Leichenstein die Grabschrift, die Rec. in seiner Schreibtafel einst seinem Meister und Lehrer, Lessing, setzte:

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Rf.

Dramatische Phantasieen, von Sophie Bernhardi, geborne Tieck. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1804. 361 S. gr. 8. 2 Rg. 12 K.

Kündete das Titelblatt Madame Bernhardi auch nicht als Ludwig Tiecks Schwester an: man würd' es dennoch wissen, so ähnlich sind ihre poetischen Produktionen den Mach- und Reimwerken ihres poetisirenden Bruders. Ohne durch das Blut Geschwister zu seyn, würde ihr gleich unpoetischer Genius sie dazu machen. Schon in dieser Sophie Wunderbildern und Träumen (A. D. B. Band 79. St. 2. S. 361) ahnete Rec. ihre poetische Verwandtschaft mit dem grossen Meistersänger Ludewig. Nach offenbarer, herrschender und sympathisirender zeigt sie sich in gegenwärtigen dramatischen Phantasieen: dieselbe neuästhetische Tendenz, die Poesie zur möglichsten Unpoesie zu machen; dieselbe afterspanische Phantasie und Sylbenmaaßverrenkung; dasselbe altgothische Reimgeklingel und Plaudern ohne Aufhören; derselbe undramatische, unkünstlerische Wassergeist, ganz der nämliche Mährchenunsinn. Ein wahres poetisches Zwillingspaar! Auch ihr glückt, wie ihm, hie und da eine Stelle bis zur wirklichen Poesie; aber sie, wie er, ersäuft auch dieß Wenige in den Strömen ihrer unpoetischen Sündfluth.

Dieß Alles möge die geborne Tieck durch sich selbst beweisen. Sie giebt uns hier drey (Quer-) Phantasieen, die Alte am Bach, die Brüder und Frühlingszauber. Dem Leser ihre Tiecksche poetische Sendung zu beurkunden, bedarf es nur der nähern Bekanntschaft mit einer, gleichviel welcher? Denn überall und durchaus offenbart sie sich dieselbe. So producire sie sich dann hier in der ersten.

Prinzessinn, Flerinda, ein Körbchen in der Hand, tritt auf. (Die Scene ist ein Garten mit einem Bache.) Des Körbchens Inhalt ist ein heimlich gebornes, auf verbotnem Wege erzieltes Kind. Ein fremder Prinz, Larnell, hat ihr

ihr dazu verholfen. Von ihm verlassen bringt sie das Kind der Alten am Bache. Diese nimmt es, und vor ihren Augen springt sie damit ins Wasser. Die verlassene Dido erhebt darüber ein Klaggeschrey. »Sind es denn, ruft sie:

»Sind es denn so schwarze Sünden,
Die ich in der stillen Nacht
Liebend mit dem Mann vollbracht,
Daß ich solchen Lohn muß finden?«

Steigen drey singende (willkommen Hr. Ludewig Tieck!) Lilien aus dem Wasser, und melden, was mit dem Kindlein geschehen ist.

Wie es liegt auf seidnem Bette,
Blumen stehn an seiner Stätte,
Die zu ihm recht freundlich blicken,
Ihre Wohlgerüche schicken,
Während Bäume sanft sich neigen
Mit viel(en) Vögeln in den Zweigen u. s. w.

Sie laden sie ein, öfter an dem Bache zu erscheinen. So lange sie oben blühen, geht es ihrem Sohne gut. Elwinde legt sich getröstet an dem Bache nieder, die Augen auf die Lilien gerichtet. Sie ist übrigens nicht so verlassen, als sie vorgiebt; denn ein Herr vom Hofe, Leonardo, seufzt für sie; aber sie begegnet ihm schnöde. Dem ungeachtet bleibt es seiner Tyranninn treu; obgleich, ihn zu entschädigen, Clarissa, ein schönes Hoffräulein, in Liebe für ihn entbrannt ist. In diese Clarissa ist wieder ein Ritter, Flaminio, verliebt, ein Pastor Fido, der nicht das Herz hat, seine Liebe mündlich zu gestehen; sondern schriftlich seine Nothdurft bey ihr anbringt, leider! unerhört; denn sie lebt nur für Leonardo. (Was für Liebschaften, und wie verwickelt!) Aber noch nicht genug, auch eine Fee, Flamantine, vermehrt den verliebten Reigen, der Theseus der Prinzessinn sticht auch ihr in die Augen. Sie hat ihn auf der Jagd gesehen:

Auf dem Roß das hohe Bildniß
Sprengte durch die grüne Wildniß,
Daß es siegend sie durchdrang.

(Das

(Das ganze Bildniß, sammt Roß und Mann?) sie kann nicht von ihm lassen.

Das Verlieben ist, wie man sieht, in dieser Phantasie zu Hause; aber auch das Kinderbekommen. Wie ihre Prinzessinn, hat eine ihrer Kammerjungfern — oder, was sie sonst ist! — gleichfalls so ein lebendiges Liebesangedenken erhalten. Der Vater ist ein Zwerg, Alfanfor. Von dem Mädchen heimlich ihm zugesteckt, weiß er nicht, wohin damit? — Sein gutes Glück führt ihn in der Prinzessinn Garten zu dem bekannten Bache. Hier findet er den stehn gebliebenen Korb, legt den kleinen Wechselbalg hinein und läßt es so auf dem Wasser fortschwimmen.

Unterdeß wartet auf Flerinden die trostreiche Kunde von Leonells Rückkehr. Ein paar andere Liebende, Florio und Thaisa, wollen sie ihr hinterbringen; werden aber von der sie behorchenden Flamantine daran verhindert. Sie verwandelt den ersten in einen Löwen, die letzte in einen Vogel. In dieser Verwandlung erblicken sie der König, Flerindens Vater, und Leonardo. Dieser erhält von dem ersten Befehl, Jagd auf sie zu machen. Der König bleibt, in einem Monologe aus Achtreimen seine Lebensbeschreibung aufzutischen. Eine wahre Jammergeschichte! In seiner zarten Jugend raubte ihm ein Zaubrer eine geliebte Schwester; der Tod in spätern Jahren eine theure Gattinn. Nun vergeht sein geliebtes Kind, Flerinda, in Gram und Herzeleid, und macht sein Alter trüb und einsam. Leonardo hat den Vogel erbeutet, und bringt ihn dem Könige; der Löwe ist ihm entkommen. Den erbeuteten Vogel erhält Prinzessinn Flerinda aus Leonardo's Händen.

Der wirklich zurückgekehrte Leonell langt mit seinem Waffenträger bey dem Wunderbach' an. Dort findet er Flerindens Körbchen und in ihm des Zwerges Kind. So unähnlich es ihm ist, so hält er es, der Perlen und Edelgesteine wegen, in die es gepackt liegt, für das Werk seiner Kraft, und übergiebt es der Müllerinn vom Bache zur Versorgung. Er will sich entfernen, eine unsichtbare Stimme hält ihn auf. Sie klagt, daß ihr

ihr höchstes Gut geraubt worden. Er geht der Stimme nach. Sie tönt aus grünem Gezweige am Rande des Baches. Hinter diesem sieht er ein dunkelrothes Zelt, reich mit Stein und Gold durchwirkt und in ihm eine verschleierte Dame,

Die sich, wie sie vorwärts schreitet,
Weiß auf grünem Boden breitet

(Wie sie das wohl anfängt!) Der gutherzige Narr erbietet sich sogleich zu ihrem Dienst, und schwört ihn ihr zu. Nun wird er von ihr aufgefordert, sie an einem frechen Knaben, der ihr ihre beste Haabe geraubt hat, zu rächen. Zu diesem Behufe soll er ein ganzes Jahr mit ihr ziehen und ihr in alle Lande folgen. Das muß er nun, vermöge seines Rittereides, nolens volens. Die Dame giebt sich zu erkennen, es ist Flamantine. Er folgt ihr; aber mit der Versicherung: daß ihr Betrug ihr nichts nützen werde. Flerinde ist sein Herzblatt und wird's bleiben.

Ein Einsiedler präsentirt sich, uns seine Lebenslauf vorzureimen. Es ist ein Brudermörder. Mit ihm in Fürstinn Rosalba, des Königs verlorne Schwester, verliebt, erschlägt er den begünstigten Nebenbuhler, Rinaldo; aber ohne Gewinn für seine Liebe. Rosalba, auch dem Todten treu, verläßt des Bruders Hof, des Geliebten Leichnam aufzusuchen. Der Mörder, von seinem Gewissen beunruhigt, sucht den Ermordeten an der Stelle auf, wo er ihn unbegraben liegen ließ; findet aber keine Spur mehr von ihm, und Reue und Schmerz bringen ihn zu dem Entschlusse im büßenden Einsiedlergewande der Welt zu entsagen und ihren Freuden abzusterben. Florio, Löwe unterbricht ihn in seinen armen Sünderbetrachtungen. Die kläglichen Geberden des Thiers erregen sein Mitleid; er führt ihn, als Gast, in seine Klause.

Den Vogel Thaisa hat Flerinda aus Leonardo's Händen empfangen. Clarissa, darüber eifersüchtig, listert ihn der Prinzessinn ab, und bringt ihn dem Flaminio mit dem Auftrage, ihn umzubringen. Dieser sträubt sich anfangs, das Mordgebot zu erfüllen; verspricht aber endlich doch die Ausführung.

Florio, von seiner Sehnsucht nach dem geliebten Vogel getrieben, hat des Einsiedlers Zelle verlassen, und kommt

zu

zu dem Wunderbache. Nach einem langen Monologe (als Löwe nämlich) trinkt er von dem Wunderwasser. Da sieht er in ihm vier Mädchen schweben, die mit einem holden Knaben aus der Fluth empor steigen. Es ist Flerinda's Sohn. Die Nymphen legen ihn im Mondscheine auf den grünen Rasen, und tauchen dann wieder unter, blank Gestein, Korallen und Perlen zu seinem Spielwerke herauf zu holen. Florio, der Löwe, nimmt das Kind in seinen Rachen, und läuft damit fort. Die Lilien am Bache verschwinden, die Nymphen kommen zurück, erheben ein Klaggeschrey, in das auch die Alte einstimmt und alle springen wieder ins Wasser.

Flaminio hat sein Versprechen, den Vogel umzubringen, nicht erfüllt. Er trifft mit dem Einsiedler zusammen, und erzählt ihm, daß er in seiner Jugend eine Mühle bewohnt, von einem alten Ritter zu Waffenspielen erzogen worden, und nach seinem Tode, all' sein Gut und Eigenthum geerbt habe. Der Einsiedler findet in seinem Gesichte Züge des ermordeten Bruders, und bittet ihn, bey ihm zu leben. Flaminio verspricht's, und vertraut ihm den Vogel. Für jetzt muß er sich erst den Kuß holen, den ihm Clarissa für die Ermordung des Vogels versprochen hat.

Der Einsiedler bleibt mit dem Vogel zurück. Zu ihm kommt Florio: Löwe mit dem geraubten Kinde. So wie sich Löw' und Vogel erblicken, läßt die erste das Kind fallen, und der letzte entschlüpft des Einsiedlers Händen. Es giebt eine zärtliche Scene zwischen den beyden Bestien; der Leu drückt den Vogel an seine Brust (ein wahres Tieckisches Kunstwerk!) und weint bitterlich. Der Eremit merkt bald, daß das keine gewöhnlichen Thiere sind. Sie müssen mit ihm gehn. Auch das Kind bleibt nicht zurück, er nimmt es auf und trägt es fort.

Unterdeß haben die verschwundenen Lilien Flerinden von ihrem Unglück unterrichtet. Darüber ist ihr Herzleid so groß, daß sie allerley wunderliches Zeug faselt, als:

> Ich weiß nicht, ob ich lebend, ob gestorben,
> Von nun an Gärtnerinn am Bach hier werde;
> Die Blumen, so das Wasser mir verdorben,
> Lock' ich mit Schmeicheln aus der harten Erde.
> Ihr Lilien habt nicht feinen Ruf erworben,

Er-

Erscheint mir nun, voll Demuth, die Geberde;
Ihr sollt empor in dichten Reihen sprießen,
Vor jedem Aug' den theuren Garten schließen.

Ihr Rosen roth sollt von dem Herzen sagen,
Dazu mag wohl das Blut der Knospen taugen;
Auch ihr dürft, blaue Blümlein, nicht verzagen:
Seyd ihr denn nicht des holden Kindes Augen?
Dann will ich mein Geschick nicht mehr verklagen,
Wenn meine Blicke aus dem Boden saugen,
Was mir ein Zeichen wird vergangner Lust,
Und mit Erinnerung labt die kranke Brust.

(Welche Poesie! Zu einer solchen Höhe gereimter Ungereimtheit kann nur Tiecksche poetische Natur sich erheben, und nie noch sind Bruder und Schwester sich so poetisch ähnlich gewesen, als diese Sophie und dieser Ludewig.)

Ueberschwemmt von dem Wasser ihrer Reime fällt Flerinda in Ohnmacht, und wird fortgetragen. Ihre Thränen haben die Erde geschwängert, Blumen aller Art, Lilien, Rosen, Veilchen und Violen keimen aus ihnen hervor. Bald nach dieser Wunderschöpfung, tritt sie wieder auf, sich lebendig unter ihren Blumen zu begraben, stellt sich zwischen sie, und wird von ihnen eingeschlossen. Dazu kommt nun die arme Clarissa, um, weil sie unvorsichtig diese Blumen berührt, sich in eine Statüe verwandeln zu lassen. So findet sie Lenardo, und, was sie, als Fleisch und Bein nicht vermochte, bewirkt sie, als Stein; er verliebt sich in sie, umschlingt sie liebend, und wird wie sie, vermarmort.

Der Koridon Leonell wird unterdeß hart von Flamminens Liebe gequält. Zu seiner Rettung erscheint Fee Aurelia, Flamaminens Schwester. In eine Staude verwandelt, wird ihr das Liebeshandwerk gelegt; den Ritter aber führt seine Retterinn einer tapfern That entgegen, durch die er sich der Liebe Lohn erstreiten soll. Auf dem Wege dahin theilt sie ihm ihre Lebensgeschichte mit. Sie hat den Rinaldo aus dem Zweykampfe mit seinem Bruder gerettet. Todtähnlich war er zu Boden gesunken. Sie hob ihn heilend auf. Ein Riese entführt ihr den Jüngling, und sperrt ihn in seine Burg. Nicht lange darauf fand sie seine Geliebte, Rosalbe, verfolgt von des Mörders Liebe. Sie nahm sich ihrer an, und entschwebte mit ihr in die Luft.

Abermals begegnete ihr der Riese, und entführte auch sie. Rinaldo'n aus seinem Kerker zu befreyen, führt sie Leonelln zu des Riesen Burg. Er besteht glorreich, erlegt den Riesen, und befreyt die Gefangnen.

Nun eilt die Wundermähr zu Ende. Leonells Kind ist, unter dem Namen Leo, von dem Einsiedler groß gezogen worden; Florio und Thais verwandeln sich wieder in Menschen; der erste, indem er von Leonell verfolgt, von Leo aber beschützt wird; Leonell erkennt in dem Leo sein mit Flerinden gezeugtes Kind; Rinaldo und der Einsiedler versöhnen sich; Rosalbe, die auch ein Kind gehabt hat, lernt Flaminio, als ihren Sohn, kennen; die Statuen Clarissa's und Lenardo's, mit dem Wunderwasser des Baches besprengt, werden wieder Fleisch und Bein; Leonell kommt zu der Blumenlaube am Bache, hört hinter ihnen Flerinda's Stimme, berührt die Blumen, und findet sein Liebchen. So kommt Alles wieder zusammen und paart sich.

Wer erkennt nun in diesem Allen nicht Herrn Tiecks poetische Schwester? Wie dem Reim- und Mährchenbruder aus den Augen geschnitten, steht sie da! Will man sich noch mehr überzeugen? Nur weiter gelesen! In Nr. 2. und 3. geht es noch viel wunderlicher und Tieckischer zu. Nur bittet Rec. de- und wehmüthig um Entlassung. Er ist schon kein großer Wassertrinker; aber Wassersuppen sind ihm vollends ein Gräuel; er liebt das voll seyn überhaupt nicht; aber voll werden aus diesem poetischen Wasser-Bronnen (so schreibt die geborne Tieck, ächt altgothisch, für Brunnen) wär' eine Ueberfüllung von allzu widernatürlicher Art, als daß sie ihm nicht übel bekommen sollte. Nur die allerneueste Aesthetik kann sich dieser wassergerechten Natur rühmen.

Neueste Sammlung kleiner Satyren, Gedichte und Erzählungen, von J. D. Falk. Berlin, bey Unger. 1804. 252 Seit. 8. 1 Rg.

Was man von dieser neuesten Sammlung Falkscher Satyren, Gedichte und Erzählungen zu erwarten habe, verkünden, Unglückweissagend, schon auf der dritten Seite derselben,

den, drey Zeilen der poetischen Zueignung, an Wilhelm Körte:

O ihr da, ewigen Gestirne,
Ob einen Lorbeer dieser Stirne
Ihr, oder keinen bringt — mir gleich!

Diese etwas unpoetische Gleichgültigkeit gegen den Ruhm verspricht nichts Gutes. Sie läßt weder eine strenge **Auswahl**, noch große **Sorgfalt** für die **Vollendung** des Erwählten vermuthen; und leider! gehen diese böse Ahnungen nur allzu sehr in Erfüllung. Nicht nur bezeichnet das Aufgenommene **herrschend** eine hohe Mittelmäßigkeit; auch eine nicht zu verzeihende Nachlässigkeit in **Form** und **Behandlung** widert den Leser an. Des Guten, das uns hier gegeben wird, ist so wenig, daß es nur durch Zufall seine Stelle erhalten zu haben scheint. Je mehr man aber in diesem wenigen Guten erkennt, daß es Herrn Falk nicht bloß **glückte**, sondern, daß er es **machte**, desto mehr muß man bedauern, daß er so wenig Achtung für sich selbst und das Publikum hat, und sich so unverantwortlich zum bloßen **Reimer** und **Versler** herabwürdigt, da er doch, wenn er nur wollte, ein **Dichter** seyn könnte. In der That, wer Herrn Falks poetische Bekanntschaft zuerst in den obenstehenden Kindern seiner Muse machte, würde kaum glauben, daß Dichtungen von so **wahrem** dichterischen **Werthe**, wie z. B. die an das **Nichts**, an die **Erzieher des neunzehnten Jahrhunderts**, **Reinhold Forsters Grab**, die Ode an den **Unbekannten**, nebst einigen andern dieses Gepräges, und die übrigen hier aufgenommenen **gehalt- und geschmacklosen** Poetereyen Erzeugnisse eines und desselben Geistes wären. Nur den, der ihn schon aus seinen Taschenbüchern des Scherzes und der Satyre kennt, wird es nicht befremden, ihn abermals so oft seinem bessern Genius untreu, arm an wahrer Laune, ächtem Witze, treffendem Spott' und gedachten Gedanken; desto reicher hingegen an plattem Spaße, klumppersonellet Satyre, kahler Reimerey, Schmutz, Aber- und Gernwitz zu finden. Ihn werden Satyren, wie die neue märkische Aesthetik, Späße, wie die Prinzessinn mit dem Schweinerüssel, und Reime, wie stammeln und hameln, Wachtparade und Schadow, Jean und lang, Schaffnerinn und kühn, und vermelden und gelten, den alten, wohlbekannten Falk wieder erkennen las-

sen, der, mit der Studentenpeitsche knallen, die Geissel schwingen, die Leute mit Koth bewerfen, satyrisiren, und frisch drauf los reimen und verseln poesiren heißt; statt, Falk zu seyn, wie er es seyn könnte, lieber Falk ist, wie er es zu seyn, sich schämen sollte; kurz, dem es, laut seines eigenen Geständnisses, gleich ist, ob Lorbeern seine Stirne schmücken oder nicht!

Kein Wunder dann bey einer solchen unpoetischen Tendenz, wenn er über kurz oder lang wirklich werden sollte, was er tendirt, ein Poet, ohne Poesie. Nun, habeat sibi!

Sit jus, liceatque perire poetis!

Vaterländisches Taschenbuch für Freunde des Guten und Schönen, zur Unterhaltung und Belehrung. Mit Kupfern und Musik. Frankfurt am Main, in der Jägerschen Buchhandl. 1805. 198 Seit. gr. 8. 2 Rthl.

Vaterländisch heißt dieses Taschenbuch wahrscheinlich, weil es, theils vaterländische Gegenden beschreibt, theils Bruchstücke aus der vaterländischen Geschichte, theils kleine Anekdoten zur Charakteristik vaterländischer Sitten erzählt. In dieser Rücksicht entspricht es seiner Benennung; nur ist, was darin gegeben wird, nicht immer vaterländisch wichtig genug, auch allzu provinziell, um die Erwartungen zu befriedigen, die ein so hochtönender Titel erregt. Dazu hat darin mancher Aufsatz eine Stelle erhalten, der durchaus nicht zu dieser Firma paßt; wie denn überhaupt der schriftstellerische Werth des Buches mit dem künstlerischen, den er durch Verleger und Kupferstecher erhalten hat, nicht in der besten Harmonie steht. Das unbequeme Format (ein Taschenbuch in groß Oktav?) abgerechnet, sind Papier, Schrift und Verzierungen gefällig und geschmackvoll; die wohlgerathnen Kupfer stellen reizende Ansichten von Landschaften, Gebäuden und Ruinen am Rhein, Main und Stein vor, und gewähren der Phantasie einen freundlichen Genuß. Für das Wohlgefallen des Schauers ist also hinlänglich

länglich gesorgt, nicht so für die Unterhaltung des Lesers. Dieser wird, weder in dem prosaischen, noch in dem poetischen Abschnitte, eine genügende Nahrung finden. Nimmt man in dem ersten die (obendrein etwas preziös gerathne) Beschreibung von Kreuzenach und seinen Umgebungen, den Aufsatz über öffentliche Leichenbegängnisse, den Staubaus, eine jugendliche Frühlingsfeyer, und den Frohntanz zu Langenberg; in dem letzten die Uebersetzung von Ossians Oina-Moraul, und allenfalls das Gedicht, der Hagestolz, aus: so ist alles Uebrige, was der Herausgeber auftischt, von großer Unbedeutsamkeit. Manches davon, z. B. die Revolution, Phantasie und Wiederhall, Empfindungen auf einem Gottesacker, und Selmar und Selma, eine Idylle, widersteht sogar durch den gezierte empfindsamen, poetisch-prosaischen schwülstigen Ton, mit dem die Verfasser ihre Inhaltsleeren Deklamationen auskramen; jedem rechtlichen Geschmack, und erregt wahrhaften Ekel. Wie kommt dergleichen in ein vaterländisches Taschenbuch? Solch' ein Prunk- Schwulst- und Zierwesen ist — dem gesunden deutschen Menschenverstande sey Dank! — wahrlich nicht vaterländisch.

Musenalmanach für das Jahr MDCCCV. Herausgegeben von *Streckfuß* und *Treitschke*. Wien, bey Degen. 176 Seit. 8. 1 Rthl. 12 Kr.

Die liebliche Idylle, Lykaon und Euböa, von Louise Brachmann, die fernen Berge, stumme Liebe, und Trauer von Streckfuß, sind unstreitig die freundlichsten und gefälligsten Dichtungen, die dieser Almanach darbietet. Der Talentvolle Collin ist, als Dichter, außer der dramatischen Sphäre, nicht auf seinem Platze, und die übrigen Herren, die sich hier produciren, sind ganz gewöhnliche Versmacher. Besonders quälen sich ein paar Herren Kuhn, Poeten zu seyn. Sie möchten es immer erzwingen, es gelingt ihnen doch nicht.

Wr.

Melpomene und Erato. Breßlau und Leipzig, bey Gehr. 1804. 144 Seit. 8.

Gedichte von J. S. Rosenheyn. Leipzig, bey Rein und Comp. 1804. 252 Seit. 8. 1 Rg. 12 gr.

Gedichte von *A. Hermann.* Braunschweig, bey Reichard. 1805. 104 Seit. 8. 12 gr.

Acht Romanzen von Christoph Friedrich Weisser. Leipzig, in der Dykschen Buchhandl. 1804. 110 Seit. 8. 8 gr.

Unsere heutigen Dichter hüllen sich so selten in den Schleyer der Anonymität, daß der Verf. von Nr. 1. schon darum Aufmerksamkeit erregen könnte, wenn auch seine Gedichte weniger gehaltvoll wären. Man entdeckt in ihnen ein nicht gemeines Talent, vorzüglich für die elegische Poesie, welches eine günstigere Lage verdiente, als sich der Dichter nach dem Vorbericht erfreuen konnte. Mit einem warmen, sich gern der Wehmuth hingebenden Gefühl vereinigt er Kenntniß der Dichtersprache, Korrektheit und Melodie des Versbaues. Ohne den von früheren Dichtern gesammelten Bilderschatz zu verschmähen, zeigt er doch in seinen malerischen Schilderungen den eigenen, glücklichen Beobachter der Natur. Ein sehr gelungenes Stück ist S. 4 Erinnerungen an Rügen z. B:

O Meer! das wie das Große
Und Mächt'ge mich umringt;
Das aus dem dunklen Schooße
Der Urwelt Gottes dringt,
Das fürchterlich und brausend
In ungemeßner Fluth,
So ernst, wie ein Jahrtausend,
Im Schooß des Erdballs ruht.

Du öfnest mir die Riegel
Der Unermeßlichkeit,
Zeigst mir in deinem Spiegel
Das Bild der Ewigkeit;

Du

Du sprichst mit ernster Zunge,
Daß sich des Erdballs Höh'n
Mit ewig gleichem Schwunge
Aeonen Jahre dreh'n.

Die Naturgemälde das Hirschberger Thal S. 3, und das Töplitzer Thal S. 18, erinnern in Ton und Darstellung an Matthisson's und Salis Naturschilderungen; enthalten aber auch Stanzen, deren sich jene Dichter nicht zu schämen hätten. Z. B. S. 27

Mich schließen heilige Ruinen ein,
Einst frommer Templer stolze Ritterveste.
Jetzt flattern Eulen scheu am Moosgestein,
Und Käuzlein durch des Wartthurms Ueberreste.

Wild hängt am ausgebrochnen Fensterring
Der Trauerbirke schwankend Haar hernieder.
Im Heldensaal, wo Helm und Panzer hing,
Und an des Dom's Portale wuchert Flieder.

Tief unter mir lag einst im Blumenflor
Des Schlosses Meierhof im hellen Schimmer;
Jetzt trauert einsam nur das graue Thor
Und neigt sich wankend auf versunkne Trümmer.

Mit ernster Miene blickt aus jeder Schluft
Der Vorwelt Geist in schaurigen Gestalten;
Der Helden Schatten schreiten durch die Luft,
Und huschen durch der Gräber düstre Spalten.

Einen rührenden Geist athmet auch der schöne Hymnus an die Geduld S. 31, welcher die Vergleichung mit Salis Mitleid nicht scheuen darf.

Bey einzelnen Stellen dringt sich der Wunsch auf, daß der Dichter die Natur mehr zu sittlichen Bildern angewendet, und nicht nur gemalt hätte. Sehr selten erfordern Reime, wie Tritte und Güte die Feile.

Nr. 2. Die bescheidene Sprache in dem Vorberichte zeigt, daß der Verf. nach höherer Vollkommenheit strebt, so wie die Ansicht der Gedichte selbst, daß er auf der gewählten Bahn der Ermunterung nicht unwerth ist; wenn er gleich das Ziel der Meisterschaft noch nicht erreicht hat. Die Sammlung enthält lyrische und elegische Stücke, Balladen und

und Epigramme. Unter den lyrischen Gedichten zeichnen sich aus: der große Geist, das Gesetz der Vereinigung, das Glück. In mehreren Oden erkennt man Schillers vorschwebenden Geist. Schön singt der Dichter S. 140 von dem Gedanken:

> Und auf des Worts unsichtbar schnellen Flügeln
> Enteilt er leuchtend über ferne Meere,
> Kein Herrscherspruch vermag es, ihn zu zügeln,
> Er wandelt frey durch kampfgeübte Heere.
> Jahrtausende sind oft dahin geschwunden:
> Doch seine Spur wird ewig noch gefunden.

In der Ballade Ferdinand und Hulda S. 78, ist der Wechsel des Metrums so passend und harmonisch, daß der Verf. nicht der Entschuldigung in der angehängten Note bedurfte.

In der Dichtung an Karl August Lobeck verlangt S. 16 die Stanze

> Da erblick ich Dich auf des Ruhms
> Rühmlicher Bahn, mächtig und kühn,
> Ein männlich strebender Jüngling,
> Dem Ziele nahn.

eine Umbildung. Außerdem, daß in der rühmlichen Bahn des Ruhms eine widrige Tautologie liegt, ist auch die Konstruktion so fehlerhaft, daß man die dritte Zeile, welche doch wohl nach der Grammatik auf den Dichter selbst gehen sollte, nach dem Zusammenhange auf den Freund beziehen muß.

Das Gedicht an Leopold, Grafen von Lehndorff, enthält S. 25 ein unedles, zu dem Ganzen nicht passendes Bild

> Ist denn der Mensch nur da,
> Dem Glück' im Schooße zu ruhen,
> Und wie das Kind im Schooße der Mutter
> Nach dem vollen Löffel zu schnappen?

In dem Liede Abschied von Laura giebt die erste Stanze

> Es rauscht der Strom der Zeiten
> Unaufhaltsam dahin,
> Das Land der Ewigkeiten
> Durchströmt der Ewige.

einen Reim, da doch das Uebrige reimlos ist. Auch ist das unaufhaltsam in der Scansion verunglückt.

In

In der übrigens gefälligen Elegie Meine Rosenzeit, wäre der unterstrichenen Stelle S. 45

> Als der Freude rosenfarbne Binde
> Eure Hand mir um die Schläfe schlang,
> Sang, wie Aeols Harf', im Abendwinde
> Jedes Blatt, das mit den Lüften rang —

mehr Wohllaut zu wünschen.

Mehrere falsche Reime, wie zeigen, reichen, Zeiten, Freuden, Gemüther, Glieder, Gekannte, Verstande, Pfaden, rathen, ꝛc. verkümmern den Genuß des Schönen. Auch möchte die Art, wie der Verf. die Reime rasen und Strasen (Straßen), Basen und spasen (spaßen), in Schutz nimmt, die Sache nicht verbessern. Wollte man auch, wie Herr R. Strasen und spasen schreiben: so würde doch offenbar das Ohr sein Recht geltend machen.

Die Anmerkungen enthalten einzelne gelehrte Exkursionen, z. B. über das Pantoffelküssen. Die Note S. 245, welcher eine eigene Seite gewidmet ist „Von diesem Freunde „des Johannes (Petrus Bausanus) habe ich keine weitere „Notiz finden können," hätten wir dem Erklärer gern erlassen.

Ein großer Theil der Sammlung Nr. 3. enthält Nachbildungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Englischen, und erneuert zugleich das Andenken an einige Minnesänger.

Der Chorgesang des Sophocles S. 53, liefert einen Versuch, den Gedichten der Alten eine moderne Form zu geben. Nur zweifelt Rec. ob jene Dichter durch den Reim, welcher ihnen fremd war, und dem Uebersetzer Fesseln anlegt, gewinnen werden.

Die Uebersetzungen aus späteren lateinischen Dichtern, dem Sannazar, Vida, Ulrich von Hutten und Celtes, (auch Herr Rosenheyn hat einige Stücke von Johannes Secundus und Scriverius übersetzt), gewähren einen angenehmen Genuß, und lassen uns mehrere ähnliche Nachbildungen im Geist der Herderschen Terpsichore wünschen.

Die bearbeiteten Minnelieder aus der Manessischen Sammlung, verdienen auch den Dank solcher Leser, welche

von einem [illegible] der deutschen Poesie nicht so vor[illegible], wie Herr Hermann denken, und manchen Liedern der [illegible] mehr moralischen als poetischen Werth beilegen.

Die kleinern Gedichte des Verf. sind leicht und correct gearbeitet, ohne auf höhern Dichterschwung Anspruch zu machen. Z. B. die Gewißheit S. 5

Vieles verspricht der Wahn, und vielfach irret die Jugend,
Das ist der ewige Sinn, welchen das Leben betrügt.
Freude winket ihr in der Liebe, dem Lorbeer glühet der Jüngling,
Thaten begehret der Mann, Tugend und Ruhe der Greis.
Glücklich allein, wer nur lebt, ein liebendes Weib zu verdienen,
Er ist ruhig und still, ihm ist das Rechte gewiß.

Der Romanze der gefangene König S. 26, hat Rec. keinen Geschmack abgewinnen können.

Mit glücklichern Erfolge betritt der Verf. von Nr. 4. die Bahn, auf welcher einst unter andern Schiebeler so [illegible] [illegible] werde. Die hier gelieferten Romanzen, deren Inhalt aus der Mythologie entlehnt ist, sind: Apoll und Daphne, die Geburt der Minerva, Orpheus, Leander und Hero, der Wunsch des Midas, Pygmalion, Aeneas der Fromme, Narcissus. Herr W. ist mit komischer Laune auch genug begabt, um durch seine Darstellung auch diese Gegenstände anziehend zu machen, welche schon von andern Dichtern in verschiedenen Weisen bearbeitet sind. Die Romanze Aeneas der Fromme, wird man auch nach Michaelis und Blumauer mit Vergnügen lesen. Minerva will sogleich nach ihrer Geburt als Schriftstellerinn auftreten, und durch ein Kollegium der schönen Künste den Olymp aufklären S. 28

Sie schwang den Speer in ihrer Hand
Voll Trotz, die Hochgesinnte,
Und rief: Merkur! Ihr Ignorant!
Schafft mir Papier und Dinte!

Der Werke, die ich ausgeheckt,
Muß ich mich [illegible]

Denn

Denn wißt, mein kluges Köpfchen steckt
Voll Räthsel und Charaden. —

Orpheus rührt die Steine; aber welche?

Wenn er sein Lied den Damen spielte,
Entzückt er diese nicht allein:
Fast mehr, als manche Schöne, fühlte
In ihrem Ohr der Edelstein.

Daneben weiß uns der Dichter oft durch glückliche Anspielungen auf Ereignisse der neueren politischen und literarischen Welt zu gewinnen. So fordert z. B. Jupiter vor Minervens Geburt den Merkur auf, ihm den Ritter Zimmermann zu holen; so wird zwischen dem zur Hölle wandernden Orpheus und Kotzebue eine unerwartete Parallele gezogen:

Ein Dichter, dem in unsern Tagen
Sein zweytes Ich der Tod entriß,
Wollt' auch die schwere Reise wagen;
Doch kam er nur bis nach Paris.

Hier rastete der Lebenssatte.
Auch fiel ihm schnell die Wahrheit bey:
Daß er nicht bloß gebeugter Gatte,
Daß er zugleich ein Autor sey.

Drum malt' er Friederikens Ende,
Und seinen Schmerz dem Publikum,
Und stöhnt' und schluchzt' und rang die Hände,
Für Kummers Honorarium.

Auch Lucinde erhält in den Stoßseufzern der von Apoll verfolgten Daphne ihre Stelle:

Seyd ihr gerecht, so eilt, ach, eilt,
Und helft mir armen Kinde!
Der Bube, Phöbus nennt er sich,
Vergißt die Achtung gegen mich,
Als wär' ich die Lucinde!

Poetische Schriften, von Sam. Gottlieb Bürde. Zweyter Theil. Breßlau und Leipzig, bey Korn. 1805. 378 Seit. 8. 1 Rl. 8 gr.

Auch dieser Theil ist mit denselben Vorzügen, wie sein Vorgänger, ausgestattet. Meisterhaft sind die Elegieen nach dem

dem Englischen, unter welchen keine der Stelle unwerth ist, keine durch die Nachbildung verloren hat; aber vor allen das Nonnenkloster und der Wanderer durch seltene Schönheiten hervorragen. Ohne wesentliche Züge zu verwischen, hat der Verfasser nicht selten durch kleine, glückliche Veränderungen z. B. S. 41

> Manch Mädchen, Julien und Lauren gleich, verblüht
> Hier ruhmlos; manche, die schon mit der Morgenröthe
> Zum kleinen Garten eilt, und Blumen auferzieht,
> Gieng' in einem Sohn und einem andern Göthe. —

für die deutschen Leser gesorgt. Einem großen Theil derselben wäre es wohl willkommen gewesen, wenn Herr W. die Verfasser seiner lieblichen nach Goldsmith x. bearbeiteten Dichtungen genannt hätte. Die beyden bekannten dramatischen Gedichte Elmire und Don Sylvio, werden immer das Talent des Dichters beurkunden, sich fremde Erzeugnisse mit Meisterhänden anzueignen. Unter den vermischten Gedichten, welche das fünfte Buch liefert, zeichnet sich vorzüglich der Zuruf an einen jungen Künstler aus, welchen wir allen Dichtern als Haustafel wünschen möchten. Wie schön und beherzigenswerth ist z. B. folgende Stelle S. 372

> Selbst Mancher, der mit Ruhm begonnen, endet
> Verächtlich, wenn er, ungetreu
> Der Wahrheit und Natur, durch falschen Glanz geblendet,
> Von ernster Kunst zu loser Tändeley,
> Vom Zierlichen sich zum Gezierten wendet.
> Nur ächter Reiz kann dauerhaft bestehn,
> Wie arg auch Modetand den Kunstgeschmack verwöhne;
> Dem Kennerling ist nur das Neue schön,
> Dem Kenner bleibt stets neu das Schöne

Np.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Folgende interessante Bücher sind kürzlich erschienen, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona. Herausgegeben von Oscar. 1stes und 2tes Bändchen. 8. Züllichau. 1 Thlr. 16 Gr.

Malven von Friedrich Kind. 2 Theile mit einer Titelvignette. 8. Ebendas. 1 Thlr. 18 Gr.

Glycine von Friedrich Rochlitz. 2 Theile mit Kupfern, gezeichnet von Schnorr, gestochen von Böhm. 8. Ebendas. 3 Thl. 8 Gr.

Sowohl im Freymüthigen, als in der Zeitung für die elegante Welt und in der Abendzeitung, sind obige 3 Schriften empfohlen worden, deren Verfasser schon länger zu den Lieblings-Schriftstellern der gebildeten Leser gehören.

Von Matuschka's Beyträgen zur Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht, für Naturforscher und Bienenfreunde, ist nun auch der zweyte Band erschienen, der für 1 Thlr. 14 Gr. bey Darnmann in Züllichau, so wie in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

Dieser Band enthält nebst mehreren praktischen Aufsätzen, auch eine Geschichte der Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht.

Frin.

Friedrich Schillers Portrait von Lips in Zürich, ist bey Darnmann in Züllichau, und in allen Buchhandlungen für 9 Gr. zu bekommen, so wie ein Christuskopf gezeichnet und gestochen von Lips für 4 Gr.

In der Unterzeichneten Buchhandlung erscheint ein:

Repertorium zur allgemeinen Hypothekenordnung vom 20sten December 1783 für praktische und angehende Justizbediente, von dem Regierungsrath Hoffmann.

worin die zur vorschriftsmäßigen Bearbeitung der Hypothekengeschäfte selbst, und die in Rücksicht der theoretischen Grundsätze der Real- und Hypothekenrechte ergangenen Bestimmungen des allgemeinen Landrechtes und der allgemeinen Gerichtsordnung; so wie sämmtliche übrige, diese Gegenstände unmittelbar betreffende, neuere Verordnungen, nach alphabetischer Materien-Folge mit specieller Anführung deren Inhalts, oder Bemerkung des Orts, wo sie zu finden, zu vollständiger schneller Uebersicht aufgestellt und nachgewiesen werden. Züllichau, am 28sten Jul. 1805.

Darnmann.

Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften zur Begründung einer besseren Organisation für die höheren gelehrten Bildungsanstalten, von W. T. Krug. Züllichau und Freystadt, bey Darnmann. 8. 6 Gr.

Dieses kleine Werk ist dem Herrn Minister von Massow Excell. dedicirt. Schon früher gab der würdige Verfasser, jedoch ohne sich zu nennen, eine kleine Schrift in eben der Verlagshandlung unter folgendem Titel in 8. heraus:

Wie ist die Bezahlung der Honorarien für die Vorlesungen auf Universitäten auf eine so zweckmäßige Art einzurichten, dass sowohl Lehrende und Lernende, als auch der Staat und die Aeltern dabey gewinnen? broch. 5 Gr.

Die Vorschläge des Verfassers stützen sich in beyden liegenden Schriften auf Erfahrung und reifliches Nach-

sen; verdienen also wohl beherzigt zu werden, um so mehr da sie nichts Unausführbares enthalten.

Kalliope und ihre Schwestern. Neun Vorlesungen über das Schöne in Natur und Kunst. Ein ästhetischer Versuch, den Manen Kant's und Herder's zur Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt geweiht von W. T. Krug. Züllichau, bey Darnmann. 8. broch. 20 Gr.

Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften von W. T. Krug. 3ter Theil in 2 Bdn. gr. 8. Züllichau, bey Darnmann.

Der Verfasser erfüllt durch die Herausgabe dieses 3ten Theiles seiner Encyklopädie das Versprechen, sowohl den Besitzern der ersten beyden Theile dadurch ein vollständiges, als auch ein Werk zu liefern, welches unabhängig von der Encyklopädie als ein encyklopädisches Handbuch der wissenschaftlichen Literatur gebraucht werden kann. Es sind bis jetzt 5 Hefte von diesem 3ten Theile erschienen, nämlich das 1ste, 4te, 5te, 7te und 9te, welche der Verfasser selbst ausgearbeitet hat. Die Abtheilungen sind auch jede unter einem neben dem Haupttitel besonders abgedruckten für diejenigen zu haben, die sich das Ganze nicht anschaffen wollen, welches allerdings Dank verdient.

Folgende Abtheilungen sind bereits erschienen.

1. Heft. Encyklopädisch-philologische Literatur, vom Herausgeber. 12 Gr.

4. Heft. Encyklopädisch-philosophische Literatur, vom Herausgeber. 8 Gr.

5. oder 3. Thls. 2. Bds. 1. Heft. Encyklopädisch-anthropologische Literatur, vom Herausgeber. 6 Gr.

7. oder 3. Thls. 2. Bds. 3. Heft. Encyklopädisch-medicin. Literatur, von Dr. Meyer. 12 Gr.

9. oder 3. Thls. 2. Bds. 5. Heft. Encyklopädisch-theologische Literatur, vom Herausgeber. 10 Gr.

Die

Bis zur Jubilatemesse 1806 darf man die Erscheinung der übrigen Hefte zuversichtlich erwarten, nämlich:

Heft 2. enth. die encyklopädisch - historische Literatur, vom Hrn. Prof. Bredow in Helmstädt.

Heft 5. enth. die encyklopädisch - mathemat. Literatur, vom Hrn. Prof. Wrede in Berlin.

Heft 6. oder 3. Thls. 2. Abtheil. enth. die encyklopädisch - physikalische Literatur, vom Hrn. Prof. Wrede in Berlin, und Hrn. Prof. Weber in Frankfurt an der Oder gemeinschaftlich.

Heft 8. enth. die encyklopädisch - juristische Literatur, vom Hrn. Hofgerichtsassess. und Prof. Zachariä in Wittenberg.

Heft 10. enth. Zusätze, Berichtigungen und Register.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Erstes Stück.
Zweytes Heft.

Romane.

1. Amôna, die Braut eines Verbrechers. Roman von Karl Stein. Erster Theil. 12 Bogen. Zweyter Theil. 12 Bogen. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1804. 8. 1 Rthlr. 16 gr.
2. Dessalines, Tyrann der Schwarzen und Mörder der Weißen auf St. Domingo. Ein Gemälde aus der Gallerie politischer Ungeheuer. (ohne Druckort) 1805. 14 Bogen. 8. 16 gr.
3. Der schwarze Jonas, Kapyciner, Räuber und Mordbrenner. Ein Blutgemälde aus der furchtbaren Genossenschaft des berüchtigten Schinderhannes. Aus seinem Inquisitions-Protokoll gezogen. (ohne Druckort) 17½ Bogen. 8. 1 Rthlr.

Schon in den Titeln dieser drey Blut- und Mordromane spricht sich ihr Inhalt aus. Wer von Scheußlichkeiten, Gräueln und Infamien aller Art Darstellungen liebt, der lange hier zu; ein schaudervolles Maaß davon wird ihm gereicht. Nr. 1. hat doch noch das Verdienst einer leidlichen Behandlung ihres Blutstoffes; aber 2 und 3 sind eben so barbarisch in ihrem Vortrage, als in ihrem Inhalte.

Be.

Reisescenen und Abentheuer zu Wasser und Lande, von Friederich Laun. Zweytes Bändchen. In der Juniusschen Buchhandlung. 1804. 19 Bogen. 8. 1 Rl. 12 gr.

Greller, als der gegenwärtige, hat wohl nie der zweyte Theil eines Buches gegen seinen ersten abgestochen. Von allem, was jenen empfahl, ist in diesem auch nicht die verlorenste Spur. Kahler Inhalt, eben so flacher als schiefer Witz, platte Zweydeutigkeiten und eine höchst langweilende Redseeligkeit sind die einzigen Bestandtheile desselben. Die größte Hälfte der Bogenzahl nimmt ein Feenmährchen weg, das durchaus nicht in den Text gehört, ein wahrer Lückenbüßer, ohne Salz und Schmalz! Es thut Rec. weh, das bekennen zu müssen; aber er ist dieß Bekenntniß der Wahrheit und seiner Ueberzeugung schuldig. Er hat bewiesen, wie gern er den Talenten des Verfassers Gerechtigkeit wiederfahren läßt (A. D. B. B. 93. St. 2. S. 344) und es ist nicht seine Schuld, wenn er dießmal dazu keine Gelegenheit findet.

Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten. Erster Band. Nr. 3. Mit seinen Kupferstichen. Leipzig, im Industrie-Comtoir. 6½ Bogen. gr. 8. 1 Rl.

Wie in den ersten beyden Heften, (A. D. B. B. 91. St. 1 S. 102 werden die Liebhaber des Schrecklichen auch in ihnen ihre volle Nahrung finden; desto weniger die Freunde des Natürlichen. Doch für sie werden solche Magazine schwerlich veranstaltet. Das Schreckliche wird es ja eben dadurch, daß es über alle Natur schrecklich ist, und nur für dieß Schreckliche ist hier zur höchsten Befriedigung, selbst des unersättlichsten Heißhungers darnach, gesorgt.

Pl.

Novellen und Reflexionen. Aus den ältern Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen von Do-

Donamar. Göttingen, bey Dietrich. 1805. 24 Bogen. 8. 1 Rl. 8 Gr.

2. Graf Eugen von Rosenau. Ein Roman von K. Woyda, Verfasser der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Erster Theil. 23 Bogen. Zweyter und letzter Theil, 21 Bogen. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1805. 8. 2 Rl. 12 Gr.

3. Almanzor. Eine Novelle. Leipzig, in der Juniusischen Buchhandlung. 1804, 12½ Bogen. 8. 20 Gr.

4) Herr Werther auf Freiersfüßen. Siebenmal Bräutigam, und doch keine Frau. Von Adolph Grimm. Erstes Bändchen 17 Bogen. Zweytes Bändchen 15 Bogen. Leipzig, in Fleischers Buchhandlung. (ohne Jahrzahl) 8. 2 Rl. 8 Gr.

5. Abendgenossen, vom Verfasser des Weibes, wie es ist. Erstes Bändchen 14 Bogen. Zweytes Bändchen 14 Bogen. Dresden, in der Arnoldschen Kunst- und Buchhandlung. 1804 und 1805. kl. 8. 2 Rl.

6) Erzählungen von J. H. G. Heusinger, Verfasser der Familie Walberg. Jena, in der Voigtschen Buchhandlung. 1804. 13 Bogen. 8. 12 Gr.

Sämmtliche hier zusammengestellte Romane und Erzählungen zeichnen sich mehr oder minder durch empfehlungswürdige Eigenschaften aus. Nicht einer, der nicht wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewährte.

In Nr. 1 sind lebhafte Darstellungsgabe und Gewandtheit, aus dem Leben aufgefaßte Charaktere versinnlichend vorzuführen, hervorspringend genug, um auch, ohne die Andeutung auf dem Titel, den Verfasser des Grafen Dona-

mer darin zu erkennen. Mit Vergnügen erneuert man deßwegen die alte liebe Bekanntschaft. Leichte, gefällige Dichtung in einem angenehmen, einfach geschmückten Gewande, begegnen freundlich dem Leser in diesen Novellen. Nur eine davon erscheint zum ersten Male, Graf Lilienstein, oder der Leichtsinn in der Klemme, eine Scene aus der großen Welt, mit kunstfertiger Hand entworfen und ausgeführt. Von den drey übrigen, bereits in dem Romanenkalender mit Beyfall aufgenommenen, hier aber vortheilhaft umgearbeiteten, zog Therese, die Einsiedlerinn, Rec. am meisten an. Sie hat einen mehr romantischen Anstrich, als die andern, dem bürgerlichen Leben näher verwandten, und eben darum auch einen höhern poetischen Geist. Es wäre zu wünschen, daß unsere sogenannten romantischen Dichter aus ihr lernen möchten, wodurch eine Dichtung, im wahren Sinne des Wortes, romantisch wird; sie würden dann aufhören, uns Aberwitz und Unsinn dafür zu verkaufen.

Nr. 2 hat einen Schriftsteller zum Verfasser, der durch seine Briefe über Neapel und Paris rühmlich bekannt geworden ist. Sein Graf Eugen hier bewährt durch mehrere schätzbare Eigenschaften, auch sein Talent zu einem glücklichen Romanschreiber. Er kennt die Welt und die Menschen, und stellt beyde nicht selten mit Wahrheit dar; er erfindet mit Interesse, und führt das Erfundene, Theilnahme erregend aus. Nur ist er in seinen Charakterzeichnungen nicht ganz von Ueberladung, und in seiner Darstellung nicht von zu großer Ausführlichkeit frey. Auch hat er in seiner Dichtung ein Wunderbares eingemischt, das, da es zu nichts führt, wenigstens nicht zu dem vorgesetzten Ziele, ohne alle Wirkung bleibt, und seinem Buche einen großen Theil seiner Anziehung raubt; die nur lebhaft erhalten werden kann, wenn, was geschieht, nicht nur ein Ziel hat; sondern es auch erreicht.

Abgerechnet, daß der Verf. von Nr. 3 etwas zu breit erzählt, entspricht seine Novelle dem Charakter einer spanisch-romantischen Dichtung ziemlich glücklich; das Kostume ist gut beobachtet, die aufgestellten Charaktere sind gut durchgeführt, und sein Styl bewegt sich im Ganzen leicht und anmuthig.

Nr.

Nr. 4 verräth eine geübte Hand. Herr Werther erzählt seine Heyrathsabentheuer mit vieler Laune und Munterkeit, und die weiblichen Charaktere sind nicht ohne Wahrheit. Hin und wieder malt des Verf. Pinsel wohl etwas zu grell, und seine im Ganzen angenehme und heitere Laune, artet zuweilen in bloße Spaßsucht aus. Aber dennoch verdient er Auszeichnung, und um so mehr, je seltner die Bescheidenheit ist, mit der er sich bey wirklichen Talenten, in der Zueignung an Hrn. Professor Meißner, über das Produkt seiner Laune erklärt.

Nr. 5 empfiehlt sich durch alle die rühmlichen Eigenschaften, die Kenner und Nichtkenner in Hrn. Schillings Romanen schätzen. Witz, treffender Spott, scharfer Blick in das menschliche Herz, drolligte Situazionen, blühende, lebendige Diktion sprechen auch hier den Leser gefällig an, und betrügen ihn angenehm und unterhaltend um die kurze auf die Lektüre verwandte Stunde. Ein bezeichnendes Verdienst des Verfassers ist es, daß er sich, trotz seiner Fruchtbarkeit, doch nie eigentlich wiederholt; sondern immer durch irgend eine neue pikante Wendung, selbst einem scheinbar schon bekannten Charakter ein frisches verjüngtes Kolorit giebt.

Die Erzählungen, Nr. 6 können zwar für keine poetische Kunstwerke gelten; erfüllen aber dennoch den Zweck, zu belehren, durch eine geistvoll unterhaltende Darstellung.

Bc.

1. Die deutsche Xantippe oder der zerstörte Hausfriede. Ein Warnungsspiegel für junge Ehemänner. Weißenfels und Leipzig, in Commission der Böseschen Buchhandlung. 1805. 14 Bogen. 8. 1 Rthl.

2. Federzeichnungen von Ernst Scherzer. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1805. 19½ Bogen. 8. 1 Rthl. 4 Gr.

3. Galloppaden und Bockssprünge auf dem Steckenpferde meiner Laune. Ein komischer Roman.

Vom Verfasser des silbernen Kalbes, u. s. w. Erster Theil 17 Bogen. Zweyter Theil. 16 Bogen. Erfurt, in der Henningschen Buchhandlung. 1804. kl. 8. 1 Rg. 16 gr.

Nr. 1. gehört zu einer edlern Gattung des Romans, als der Titel vermuthen läßt. Weder Stoff, noch Behandlung ist niedrig komisch, und beyde verrathen einen fähigen Kopf und eine geübte Hand. Menschenkenntniß, richtiger Blick ins weibliche Herz, Laune, Witz und glückliches Talent zur Satyre zeichnen den Verf. vortheilhaft aus. Leichte Darstellung und blühende Sprache empfehlen ihn gleichfalls, und, ohne dem künstlerischen Werthe nachtheilig zu seyn, giebt die vorherrschende sittliche Tendenz seiner Dichtung nur noch eine höhere Anziehung. Wer also einmal einen Roman lesen will, der eine geschmackvolle und anständige Unterhaltung gewährt, der nehme diesen getrost zur Hand, er wird seinen Wunsch befriedigend erfüllt sehn.

Nr. 2 ist leichtere Waare; jedoch auch ihr Verfasser nicht ganz ohne Talente. Die Erfindungen sind freylich nicht weit her, doch ziemlich gut vorgetragen, und Herr Ernst Scherzer — wahrscheinlich ein angenommener Name — kann, wenn er sich mehr übt, und besonders sinnreicher erfinden lernt, noch werden, was er jetzt nur verspricht, ein mehr, als gewöhnlicher Erzähler.

Von Nr. 3 gesteht Rec. ohne Hehl, daß es ihm ganz unmöglich gewesen ist, die Lektüre derselben weiter, als bis S. 30 zu bringen. Etwas Abgeschmackteres, Platteres, Gemeineres und klar Wahnsinnigeres hat kaum je eine Sudelfeder aufs Papier gesudelt. Ein pöbelhafterer, scham- und zuchtloserer Romanheld, wie hier dem Leser vorgeführt wird, kann die niedrigste Bierschenkenphantasie, der kriechendste Karrenschieberwitz nicht produziren. Gleich auf den ersten Seiten sehen wir ihn mit einer Straßendirne in Verkehr, und wenige Blätter darauf, mit liederlichem Gesindel aller Art vertraut. Wie die Helden so Sprache und Darstellung. Da heißt es

Sei-

Seite 17: »Aber ihr wißt ja, es kommt der Tag des Gerichts, und dann werdet ihr gesottne Kalbsköpfe, Champagner Mallaka (sic) und Citronen empfangen.« Seite 24: »Sein Geist blähte sich auf, wie ein gefüllter Darm.« Seite 21: »Alles ist ruhig, nur hin und wieder zirpt noch ein Grillchen, dort singt (?) ein lieblicher (?) Frosch, und frohlockt über die Gefühle, die ihm der Schöpfer ins Herz pflanzte. Sollt' er nicht eben so unsterblich seyn, als wir? Sind wir nicht eben so gut quakende Frösche (der Verf. freylich!) wie diese Bewohner des Sumpfs? — Künftig, wenn mich meine Spekulazionen nicht mehr befriedigen, will ich hineilen an die stehenden Sümpfe, will im Mondschein schreien, und ein Thier werden, wie die Fröschlein der Pfützen.« (O was man schon ist, braucht man nicht zu werden.) Seite 28. »Die Regenten sind Waschtöpfe, worin man Kartoffeln kocht.« Seite 29: »Die Kriegsknechte nannt' er nicht anders wie gestopfte Bratwürste, die im Dienste des Königs geschmort würden. Wenn er dann eine ellenlange verzehrte, rief er aus, mit diesem Maulvoll möge ein Regiment Soldaten zu Grunde gehn. — Die Finanzräthe, Lehnpächter, Polizeybedienten und Räthe hielt er für bloße Käfer, die die Höhe des allgemeinen Wohls beprunzen(!)« Seite 30: »Die Welt ist nichts, als ein Elsternnest, das unten (salva venia!) brav besch—n, oben mit Ruthen gedeckt, und in der Mitte mit Lumpen ausstaffirt ist. — Da sich einmal auf den Priester, diesen Vielfraß der Wahrheit, diesen Kochsallat des Gewissens, dieses Ragout der Thorheit, trägt eine Parüke, (Perüke) und läßt Gott walten. Ich möchte doch wissen, ob Gott in der Parüke oder im bloßen Kopf a la Titus marschirte?«

Basta! rief Rec., als er dieß gelesen hatte, und warf das Buch weg. Es war ihm unmöglich des Ekels, der sich seiner bemächtigte, Herr zu werden. Dennoch wagt er aus zarter Gewissenhaftigkeit es noch einmal. »Durchblättere wenigstens, was du nicht zu lesen vermagst,« sagt er zu sich selbst. Aber vergebens. Bis jetzt hatt' er diesen Papierbesudler nur platt, plump und pöbelhaft gefunden; jetzt lernt er ihn auch als einen Wahnsinnigen kennen. Da las er Seite 124: »wie schön fühlt

sich das Herz, wenn es in nächtlicher Stille die weissen Pelster in Eden sieht, welche der unaussprechliche Vater in die Seele ihm pflanzte!« — Seite 226: »Jeder laß es sich zur Klugheit dienen, vorerst den göttlichen Horizont seines innern Erdmessers zu überschauen, bevor er die Hügel des sandigen Körpers beschaufelt.« Seite 232: »Meidet die Straße der Gemeinheit, denkt nicht, es werd' euch gehen, wie den brauchbaren Rindern, die man, um sie zu mästen, in den Stall führt. Früher oder später wird man euch beschneiden, und, nachdem ihr nicht mehr Bullen seyd, in die Thale der Gefräßigkeit einsperren.« Seite 232: »Wer, wie die Juden, im Wirrwarr der Erkenntniß haust, den Geist für einen ellenlangen Wurm, das Vermögen, zu wollen, für einen Bindfaden nimmt, bleibt ein Fuchsbalghändler, er mag es machen, wie er will.« — Nein, mit aller Hiobsgeduld, welcher Rec. sich hingab, die weitere Lektüre ging über seine Kräfte. Wie auf elenden oder verfälschten Wein eingeladen, widerstand ihm dieser wahrhafte Autorkrätzer. Unwillkührlich zusammenschaudernd, legt er ihn abermals aus der Hand, und rief: »noli me tangere!«

Pl.

1. Die Brüder. Ein Familiengemälde, von Ludewig Franz, Freyherrn von Bilderbeck. Erster Band 10 Bogen. Zweyter Band 17½ Bogen. Dritter Band 20½ Bogen. Vierter Band 20¼ Bogen. Mit Kupfern. Leipzig, bey Voß. 1804. kl. 8. 6 Rg. 12 gr.

2. Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen. Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster Theil 18½ Bogen. Zweyter Theil 21½ Bogen. Leipzig, in der Juniusischen Buchhandlung. 1804. 8. 2 Rg.

3. Der Franziskaner zu M.... Eine wahre Begeben-

benheit. Aus dem Französischen des Sewrin über- setzt. Frankfurt und Leipzig. 7½ Bogen. 8. 9 gr.

4. Die Zauberdose. Ein Mährchen von Fritz Möhbe. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1804. 16 Bogen. 8. 18 gr.

5. Schicksale der vermeinten Gräfinn von Ortenburg, u. s. w. Erstes Bändchen 21½ Bogen. Zweytes Bändchen 17½ Bogen. Paris. 1803. kl. 8. 2 Rk.

6. Unglücksfälle eines Edlen, oder Denkwürdigkeiten und Abentheuer aus dem Leben des Grafen von Coltz, von Müller. Erster Band 15 Bogen. Zweyter Band 13 Bogen. Dritter Band 11 Bogen. Hamburg und Mainz, bey Volmer 1803. kl. 8. 2 Rk. 4 gr.

Unter den sechs obenstehenden Romanen, behauptet Nr. 1 unstreitig den Vorrang. Das will nun freylich nicht viel sagen; denn unter Blinden ist, nach dem Sprichworte, der Einäugige König; aber hier soll auch nicht viel; sondern nur die Wahrheit gesagt werden. Die Wahrheit aber ist, daß dieses Familiengemälde von allen den ihm von uns angereihten Liebesgeschichten wirklich das meiste ästhetische Verdienst, das meiste Interesse hat, ohne deswegen mehr, als ein Roman von ganz gewöhnlichem Schlage zu seyn. Dieser Nachsatz in unserm Wahrheitsspruche wird dem Buche, dem es gilt, nicht den mindesten Nachtheil bringen. Wie bekannt, gehört Hr. von B. zu unsern fruchtbarsten und — was auch die Kunstrichter dagegen haben mögen — gelesensten Liebes- büchleinstellern; Zeuge des ist jede Leihbibliothek. Neben des unsterblichen Vulpius Räuber-, Mord- und Wundergeschichten, bedürfen seine Federgeburten am öftersten eines neuen Einbandes; ein schreiender Beweis, wie vielfältig sie von den Bücherfreunden dieser Klasse zerlesen und verbraucht werden. Die nämliche Ehre dürfen wir denn auch den vier Bänden der Brüder-

versprechen. Es trägt sich in ihnen so viel zu; Schauplatz und Personen wechseln so häufig, die Zeichnung der Charaktere ist so grell und buntfarbig, die verschiedenen Gattungen der Darstellung, die erzählende, briefliche und dramatische, durchkreuzen sich einander so vielfach, der Styl endlich schreitet bald so hoch auf Stelzen daher, und hält sich bald so nah' am Boden, ist bald so ganz gewöhnlich prosaisch-, bald so poetisch-kauderwelsch, daß diese Olla Potrida von einem Romane auf das zerlesende und verbrauchende Publikum durchaus nicht ihre Wirkung verfehlen kann. Mit Wucher wird sich daher der theure Preis von 6 Rg. 12 K. in jeder Leihbibliothek verzinsen; wir machen uns demnach die Empfehlung der Brüder für die Besitzer solcher Bibliotheken zur Pflicht, wenn es anders bey einem von den Interessenten ihrer Institute so gehegten und gepflegten Schriftsteller noch einer Empfehlung bedarf.

In Nr. 2 liefert Herr Friedrich Schlegel ein so unvergleichliches Seitenstück von romantischer Ungereimtheit, Sinn- und Vernunftlosigkeit zu seines Bruders spanischem Theater, daß man kaum weiß, welcher dieser literärischen Abgeschmacktheiten die Palme gebührt. Beyde zeichnen sich durch dieselbe verwilderte, verbrannte und verkrüppelte Phantasie aus; in beyden erreicht das Abentheuerliche eine Höhe von Aberwitz, daß irgend ein poetisches Bedlam die Werkstatt scheint, aus dem es hervorgegangen ist; beyde charakterisirt dieselbe breite, wässrige und saftlose Redseligkeit; beyde geben für die Begründung und Beförderung der allerneuesten Poesie und Aesthetik einen gleich schätzbaren und wirksamen Beytrag. Glück und Heil denn allen poetischen Poeten zu dieser neu Schlegelschen Fundgrube rein poetischen Schlammes und Wassers! Mögen doch bald der unvergleichliche Tieck und seine nicht minder genialen Geistesverwandten Brentano, Klingemann und Böhlendorf aus ihr schöpfen, und Merlin's Zauber — und der tugendsamen Prinzessinn von Savoyen Liebesgeschichte zu romantisch-dramatischen Dichtungen verarbeiten, die, wie alle bisher von ihnen erzeugten, laut beurkunden, daß die modernste romantische Poesie nur darum so extra modern ist, weil der Hippogryph, den ihre Urheber besteigen, sie weit in den

Si.

Sirius, nie aber in das freundliche Gestirn trägt, wo sie mit dem berühmten Astolpho wiederfinden könnten, was sie auf Erden verloren haben.

Nr. 3 ist eine große Armseligkeit der neuesten französischen Literatur, und noch obendrein einem der alltäglichsten Uebersetzungsfabrikanten in die Hände gefallen. So ermüdet diese Armseligkeit die Geduld des Lesers zwiefach, und doch gewährt sie, mit dem Originale, Nr. 4, verglichen, noch eine Art Unterhaltung, die in diesem ganz unmöglich wird, da der möglichst kahlste Stoff mit der möglichst kahlsten Darstellung verschwistert, auch die bereitwilligste Leselust, vom Anfang bis zum Ende, unwiderstehlich einschläfert. Schlechter ersonnen und schlechter erzählt hat die Presse schwerlich je einen Roman an das Licht befördert. Enthielt die Dose, die Hr. Friz Möbbe dem Publikum darbietet, statt des Wunderschnupftabacks, mit dem er sie anfüllte, eine gute Portion Niesewurz: so wäre ihm ihr öfterer Gebrauch sehr zu empfehlen; wir dürften dann hoffen, daß er uns künftig nicht wieder Opium für Zauberschnupftabak verkaufte.

Nr. 5 und 6 sollen wahre Geschichten seyn; immerhin! aber sie werden dadurch um nichts interessanter. Die Heldinn der ersten, die, wie auch auf dem zwölf Zeilen langen, zur Schonung des Papiers von uns verkürzten Titel angegeben wird, unter Nonnen und französischen Soldaten sich umgetrieben, und viel Jammer, Unglück und Abentheuer ausgestanden hat, ist ein so albernes, unbesonnenes, unzartes und unweibliches Wesen, daß sie mit allem, was sie erlitten und geduldet zu haben, vorgiebt, keines rechtlichen Menschen Theilnahme erregen kann; und sie erzählt ihre Trauer- und Schreckensbegebenheiten so platt, lahm und unbehülflich, daß Ekel und lange Weile die einzigen Wirkungen sind, die ihre Erzählung hervorbringt. Der Held von Nr. 6 stößt zwar nicht durch seinen Charakter des Lesers Theilnahme zurück; aber seine Lebensvorfälle sind, troz ihrer Buntscheckigkeit und Abentheuerlichkeit, so arm an Interesse, und er ist ein so trauriger Stylist, ein so schlafstockender Sentenzenkrämer, und schwazt, wenn er den Moralisten macht, so alltägliches Zeug, daß die Geduld

huld, ihn auszulesen, sich nur ein streng gewissenhafter Rec. abgewinnen kann.

Wr.

Musik.

Oeuvres de Mozart. *Cahier* XIII. *contenant* II *Quatuors* et I Sonate pour le Pianoforte. *Cahier* XIV. contenant une Sonate pour deux Pianofortes, un Quintetto pour le Pianoforte. Le même arrangé en Quartetto pour le Pianoforte. Leipzig, bey Breitkopf. Querfolio.

Die zunächst vorhergehenden Hefte sind in der N. A. D. B. LXXXIV. Bde. S. 106 ff. angezeigt. Noch mehr wie in den vorigen Heften erscheint hier, daß der Herausgeber aus dem Namen Mozart, so viel Bändchen Musikalien herauspreßt, als möglich ist, ohne sonderliche Rücksicht, ob das was durch den Druck vervielfältigt wird, Mozarts großen Ruhm vermehre oder vermindere. Freylich, wenn man diese Sonaten und Quatuors gegen den Wust des musikalischen Geschreibsels hält, was jetzt uns aufgedrungen wird; so sind sie noch sehr vorzüglich; aber unter Mozarts Werken wahrlich nicht die vorzüglichsten.

Oeuvres de I. Haydn, *Cahier* V. *contenant* V Sonates pour le Pianoforte, avec l'accompagnément de (du) Violon et (du) Violoncelle. *Cahier* VI. contenant V Sonates pour le Pianoforte avec l'accompagnément du Violon et du Violoncelle. *Cahier* VII. contenant VI Sonates pour le Pianoforte avec l'accompagnément du Violon et du Violoncelle. *Cahier* VIII. XV Airs et, Chansons, et Ariadne à Naxos, scene, avec accompagné.

nément du Pianoforte. Leipzig, bey Breitkopf. Querfolio.

Im 79ten Bande S. 113 und im 86ten Bande S. 378 sind die zunächst vorhergehenden Hefte der Werke dieses großen Komponisten angezeigt. Die Sonaten mit Begleitung in den vorliegenden 5ten, 6ten und 7ten Heften sind seiner sehr würdig, und das achte Heft zeigt, daß Haydn auch in Vokalkompositionen ein Meister ist. Die ernsthaften vierstimmigen Lieder, (oder Motetten, wenn man sie so nennen will,) Nr. IX. X sind vortrefflich, und auch in den scherzhaften Gesängen, wie Nr. V. VI, VII ist die gefälligste Melodie und der lebhafteste Ausdruck mit einer Fülle von Harmonie verbunden, die nachdem wir unsern Naumann verloren haben, wohl bey keinem lebenden Komponisten in dem vollen Maaße und zugleich in der glücklichen Vereinigung zu finden ist.

Sti.

Musikalisches Taschen-Buch auf das Iahr 1805. Herausgegeben von *Friedrich Theodor Mann*; mit Musik von *Wilhelm Schneider*. *Zweyter Jahrgang*. Penig, bey Dienemann und Comp. 392 S. 1 Rg. 21 gl.

Wer in diesem musikalischen Taschenbuche für die Musik — sey es die theoretische oder praktische! — irgend einen Gewinn hofft, der leg' es nur gleich aus der Hand! weder Herr Friedrich Theodor Mann, noch Herr Wilhelm Schneider, sind die Leute, die mit so etwas erfreuen können; wem es aber genügt zu erfahren: was für musikalische Institute es hier und da giebt, was für Künstler an diesem oder jenem Orte leben, welche Komponisten, und welche ihrer Kompositionen in einem oder anderm Lande, einer oder der andern Stadt am meisten beliebt sind? der wird hier seine Rechnung finden; den größten Theil des Buches nehmen solche Notizen weg. Die umständlichsten, und unstreitig auch die besten, sind die über Leipzig und Berlin. Was von den übrigen Städten Deutschlands, diese Kunst betref-

treffend, mitgetheilt wird, ist unbedeutend, flach und dürftig. Noch kahler sind die Nachrichten aus Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, Frankreich, Spanien, Italien, Holland und England; eine wahre Almanachslektüre, so gut, wie gar nichts!

Hierher gehört noch eine sogenannte biographische Skizze, die Sängerinn Mara, deren Portrait auch einem Apollo, der wie ein dummer Junge aussieht, gegenüber, scheußlich in Kupfer gestochen, vor dem Titelblatte steht. Wie das Portrait, so die Biographie; eine Sudeley ist der andern werth. Eine solche Altweiberwaschhaftig- und Alltäglichkeit über eine Künstlerinn, wie die Mara, konnte nur in einem Taschenbuche, wie dieses, einen Platz finden.

Nicht völlig so waschhaft, aber doch nicht minder unbedeutend, und an eigentlichem Inhalte ziemlich leer, läßt sich der Verf. des Aufsatzes über Johann Friedrich Reichardt vernehmen. Es beliebt ihm zwar, dieß sein Federwesen eine Charakteristik dieses berühmten Tonkünstlers zu nennen; aber zu einer solchen Charakteristik gehört etwas mehr als Absprechen, und blind ins Blaue hinein zu urtheilen. Den Geist eines Meisters aus seinen Werken enthüllen zu können, muß man erst selbst Geist haben, mit Geist in eines andern Geist einzudringen, ihn zu studiren und zu prüfen vermögen, ihn zu erkennen, zu verstehen wissen. An diesem Geiste aber — wenn er überhaupt so etwas sein nennen kann, — fehlt es diesem Charakteristiker gänzlich. Hier und da trifft zwar eine Bemerkung zu; aber nur durch einen wahrhaften Zufall, der auch eine blinde Henne zuweilen unter Spreu ein Korn finden läßt.

Etwas gar Schönes erhält der Leser mit den Volksliedern S. 316. Sie sind wahrhafte Muster für die allerneuste Poesie, und klingen zuweilen so ächt tieckisch, daß man mit einer Art freudiger Ueberraschung Meister Ludewigs urpoetischem Genius in diesen Handwerksgesellenpoetereyen zu begegnen glaubt. Hier ist eine Probe:

Ein Berglyd vom Hartze.

Allerschönster Engel
Allerschönstes Kind !c.

Komm

Komm eyle dych
Undt küsze mych,
Undt mache geschwynd!
Alldarummb, so byt ych dych,
Komm meyn Schatz und küsze mych,
Mein allerschönster Schatz;
Vergysz meyn nicht!

Deyne schwartze Augen
Die ha'n mich verfürt, :,:
Dein Zaubermund
Hat manche Stund
Meyn Hertze gerurt.
Alldarumb, so byt ych dych, ꝛc.

Ych reys' vun der Welt herumb,
Undt du bleybst hir, :,:
Doch schicke ych
Annoch täglych
Meyn' Seufzer zu dyr.
Alldarumb ꝛc.

Waszer, Waszer, Waszer her,
Esz hat Gefar!
Denn sonsten verbrenn' ych,
Gantz undt gar.
Komm küle mych,
Denn füle ych
Mein Hertz wie Wachs zerrynt.
Alldarumb so byt ych dych,
Komm, mein Schatz undt kysse mych,
Mein allerschönster Schatz,
Vergyß meyn nycht.

Pl.

Theater.

1. Charlotte Corday. Tragödie in fünf Acten, mit Chören. Mit einem Kupfer. Hamburg, bey Hofmann. 1804. 15½ Bogen. gr. 8. 1 Rk.
2. Andromache, Bajazet und Iphigenia in Aulis. Drey Trauerspiele von Racine, metrisch übersetzt, von Ayrenhof. Preßburg, bey Belnay. 1804. 16 Bogen. gr. 8.
3. Sammlung neuer Schauspiele für das deutsche Theater, von D. Albrecht. Hamburg und Altona, bey Volmer. 1804. 8. 1 Rk. 7 K.

Wenn

Wenn die Dichtung, N. 1, gleich keine der Forderungen erfüllt, die der Kenner an die Gattung, zu der sie sich zählt, mit Fug und Recht zu machen hat, und nur der Form, nicht dem Geiste nach, dramatisch genannt werden kann; wenn sie schon eigentlich zu gar keiner Gattung gehört — denn sie ist ein Mischspiel von Allem, und treibt ihr Wesen bald lyrisch, bald episch, bald dramatisch; wenn gleich der Plan derselben nur so so! ein Plan ist, die darin vorgeführten Charaktere mehr beschrieben, als dargestellt werden; wenn schon endlich diese Dichtung, weder den Namen eines poetischen Kunstwerkes, noch eines reifüberdachten Ganzen verdient: so empfiehlt sie sich doch durch lobenswürdige Einzelnheiten, durch schöne Stellen, in Hinsicht der Diktion, durch lebhafte Beschreibungen, durch nicht selten gehaltvolle Gedanken, feine Reflexionen, edle Gesinnungen und Empfindungen, durch mehrmals gelungene Versifikation; kurz, man erkennt darin — laut öffentlicher Nachrichten rührt sie von einer Dame her — einer Dichterinn, deren Talent zur Poesie überhaupt keinem Zweifel unterworfen seyn kann; wenn es auch gerade nicht das zur dramatischen seyn dürfte.

Zum Erweise der an dieser Dichtung gepriesenen Eigenschaften, stehe hier Stellenweise — ganz läßt er sich seiner Länge wegen, er beträgt achtehalb Seiten, nicht wohl geben — der Monolog Akt. 1. Sc. 8, in dem sich Charlotte Corday zu Marats Ermordung entschließt. Seite 37:

Allmächt'ge Güte, o vergieb den Stolz,
Und zähme du die muthigen Gedanken,
Die mich verfolgen, ewig, unablässig:
Du, du bedürfest dieser schwachen Hand;
Und dass ichs denke, sey ein Werk von dir, —
Wenn du die Hand nicht *wirklich* auserkoren.

(Pause. Nachsinnend.)

Ein Tropfen Thau fällt in den Ocean,
Vielleicht bestimmt zu'r schönsten, reinsten Perle! —
Birgt sich die Grösse nicht auch selbst im Kittel?
Und wohn't ein freye Geist nicht überall?
Trägt nur der *Aechte einzig* Diademe?

(Kalt gleichgültig)

Verächtlich würf' er sie zu'r Erde hin,
Könnt' er um ein Geringes sie besitzen.

(Mit

(Mit Stolz)
Nicht braucht die ächte Gröſse dieses Schmucks,
Sie findet die Belohnung in sich selbst.

Seite 38.

— — — — Hat jene Rächerhand
Nicht tausend Blitze ohne deine Hülfe?
Willst du aus deines Daseyns engem Kreise,
Dem stillen Wirken leicht erfüllter Pflichten,
Hinaus dich wagen in das Weite — Freie?
Der Felsgebürge schroffsten kühn ersteigen?
Und jähen Hinsturz unbedeutend achten?
(Pause)
Dem Gröſsern fügt das Klein're willig sich —
Dem Höhern weichet scheu das Niedere —
Die Kraft ist wirkend — wo die Schwäche schlummert;
Nach ewigen Gesetzen ewig handelnd,
Im Geisterreich, wie in der Körperwelt.

Seite 39.

Vollende du mein glühend, treues Herz!
Du halfst mir, du, einst jenen Kampf bestehn,
Den Riesenkampf der edlen starken Liebe;
Wer nennet mir ein mächtiger Gefühl?
— — — — — —
Du lehrtest mich mit festem Muth entsagen
— — — — — —
Nach einem schweren — harten — langen Kampf.

Seite 41.

Was wird die Welt an meinem Ich verlieren?
Mich fesselt nicht ein süſser Unschuldsblick
Im sanften Bund verträglich schöner Liebe
Der Freundschaft Blume ruht mir in der Knospe —
Der Jugend Frohsinn ist mir halb entblüht,
Ein ernster Gott umwandelt meine Schritte,
Und lehrte früh mich tief und stark empfinden,
Das Leidenste zog meine Geister an;
Mein blutend Herz empfand des andern Wunden,
Viel wen'ger litt er bey dem eignen Schmerz.
(Pause, mit Nachdruck)
Zu glühend Herz, verströme izt die Gluth!
Was du beschlieſsest wirst du würdig enden!
O nicht umsonst ward dir der hohe Muth,
Du dienst dem Schicksal, dienest seinen Händen!
Allmächt'ge Liebe, mein Vertrauen ruht
In dir allein, du wirst mir Beystand senden!
Ich folge dir, und weih dem Vaterlande
Die zarten Fäden meiner heimschen Bande!

Fast beweisen diese Stellen das gesammte oben ausgesprochene Lob, und solcher Belege poetischer Fertigkeit enthält die Dichtung mehrere; aber wäre sie hievon auch ganz und gar ein Beweis: Angelika's — unter diesem Namen kennen die Freunde der Dichtkunst die Verfasserinn aus Herrn von Halems Irene — Beruf zur dramatischen Dichterinn würde sie dennoch nicht beurkunden. Ihre wahre Sphäre ist die lyrische und beschreibende Poesie. Auf diesem Felde der Musen hat sie schon manches angenehm duftendes Blümchen gepflückt. Sie bleibe demnach ihrem Genius getreu, und, wenn sie sich noch mehr Achtung für die Reinheit des Reimes erwirbt, wenn sie sich der Eintönigkeit entwöhnt, die durch den zu häufigen Gebrauch der weiblichen Reime, ohne Einmischung des männlichen, selbst in ihren besten Dichtungen entsteht — eine Verirrung der allerneusten Poesie, die durchaus gegen die Natur der deutschen Sprache streitet — so wird sie gewiß noch einen ehrenvollen Rang unter des Vaterlandes Dichterinnen behaupten.

Die in Nr. 2 übersetzten drey Trauerspiele gehören unstreitig zu Racine's vorzüglichsten tragischen Dichtungen, und der um Oesterreichs schöne Literatur hochverdiente Hr. von Ayrenhof gab ihre Nachbildung in unserer Sprache mit Gewandtheit und Treue. Wenn seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubte, sein Urbild durch eigne Zusätze zu verschönern oder zu verbessern: so urtheilt er doch sehr richtig, wenn er die Abkürzung der langen Reden und müßigen Tiraden in demselben für nöthig hielt. Was nicht zur Sache gehört, muß auch nicht gesprochen werden, wenn der Dialog theatralisch-dramatisch seyn soll; und den wahren Geschmack der französischen Zuschauer beweist es auf keine Weise, wenn sie sich diesen rednerischen Ueberfluß nicht wollen nehmen lassen. Schön klingen mögen diese Tiraden immer; aber sie sind es in keinem Falle, insofern nichts schön ist, was nicht wahr ist, und wahr ist nur, was auf seiner rechten Stelle steht. Den wahren Geschmack des Uebersetzers aber verbürgt es, daß er in seiner Nachbildung den Prunk und Pomp des allerneusten tragischen Styls vermied. Dieser Odenprunk, wie er sehr richtig bemerkt, ist allerdings sehr undialogisch. Aber ob der würdige Verfasser, da er seiner Nachbildung den Reim nahm, durch

durch seine gar zu gewissenhafte Treue Racine's Styl nicht hier und da gar zu sehr seiner Poesie beraubte? ist eine andere Frage. Eigentlich prosaisch darf die Diktion der Tragödie denn doch auch nicht seyn. Racine's Diktion aber wird hauptsächlich durch den Reimschmuck poetisch, man nehm' ihr diesen, und es ist um den größten Theil ihrer Poesie gethan. Herr von A. gesteht das selbst, Seite 5 seiner Vorrede. Warum gefiel es ihm dann bey seiner bekannten Geübtheit in dieser Kunst nicht, uns die Uebersetzung in Reimen zu geben? Die allerneuste Poesie hat sie ja auf unsern Bühnen so wieder in den Gang gebracht, daß von Anstoß daran gar nicht mehr die Rede ist, und französische Trauerspiele, wenn sie nur übersetzt, nicht etwa ganz umgearbeitet, auf unsere Bühne gebracht werden sollen, müssen gereimt bleiben, um ihnen die Poesie des Styls zu erhalten, die sie nur durch den Reim haben.

Den Schauspielen Nr. 5 fehlt, um in ästhetischem Sinne Schauspiele zu seyn, nichts, als die Kleinigkeit, dramatische Kunst. Vergebens sucht man in ihnen Einheit des Plans, Charaktere bezeichnenden Dialog. Zwar hat Herr Doktor Albrecht seinen Stoff ordentlich in Aufzüge und Auftritte abgetheilt; aber auch ordentlich und zusammenhängend verbunden? Zwar führt er in seinen Schauspielen Personen auf, die durch Reden und Handeln grell genug gegen einander kontrastiren; aber auch wahr, psychologisch sich entwickelnd? Und sein Dialog, wie soll, wie kann er bezeichnend und charakteristisch seyn, da er ihn Personen in den Mund legt, die keine Charaktere haben? Man sieht, hört und vernimmt also in seinem Klaus Storzenbecher, wie in seinem Altona vor hundert Jahren, überall nur einen Schauspielverfasser, (ja nicht Dichter!) der gern möchte, wenn er nur könnte, der gern Phantasie zeigte, wenn er sie nur besäße, gern auf die unsere wirkte, wenn er es nur anzufangen wüßte, uns gern zur Theilnahme für seine Helden täuschte, wenn, wenn diese Helden nur nicht immer seinen Schlafrock an und seine Nachtmütze auf hätten, und also nur ihn präsentirten, die schreibfertige Feder in der Hand! — Was aber Herrn A. Schauspiele in ästhetischem Sinne nicht sind, sind sie desto mehr in eigentlichem Sinne des Wortes. Zu schauen giebt es in ihnen vollauf, und von dieser Seite sind sie allen Theater-

direktoren, die ein schaulustiges Publikum haben, bestens zu empfehlen.

Bc.

Weltweisheit.

Kajetan Weillers, Doctors und Profs. der Philosophie, und Rectors des Lyceums (wo?) Anleitung zur freyen Ansicht der Philosophie; zunächst für seine Zuhörer. Philosophia obiter libata ducit a Deo, penitus exhausta ducit ad eum: Baco. München, bey Lentner. 1804. 531 Seit. gr. 8. 1 Rg. 12 Gr.

Nach dem Verf. ist die Philosophie Wissenschaft des Absoluten; und das Absolute ist ihm nichts anders, als was wir gewöhnlich die Gottheit nennen; denn die Prädicate, die er dem Absoluten beylegt, sind eben die, die wir der Gottheit beylegen. Hier entsteht sogleich die Frage, ob dieser Begriff von der Philosophie nicht zu eng ist; denn nach demselben würde die ganze Philosophie nichts als Theologie seyn. Dieser Einwurf muß sehr natürlich seyn, da der Verf. sich ihn selbst, und zwar zu wiederholten Malen macht (S. 339. 382). Die Art, wie er ihn beantwortet, ist keineswegs befriedigend. Er sagt, unter Theologie müsse man nicht eine bloße Mythologie verstehn; die Philosophie könne und müsse sich in Theologie enden, u. s. w. Allein, wenn auch die Theologie noch so sehr von der Mythologie geschieden wird: so bleibt sie doch immer nur ein Theil der Philosophie; und wenn die Theologie der Schlußstein von dem ganzen Gebäude der Philosophie ist: so ist sie deßwegen nicht das Gebäude selbst. Wie will der Verfasser die übrigen Theile der Philosophie, die Ontologie, die Psychologie, die Kosmologie, die (reine) Naturwissenschaft, u. s. w. wie will er die praktische Philosophie aus seiner Philosophie herleiten, oder an dieselbe anknüpfen? Er behauptet freylich, (S. 16) daß die Philosophie keine Theile habe, und führt als Grund an, weil die Kunde von dem Höchsten, alles umschließenden Einen so wenig als ihr Gegenstand, Theile ha-

haben könne. Allein mit des V. Erlaubniß, ist dieß ein Cirkel im Beweise; denn er setzt voraus, daß die Philosophie die Wissenschaft von dem Höchsten und Einen sey, und dieß ist gerade, was ihm nicht leicht Jemand zugeben wird. Doch sagt er, daß das Studium der Philosophie, oder besser: Die Anstrengung, sich ihrer zu bemächtigen, Theile haben könne. Was die Theile einer Anstrengung sind, werden unsere Leser schwerlich begreifen. Der Verfasser versteht darunter den negativen und positiven Theil der Philosophie; jener soll im Niederreißen, dieser im Wiederaufbauen bestehen. Hieraus wird der Leser schon den Plan des Verfassers errathen. Er geht nämlich alle bisherige philosophische Systeme durch, und sucht die Fehler und das Mangelhafte derselben zu zeigen. Besonders deckt er das Grundlose und die Widersprüche der Schellingschen Identitäts-Philosophie auf, (welches kein großes Verdienst mehr ist, da Jacobi, Köppen und andere die Ungereimtheit dieser Philosophie schon hinlänglich gezeigt haben.) Sodann stellt er sein eigenes System auf, das er, (wie sich von selbst versteht,) für das einzig wahre hält. Es ist nun einmal, seit dem Kant das Reformiren und Revolutioniren in der Philosophie angefangen hat, zu einer Art von Mode oder gutem Ton geworden, daß kein philosophischer Schriftsteller mehr anders, als mit der Versicherung auftritt, daß es Niemand vor ihm recht getroffen habe, und daß es ihm vorbehalten gewesen sey, den Forderungen der Vernunft an ein philosophisches System volle Genüge zu leisten.

Wenn wir dem Verfasser glauben: so hat es aller bisherigen Philosophie an dem lebendigen Princip gefehlt. Sie ging ausschließlich durch den Kopf, und kam aus dem Kopf hervor; das Herz, das Gefühl und der Wille hatten zu wenig Antheil daran. Kant soll das zuerst geahndet; nach ihm aber Fichte, Schelling, Jacobi, Salat, Bouterwek, u. s. w. solches noch deutlicher eingesehen haben. Durch diese Männer habe die Philosophie erst eine recht praktische Tendenz bekommen. Der Verfasser führt zu diesem Ende (S. 157.) eine Stelle aus Schelling an, wo dieser sagt; »daß die wahre Philosophie nur mit freyen Handlungen beginnen könne, und daß abstrakte Grundsätze an der Spitze dieser Wissenschaft der Tod al-

les Philosophirens seyn. Die Frage: von welchem Grundsatze die Philosophie anfangen müsse, sey eines freyen Mannes unwürdig. Die Philosophie sey reines Produkt des freyen Menschen,« u. s. w. Diese Schellingsche Freyheits-Philosophie hat des Verfassers ganzen Beyfall; er nennt diese schöne Blicke in das innere Wesen der Philosophie. Dem Rec. dünkt aber, daß die Verachtung aller Grundsätze, und die Freyheit im Philosophiren zu einer Zeit nicht so sehr sollte angepriesen werden, wo man Hirngespinnste auf Hirngespinnste häuft, und mit einer Ungebundenheit philosophirt, wovon man in den Annalen der Gelehrsamkeit schwerlich ein Beyspiel finden wird.

Nach des Rec. Ueberzeugung ist dieß eine der schlimmen Richtungen, die Kant durch seine sogenannte praktische Vernunft, und den ihr vor der theoretischen zuerkannten Primat, unserer deutschen Philosophie gegeben hat. Fast alle neue philosophische, zum Theil auch anti-kantische Schriften sind von dieser praktischen Tendenz angesteckt. Daß bey einer solchen Art zu philosophiren, auf Deutlichkeit der Begriffe, auf Strenge der Beweise, auf Gründlichkeit, auf Ordnung, u. s. w. wenig Rücksicht genommen wird, ist ganz natürlich, und die Erfahrung lehrt es nur zu sehr. Was heißt es auch, durch das Herz, oder aus dem Herzen philosophiren? Wie läßt sich vermittelst des Willens ein gutes philosophisches System errichten? Wie kann das Gefühl urtheilen, was wahr oder was unwahr ist? — Die Einheit, sagt der Verfasser (S. 253.) soll von dem Gefühle berührt, und von dem Willen ergriffen werden. Gut; aber vorher muß man die Einheit oder das Wahre erkannt haben, und das geschieht weder durch das Gefühl, noch durch den Willen. Daß Achtung für Wahrheit, Beharrlichkeit im Forschen, u. s. w. nothwendig ist, um mit gutem Erfolge zu philosophiren, weiß man wohl; aber deßwegen ist das Herz und der Wille nicht das philosophische Talent. — Der Verf. würdiget den Verstand noch mehr herab als Kant, der übrigens zu dieser Herabwürdigung nur zu sehr Anlaß gegeben hat. Er nennt ihn einen einseitigen, Alles beschränkenden und trennenden, und nie zur Einheit gelangenden Verstand, der immer nur an einer Leiter zur Urbedingung arbeite, ohne sie je zu vollenden; der sich nie über das Gegebene erhebe, u. s. w. (S. 67. 68. 197. 386.) Ir

nun, der Verstand soll trennen; er soll an der Leiter zum Absoluten arbeiten: ist denn dieß nicht eine sehr nöthige und nützliche Arbeit, um weiter zu kommen? und muß derjenige, der an einer Leiter arbeitet, neben dem Trennen nicht auch zusammensetzen? — »Die bestimmte Scheidung der Vernunft vom Verstand, sagt der Verfasser (S. 224) kann nicht genug eingesehen werden.« Recensent möchte wissen, warum der Verstand so sehr von der Vernunft geschieden werden soll. Wenn auch der Verstand nichts thäte, als die zusammengesetzten und verworrenen Vorstellungen trennen und vereinfachen: erleichtert er dadurch nicht der Vernunft das Gelangen zur Einheit? ist er nicht ihr Gehülfe? und wenn er es ist, warum soll er von ihr geschieden werden? Wenn vollends der Verfasser (S. 346.) von dem Verstande sagt, daß ihm das Absolute ein Fresco-Gemälde sey: so hätte er wohl gethan, sich vorher von dem Verstande dieses Bild verdeutlichen zu lassen, und uns einen Begriff davon zu geben; denn Rec. ist nicht im Stande, hierbey etwas Vernünftiges zu denken. Von dem Sokrates sagt der Verf. (S. 415.), daß er wenig Gebrauch von den verwickelten Künsten des Verstandes; aber einen desto lebendigern von den schönsten höchsten Kräften des Herzens gemacht habe. Freylich, einen solchen Jargon, wie hier der Verf., hat Sokrates bey seinem Vortrage der Philosophie nicht gebraucht; dazu hatte er zu viel gesunden Menschenverstand. Aber wahrlich, die Kunst einer guten Dialektik hatte er sehr nöthig, um die Sophisten mit Erfolg zu bestreiten: und sind seine Beweise für das Daseyn eines weisen und gütigen Urhebers und Regierers der Welt, von den unsrigen durch etwas Anderes unterschieden, als durch die schulgerechte Form? Mit allen schönsten und höchsten Kräften des Herzens würde Sokrates weder die Sophisten besiegt, noch einen Plato, und so viel vortreffliche Schüler gebildet haben.

Der Verfasser setzt die Vernunft über den Verstand, und legt ihr einen großen Werth bey; und doch spricht er dem Raisonnement, den Schlüssen, und dem Beweis allen Werth ab, und würdiget sie wenigstens eben so sehr herab, als den Verstand; da doch schließen und beweisen das eigentliche Geschäfft der Vernunft ist. S. 233. sagt er von dem Syllogismus, daß er das Hohle seiner Natur selbst einsehe.

Allein wenn die Prämissen nicht hohl sind: so ist es auch der Schlußsatz und der Syllogismus nicht. Wenn der Geometer aus seinen Begriffen und Axiomen vermittelst richtiger Schlüsse ein geometrisches System errichtet: so ist dieses System nicht hohl, und eben so wenig ist eine Philosophie hohl, die sich auf die Erfahrung stützt, und vermittelst der höchsten Grundsätze, ihr Gebäude errichtet. Vielmehr sind die meisten neuesten philosophischen Systeme hohl, weil sie nichts als Aggregate von Wörtern sind, wobey sich nichts Vernünftiges denken läßt. — Die Nützlichkeit des Beweises bestreitet der Verfasser durch die unrichtige Voraussetzung, daß man alle Gewißheit erst durch den Beweis erreichen zu können glaube. Er fragt S. 290, »Kommen wir durch den Beweis allein zu irgend einer Wahrheit? Unmittelbar nicht, das gestehen selbst seine Patronen ein; aber mittelbar, sagen sie. Allein muß denn das Mittelbare, damit es für uns mittelbar ist, nicht endlich durch irgend ein Unmittelbares mit uns zusammenhängen? Was nützt es uns, wenn von der Wahrheit eine Strickleiter herabhängt; wir aber keine Sprosse derselben berühren können? verschafft uns der Beweis dieses Unmittelbare? Bringt er uns auf die erste Sprosse der Leiter hin? Wir müssen von einem Ersten Gewissen ausgehen, um zu einem Zweyten, und so alsdann weiter voranzukommen. Allein der Beweis kennt kein Erstes und Zweytes; er kennt nur ein Drittes, Viertes,« u. s. w. Hier ist Vieles zu berichtigen. Daß alle Gewißheit durch den Beweis erreicht werde, hat schwerlich noch irgend Jemand behauptet; der Verf. ficht daher mit einem Schatten, wenn er diesen Satz bestreitet. Sowohl die Erfahrungssätze als die höchsten Grundsätze der Vernunft, sind ohne Beweis gewiß. Ins Unendliche kann man freylich nicht beweisen; und jeder Beweis ruht am Ende auf etwas, das unmittelbar gewiß ist. Warum soll der Beweis kein Erstes und Zweytes; sondern nur ein Drittes kennen? Kann denn unter seinen Prämissen nicht ein Erfahrungssatz, oder ein Grundsatz der Vernunft seyn, und kennt der Beweis in diesem Falle nicht ein Erstes? — Wenn der Verfasser ferner behauptet, daß der Beweis nicht auf Eins oder die Einheit kommen könne: so ist erstlich dieses nicht vom analytischen Beweise wahr, der von dem Zusammengesetzten auf das Einfache kommt. Hernach kommt es darauf an, was der Verfasser unter dem Eins oder

der

der Einheit versteht. Versteht er darunter sein Absolutes, jene reelle Einheit, in der alle Realität gegründet ist: so sieht Rec. nicht ein, warum man nicht durch den Beweis auf dieselbe soll kommen können. Die ältere Philosophie hat wenigstens auf diesem Wege zu der reellen Einheit gelangen zu können geglaubt. Wenn der Verfasser solches für unmöglich hält: so muß er sie vorher widerlegen; denn mit bloßen Behauptungen, Metaphern, mit schwankenden Ausdrücken, u. s. w. wird in der Philosophie nichts ausgerichtet.

Der Verf. scheint aber nicht ohne Grund dem Beweis so abgeneigt zu seyn; denn wirklich ist in seiner ganzen Philosophie so viel als nichts bewiesen, welches Rec. kürzlich zeigen will.

Das Absolute ist ihm, wie bereits bemerkt worden, die Gottheit. Er muß also von seinem Absoluten alle die Eigenschaften beweisen, die wir der Gottheit beylegen. Rec. hat aber, statt der Beweise, meistens nichts als eine willkührliche Zusammensetzung von Begriffen, und mitunter Deklamation gefunden. Die Behauptung, daß das Absolute eine nothwendige Vernunft-Idee sey, mag ohne Beweis hingehen; allein, daß das Absolute keine bloße Idee; sondern ein selbstständiges Wesen sey, und eine von unserer Vorstellung unabhängige Realität habe, dieß ist, wie der Verfasser nicht in Abrede seyn wird, zumal bey der idealistischen Beschaffenheit unserer Philosophie, ein wesentlicher Punkt, der eines strengen Beweises bedarf. Er sagt zwar (S. 328. 330.) ausdrücklich, daß das Absolute nicht bloß ein Denken, oder Fühlen, oder Wollen von uns; sondern ein Selbstständiges, und zwar das Selbstständigste sey, das keines Andern außer sich zu seinem Seyn bedürfe, daß von allem Aeußern unabhängig sey. (S. 321.) Das mag alles sehr wahr seyn; aber bewiesen hat es der Verf. nicht

Der Verfasser legt ferner seinem Absoluten Leben, Schönheit, Wahrheit, Erhabenheit, Freyheit, moralische Güte, und besonders Heiligkeit bey. (S. 258. 318 ff.) Aber nichts ist bewiesen; sondern überall entscheidet das Herz! Von dem Schönen sagt er (S. 318.) „ist es nicht das Herz, was zuerst und vorzüglich (von der Schönheit) angesprochen wird? Wird nicht dieses unmittelbar und sehr

innig von einer ganz eigenthümlichen Wärme durchdrungen? Und ist die damit auch noch verbundene Regung des Kopfes mit dieser innigen des Herzens gewöhnlich auch nur von ferne zu vergleichen?« u. s. w. Eben so heißt es vom Erhabenen, daß es zuerst und vorzüglich nur an das Herz spreche.« »Wenn sich aber auch der Kopf an die Untersuchung desselben wage: so geschehe es erst hinterher, und bey weitem nicht mit der Lebendigkeit, mit welcher es von dem Herzen aufgefaßt werde.« Und das sollten Beweise seyn, daß das Absolute schön und erhaben sey?

Den wichtigen Begriff des Lebens verbindet der Vf. nur im Vorbeygehen mit dem des Absoluten (S. 328.), und zwar vermittelst des Begriffs der Heiligkeit. Allein daß das Absolute heilig ist, hat er wiederum nicht bewiesen. Das Herz und das Gefühl muß auch hier das Beste thun; wie der Verf. ausdrücklich sagt. Rec. will die ganze Stelle vom Heiligen (S. 326.) hersetzen, um zugleich die Art, wie der Verfasser philosophirt zu charakterisiren: » In der Idee der Heiligkeit drückt sich die innerste Wesenheit der freyen, nur sich selbst angehörigen, lebendigen Vernunft am vollständigsten ab. Diese innerste Wesenheit besteht, wie wir wissen, in dem Streben nach einer allumfassenden, schlechthin - unbedingten Einheit, welche in keiner Hinsicht von irgend einer Entgegensetzung begränzt und getrübt; aber zugleich auch mehr als bloß formell oder innerlich - leer, d. i. in und für sich nichts, welche also zugleich auch reell, innerlich lebendig, folglich auch an und für sich Etwas, das höchste eigentliche Etwas ist. Hier in der Heiligkeit ist diese höchste wahrste Einheit realisirt. Das hohe innere Leben, das sich in der Schönheit und Erhabenheit wenigstens wie in einem Wiederstrahle, und in der Wahrheit und Sittlichkeit zwar schon unmittelbarer; aber doch noch beschränkt darstellt, tritt als Heiligkeit in seiner ganzen, vollendeten, unbegränzten Lebendigkeit auf. Das hohe Eine, das schon als Schönes und Erhabenes, und noch mehr als Wahres und Gutes in einer eigenthümlichen, von aller Entgegensetzung freyen Reinheit erscheint, kündigt sich als Heiliges in seiner vollständigsten, weder durch irgend eine innere, noch durch irgend eine äußere Entgegensetzung getrübten Reinheit an. Es ist als solches in aller Hinsicht ohne alle Beschränkung nur ein Schönes, Erhabenes, Wahres, Gutes. Es ist

ist in aller Hinsicht ohne alle Beschränkung, nur ein lebendiges Reelles. Es ist streng genommen, zwar ein Namenloses; aber darum nicht auch ein Inhaltloses; sondern gerade darum, weil es unsern beschränkten Namen überlegen ist, das Inhaltvollste. Ihm kann sich das Raisonnement am wenigsten nähern. Der Verstand kann in Rücksicht desselben mehr nicht, als das ihm als Schönes, Erhabenes, Wahres, Gutes angebotene Reelle auffassen, und die Schranken desselben fallen lassen. Das Uebrige muß das Gefühl thun.« Dieß ist nun die heutige Art zu philosophiren. Man braucht imponirende Wörter, ohne sie zu erklären; (wie denn der Verf. von den Wörtern: Schönheit, Erhabenheit, Wahrheit, Heiligkeit u. s. w. nirgends deutliche Begriffe giebt.) Diese Wörter kombinirt man auf eine Art, daß sie auf die Einbildungskraft und das Gefühl einigen Eindruck machen. An Wiederholungen läßt man es auch nicht fehlen; wie denn in der angeführten Stelle, einerley Gedanke wohl drey bis vier mal wiederholt wird. Und so braucht man keinen Verstand, kein Raisonnement, keinen Beweis; sondern nur die (sogenannte) Vernunft; die aber genau besehen, die Phantasie und das Gefühlsvermögen ist. Uebrigens wird der Leser in den Worten: Entgegensetzung, getrübte und ungetrübte Einheit u. s. w. Spuren von der neusten Philosophie bemerkt haben; denn der ephemerischen Mode-Philosophie, wenn man ihr auch nicht huldiget, muß doch ein kleiner Tribut bezahlt werden. —

Den Mangel an Beweisen sucht der Verf. unter andern auch durch Personificirung abstrakter Begriffe und durch Metaphern zu ersetzen, oder vielmehr zu verstecken. Es gehört solches zu den dialektischen Künsten, deren sich Kant schon, besonders bey seiner Prüfung der bisherigen Beweise für das Daseyn Gottes, bedient hat. Er schreibt z. B. (Vernunftkr. S. 634.) der speculativen Vernunft eine List zu, »mit welcher sie ein altes Argument in verkleideter Gestalt für ein neues aufstellt, und sich auf zweyer Zeugen Einstimmung berufe, da es doch nur einer sey, der bloß seinen Anzug und Stimme verändere, um für einen Zweyten gehalten zu werden.« Er sagt (S. 657.) von dem physisch-theologischen Beweis, »daß er in seiner Unternehmung stecken bleibe, in dieser Verlegenheit plötzlich zu dem cosmologischen Beweise überspringe, und,

da

da dieser nur ein versteckter ontologischer Beweis sey, seine Absicht wirklich bloß durch reine Vernunft vollführe; ob er gleich anfänglich alle Verwandtschaft mit ihr abgeleugnet habe.« — »Der gemeine Verstand könne an dem rastlosen Aufsteigen vom Bedingten zur Bedingung, jederzeit mit einem Fuß in der Luft, gar kein Wohlgefallen finden.« »Es schickt sich für die Natur der Philosophie gar nicht, mit einem dogmatischen Gange zu strotzen, und sich mit den Titeln und Bändern der Mathematik auszuschmükken, in deren Orden sie doch nicht gehöre; ob sie zwar auf schwesterliche Vereinigung mit derselben zu hoffen alle Ursache habe,« (S. 763.) u. s. w. Von dergleichen Personificirungen und Metaphern sind die Kantischen Schriften voll. Sie geben Kants philosophischem Styl, der seiner Natur nach trocken ist, eine gewisse Lebhaftigkeit, ohne den Geschmack zu beleidigen, weil die Bilder meistens den Gedanken angemessen sind. Bey unsern neüsten Philosophen hingegen vermißt man häufig einen solchen feinen und richtigen Geschmack. Wie sinnlos Herr Weiller den Verstand personificirt, indem er ihn das Absolute als ein Fresco-Gemälde betrachten läßt, hat Recensent bereits bemerkt. S. 180. fühlt sich der Geist bey der Empfindung, von einem Mannichfaltigen gepackt. S. 199. macht sich die Abstraktion mit ihrer Scheere über die leere Gedankenform her. S. 379. gebraucht der Verfasser das Wort brechen, um die Abhängigkeit der endlichen Dinge von Gott zu erklären: »das selbstständige Seyn bricht sich in der Welt in ein bloßes abhängiges Werden.« »Das bleibende Wissen bricht sich in der Welt in bloße wechselnde Gedanken.« »Die ewige Heiligkeit bricht sich in der Welt in bloße begränzte Tugenden.« Durch das metaphorische Wort: brechen, wird offenbar nichts erklärt, und wenn der Verfasser in der Anmerkung (S. 379.) sagt, daß nur die Vernunft eine befriedigende Antwort über die Frage gebe, wie sich eine reelle Vielheit aus einer reellen Einheit ableiten lasse: so muß Rec. aufrichtig bekennen, daß er in dem Vorhergehenden nichts weniger als eine befriedigende Antwort über diese Frage gefunden hat. Die menschliche Vernunft wird auch wohl die Beantwortung der Frage: wie aus der reellen Einheit die reelle Vielheit entstehen könne, ewig schuldig bleiben. Wie in der Arithmetik, durch Zusammensetzung oder Wiederholung der Einheit, die Vielheit entsteht,

das begreift man wohl; aber wie aus der reellen Einheit eine so große Mannichfaltigkeit von reellen Wesen entstehen könne, dergleichen wir in der Welt antreffen, das wird wohl für die menschliche Vernunft ein ewiges Räthsel seyn. — S. 436. sagt der Verfasser von der auf bloße Speculation beschränkten Philosophie, »daß sie sich ganz in Hefte zusammenpacken, und in die Tasche schieben, oder in den Bücherschrank stellen ließ.« »Wenigstens ließ sich ihre Hauptsache, ihr Geist, so gleichsam auf Flaschen ziehen, und man hatte übrigens, um durch ihn den Kopf wirklich zu erheitern, alsdann nur noch die kleine Mühe nöthig, von Zeit zu Zeit einen Schluck davon zu sich zu nehmen.« Wenn auch der Vorwurf, den hier der Verf. der bisherigen Philosophie macht, gegründet wäre; so ist doch die Art, wie der Verf. die Sache vorstellt, burlesk, und des Gegenstandes unwürdig. Sie ist auch keineswegs tauglich, den Verstand oder (da der Verf. diesem Seelenvermögen so gar unhold ist) den Kopf junger Leute zu bilden.

Noch kann Rec. nicht unbemerkt lassen, daß das, was der Verfasser S. 318. ff. vom Absoluten sagt, schon oben S. 216 ff. da gewesen ist; durch welche Wiederholung das Buch des Verfassers unnöthiger Weise vergrößert worden ist.

Rec. will übrigens dem Verf. weder philosophische Gelehrsamkeit, noch einen geistreichen Vortrag ganz absprechen; und da die Resultate seines Systems mit den gewöhnlichen Sätzen der natürlichen Theologie übereinstimmen: so ist seine Philosophie in dieser Hinsicht unschädlich. Aber das Lob der Gründlichkeit kann er ihr keineswegs ertheilen.

Hd.

C. L. Reinholds Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden; ein Lehrbuch für Vorlesungen, und Handbuch für eigenes Studium. Wien, bey Degen, Buchdr. und Buchh. 1805. XVI, 242 S. gr. 8. 1 Rl.

Dieses Reinholdische Werk zerfällt in zwey Haupttheile: der erste handelt von der scheinbaren und wahren Philoso-

phie

phie; und der zweyte enthält eine Exposition sämmtlicher Lehrgebäude der Philosophie (nach der Ansicht des Verfassers). Jeder Theil zerfällt wieder in mehrere Abschnitte.

Das Wesen der Wahrheit besteht nach Hrn. Reinhold in dem Bewußtseyn des Unterschiedes zwischen dem Seyn an sich, der Erscheinung, und dem Schein. Daß diese drey Sachen verschieden sind, und daß daher die Vorstellung desjenigen, der sie mit einander vermenget, unwahr ist, hat seine völlige Richtigkeit. Allein dieser Begriff paßt doch nicht auf alle Arten von Wahrheiten; und Rec. wollte den Verfasser fragen, ob die Wahrheit des Satzes: 2 mal 4 ist 8, darin bestehe, daß der Schein von der Erscheinung, und diese von dem Seyn an sich unterschieden wird. Eine solche Einseitigkeit der Begriffe findet sich nur gar zu oft in der neuern Philosophie.

Die verschiedenen Arten des Fürwahrhaltens unterscheidet der Verf. durch Gefühl und Begriff. Wenn das Gefühl des Wahren klar; aber der Begriff undeutlich ist: so nennt er ein solches Fürwahrhalten Glauben. Ist aber nicht nur das Gefühl klar; sondern auch der Begriff deutlich: so nennt er es ein Wissen. Dunkles Gefühl mit einem undeutlichen; aber scheinbar-deutlichen Begriff ist ein Scheinwissen. (S 10. 11.)

Daß bey dem Führwahrhalten auf Deutlichkeit der Begriffe sehr viel ankommt, hat wiederum seine Richtigkeit; aber eben deßwegen möchte Rec. nicht das Gefühl als einen wesentlichen Bestandtheil von dem Führwahrhalten, besonders bey dem Wissen, angeben. Durch das Gefühl kann eine Erkenntniß an Lebhaftigkeit; aber nicht an Wahrheit gewinnen. Hernach kommt es bey dem Führwahrhalten doch nicht allein auf die Deutlichkeit der Begriffe; sondern auch auf ihren nothwendigen Zusammenhang an. Kann man nicht die deutlichsten und abstraktesten Begriffe auf die grundloseste und willkührlichste Art verknüpfen, wovon wir in der neuen und neuesten Philosophie so viele Beyspiele haben? Uebrigens ist der Glaube, so wie ihn der Verf. hier definirt, von dem Kantischen Vernunftglauben merklich verschieden. Der letztere beruht nicht auf undeutlichen; sondern auf deutlichen Begriffen; denn es wird dabey aus dem deutlichen Begriff des höchsten Gutes, durch ein or-

dent-

deutliches Raisonnement, auf das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. geschlossen. Ob jener Begriff richtig oder unrichtig ist, thut hier nichts zur Sache: genug er ist deutlich. Rec. bemerkt dieß bloß um zu zeigen, wie schwankend das Wort: Glaube, nachdem man ihm seine ursprüngliche Bedeutung genommen, in der neuern Philosophie geworden ist. Dieser philosophisch seyn sollende Glaube, (ein Englisches Fabrikat; das aber von deutschen Händen eine etwas veränderte Facon erhalten hat;) hat in unsere deutsche Philosophie mehr Verwirrung gebracht, als man glaubt. Es ist ein unseliges Mittelding zwischen Wissen und Meinen, und die deutsche Philosophie weiß nun nicht mehr, wie sie mit dem Kriterium der Wahrheit daran ist.

S. 25. sucht uns Hr. R. zu beweisen, daß man auch bey den größten Fähigkeiten des Kopfes, und der sorgfältigsten Entwickelung derselben, doch nur einen gemeinen und scheinbaren Verstand haben könne, dessen Gemeinheit noch gemeiner sey, als jene der Menge, als solcher, eigenthümliche Mittelmäßigkeit und Verwahrlosung des Kopfes. Der Grund, den Hr. Reinhold für diese paradoxe Behauptung anführt, ist, weil auch die vorzüglichsten Köpfe ein bloß dunkles (sittliches) Gefühl, und einen verworrenen Begriff von der Wahrheit haben können. Herr Reinhold scheint aber hier selbst sehr verworrene Begriffe zu haben; denn anfangs spricht er von der Dunkelheit des Gefühls überhaupt; hintennach aber von einem der Klarheit des sittlichen Gefühls beraubten Herzen. Ist es erlaubt, einem generischen Begriff so willkührlich einen speciellen zu unterschieben? Hernach, wie läßt sich die Verworrenheit der Begriffe mit großen und entwickelten Fähigkeiten des Kopfes vereinigen? Darin besteht ja eben die Entwickelung des menschlichen Geistes, daß seine Begriffe verdeutlichet werden. Ferner ist es zwar um das sittliche Gefühl etwas sehr gutes, und es mag als die Bedingung von der Erforschung und Erfindung der Wahrheit angesehen werden. Allein die eigentliche Quelle der Wahrheit ist es eben so wenig, als das Kriterium derselben; und Hr. R. wird hoffentlich nicht behaupten, daß Euklides seine Geometrie mittelst des sittlichen Gefühls gefunden habe. Das ist wiederum ein Lappen, der Hrn. R. von der Kantischen Philo-

sophie, in welcher der praktischen Vernunft der Primat über die theoretische beygelegt wird, noch hangen geblieben ist. — Endlich scheint Hr. R. in der angeführten Stelle den Begriff der Wahrheit mit den Wahrheiten, die man vorzutragen hat, zu verwechseln. Von den Sachen, die ein Schriftsteller dem Publikum, oder ein Lehrer seinen Zuhörern vorträgt, muß er allerdings deutliche Begriffe haben, um sie als Wahrheiten geltend zu machen. Allein ob er einen deutlichen Begriff von dem hat, was man Wahrheit nennt, darauf kommt bey vielen Wissenschaften wenig an. Schwerlich würde Euklides auf die Frage: was Wahrheit sey, eine befriedigende Antwort haben geben können, und vielleicht geantwortet haben, daß er sich um das, was Wahrheit überhaupt sey, wenig bekümmere; aber so viel wisse, daß seine Axiome wahr, und seine Postulate praktikabel seyn, und daß er überzeugt sey, eine sehr wahre Geometrie daraus hergeleitet zu haben.

Mit dem zweyten Theile dieses Reinholdischen Werkes ist der Rec. ungleich mehr zufrieden, als mit dem ersten. Die verschiedenen philosophischen Systeme werden meistens gut charakterisirt; diese Charakterisirung würde aber Herrn R. noch besser gelungen seyn, wenn er jene Systeme nicht durch das gefärbte Glas der Philosophie gesehen hätte, der er seit einigen Jahren zugethan ist. So sagt er (S. 101.) von der Leibnitzischen Philosophie, (die er den idealistischen Realismus nennt;) daß sie unter allen Lehrgebäuden der positiven Speculation, ohne Ausnahme, sich der wahren Philosophie am meisten nähere, und dasjenige sey, welches dem Glauben des Gewissens am meisten das Wort rede; allein sie sey eben doch objectiver Dogmatismus; indem sie das Denken mit dem Vorstellen verwechsle, und das Vorstellen als solches objektivire. Es ist bekannt, daß Herr Reinhold, seit seiner letzten philosophischen Umwandlung, alles Unheil in der Philosophie von dem Verwechseln des Denkens mit dem Vorstellen herleitet. Allein wenn man gegen die Leibnitzische Philosophie keinen bedeutendern Einwurf machen könnte, als diesen: so würde sie ihre Gegner nicht sonderlich zu fürchten haben. Rec. hat sich hierüber schon bey einer andern Gelegenheit in der N. A. D. B. geäußert. Was nennt übrigens H. R. das Vorstellen objektiviren? Kann nicht Alles, mithin auch das Vorstellen,

ob=

Object für uns seyn? Versteht aber Herr Reinhold unter Object ein existirendes, für sich bestehendes Ding: so ist der Vorwurf, daß in der Leibnitzischen Philosophie, die Vorstellung für ein solches Ding ausgegeben werde, ganz ungegründet. Leibnitz hat eben so, wie Aristoteles, die Substanz und das Accidens unterschieden.

S. 103. behauptet Herr Reinhold, daß Wolf die wesentlichste Hauptlehre der Leibnitzischen Monadologie, daß nämlich das Wesen der Substanz überhaupt in der Vorstellungskraft bestehe, als unhaltbar und entbehrlich aus seinem Systeme weggelassen, und letzterm dadurch diejenige Popularität verschafft habe, ohne welche die Wolfischen Definitionen und Demonstrationen keinesweges ihre bekannte schnelle und ausgebreitete Aufnahme gefunden hätten. Aber die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie sey auch nicht mehr die Leibnitzische gewesen; sie habe aufgehört, idealistischer Realismus zu seyn; habe ihr Wesen als konsequente, methodische Speculation aufgegeben, u. s. w. Hier ist Wahres und Falsches vermischt. Zu läugnen ist es freylich nicht, daß die Leibnitzische Philosophie dadurch etwas von ihrer Einheit verlor, daß Wolf die Vorstellungskraft nicht als die Grundkraft aller einfachen Substanzen annahm, (wiewohl er der menschlichen Seele ausdrücklich eine die Welt, nach der Lage ihres Körpers vorstellende Kraft beylegte, und aus derselben alle ihre Eigenschaften herzuleiten suchte.) Allein das war gewiß nicht die Ursache der schnellen Ausbreitung der Wolfischen Philosophie, wovon die wahren Ursachen zu bekannt sind, als daß es nöthig wäre, sie hier anzuführen. Es ist Herrn Reinhold zur Gewohnheit geworden, das mit Mühe und in der Ferne zu suchen, was vor seinen Füßen liegt, und was er so leicht finden könnte. Daß Wolf den angeführten Satz aus der Leibnitzischen Philosophie nicht in seiner ganzen Allgemeinheit annahm, geschah ohne Zweifel, weil er ihn nicht beweisen konnte, und er ein System errichten wollte, in welchem Alles streng bewiesen wäre. Wolf zeigte sich hiebey um so mehr als Selbstdenker, da er von Hochachtung gegen Leibnitzen und seine Philosophie durchdrungen war. Er unterscheidet sich hierdurch sowohl von den blinden Anhängern Kants, die Alles annehmen und Alles vertheidigen, sey es auch noch so ungereimt, was Kant geschrieben hat, als von Kants

schwärmerischen Nachfolgern, die die Paradoxien, welche in der Kantischen Philosophie verborgen liegen, so weit ausspinnen, bis sie sich in ihrer ganzen Ungereimtheit darstellen.

Bey der Exposition der Kantischen Philosophie, welche Herr Reinhold treffend einen subjektiven Dogmatismus nennt, hat Recensent (S. 107 - 135.) das Meiste seiner eignen Ansicht dieser Philosophie gemäß gefunden. Sehr richtig ist die Bemerkung, (S. 123.) daß der sogenannte praktische Vernunftglaube bey vielen Wohlgesinnten auch der Kritik der reinen (theoretischen) Vernunft Eingang verschafft habe; nur hätte H. Reinhold nach dem Worte: Wohlgesinnten, noch hinzufügen sollen: »die aber nicht im Stande waren, die Fugen der Kantischen Philosophie zu durchschauen«. Der moralische Nimbus, den Herr Kant um seine Philosophie zu verbreiten gewußt, hat freylich Manchen getäuscht; aber diese Täuschung hat bey keinem Selbstdenker lange gedauert; wovon Herr Reinhold selbst ein Beyspiel ist. Man braucht auch nicht einmal Herrn Reinholds Scharfsinn, wohl aber seine Wahrheitsliebe, um einzusehn, daß jener Nimbus nichts als Dunst ist, und daß die wichtigen Lehren von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit an dem Kantischen Vernunftglauben eine sehr schwache Stütze haben. »Das Glauben an Gott und Unsterblichkeit, sagt Hr. R. S. 125. sehr richtig, welches die Kritik durch die praktische Vernunft postuliren läßt, besteht keinesweges in einem Fürwahrhalten, daß Gott ist, und, daß die Seele nie sterbe; sondern vielmehr in dem Thun und Lassen, dem Handeln (aus bloßer subjektiver Spontaneität, und nach dem kategorischen Imperativ, und einzig um dieses Imperativs willen) als ob übrigens Gott wäre, und als ob die Seele nicht stürbe.« Daß dieses der wahre Sinn des Kantischen Vernunftglaubens ist, beweiset Herr Reinhold aus zwey Stellen der metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre (S. 102. 181.) wo Kant ausdrücklich sagt, daß durch diesen Glauben kein höchstes Wesen außer uns als wirklich angenommen werde, und daß, wenn man die Pflichten als göttliche Gebote erkläre, solches bloß so zu verstehen sey, als ob und als wenn die Vernunft in uns wirklich etwas Göttliches wäre. »Wie könnte auch, fährt H. R. S. 127 fort, von einem

Seyn

Seyn Gottes, welches als das Princip der Möglichkeit und Wirklichkeit, das Seyn in sensu eminenti wäre, in einer Kritik der Vernunft die Rede seyn, welche die Möglichkeit und Wirklichkeit für bloße Formen eines Denkens, das ein bloßes Vorstellen ist, erklärt, und die Möglichkeit und Wirklichkeit sonach aus der Spontaneität des vorstellenden Subjekts hervorgehen läßt? Wie könnte eine Vernunft, die durch die kritische Erkenntniß ihrer selbst, zu der Einsicht gelangt ist, daß sie nichts als die subjektive Spontaneität im menschlichen Bewußtseyn, und daß die unbedingte Einheit nichts, als die Form ihres Thuns sey, über sich selber hinaus noch eine göttliche Vernunft annehmen, und jene Einheit für den aus Gott hervorgehenden, Gott ankündigenden Charakter des Seyns an sich anerkennen? Diese Vernunft könnte sonach wohl wissen, daß für sie Gott nicht ist, und nicht seyn könne. Aber sie will es nicht wissen. Sie hat nämlich durch ihre Kritik entdeckt, daß sie auch als nichtdenkend, Vernunft bleibt; als nichtdenkend, aber schlechthin wollend, zur praktischen Vernunft wird: und in Kraft dieses Wollens kann und will sie thun, als ob Gott wäre!«

Herr Reinhold macht hiebey die wirklich kuriöse Bemerkung, daß »diese, die eigentliche Beschaffenheit des praktischen Vernunftglaubens bestimmter charakterisirenden Kantischen Erörterungen, erst in den im J. 1797 erschienenen metaph. Anfangsgr. der Tugendl vorkommen, und daß Kant in seinen vorhergehenden Schriften von jener Beschaffenheit, die er in der Folge durch die Worte als ob, und ad instar so ausdrucksvoll bezeichnete, selber noch keinen Begriff, und vielleicht keine Ahndung gehabt habe. Er sey erst nach und nach, durch konsequente Anwendung seiner Principien, auf jene nähere Bestimmungen der Bedeutung des praktischen Glaubens gelangt, welche, wenn sie schon in der Kritik der praktischen Vernunft aufgestellt, und umständlich entwickelt worden wären, das von so vielen deutschen Lehrern der Philosophie und der Religion angestimmte Triumphgeschrey über den nun anerkannten Primat der praktischen Vernunft über die theoretische — die errungene Unabhängigkeit der Religion von aller Metaphysik — und die endlich in ihre Würde eingesetzte, auf ihre wahre Vernünftigkeit zurückgeführte, moralisch gewordene Re-

Religion!! — nicht wenig herabgestimmt haben würde.«

Wenn wirklich, wie H. R. hier sagt, von so vielen deutschen Lehrern der Philosophie und der Religion, ein Triumphgeschrey über den der praktischen Vernunft vor der theoretischen zuerkannten Primat angestimmt worden: so ist dieß ein trauriger Beweis, daß es in Deutschland nur einer in dialektischer Rüstung auftretenden, eine Revolution ankündigenden, und von einem accreditirten Journal im Posaunenton angekündigten Philosophie bedarf, um die deutschen Köpfe zu verdrehen. Daß unsere Nation hierdurch ihre alten Ansprüche auf Gründlichkeit und Bedächtlichkeit behauptet hat, kann Rec. keinesweges finden. — Wenn übrigens Herr Reinhold glaubt, daß Kant erst nach und nach, mit zunehmender Konsequenz, auf seinen praktischen Vernunftglauben gekommen sey, bey welchem man so handelt, als ob Gott existirt, ob man wohl weiß, daß selbst die Frage: ob Gott existirt, gar keinen Sinn hat: so muß Rec. dagegen bemerken, daß dieses nicht nur den Principien der Kantischen Philosophie ganz gemäß; sondern daß sich etwas Analoges schon in der Vernunftkritik findet. Daselbst sagt Kant ganz deutlich und zu wiederholten Malen, daß die Idee von Gott bloß ein regulatives Principium sey, um die Natur so zu studiren, als ob sie das Werk einer höchsten Intelligenz sey, von deren Wirklichkeit übrigens gar nicht die Rede seyn könne. Dieses als ob, kommt in der Kantischen Kritik der speculativen Theologie wenigstens viermal vor, wie der Leser sich leicht überzeugen kann, wenn er in der Vernunftkritik S. 706. 709. 713 und 728 nachlesen will. Kant hat also die freywillige Selbsttäuschung bey den wichtigsten Wahrheiten, gleich anfangs, nicht nur geahndet; sondern sehr deutlich ausgesprochen.

Nach S. 129. 130. soll die geheime Triebfeder, wodurch Mancher bestimmt worden, den Primat der alle Lust und Unlust ausschließenden praktischen Vernunft über die theoretische anzuerkennen, keine andere gewesen seyn, als ein subjektives Streben, sich »als Ich, als vorstellendes und wollendes Individuum, schlechthin und unendlich geltend zu machen; keine andere, als die aus der (sich vor sich selbst verbergenden) Selbstliebe hervorgehende Unlust des

des Subjekts am Abhängigseyn von Lust und Unlust, und die Kunst am Unabhängigseyn von beyden; keine andere, als das selbstische Wohlgefallen an Eigenmacht, an einem Thun, wobey man alles Andere außer sich entbehren kann, an einem Handeln, wozu man aufs Höchste nur Werkzeuge unter sich; aber keines Gesetzgebers über sich bedarf, einem Selbstständig- und Selbstthätigseyn, das durch Stolz dem Schmerze und dem Vergnügen troß bietet — mit einem Worte, eine Grimasse des Eigendünkels! davon haben die würdigen Männer, welche in der praktischen Vernunft das Göttliche der menschlichen Natur zu erkennen glaubten, davon habe selbst der genialische Stifter der kritischen Philosophie durchaus nichts geahndet, « u. s. w. Rec. muß alles das dahingestellt seyn lassen, weil er keinem Menschen ins Herz sehen kann. Merkwürdig ist eine solche Aeußerung immer von Seiten eines Mannes, der selbst ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie, und mit den Schulen, die aus der Kantischen hervorgegangen sind (S. 131.), genau bekannt gewesen ist. So viel ist gewiß, daß sich noch bey keiner philosophischen Sekte eine solche Arroganz und ein so ungemessener Eigendünkel, wie bey der Kantischen gezeigt hat.

S. 133. behauptet Hr. R. mit Recht, daß das Kantische Ding an sich zwar x genannt wird; daß es aber nicht einmal Etwas: sondern ein Unding ist, weil ihm widersprechende Prädikate beygelegt werden; denn auf der einen Seite soll es ein bloßes Geschöpf der Formen unseres Gemüths, und auf der andern gleichwohl etwas von denselben Unabhängiges seyn. Zwar suchen sich die Kantianer durch ihre bekannte Distinktion zwischen Denken und Erkennen zu helfen, und behaupten, daß das Ding an sich nicht erkannt; aber doch gedacht werden könne. Allein das Widersprechende kann auch nicht gedacht werden.

S. 160 — 174 handelt Hr. R. von der Jacobischen Philosophie, die er eine negative Spekulation nennt, und die in einer Erkenntnißlosen, und nur in dieser Hinsicht wahren Kenntniß des Unterschieds zwischen Seyn, Erscheinung und Schein bestehen soll. Rec. hätte gewünscht, daß H. R. erklärt hätte, was er unter Erkenntloser Kenntniß versteht; denn das Wort Erkenntniß hat in der Kantischen

Philosophie eine sehr schwankende Bedeutung, die bald bloß auf sinnliche Objekte eingeschränkt; bald aber auch auf unsinnliche Objekte ausgedehnt wird.

Rec. kennt die Jacobische Philosophie nicht genug, um beurtheilen zu können, ob die Reinholdische Exposition derselben richtig oder unrichtig ist. Wenn aber Herr Geh. Rath Jacobi wirklich, wie H. R. S. 163. 172 sagt, behauptet, daß der Unterschied zwischen Seyn an sich, Erscheinung und Schein nur in seiner Unbegreiflichkeit wahr und gewiß, und in seiner Wahrheit und Gewißheit unbegreiflich, und daß die absolute Undeutlichkeit, und das Geheimniß als Geheimniß, der Charakter der Wahrheit sey: so muß Rec. bekennen, daß er lieber alles Philosophiren aufgeben, als eine solche Philosophie annehmen möchte. Daß es in der Philosophie Unbegreiflichkeiten, und wenn man es so nennen will, Geheimnisse giebt, weiß man wohl; aber kein Vernünftiger wird doch etwas um deswillen und in so fern, für wahr halten, weil es unbegreiflich und ein Geheimniß ist. Wenn das Unbegreifliche und Geheimnißvolle einmal für das Kriterium der Wahrheit angenommen wird; so wird dem Mysticismus, ja selbst der Schwärmerey in der Philosophie Thür und Thor geöffnet.

Am Ende trägt Herr Reinhold seine eigne Philosophie vor, die bekanntlich in einer Reform der Logik bestehen soll, (denn nachdem Kant die ganze Philosophie zu revolutioniren unternommen, ist die Reihe endlich auch an die Logik gekommen, die er gegen alle Revolution gesichert zu seyn glaubt.) Die Logik soll nämlich nach Herrn Reinhold weder eine formale, noch eine materiale; sondern eine logische Logik seyn (S. 192.) Von dieser logischen Logik hat leider! Rec. so viel als nichts verstanden. — Da Hr. R. sein neues philosophisches System schon in seinen Beyträgen zur Uebersicht des Zustandes der Philosophie beym Anfang des 19. Jahrh. vorgetragen, und Rec. solches in N. A. D. B. Bd. 92. S. 103 ff. beurtheilt hat: so glaubt er, sich des mühsamen Geschäffts, eine neue Recension von einer so dunkeln und unverständlichen Philosophie zu liefern, überheben zu dürfen, und führt aus dem vorliegenden Werke nur folgende Stelle an, um den Leser

in

in den Stand zu setzen, zu urtheilen, auf wessen Seite die Schuld des Nichtverstehens ist:

»Die Anwendung der Identität, als solcher, (und mit ihr der Widerspruch in seinem Grunde und Wesen) wird im Vorstellen so lange verkannt, als sie in demselben nicht als Anwendung der Identität vorgestellt, folglich im Vorstellen nicht auf sich selber angewendet ist. Diese Anwendung der Identität, als solcher, auf die Anwendung der Identität, als solcher, im Vorstellen, ist aber die Analysis und der Nexus, auf die Analysis und den Nexus angewendet, und zur Analysis und zum Nexus im Bewußtseyn erhoben, die Analysis und der Nexus im Vorstellen von der Analysis und dem Nexus, als solchem, das vollständige Bewußtseyn der Analysis und des Nexus durch die Analysis und den Nexus.« (S. 209. 210).

Was läßt sich bey diesem sinnlosen Wortgewebe denken.

Gd.

Geist der reinen Sittlichkeit, in Beziehung auf die Veredlung der menschlichen Natur; für die Aufgeklärtern und Gebildetern unserer Zeit dargestellt von Friedrich Ehrenberg. Lemgo, bey Meyer. 1802. 500 Seiten. 8.

Zur Erläuterung des Titels stehe hier noch Folgendes aus der Vorrede (S. 49 f.): »Wir besitzen freylich eine Menge zum Theil vortrefflicher Erläuterungen über die Kantische Moral. Sie sind aber nur auf das wissenschaftliche Studium berechnet, und können deßwegen dem angedeuteten Zwecke nicht entsprechen. Das Gepräge der Schule ist ihnen noch zu merklich aufgedrückt. Ihre Untersuchungen laufen zu sehr an dem Faden fort, den der große Urheber des Systems angeknüpft hatte, unbekümmert um diejenige Klarheit und Popularität, die durch eine einfache und das Eine aus dem Andern leichter entwickelnde Zusammenstellung der Gedanken bewirkt wird. Das Wesentliche ist in ihnen vom Zufälligen zu wenig geschieden, als daß nicht derjenige, der noch nicht so ganz an anhaltendes systematisches Denken

gewöhnt ist, dadurch sollte deserientirt werden. Und was das Wichtigste ist, es fehlte an der durchgängigen Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens, an denen Wahrheiten dieser Art allein ganz können aufgefaßt und ihrem Geiste nach begriffen werden.« Diesen Mängeln und Fehlern nun wollte der Verf. abhelfen. Ob ihm das gelungen sey? ob es gelingen konnte? Man höre nur einen Theil der Forderungen, die der Verf. (S. 51 f.) an sich selbst macht: »Es ist hier nicht genug damit, daß man nur Begriffe aufhelle, so weit sie sich aufhellen lassen, Philosopheme von Formeln, Kunstwörtern und schulgerechten Bestimmungen entkleide, und ihnen eine solche Gestalt gebe, daß sie ohne gelehrte Vorbereitungen mögen begriffen werden. Das erste und vornehmste ist, daß man sein Publikum genau kenne; (wie ist das möglich, wenn das Publikum größer seyn soll, als gewöhnlich die Gemeinde eines Predigers?) den Grad der Abstraktion, bis zu welchem man sich mit ihm erheben dürfe, abmesse; darnach in dem unermeßlichen Gebiete der Spekulation einen Punkt ausmittele (das klingt ohngefähr als wenn man sagte: in einem Sandberge einen Stecknadelknopf suchen), von dem man mit ihm ausgehen, und nun auf dem Wege der Demonstration kühn und sicher fortschreiten könne.« — Der Demonstration? und das mit Leuten, die nicht schulgerecht sind und auch nicht werden sollen? Dieß läßt befürchten, entweder, daß der Verf. sich nicht deutlich gedacht habe, was sein Zweck sey, und wie er ihn erreichen müsse, oder daß er doch bey der Ausführung nicht immer daran denken werde. Bey Durchsicht des Buchs fand Rec. das letzte. So viel er sehen kann, gehörten in dieses Buch nicht Stellen wie folgende (S. 79.): »Der Mensch ist sterblich: ist ein gemeines Urtheil; und wenn ich den Begriff richtig gebildet, alles zusammengefaßt habe, was zu ihm gehört: so habe ich natürlich auch Sterblichkeit mit gedacht, und das Urtheil ist leicht. Desto schwerer ist die Aufgabe, ein Reflexions-Urtheil zu bilden, z. B. Unmäßigkeit und Krankheit in ein Urtheil zu verbinden. Beyde Begriffe sind nicht in einander enthalten. Jetzt suche ich den Vereinigungspunkt, und finde ihn in der Zeitfolge, und sage: Unmäßigkeit bringt Krankheit zuwege. Hier geht das Urtheil dem Begriffe vorher; dort wurde das erstere aus dem letztern gebildet. Man zieht dieses Reflexionsvermögen gewöhn-

wöhnlich mit zur Urtheilskraft, und nennt es zum Unterschiede von jener, die die bestimmende heißt, die reflektirende Urtheilskraft.« Das ist ja so schulmäßig wie möglich. Und wo der Verf. dergleichen nicht einwebt, namentlich keine Kantische Terminologie, da zeichnet sich sein Buch vor jedem andern guten moralischen Buche gar nicht aus. Unter guten verstehe ich Garve's Schriften, und die ihnen ähnlich sind. In diesen ist auch die Moral so rein, wie die Kantische nur immer seyn kann; Kant redet bloß eine andere Sprache, tischt einen kategorischen Imperativ auf, ein Gesetz, dem man den Gehorsam nicht versagen könne, weil man sich der transcendentalen Freyheit bewußt sey; erlaubt aber doch auch ein Interesse an der Tugend zu nehmen, lenkt also in unsern Weg wieder ein, und sagt im Grunde nichts weiter, als was wir mit Horaz sagen:

Oderunt peccare boni virtutis amore.

Denn nur die Guten hören den kategorischen Imperativ in ihrem Innern; und wer ihn nicht hört, der hat keinen amorem virtutis, d. h.: er interessirt sich nicht für die Tugend.

Die Kunst zu denken. Ein Seitenstück zur Kunst Bücher zu lesen. Von J. A. Bergk. Leipzig, bey Hempel. 1802. 447 Seiten.

Kein trocknes Kompendium der Logik; sondern für diese Wissenschaft dem Vortrage nach ohngefähr das, was für die Moral Gellerts moralische Vorlesungen sind, ein Buch, das seine Leser ziemlich vernehmlich, und in der Hauptsache auch überzeugend anspricht; doch aber gleich Gellerts Vorlesungen ziemlich seicht ist. Dazu kömmt das Kantisiren des Verfassers, welches oft sehr seltsame Dinge hervorbringt. So z. B. gleich in den zwölf ersten Seiten der Vorrede, wo, um nur eins zu nennen, die Natur, so unnatürlich als möglich dem Menschen entgegengesetzt, und als seine scheinbare Feindinn beschrieben wird, mit der er nie sich aussöhnen könne. Und wozu die lange Deklamation gegen die Natur, und nebenher auch gegen die Menschen? Um dem Menschen zu zeigen, » daß ihm weiter » nichts übrig bleibe, als die Kultur seiner Anlagen, um

»sich zum wenigsten Geschicklichkeit zum Streben nach der »Realisirung der beyden Objekte seines Begehrens (Sittlichkeit oder Glückseligkeit) zu erwerben.« Aber was kann ihm alles Streben, auch das allergeschickteste Streben nach dieser Realisirung helfen, wenn es wahr ist, was der Verf. vom Anfange der Vorrede an, bis unmittelbar vorher, sagt: »daß, wie die Erfahrung lehre, die Natur und die Menschen jene beyden Objekte seines Begehrens als eitle Träumereyen behandeln, und wie feindselige Genii über ihn in Bezug auf dieselben herfallen?« Man traut seinen Augen nicht, wenn man gerade hieraus die Folge gezogen sieht, daß für den Menschen nichts weiter übrig bleibe, als die Kultur seiner Anlagen, um sich zum wenigsten Geschicklichkeit zu erwerben, zum Streben nach Realisirung dessen, was — Natur und Menschen durchaus nicht wollen von ihm realisirt haben; man denkt, es müsse ja gerade das Gegentheil daraus folgen, wer nicht toll sey, der müsse allem Streben nach Glückseligkeit und Sittlichkeit entsagen; denn wer kann es mit der Natur und mit den Menschen, den mächtigsten Gegnern, die man haben kann, aufnehmen? Man wirft das Buch unwillig hin, und nimmt es nicht eher wieder auf, bis man sich besonnen hat, daß ein Kantianer, seine fixen Ideen abgerechnet, ein ganz verständiger Mann seyn kann. Diese fixen Ideen entspringen aus der Verwirrung, die Kant in die Begriffe von Natur und Freyheit, Glückseligkeit und Sittlichkeit gebracht hat; so daß diese zwey paar Wörter ein paar Nester (um Kanten ein Wort abzuborgen, das er bey einer ähnlichen Gelegenheit braucht,) voll schielender Ansichten, Trug- und Fehlschlüsse geworden sind; wovon man hier eine Probe findet. Aber lassen wir das Kantische, und wenden uns zu dem übrigen Inhalt des Buchs, der zu seinem Vortheil oft sehr gegen jenes absticht, so daß man kaum glauben kann, beydes sey aus Einer Feder geflossen.

»Meine Absicht, heißt es S. XIX f., bey der Ausarbeitung dieses Werks ging dahin, zu zeigen, wie man »es anfangen müsse, wenn man entweder sich selbst oder »Andere nicht allein zum Selbstdenken; sondern auch zum »richtigen und gehaltreichen Denken zu erziehen Lust hat. »Es war also nöthig, vorher den Begriff des Selbstden-

»kens

»kens zu bestimmen, ehe ich zur Auflösung meiner Aufga-
»be übergehen konnte, und den Weg zu dieser eröffnete ich
»mir durch einige vorausgeschickte Bemerkungen, welche
»als Vorbereitungen zum Denkenlernen anzusehen sind;
»hernach zeigte ich, was man beobachten und wie man be-
»obachten müsse, welche Gegenstände den Anfang im Den-
»kenlernen machen, und welche Ordnung, welche Regeln,
»welche Maximen man dabey befolgen, kurz, wie man alle
»Gegenstände, welche bey dem menschlichen Denken vor-
»kommen und auf dasselbe Einfluß haben, behandeln müsse,
»um selbst denken zu lernen. Ich berührte daher auch sol-
»che Gegenstände, welche die Mündigkeit des Menschen
»entweder aufhalten, oder welche die Hindernisse, die einem
»steten Streben nach Selbstständigkeit im Denken im Wege
»stehen, wegräumen. Ich fügte ein Verzeichniß der vorzüg-
»lichsten Schriften bey, die man fleißig studiren müsse,
»wenn man selbst denken lernen will. — — Endlich ha-
»be ich die Maximen und Regeln angegeben, die man in
»den einzelnen Wissenschaften zu beobachten hat, wenn
»man über Materien, die ihnen eigenthümlich sind, rich-
»tig urtheilen will. — — Man sieht hieraus, daß ich
»keine reine allgemeine Logik liefern wollte. — Hat Je-
»mand nur erst selbst denken gelernt: so wird er sich auch
»leicht mit den bloß formellen Gesetzen und Regeln des
»Denkens bekannt machen können. Geübtheit im Denken
»aber muß jederzeit vorausgehn, ehe die Kenntniß der letz-
»tern wahren Gewinn bringen kann. Ich habe daher
»auch die einzelnen Bemerkungen, die ich zu Ende einiger
»Abschnitte hingeworfen habe, bloß zur Uebung der Denk-
»kraft hingestellt.«

Hieraus ersieht man hinlänglich, was man in diesem Buche zu suchen habe; aber wie ist es vorgetragen? Um den Lesern dieses anschaulich zu machen, glaubt Rec., Eine ziemlich lange Stelle hersetzen zu müssen:

S. 242 ff. »Ein anderes sehr wirksames Mittel sich zum Selbstdenken zu erziehn, ist die in einem Staate herrschende Freyheit im Denken und Schreiben. Freymüthige Aeußerungen, die wir von Andern vernehmen, oder die wir selbst thun, sind das Salz, das unsern Geist vor der Schlafsucht bewahrt. Freyheit ist das Element der Tugend, und Freymüthigkeit die Basis des Selbstdenkens. Wenn wir Andern

dern unsere Gedanken, Meinungen und Ansichten über die Menschen und die Dinge mittheilen: so wollen wir dadurch erfahren, was sie darüber denken, und ob wir auf dem Wege zur Wahrheit sind. Ueber streitige Gegenstände entspinnt sich ein Kampf, der beyden Parteyen vortheilhaft ist. Wechselseitige Erörterungen verscheuchen das Einseitige in der Denkart, und rotten die Unduldsamkeit des Charakters, die keinen Widerspruch vertragen kann, aus. Während solcher Gedankenmittheilungen setzen wir alle unsere Geisteskräfte in Thätigkeit; dasjenige was uns nicht mit dem Rechte oder mit der Wahrheit übereinzustimmen scheint, suchen wir zu widerlegen, und dieses Widerlegen ist nichts anders als ein Sinnen und Trachten nach Gründen, das unsern Geist in einer steten Thätigkeit erhält, und demselben größere Vollkommenheiten verschafft. In Staaten, wo man keine Gefahr wegen seiner Meinungen zu besorgen hat, wenn man sie öffentlich äußert, gedeiht daher vorzüglich das geistige Große und die moralische Güte, weil der Mensch sagen und thun kann, was er will, und was er vor seinem Gewissen verantworten kann.«

»Die Regenten thun daher nicht wohl, daß sie die Denk- und Schreibfreyheit einschränken oder gänzlich unterdrücken. Sie rauben der Menschheit dadurch ein sehr wirksames Mittel mündig zu werden, und pflanzen, vielleicht wider ihren Willen, Aberglauben, Unglauben und Irrthümer fort, die durch freye öffentliche Erörterungen gar bald verscheucht werden würden. Aeußerungen von gewöhnlichen oder vom Staat in Schutz genommenen Meinungen machen entweder gar keinen Eindruck auf uns; oder dieser ist doch so leise, daß er bald wieder verwischt wird, und also ohne Gewinn für unsere geistige Ausbildung ist; ungewöhnliche und dreuste Behauptungen hingegen graben sich tief in unserm Gemüth ein, und zwingen uns zur Thätigkeit, so wenig wir auch oft geneigt dazu seyn mögen. Die Menschen müssen frey ihre Gedanken äußern können, wenn ihr Streben nach Kultur gelingen soll, und wenn sie endlich einmal von der schmähligen Unmündigkeit befreyt werden sollen, worin sie seit Jahrtausenden seufzen. Freymüthige Männer sind stets die besten Bürger; denn wer seinem gepreßten Herzen durch ungehinderte Bekanntmachung seiner Gedanken Luft machen kann, fühlt dadurch Er-

leich-

leichterung jedes Druckes, und er gehorcht eben so bereitwillig in Despotien als Freystaaten. Er begnügt sich mit den Vortheilen, die er durch die freyen Aeußerungen seiner Meinung für seinen Verstand erhält.«

»Freyheit im Denken und Schreiben ist also für den Bürger und den Staat nützlich; jede Geistesbedrückung hingegen für beyde schädlich und gefährlich, weil sie die Menschen nicht allein am Selbstdenken und an der Vervollkommnung ihrer Denkkraft hindert; sondern auch geneigt macht, das grausame Joch, das sie drückt, augenblicklich abzuschütteln, ohne zu bedenken, welche Folgen ein so rasches Unternehmen haben kann. Derjenige, der seinen Schmerz zu verbergen genöthigt wird, ist gefährlicher als derjenige, der ihn laut äußert; und derjenige, der sagen kann, was er denkt, trägt geduldiger die Lasten, die der Staat ihm aufbürdet, als derjenige, dem man freymüthig zu reden und zu schreiben verbietet. Die Freyheit der Meinungen ist das Linderungsmittel für tausend Plagen und für namenlose Leiden, womit den Menschen theils das Schicksal, theils die zügellose Willkühr Anderer heimsucht. Der freye Mann ist auch ein Wahrheits-liebender Mann; und äußert auch Jemand bey Gestattung der Preßfreyheit Gedanken, die nicht richtig oder gar gefährlich sind: so wird sich schon ein Widerleger finden, der sie bestreitet und ihre Falschheit mit Gründen beweist.«

»Die öffentliche Meinungsfreyheit ist also ein vortreffliches Mittel, den Menschen zum Selbstdenken zu erziehen. Sie führt ihn aber nicht allein zum Denken an; sondern bewahrt ihn auch zugleich in Zukunft vor dem Mißbrauch seiner Kräfte; denn durch den Gebrauch von Etwas, lernt er den richtigen Gebrauch desselben kennen. Der Mensch ist ein Lernthier, das Alles durch Uebung und Gewöhnung werden muß.«

»Die Freyheit im Denken und Schreiben ist aber nicht allein nützlich; sondern auch dem Rechte nach erlaubt. Als juridische Person kann und darf der Mensch alles thun, was sich mit der Einschränkung der Freyheit Aller nach einem allgemeinen Gesetze verträgt; durch Gedankenäußerungen und durch die öffentliche Mittheilung derselben, wird so lange keines Andern Recht gekränkt, als dieser nicht von dem Schreibenden eines Verbrechens beschuldigt wird; welches

ches der letztere im Fall einer gerichtlichen Anklage beweisen muß; und ist er dieß nicht zu thun im Stande: so zieht er sich Strafe als ein Injuriant zu. Alles hingegen ist erlaubt, öffentlich bekannt zu machen, was den Andern keines im Gesetze verbotenen Unrechtes beschuldigt. Die Sitten, die Religion (oder vielmehr die Glaubensarten), den Staat nebst seinen Beamten und andere Dinge (dieser Art, scheint hier zu fehlen. D. Rec.) sind die Gegenstände, worüber Jedermann ungehindert seine Meinung öffentlich mittheilen darf. In Rücksicht der Preßfreyheit aber giebt es noch ein Tribunal, das darüber zu sprechen hat, und dieses ist das Gewissen (die Moral), in Ansehung dessen sie (das soll wohl heißen ihre Gestattung. D. Rec.) sogar Pflicht ist, weil sie ein sehr nützliches Mittel zur Kultur unserer Kräfte ist, und weil sie zugleich auch die Lauterkeit der Denkungsart und der Gesinnung befördert; in Ansehung des äußern Rechts hingegen ist sie ein der Persönlichkeit des Menschen anklebendes unveräußerliches Recht, das eben so wenig gekränkt, als der Mensch unter die Sachen gezählt werden darf.«

Neuer Versuch über die Wahrheit unserer Erkenntniß, von K. A. Maertens, Pred. zu Gr. Quenstedt im Fürst. Halberstadt. Braunschweig, bey Culemann. 1803. 156 S.

Der Verfasser setzt das Wesen unserer Erkenntniß in Urtheilen, und so, sagt er S. 22, werden wir, indem wir über die Wahrheit unserer Erkenntniß nachdenken wollen, unser ganzes Thema in der Frage wieder erkennen: welche Urtheile sind wahr?

Er ist Bekenner des Skepticism in gewissen Schranken, und als solcher sagt er S. 24: »Ich kann daran nicht zweifeln,

1) daß ich mir etwas vorstelle;

2) daß ich die Vorstellung habe; dieses Ich liegt gleichsam im Hintergrunde meines Bewußtseyns, und ich weiß: ich bin;

3) daß

3) daß ich urtheile;

4) daß ich nach dem Satz des Widerspruchs urtheile und urtheilen muß.«

»Eben diese vier Stücke sind es, die mich erst in den Stand setzen, jene Frage was ist wahr? zu thun; die Frage kann also diese Stücke nicht betreffen: was soll sie denn betreffen? «— Mit andern Worten S. 26 ff. »Was ist es denn nun eigentlich, woran ich noch zweifele, und wovon ich doch noch Gewißheit zu haben wünschte?«

»Es ist eine gewisse Idee, die meine Vorstellungen und Urtheile begleitet; eine Idee die aber so einfach ist, daß sie nur angezeigt, nicht definirt werden kann.«

»Wenn ich sage: 2×2=4, so will ich nicht bloß sagen, daß ich dieß vermöge meiner Natur denken müsse; sondern daß es wirklich so statt finde; wenn ich sage: a ist nicht non a, daß wenn a existire, es auch wirklich nicht non a seyn könne; wenn ich sage, da ist ein Haus, daß dann auch wirklich ein Haus da sey. Das Stattfinden, oder die Wirklichkeit im weitesten Sinne (darunter versteht der Verf., wie man aus dem Folgenden sieht, das ὄντως εἶναι, vere esse, nicht verum esse oder existere) ist also die Idee, die mit allen meinen Urtheilen verbunden ist. — Durch diese Verbindung würde mein Urtheil ein objektives. Daß (aber) mein Urtheil auch objektiv sey, ist das, was ich als Egoist (so nennt der Verf. den oben beschriebenen moderaten Skeptiker) bezweifele, und worauf ich eine Antwort zu haben wünsche.«

Hier wollen wir stehen bleiben, um mit dem Verfasser, den sein Buch als einen ruhigen Wahrheitsforscher beurkundet, ein wenig zu rechten, und an sein eigenes Urtheil zu appelliren.

Wir klagen den Verf. an, daß er, im Widerspruche mit sich selbst, seinen Egoisten an etwas zweifeln läßt, woran dieser nicht zweifeln kann, wenn er jene vier Sätze daher nimmt, woher er nach S. 45 Alles nehmen muß, aus der Erfahrung, die ihm sein Bewußtseyn giebt. So wenig nun unter jenen vier Sätzen der fehlen darf, »daß ich urtheile,« so wenig darf auch der da fehlen, »daß ich mit der Ueberzeugung von der Objektivität meiner Urtheile urthei-

urtheile.« Oder vielmehr, dieß können nicht zwey Sätze seyn; sondern nur einer, der so lauten muß: »ich urtheile, und zwar mit der Ueberzeugung von der Objektivität meines Urtheils,« denn unser Verfasser sagt S. 25. sehr wahr:

»Es liegt das Urtheil (man bemerke beyläufig, daß er es hier mit dem treffendern Namen Urtheil, nicht Idee nennt) von der Objektivität nicht in der Art in unsern Urtheilen, daß man das Vernunftgebot so ausdrücken könnte: urtheile, und frage nachher auch nach der objektiven Gültigkeit deines Urtheils, so daß also nur gleichsam neben unsern Urtheilen der Begriff der Objektivität im Gemüthe erweckt, noch nicht aber als ihnen angehörend gedacht würde; sondern es wird jedes Urtheil, das wir wirklich fällen — das nicht bloß vorläufig hingestellt, oder mit dem nicht etwa künstlich (bey der Spekulation) die Frage nach seiner objektiven Gültigkeit verbunden wird — natürlich mit der objektiven Gültigkeit gedacht.«

Unmittelbar vorher hatte der Verf. gesagt: »es ist nicht etwa der Gedanke, mein Urtheil hat objektive Gültigkeit, etwas, das nach schon gefälltem Urtheile erst später hinzukömmt; sondern er ist in, mit und bey dem Urtheile selbst; das Zweifeln an der objektiven Gültigkeit ist vielmehr etwas später Hinzukommendes. So findet es sich in unserer Natur.« — Wie kam der Verf. dazu, daß er seinem Egoisten nur das behalten ließ, was man den Leib des Urtheils nennen könnte, den entseelten Leib? Er wollte, nach S. 29 »den Egoisten bis in das ungegründete allgemeine Zweifeln zurückversetzen, weil — es noch möglich ist, bis auf diesen Punkt zurückzugehn.« Aber dann mußte er ihn ja auch die obigen vier Sätze, die ja auch bezweifelt worden sind, nicht als unbezweifelbar annehmen lassen; und mußte nicht hinzusetzen: »der Egoist zweifelt, um zu zweifeln;« denn was sagen diese Worte anders, als, es ist ihm kein Ernst mit seinem Zweifeln? Nun wenn ers nur Disputirens halber thut, warum sollte er nicht auch jene vier Sätze läugnen? Und umgekehrt: läßt er im Ernst jene vier Sätze stehn: so ist es ja nicht möglich, daß er den einen davon als Leichnam stehen lasse, während die übrigen drey beseelt, d. i. mit dem Bewußtseyn von ihrer Wahrheit gedacht sind. Ein Leichnam

aber

oder wäre der Satz, ich urtheile, wenn er weiter nichts sagen sollte, als: ich setze zwey Vorstellungen als Subject und Prädikat zusammen, unwissend und unbekümmert, ob sie zusammen gehören oder nicht; wenn er nicht zugleich sagen soll, daß diese beyden Vorstellungen zusammen gehören, für jeden Menschen zusammen gehören, der die Worte versteht, und im Zustande der Besonnenheit ist, d. h. wacht, nicht berauscht ist, u. s. w.

Man sieht, dem Verf. mißlang sein Egoist: die Bekehrung dieses unnatürlichen Wesens konnte wohl eben so wenig gelingen; denn was läßt sich mit einem Menschen anfangen, der nicht konsequent denkt, oder aus Muthwillen nicht so zu denken scheinen will? dem das wahre Wort unsers Verf., so findet es sich in unserer Natur! wirklich oder zum Schein nicht genügt? Wird er sein Spiel verloren geben, wenn der Verf. ihm zu Gefallen sich vergißt, und behauptet was sich nicht behaupten läßt? S. 154: „es sey „möglich, daß ein vernünftiges Wesen eine der Anschauung „gleiche Vorstellung von einer Welt wie die unsrige haben „könnte, ohne eine solche Welt um sich zu haben, nur jetzt „sey dieß mit uns der Fall nicht; ferner, es könne Statt „finden, daß nichts was geschieht, eine Ursache habe; aber „es finde nun einmal nicht statt." Wie gesagt, der Verf. vergißt sich; denn hier läßt sich offenbar weder Möglichkeit noch Unmöglichkeit behaupten, noch läugnen: non entis nulla sunt praedicata, und non apparentis et non entis eadem est ratio.

Wenn aber auch dem Verf. sein Vorhaben gelungen wäre: so würde Rec. doch bedauern, daß eine so gute Feder sich mit Beylegung von Schulgezänk befaßt, während es außerhalb der Schule für die guten Federn und die hellen Köpfe unendlich wichtigere Dinge zu thun giebt. Die abstrakte Frage, ob Wahrheit in unserer Erkenntniß sey, geht uns Nichtscholastiker gar nichts an, braucht gar nicht einmal von uns verstanden zu werden; aber äußerst wichtig ist es für uns, in concreto, in jedem uns vorkommenden Fall, den Schein von der Wahrheit unterscheiden zu können. Unsere Vorurtheile, unsere Leidenschaften blenden uns: wie werden wir jene los? Wie hüten wir uns vor diesen? Wie arbeiten wir beyden vorbauend durch Erziehung am kräftigsten entgegen? Hic Rhodus! — Einem Manne wie unser Verf.,

 muß

muß man zurufen: non scholae, sed vitae scribendum! zu deutsch: Laß Du die Todten ihre Todten begraben! Eine Schulfrage ist ein todtgebornes Kind.

1. Ueber den neuesten Idealismus der Herren Schelling und Hegel. Kritiken, nebst Auszügen aus Briefen 2c. über die eigentliche Tendenz dieser Philosophie. Herausgegeben von einem Freunde der Philosophie. München und Leipzig, in Kommission der Kummerschen Buchhandlung. 1803. 208 Seit.

Wer sich für Philosophie interessirt, und mit dem Rec. in dem Fall ist, daß er die Oberd. Allg. Lit. Zeitung nicht zu sehen bekömmt, der wird sich freuen, hier einige licht- und kraftvolle Beurtheilungen des Schelling-Hegelschen Journals abgedruckt zu finden. Folgendes ist eine sehr treffende Bezeichnung desselben: „Die Welt besitzt jetzt in dem angezeigten Journal ein Ketzergericht, welches nach der Energie zu urtheilen, mit der es sein heiliges Tagewerk beginnt, „den philosophischen Irr- und Unglauben nicht weniger „glücklich bändigen wird, als das spanische den theologischen „bändigte. Der neue Dominikaner-Orden hat sogar noch „vor dem alten dieses zum voraus, daß in ihm die Inquisitoren zugleich die Revelatoren sind, um deren willen inquirirt wird. Man hat daher von dem neuen Gericht alle „Vortheile des alten zu erwarten, ohne seine Nachtheile be„fürchten zu müssen. Ihm wird keines der Opfer entwischen, welches die künftige allgemeine Rechtgläubigkeit „stören könnte, wie dieses bey seinem verschwisterten Gerichte „so oft der Fall war. Ihm steht dieselbe Unendlichkeit un„mittelbar zum Richten zu Gebote, die ihm zum Offenbaren selbst zu Gebote stehet. Indeß also bey dem gewöhnlichen heiligen Gerichte die alte Gottheit erst durch die zweyte „Hand verfolgen kann, welche oft zu ungeschickt oder nicht „heilig genug für die Leitung von oben war, arbeiten hier „die neuen Gottheiten größtentheils gleich selbst aus der ersten „Hand auf das glaubenslose Gesindel herab.“

Aus folgender Stelle sieht man, daß der Verf. das bekannte non scholae, sed vitae discendum zu beherzigen weiß, und zu befördern sucht. „Wie weit würden es unsere philo„sophischen Sarazenen" (der Verf. meint damit, wie der Zusammenhang lehrt, die sogenannten Popularphilosophen, und überhaupt die denkenden Köpfe aller Stände) „am Ende „nicht noch gebracht haben, wenn sich ihnen keine unüber„windliche ausrottende Macht in den Weg geworfen hätte? „Wer hätte dafür stehen können, daß sich zuletzt die Schule „und die Welt nicht etwa gar noch so sehr genähert hätten, „daß sie einander vernehmlich zuzurufen im Stande gewesen „wären? Und was hernach, wenn beyde auf einen solchen „Grad von (zwar eigenthümlicher, aber doch auch gemein„schaftlicher) Vernünftigkeit vorgerückt wären, daß sie ein„ander nicht mehr wie bisher verlacht oder gehaßt hätten? „Jetzt können wir wegen des Eintretens dieses Unglücks un„besorgt seyn: wir können einer ewigen Fehde der beyderseiti„gen Vernunften entgegen sehn; es wacht nun eine Gesell„schaft neuer Unendlicher gegen jeden Versuch zur Schlich„tung des endlosen Streits," u. s. w. — Das taugt nun freylich nicht; aber erfreulich ist es, daß es gerade jetzt in den Zeiten der toll gewordenen Philosophie mehr als jemals zur Sprache kömmt über Methode. Wird die Lehrart, wo man a concreto ad abstractum geht, allgemeiner: so wird dadurch die Lehre Schellings und Comp. immer mehr untergraben. Natürliche Methode ist, soviel Rec. sehen kann, das einzige, wodurch allem wissenschaftlichen Unfug gesteuert werden kann.

Die Briefe enthalten Einiges von der Privatgeschichte des neuesten Idealismus. Hier stehe einer zum kosten. „Das Unwesen (in Jena) geht weit. Aber es frißt sich „wie gewisse Thierarten, wenn man sie zusammensperrt, am „Ende selbst auf. Unser kluger Fürst haßt alles gewaltsame „Eingreifen in Geistessachen; erklärt aber die ganze Sekte „für Tollhäusler, und billigte daher vor Kurzem den Vor„schlag, das Irrenhaus von Weimar nach Jena zu verle„gen, auch darum, weil es daselbst höchst Noth thue. — „Die Stütze dieser Klique ist unser Göthe. Bald werden sie „ihm aber auch mit Undank lohnen."

Wer als Geschäfftsmann, oder sonst nicht Zeit noch Lust hat, die neueste Philosophie aus den Quellen zu schöpfen, und

doch gern im Allgemeinen wissen möchte, was und wie sie's treibt, der schaffe sich dieß Büchlein an, es wird ihn belehren und vergnügen. Will er aber einen vollständigern, und aus Einer Feder fließenden; und gerade für seine Wirthschaft bestimmten Unterricht: so wähle er das Buch, dessen Anzeige hier folgt:

2. **Der Geist der allerneuesten Philosophie der Herren Schelling, Hegel und Komp. Eine Uebersetzung aus der Schulsprache in die Sprache der Welt. Mit einigen leitenden Winken zur Prüfung begleitet. Zum Gebrauch für das gebildetere Publikum überhaupt. Erste Hälfte. Von Kaj. Weiller. München, bey Lentner. 1803. 272 Seit.**

Der Verf. ist längst als ein denkender, und mit der kritischen Philosophie vertrauter Mann bekannt, so daß es zur Empfehlung seiner Schrift; besonders da deren Anzeige so spät in dieser Bibl. erscheint, weiter nichts als der Inhaltsanzeige bedarf. Es findet sich nämlich hier I. ein Blick auf den bisherigen Gang der Philosophie zur Einleitung der Ansicht ihres Allerneuesten. II. erste Regung der allerneuesten Philosophie. Sie sieht sich nach einem ganz neuen obersten Punkt um. III. Die allerneueste Philosophie erblickt den neuen obersten Punkt alles Philosophirens. IV. Der neue höchste Punkt aller Philosophie, die neue Einerleyheit, (Identität) enthält sehr vielerley. V. Fortsetzung der genauern Ansicht der sonderbaren Einerleyheit, in welcher so vielerley vorkommt. VI Diese neue so fremdscheinende Idee der unbedingten Einerleyheit, (absoluten Identität) ist mitten unter uns, ist in uns selbst zu Hause. VII. Beweis, daß die Vernunft mit der Einbildungskraft ganz einverstanden ist; oder Uebersicht der Grundlage des neuen Systems. VIII. Generalzweifel 1) ist nach der Lehre der neuen Schule überhaupt ein Beweisen möglich? 2) Welche Kraft erhält das an sich unkräftige Beweisen aus der neuen Wahrheitsquelle? 3) Was ist denn alsdann die Einbildungskraft, wenn die Vernunft das ist? 4) Also, Verstand und Vernunft sind

sich

sich durchgehends e diametro entgegengesetzt? Das ist aber doch recht fatal! 5) Und sie heyrathen doch noch zusammen; aber auf die linke Hand. Oder vom Reflexions- und Indifferenzpunkte. 6) Woher ist denn die Dame „philosophische Konstruktion“? 7) Entweder bloßer Versicht über die Wahrnehmung (bloßer Empirism) oder logische Spielerey! 8) Wie? es läßt sich schlechterdings gar nichts mit Grund gegen das neue System einwenden? 9) Wenn aber etwas für den gesunden Menschenverstand (gesunde Menschenvernunft gehört auch dazu,) gar zu lächerlich ist: erweckt denn das nicht wenigstens einigen Verdacht gegen seine Ernsthaftigkeit an sich? 10) 11) 12) u. s. w. In der Feuerwerkskunst nennt mans Schwärmer. IX. Bedenklichkeiten gegen einige der vorhin vorgelegten einzelnen Beweise des Systems. X. Ist gar nichts Wahres, insbesondere nichts höheres Wahres, an dem Ganzen? XI. Ein Wunsch im Geiste Vater Hals's.

Hier ist aus S. 150—153 kurz zusammengezogen des Verf. Urtheil über Schellings Lehre: „Was hat S. durch „sein höchstes allumfassendes Hervorbringen eigentlich ausgesprochen?“ Mehr nicht als das Höchste und Allgemeinste der Wahrnehmung. Was er mehr ausgesprochen haben will, ist Anmaaßung. Er will uns über die Wahrnehmung hinausgeführt haben. Wir sehen aber, daß uns so weit schon die Wahrnehmung selbst, an der Hand der Abstraktion, führen kann. Er läßt in seinem Ausspruche den Beysatz „insoferne als die Wahrnehmung nicht“ weg, und will dadurch seinen bedingten Spruch zu einem unbedingten, das Zeugniß der Wahrnehmung auf dieser Erde zu einer Kunde aus dem Himmel erheben. Allein gerade dadurch macht er ja seine sonst große reelle Wahrheit zu einer kleinlichen logischen Spielerey. Ist denn diese seine unbedingte Ureinerleyheit, wenn sie von ihrem Zusammenhange mit der Wahrnehmung losgerissen, und für sich und an sich aufgestellt, und zum Realgrunde alles Uebrigen eingeweiht wird, mehr als das alte, schon immer bekannte, nun aber personificirte Etwas, in welchem alles Entgegengesetzte Eins ist, und aus welchem durch eine metaphysische Zauberruthe leicht alles Mögliche hervorgeht? — S. 154 äußert der Verf. die Hoffnung, daß die Spekulation von der gegenwärtigen ungeheuern Ueberkletterung ihrer selbst zurückkehren, durch

Schaden klug gemacht einen festern Untergrund suchen, und diesen in dem Herzen finden werden — mittelst einer eindringlichern Lehrart, setzt Rec. hinzu.

Kommentar über und gegen den ersten Grundsatz der Fichtischen Wissenschaftslehre, nebst einem Epilog wider das Fichtisch-idealistische System. Von Chr. Fr. Böhme, Stiftspfarrer zu Altenburg. Altenburg, bey Rink und Schnuphase. 1802. 94 Seit.

Kommentar nennt der Verf. seine Schrift, weil er, vor dem Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Fichtischen Worte, dieselben Stück für Stück, so wie jede andern menschlichen Worte erläutert und ausgelegt habe. Es sind hier aber nur die zwölf ersten Seiten der Wissenschaftslehre beleuchtet; das ganze Buch so durchzugehen, würde, wie der Verf. bemerkt, ihm beym Ausarbeiten, dem Publikum beym Lesen und Studiren des dadurch entstandenen Werks zu viel Zeit und Mühe, und dem letztern auch zu viel Geld gekostet haben; auch sey es überflüssig, da ein wissenschaftliches System mit seinem Grundsatz stehe und falle, dieser letzte also nur gehörig brauche geprüft zu werden; obenein hätte ein so weitläuftiges Werk vielleicht keinen Verleger gefunden. Rec. stimmt diesem Allen bey. Ein großes Buch ist nur gar zu oft ein großes Uebel; besonders ein großes philosophisches Buch; und ganz besonders ein großes Buch über die neuen Philosophieen, denen man durch soviel Mühe zuviel Ehre erweiset, ohne dadurch Jemanden nützlich zu werden. Unser Verf. hätte sich vielleicht auch noch kürzer fassen können; indessen liest man ihn gern; er ist so besonnen, so billig, so behutsam, der Lehre, die er bestreitet, auch nur das mindeste Unrecht zu thun. Bey dem Allen bringt er aber doch nichts anders heraus, als was Andere, die vielleicht nicht immer so suaviter in modo verfuhren, auch gefunden haben, daß Fichte das gedachte Seyn mit dem wirklichen Seyn für eins genommen; daß also das aus seiner sogenannten Thathandlung hervorgehende ich bin (S. 60)

(S. 61) im Grunde nichts anders sage, als: ich habe mich selbst gemacht.

Die Gewissenhaftigkeit unsers Verf. zeigt sich noch besonders in dem Epilog S. 79 ff. Er fing seine Vorrede mit den Worten an: „ein wissenschaftliches System ist grundlos „und irrig, sobald der Satz es ist, auf welchem das ganze „System sich gründet.“ Nun hat er zwar die Grundlosigkeit des Fichtischen Grundsatzes gründlich dargethan; aber wie wenn er damit nur widerlegt hätte, was Fichte gesagt habe, nicht was er habe sagen wollen? Fichte selbst erkläre in der Vorrede zur Wissenschaftslehre seine Darstellung seines Systems für höchst unvollkommen und mangelhaft. Prof. Schad, auch ein Fichtianer, habe in seiner gemeinfaßlichen Darstellung des Fichtischen Systems, Bd. 3. in den Schlußanmerkungen, sogar gewagt, nicht nur zu behaupten, daß in allen bisherigen Fichtischen Schriften keine hinlängliche Deutlichkeit anzutreffen gewesen sey; sondern auch sehr daran zu zweifeln, daß ihr Verfasser sie künftighin im gehörigen Grade erreichen werde. Sonach müßte man nicht bloß den Grundsatz, der ja unrecht ausgedrückt seyn könne; sondern auch das System widerlegen. Aber woher nun dieses kennen lernen, da hier eben diese Besorgniß eintritt, und da der bisher versuchten Gestaltungen dieses Systems so viele sind? Der Verf. sucht den Geist dieses Systems auf, und bezeichnet ihn S. 87 mit den Worten: „Das Subjekt-Objekt ist der absolut letzte Erklä„rungsgrund alles Wissens und Seyns, welches in „ihm, und durch dasselbe Eins, d. h. einerley ist.“ Dann stellt er die gänzliche Untauglichkeit dieses Satzes als höchsten Princips zu einem Systeme der menschlichen Vernunft, seiner Form und Materie nach, dar.

Seiner Form nach enthalte er die Maxime, Alles was in unsern Vorstellungen vorkomme, bis auf den letzten Grund erklären zu wollen. Diese Maxime tauge darum nichts, weil sie a) auf Etwas ausgehe, das nicht menschenmöglich sey; und b) auf Etwas, was nicht einmal den Menschen erlaubt wäre, wenn es ihnen auch möglich seyn sollte.

Seiner Materie nach zeige sich, daß durch dasjenige, was dieser Satz aussage a) sich durchaus nichts erklä-

ren lasse; und b) man sich sogar selbst unvermeidlich widerspreche.

Hier ist Ein Punkt, wo Rec. dem Verf. nicht beystimmen kann, nämlich: daß es nicht erlaubt sey Alles erklären zu wollen, was in unserm Bewußtseyn vorkomme. Der Verf. sagt S. 88: „unter die Thatsachen unsers Bewußt„seyns gehören auch die moralischen, d. i. freyen Handlun„gen der Menschen; diese aber, als solche, erklären wollen „hieße, sie für Naturerscheinungen halten und ausgeben, „wodurch die Freyheit der menschlichen Willkühr, und hier„mit das Moralgesetz, das auf jene sich gründet, geläugnet „würde; welches nicht erlaubt ist."

Man sieht, der Verf. hat Kant nicht so unbefangen geprüft als Kants Nachfolger; sonst würde er nicht mit ihm annehmen, daß unsere freyen Handlungen keine Naturerscheinungen wären. Rec. würde sich gar kein Gewissen daraus machen, sie zu erklären, wenn er nur könnte. Aber so wenig der Stein aufhört eine Naturerscheinung zu seyn, weil sich die Schwerkraft nicht erklären läßt: so wenig darf man die freyen Handlungen des Menschen aus den Naturerscheinungen wegstreichen, weil die Willenskraft, dieser Vorzug des Menschen vor Stein, Gewächs und Thier, unerklärbar ist.

Mit dem Schluß dieser Schrift S. 94 ist Rec. einverstanden, daß nämlich unsre Idealisten den Schlußstein des ganzen Lehrgebäudes der Vernunft, die Idee von der Gottheit, zum Grundstein machen, also „dieses hohe „und majestätische Gebäude so viel an ihnen ist, umzukehren, „und auf die Spitze zu stellen versuchen." Rec. setzt hinzu, daß er dieß als eine Folge derjenigen Methode ansieht, die den Unterricht mit abstrakten Vorstellungen statt mit konkreten anfängt. Aber diese letzte Lehrweise ist so gemein, und die Herren Idealisten sind so ungemein, daß gar nicht zu erwarten ist, sie werden diesen bessern Lehr- und Lernweg je einschlagen.

E.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Der Blumenzwiebelgärtner, oder Beschreibung von allen auf der Erde bekannten lilienartigen Gewächsen, nebst Anzeige ihrer Kultur. Zweyter Band, enthaltend 534 Arten Zwiebel- und Knollengewächse. Von Carl Christian Adolph Neuenhahn, Kommerzienrathe rc. Leipzig, bey Kummer. 1804. 1 Alph. 10 Bog. 8. 1 Rt. 16 gr.

Wir beziehen uns hier auf die Anzeige des ersten Bandes in unserer A. D. Bibl., 95. Bd. 2. St. S. 400 f. und bemerken daher nur, daß nun beyde Bände eine oft ganz lehrreiche Beschreibung von 100 Gattungen und 955 Arten Lilienartig-blühender Gewächse, für den Blumenfreund und Liebhaber, enthalten, und daß der Verf. am Ende auch für diejenigen, die sich gern aus dieser Sammlung ein oder die andere Pflanze verschaffen möchten, aus allen seinen Pflanzenverzeichnissen in alphabetischer Ordnung angezeigt hat, wo? bey wem? und zu welchem Preise? sie zu haben sind. Schade, daß es ihm nicht wohl möglich war, uns diese Anzeige noch vollständiger zu geben!

Az.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Anweisung zum richtigen und guten Ausdrucke in der deutschen Sprache; so wie zur Bildung des Styls und zweckmäßigen Verfertigung aller Gattungen von Briefen und Geschäfftsaufsätzen des gemeinen Lebens. Ein Lehrbuch für die untern und mitt-

lern Klassen der Gymnasien, so wie für die obern der Bürgerschulen. Von Johann Gotthelf Neumann, Kollaborator am Gymnasium zu Görlitz. Leipzig, bey Vogel. 1803. XX u. 314 S. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Inhalt dieser Anweisung ist schon vollständig genug auf dem weitläufigen Titel angegeben. Der Verf. will nämlich hier ein Buch liefern, in welchem man alles zusammenfinden soll, was vorzüglich der Bürger zur Verfertigung eines richtigen und schönen schriftlichen Aufsatzes, und zur Erlangung eines guten mündlichen Vortrags wissen und beobachten muß. Neue Aufklärungen über Gegenstände der deutschen Sprachforschung würde man hier vergeblich suchen. Auch der Verf. verspricht uns selbst nicht viel Neues; sondern nur das allgemein Angenommene und Bekannte in einer dem Zweck eines solchen Lehrbuchs entsprechenden Ordnung und Kürze, nebst möglichster Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und nennt mit Dank die Schriftsteller, deren Werke er bey Ausarbeitung des seinigen benutzte. Von dieser Seite will nun auch daher Rec. auch nur diese Schrift betrachten. Sie enthält nichts Neues; aber sie ist brauchbar für den auf dem Titel angegebenen Zweck, und der Verf. hat wenigstens das Verdienst, unter den benutzten Materialien eine zweckmäßige Auswahl und Zusammenstellung getroffen zu haben. Möge seine Schrift Nutzen stiften: das ist sein und des Rec. Wunsch!

Rh.

Allgemeines Repertorium über die sechs ersten Bände von Bragur; nebst einer vollständigen Literatur aller in den sechs letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts über das vaterländische Alterthum erschienenen in- und ausländischen Schriften; ausgearbeitet von Karl Leuthold Heinze. Leipzig, bey Gräff. 1805. 1 Alph. 2 Bog. 8.

Man

Man hat dieß mit dem rühmlichsten und genauesten Fleiße verfertigte Repertorium als den Ersten Anhang zu der bekannten schätzbaren Zeitschrift, Bragur, oder, Braga und Hermode anzusehen; an deren Fortsetzung jedoch Rec. dieses erscheinenden Schlusses wegen nicht gern verzweifeln möchte. Vielmehr lassen ihn die Worte: über die sechs ersten Bände, auf dem Haupttitel hoffen, daß das Wort Anhang auf den beyden besondern Titelblättern auch nur diese gelten solle. Herr Heinze, dessen edler Eifer für die Aufklärung unserer vaterländischen Vorzeit schon durch einen auf die Entdeckung der von Karl dem Großen veranstalteten Bardenliedersammlung ausgesetzten Preis bekannt ist, hat sich durch die hier gelieferte sehr mühsame Arbeit kein geringes, und ein von allen Liebhabern deutscher Literatur mit Dank zu erkennendes Verdienst erworben. Seine Nachweisungen sind um so viel brauchbarer, da die vorausgeschickte Uebersicht nicht nach einer bloß alphabetischen; sondern nach einer, sehr ins Einzelne gehenden, systematischen Folge geordnet ist. Von diesem wissenschaftlichen Hauptregister machen die Sprach- Kunst- Sitten- Alterthümer die drey ersten Haupt-Rubriken aus; Ihnen folgt eine vierte, welche die Literatur- und Bücherkunde betrifft. Sodann folgen zwey alphabetische Register der Verfasser und der Sachen. Ferner, ein Wörterbuch oder allgemeines Glossarium aller erklärten alten Wörter in den sämmtlichen Zweigen des vaterländischen Sprachstammes; und endlich der mit eignem Fleiße ausgearbeitete, und als eine freywillige erwünschte Zugabe anzusehende Versuch einer vollständigen Literatur aller in den sechs letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts über das vaterländische Alterthum erschienenen Schriften und einzelnen Aufsätze, nach den besondern Gegenständen geordnet, und mit manchen belehrenden Winken, Urtheilen, Notizen und Nachweisungen begleitet.

Da.

Vermischte Schriften.

Ueber den deutschen Adel, von August Wilhelm Rehberg. Göttingen, bey Röwer. 1803. 20 gr.

Der Verf. ist dem Publikum hinlänglich als ein scharfsinniger Schriftsteller bekannt; der aber das Paradoxe liebt, und es sich selbst zuschreiben muß, wenn das Publikum in der Meinung steht, daß er seine Verdienste noch über ihren wahren Werth anzuschlagen suche. Auch diese seine neueste Schrift giebt wieder einen Beweis davon. Er sagt nämlich S. 263, daß es dem Schriftsteller erlaubt seyn müsse, über den von ihm gewählten Gegenstand frey zu schreiben. Und S. 264 setzt er hinzu: „Kann dieß indessen irgend einem „vergönnt seyn, so wird man es demjenigen erlauben müs„sen, der sich durch einen dreisten Tadel der Theorien, mit „welchen neuerlich der gewaltsame Umsturz alles Alten ent„schuldigt werden sollte, und durch eine Vertheidigung der „rechtmäßigen Vorzüge höherer Stände, welche in jenen „Zeiten wohl gefährlich scheinen konnte, das Recht erkauft „zu haben vermeint, die Gränzen dieser Vorzüge zu prü„fen. Wer sich damals durch die Furcht vor der einbrechen„den Revolution nicht hat abhalten lassen, seine Stimme ge„gen das Unrecht zu erheben, darf auch jetzt nicht auf den „Zuruf derer achten, die ihm etwa wohlwollend Stillschwei„gen empfehlen möchten." Der Verf. hat in seinen metaphysischen Schriften auf ähnliche Art von sich zu reden gesucht. Der Rec. kann dieses bey aller wahren Achtung, die er für den Vf. hegt, nicht billigen. Was hier der Vf. von sich gesagt hat, kann mit vollem Rechte von so manchem andern wackern deutschen Schriftsteller gesagt werden; denn wenn es gleich bey uns nicht wenig verstimmte Köpfe gab, die das neue Jerusalem im J. 1796 vorzüglich aus Frankreichs Gränzen sich über die Welt verbreiten sahen, und in der Meinung standen, daß sie ihrer Seits thätig mit ihren Federn dahin mitwirken müßten: so sind doch wohl in keinem Reiche von Europa die ächten und wahren Rechte der Menschheit und der Staaten unpartheyischer und richtiger, selbst in jener kritischen politischen Periode untersucht, und den verständi-

gen

gen Lesern vorgelegt worden, als in Deutschland. Uebrigens war doch auch damals, wo der Verf. seine Recensionen über die die französische Revolution betreffenden Schriften herausgab, der eigentliche Feind nicht im Lande, und die Gefahr des Schriftstellers war doch so groß und so unvermeidlich nicht. Der Verf. führt in der Einleitung die Nothwendigkeit aus, um sich zu sehen und zu überlegen, wodurch die fürchterliche Revolution entstanden, was durch dieselbe bewirkt worden, und was denen, die übrig geblieben sind, zu thun obliegt, um dergleichen Erscheinungen künftig zu vermeiden. Aus den bey jenem großen Trauerspiel verwickelt gewesenen Ständen, nimmt sich der Verf. den deutschen Adel zum Vorwurf seiner Untersuchung, und theilt uns in sieben Kapiteln seine Ansichten mit. Im ersten Kapitel handelt der Verf. von den ursprünglichen Bestandtheilen des heutigen deutschen Adels. Der Adel war Land-Eigenthümer, er war Krieger, und bestimmte seine Kinder wieder zu diesem Stande; im Fortgange der Kultur näherten sich aber auch die andern Landeinwohner seinem Stande durch erworbene Reichthümer, durch die angenommene Lebensart der adelichen Geschlechter, und sie suchten dadurch sich das Vaterland verbindlich zu machen, und erhielten nun auch für sich vom Regenten die sonst ihnen verweigerte Ehre. Gegenwärtig versteht man unter Adel eine Verbindung von Familien, die Anspruch darauf machen, für den ersten und mächtigsten Stand der Nation zu gelten, und die sich in dem ausschließenden Besitze dieser Stelle dadurch zu erhalten bemühen, daß sie nur denen einen Platz unter sich einräumen, die eine reine Abstammung von alten Mitgliedern der Verbindung selbst, beweisen können. Der Rec. will nicht bezweifeln, daß der Adel sucht, dieses darunter zu verstehen und geltend zu machen. Allein in den aufgeklärtesten Theilen von Deutschland wird diese Erklärung nicht als gemeingültig und geltend anerkannt. Die ersten Stellen im Staate gehen so gut auf den bürgerlichen, als auf den adelichen über, und der letztere findet kein Bedenken mehr, sich in die Familien des erstern einzuheirathen. Im zweyten Kapitel betrachtet der Verf. den Adel, als Grund- und Gerichtsherrschaft. Der Rec. hebt aus diesem Abschnitte vorzüglich aus, daß auch dieser Verf. auf die Aufhebung der Patrimonialgerichtbarkeiten gegen Entschädigung dringt. Es ist zwar schon von mehrern deutschen politischen Schriftstellern

lich das Nachtheilige und Gefährliche dieser Gerichtsbarkei-
ten, die mit der Idee eines Staates, wie er seyn soll, gar
nicht zu vereinbaren sind, längst mit Nachdruck und Gründ-
lichkeit gezeigt worden. Allein Gegenstände wie dieser, die
so wichtigen Einfluß auf das Wohl der Staaten haben,
können nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden; so
lange die vorgeschlagene Veränderung mit denselben nicht ausge-
führt worden ist. Im dritten Kapitel betrachtet der Verf.
den Adel als Landstände; und auch hier zeigt der Verf.,
daß er den Gegenstand, den er behandelt, nicht nur aus
Büchern, sondern aus Erfahrung, aus wirklichen Geschäf-
ten kennen muß. Als eine Vorfrage könnte man allerdings
untersuchen: ob überhaupt in einem wohlorganisirten Staate
Landstände Vortheil oder Nachtheil gewähren? Es würde
sich für das Letztere Vieles sagen lassen. Die ganze land-
schaftliche Verfassung ist in den mittlern Zeiten entstanden, wo
die große Idee eines Staates von der Vernunft noch nicht
aufgestellt worden war, wo man sich nur suchte, selbst zu
sichern. Ein weiser und guter Regent bedarf keiner Land-
stände in dem Sinne wenigstens, in welchem die deutschen
wollen genommen seyn; wenn ein solcher Regent aber Land-
stände neben sich hat, die nicht das allgemeine Wohl des
Landes, sondern die Verbesserung ihrer eigenen Güter und
Vorrechte nur beabsichtigen: so können den bessern Anstalten
Hindernisse entgegengesetzt werden; ist der Regent aber ein
solcher, der nur seinen Leidenschaften fröhnt, und nicht das
Wohl der ihm anvertrauten Unterthanen beabsichtiget: so
werden gerade einen solchen auch die gewöhnlichen Landstände
nicht sehr in Schranken halten; denn ein solcher wird den
Leidenschaften der Stände für ihr Interesse nachgeben, und
auf diesem Wege doch zu dem gelangen, was er will; ein
solcher sorgt für sich, und nicht für Land und Nachkommen.
Indessen die Landstände sind, und wo sie sind, da ist we-
nigstens auf die bessere Organisation derselben ernstliche Rück-
sicht zu nehmen. Eine sehr interessante, aber in Deutsch-
land noch nicht auf allgemeine Grundsätze gebrachte Frage
ist die: Wie viele Stimmen einem Landstande zukommen
sollen, der mehrere Güter besitzt, auf welchen die Landstand-
schaft ruht? Vor dem Richterstuhl der Vernunft, des wah-
ren Rechtes, kann einem solchen nur eine Stimme zuste-
hen; denn sonst würde die Mehrheit der Stimmen leicht in
wenige Hände, ja vielleicht in den [illegible] [illegible]

ehrlicher deutscher Bauern in einer einzigen Hand fallen können. Der Verf. wirft vorzüglich sich zur Beantwortung folgende Fragen auf: a) Warum das Recht der Landstandschaft einzelner Gutsherren eingeschränkt ist, und warum dem [illegible] und [illegible] bekannten [illegible] Hansen der Gerechtsame [illegible] zu entschlagen; wo doch über sie bestimmt wird, ewig verfangen bleiben soll? Der Verf. will [illegible] unter der Bedingung [illegible] wissen, daß die Verfassung [illegible] gerechte und billige Grundsätze über die Vertheilung der öffentlichen Lasten, und über die [illegible] Freyheit von Auflagen befolgt werden. b) Ob [illegible] das Recht der Landstandschaft an den Besitz einzelner [illegible] Güter [illegible] binden, daß es mit ihm zugleich verloren geht? Der Verf. ist der Meinung, daß das Recht der Landstandschaft nie von liegenden Gütern getrennt werde. c) Ist es gut, daß das Recht der Landstandschaft an den Boden des Gutes also hafte, daß es an jeden Käufer desselben übergehe? Der Verf. glaubt, daß man von dem Erbherrn mehr Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erwarten könne, als von dem Besitzer durch vorübergehendes [illegible]. d) Worin nun die Einschränkungen bestehen können, wodurch ein schneller Wechsel der Grundherrschaften, und eine plötzliche Veränderung im Rittersaale verhindert werden soll? Dieß untersucht der Verf. mit vieler Gründlichkeit. Der Verf. schreibt S. 77 „Welcher billige „Richter, ja welcher vernünftige Mensch kann es für recht „erklären, daß die Vorzüge der adlichen Geschlechter aufrecht „erhalten und verewigt werden sollen, nachdem die Ver„pflichtungen aufgehört haben, aus denen jene Vorzüge al„lein entsprungen sind?“ Im vierten Kapitel handelt der Verf. von der Steuerfreyheit des Adels. Der Verf. erkennt die [illegible] ritterschaftlicher Grundstücke für ein eben so heiliges Eigenthum als anderes; dabey sucht er aber die Gränzen, die sorgfältig bewacht werden müssen, zu bestimmen. Im fünften Kapitel schildert der Verf. die adliche Lebensart, und dem Leser werden hier viele feine Bemerkungen nicht entgehen. Im sechsten Kapitel von adlichen Geschlechtern ist der Verf. bemüht, die Begriffe von Ahnenstolz, Familiengeist, Bestandtheilen des Ansehns der Geschlechter u. s. w. aufzuhellen. Im siebenten Kapitel setzt der Verf. das Verhältniß des deutschen Adels zu der Nation mit vielem Scharfsinne auseinander, und den

Leser

Leser werden hier vorzüglich die Bemerkungen über Mißheyrathen, und über Vertheilung der Staatsdienste interessiren. Es war dem Rec. überdieß auch sehr erfreulich, einen Schriftsteller, der sich auf dem Felde der Metaphysik mit Glück versucht hat, auf dem Felde der nützlichern Staatswissenschaften wieder zu finden, wo er noch mehr Gutes wird wirken können, als dort. Nicht jedem unserer neuen Metaphysiker ist aber dieses gegeben, in zwey so verschiedenen Fächern glücklich zu arbeiten; denn in diesem von dem Verf. bearbeiteten Felde der Wissenschaften ist mit blosen, aus sich herausgesponnenen Ideen nichts gethan; sondern es werden dabey so viele Kenntnisse vorausgesetzt und verlangt, die mit Fleiß erlernt werden müssen.

Lm.

Verbesserungen.

Im C. Bd. 1. St. S. 16. Z. 8. von unten st. 1641 l. 1541.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Des hundert und ersten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Annalen der Physik. *Jahrgang 1804.* (enthaltend d. sechzehnten, siebenzehnten u. achtzehnten Band.) Herausgegeben v. *Ludw. Wilh. Gilbert.* Halle, bey Renger. 1804.

Der Artikel galvanischen Inhalts sind dießmal nur wenige; unter diesen aber verdienen ein paar herausgehoben zu werden. Der erste unter der Aufschrift: Neue Versuche und Bemerkungen über den Galvanismus, von J. W. Ritter — im dritten Stück — enthält Beobachtungen über die Stelle, die das vorgeblich neue Metall, das sogenannte *Palladium* — eine Mischung aus Platina und Quecksilber — in der Reihe der Leiter in Rücksicht seiner elektrischen Spannung einnimmt. Höchst auffallend ist es, daß es auf eine sehr niedrige Stufe zu stehen kommt, nämlich nach den Kiesen, und unmittelbar vor dem Graphit. Ueberhaupt machte der Verf. die höchst merkwürdige Beobachtung, daß kein Metallgemisch, in Rücksicht seiner elektrischen Spannkraft den Ort einnimmt, den man seinen Bestandtheilen zufolge vermuthen sollte, nämlich zwischen den Metallen, aus denen es zusammengesetzt ist. — Der andere Artikel, im zehnten Stück, ist aus dem Französischen von Biot über die Frage: Welchen Antheil hat in Volta's Säule die Oxydirung an der Erzeugung der Elektricität? Die Untersuchung dieser Frage ist um so wichti-

ger, da noch viele gegen Volta der Meinung sind, als ob die in der Säule erzeugte Elektricität eine Folge des nämlichen Prozesses wäre, die die Oxydation hervorbringt. Biots Untersuchung hat Volta's Behauptung bestätigt, daß der Proceß der Oxydation von gar keinem oder von unmerklichem Einfluß auf die Elektricität der Säule ist.

In einigen Stücken liefert der Herausgeber Nachträge zu den im vorigen Jahrgange mitgetheilten Nachrichten von Meteorsteinen; gleich im ersten Stück: Ausführliche Nachrichten von dem Steinregen bey l' Aigle am 26. April 1803 von Biot — ein sehr schätzbarer Artikel, indem der berühmte Verf. die verschiedenen Nachrichten darüber an Ort und Stelle eingesammelt, und mit vieler Sorgfalt verglichen und gegen einander abgewogen hat; auch das Phänomen zu den größten dieser Art gehört, da die Zahl der Steine zwischen zwey und drey Tausend betrug, und der größte 17½ Pfund wog. — In demselben Stück einige kurze Nachrichten von einem zu Apt in der ehemaligen Provence am 8. Oktbr. 1803 aus der Luft gefallenen siebenpfündigen Steine; ingleichen von einem auf eilf Zentner schweren Hagelklumpen, der in Ungarn den 28. März 1802 herabgefallen seyn soll. — Den wichtigsten Nachtrag enthält das eilfte Stück, wo der Herausg. in einem über 80 Seiten langen Artikel, die Nachrichten über Meteorsteine, die zur Ergänzung der vorher in den Annalen darüber erschienenen Aufsätze dienen konnten, zusammengestellt hat. — Auch Hr. Ritter setzt in einem Schreiben an den Herausgeber, im zweyten Stück, seine Ideen über Feuerkugeln, Meteorsteine, Nordlichter und Gewitter fort. Er bemüht sich zu zeigen, daß alle diese Erscheinungen einerley Perioden beobachten, und schließt daraus, daß, da die Gewitter offenbar tellurischen Ursprungs sind, es auch die übrigen genannten Erscheinungen seyn müßten. So scharfsinnig indessen diese Ideen sind, so gewagt scheinen sie uns zu seyn. —

Die Luftfahrten haben zwar bisher noch wenig Ausbeute für die Physik geliefert; indessen sind sie doch ein Gegenstand, auf den der Physiker mit Interesse blickt, und daher sind auch die Nachrichten, die der Herausg. in den drey ersten Stücken von den Luftfahrten der Bürger Garnerin und Robertson ertheilt, hier nicht am unrechten

Orte

Orte. Er hat ihnen durch die beygefügten Berechnungen von Hrn. Schlönbach und von ihm selbst über die Höhe, bis zu welcher Garnerins Ballon gestiegen war und steigen konnte, und durch seine Bemerkungen über die angeblich von Robertson angestellten physikalischen Versuche, einen größern Werth gegeben. Man überzeugt sich hierbey von neuem, daß, wenn solche Unternehmungen nicht auf Kosten gelehrter Gesellschaften und von Physikern, die sich nicht bloß so nennen, sondern es in der That sind, wie neuerlich in Frankreich, gemacht werden, die Wissenschaften sich keinen Gewinn davon zu versprechen haben.

Ein artiger Artikel von Hrn. Prof. Erman findet sich im vierten Stück unter der Aufschrift: Schon Aristoteles hat Gasarten gewogen. Es heißt nämlich im Tractat de coelo (IV. 4.): »die Luft selbst ist schwer; der Beweis ist, daß ein Schlauch, wenn man ihn aufbläst, »schwerer wird, als wenn er leer bleibt.« — Mit Recht erinnert Hr. E., daß, die Sache rein hydrostatisch betrachtet, der Schlauch in dem einen Fall eben so schwer seyn müßte, als in dem andern — ob man gleich Kompendien der Physik findet, in denen es heißt, daß ein aufgelockerter Federsack leichter wäre, als ein zusammengebundener — er vermuthet also, daß die Zunahme des Gewichts von einem Nebenumstande herrühren möchte, und zwar davon, daß Arist. den Schlauch mit dem Munde aufgeblasen, und daher zum Theil mit Kohlenstoffgas angefüllt hätte. Versuche mit einem kleinen Ballon von Goldschlägerhaut, bestätigten diese Vermuthung. Uebrigens setzt der Versuch beym Arist. immer eine sehr empfindliche Waage voraus. Eben deswegen aber bleibt noch der Zweifel übrig, ob Arist. auch den Schlauch wirklich gewogen, oder seine Gewichtszunahme nur geschlossen oder vermuthet habe. Denn es wäre auffallend, weder von diesem Versuch, noch von der Beschaffenheit der hydrostatischen Wagen sonst etwas bey den Alten zu finden.

Das zweyte und dritte Stück enthält einige schätzbare Aufsätze über Dampfmaschinen, theils a. d. Engl. Journal von Nicholson, theils aus dem *Bulletin des Sc.* genommen. Der Marquis von Worchester wird hier als der eigentliche Erfinder der Dampfmaschinen genannt; Kapitän Savery aber als derjenige, der die Dampfmaschinen zuerst wirklich zu Stande gebracht hatte, und zwar entweder ohne

von Worchesters Erfindung etwas zu wissen, oder indem er die von diesem gegebenen Winke auf eine Art benutzte, die nicht viel weniger verdienstlich als die erste Erfindung ist.

Im fünften Stück beschreibt Hr. Prof. Remer einige merkwürdige elektrische Versuche und Erscheinungen, worunter besonders eine anscheinende Veränderung einer negativen Elektricität in die entgegengesetzte auffallend ist. Die Bemerkung, »daß die Lichterscheinung, welche wir an den »Drathspitzen wahrnehmen, die einem elektrischen Körper »entgegen gehalten werden, ein Zeichen von Elektricität in »diesen Spitzen selbst sey« — ist wohl nicht neu. Unter andern findet sie sich schon in Eulers Briefen in den Zusätzen von Kries 2. Bd. S. 288. — In der Meinung, daß das Windbüchsenlicht nicht elektrisch sey, und nicht von einer Reibung des Oeldunstes gegen die Luft herrühre, stimmen wir dem Hrn. Verf. völlig bey. Jetzt hat die ganze Erscheinung durch die merkwürdige Beobachtung, daß bey starken Kompression der Luft eine Hitze entsteht, wobey Zündschwamm sich entzündet, und im entgegengesetzten Fall, bey schneller Dilatation, eine Kälte, die Wasser in Eis verwandelt, mehreres Licht gewonnen; obgleich sie noch lange nicht ganz aufgeklärt ist. Ueber diesen Gegenstand finden sich noch ein paar sehr schätzbare Artikel in diesem Jahrgange der Annalen; der eine von Hrn. Prof. Erman, dessen Name schon großes Vertrauen erweckt, im zehnten Stück; die andern vom Herausg. selbst, im zwölften Stück. Hr. Prof. Erman sagt, daß der Versuch sich mit einer gewöhnlichen Kompressionspumpe, wie sie zur Ladung einer Windbüchse gebraucht wird, leicht anstellen lasse, wenn man die Pumpe mit einer festen metallenen Schraube und dazwischen gelegter ledernen Scheibe luftdicht verschließt, nachdem man vorher dicht unter die Schraube ein Stück guten Zündschwamm angebracht hat. Stößt man alsdann den Stempel der Pumpe schnell in das Rohr hinein: so ist meistens schon ein derber Stoß hinreichend, den Schwamm zu entzünden. — Der erste Entdecker dieser Erscheinung ist Hr. Mollet, Prof. der Physik zu Lyon. — Der Herausg. führt verschiedene Versuche an, die er ebenfalls mit einem ähnlichen Apparat angestellt hat. Unter andern hat er eine Schmelzung an der Roseschen Metallmischung zu wege gebracht, welches Hrn. Prof. Erman nicht hatte glücken wollen.

Baum-

Baumwolle, Leinwand, Papier, waren stark versengt und verkohlt; Baumwolle mit Schießpulver bestreut, hatte sich entzündet. — In dem darauf folgenden Artikel ertheilt der Herausg. Nachricht von der berühmten Maschine in Schemnitz, bey der sich Wasser an der Stelle, wo die Luft herausströmt, in Eis verwandelt.

Noch verdient die »Nachricht von den neuesten »Versuchen des Grafen Rumford über die strahlen»de Wärme — mitgetheilt von Dr. Friedländer« — im fünften und sechsten Stück — eine Erwähnung. Die Versuche des Hrn. Grafen zeichnen sich durch Scharfsinnigkeit und Genauigkeit aus. Er zeigt hier, daß das Ausstrahlen der Wärme bey polirten Körpern geringer, als bey unpolirten Körpern ist. Daher werden rauhe Körper eher kalt, als glatte; umgekehrt aber werden auch rauhe Körper von aussen eher erwärmt, als glatte. Sehr sinnreich wendet er dieses sogar auf die Erklärung des bekannten Phänomens an, da ein Wassertropfen auf roth glühendem Eisen schwerer verdunstet, als auf bloß heißem. An dem glühenden Eisen nämlich dienne die Luft so stark, daß der Tropfen sie nicht verdrängen konnte, folglich seine sphärische Gestalt und Glätte behielte, und daher von den Wärmestrahlen schwer durchdrungen würde. Auf heißem Eisen aber zerfließt er, und nimmt deßwegen die Strahlen der Wärme leicht in sich auf. Der Umstand, daß ein Wassertropfen in einem schwarz angelaufenen Löffel auch dann noch nicht sehr heiß wird, wenn der Löffel schon so sehr erhitzt ist, daß ein Zischen entsteht, wenn man ihn mit nassen Fingern berührt, kommt dieser Erklärung sehr zu statten. — Auch über die Fortpflanzung der Wärme durch feste Körper findet man hier Beobachtungen, die auf das Gesetz führen, daß, wenn man die Temperaturen an den verschiedenen Stellen eines Körpers, der an einem Ende erhitzt wird, durch eine Curve darstellt, diese die logarithmische Linie ist. Dasselbe Gesetz bestätigt sich durch die Beobachtungen von Biot, die in dem darauf folgenden Artikel — ebenfalls durch Mittheilung des Hrn. Dr. Friedländer — angeführt werden. — Eine weitläuftige Abhandlung von Hrn. Hofr. Parrot in Dorpat, die Hypothese des Grafen Rumfort über die Fortpflanzung der Wärme in den

Flüssigkeiten betreffend, steht im siebenten und achten Stück. Hr. Hofr. P. widerlegt darin die Hypothese von der absoluten Nichtleitung der Flüssigkeiten mit guten Gründen, und stellt dann selbst den wichtigen Satz auf, daß »ein »Körper oder ein Aggregat von Körpern, unter übri»gens gleichen Umständen, die freye Wärme um so »leichter leitet, je homogener die Theile desselben sind, »und um so schwerer, je heterogener sie sind.«

Hr. Dr. Brandes liefert Beobachtungen über die irdische Strahlenbrechung — im sechsten Stück — die zwar zu keinem bestimmten Resultat führen; aber doch die Frucht dankeswerther Bemühungen zur Aufklärung einer so dunkeln und verwickelten Sache sind.

Auch über die Beugung des Lichts enthält das neunte Stück einen wichtigen Aufsatz, den der Herausg. nach einer englischen Schrift von Jordan, oder vielmehr nach einem Auszug daraus in Nicholsons Journal, verfertigt hat. Der Verf. berichtigt darin Newtons Beobachtungen über diesen noch wenig aufgeklärten Gegenstand, und giebt von der ganzen Erscheinung eine bestimmtere und richtigere Ansicht. Doch ist der Auszug, schon aus Mangel der Kupfer, nicht überall befriedigend, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß wir die Jordansche Schrift in einer vollständigen Uebersetzung erhalten könnten. Eine Anwendung von dieser Erklärung der Beugung wird in dem nächsten Artikel auf die Höfe um Sonne und Mond, von demselben Verf., gemacht. Durch Beugung erklärt schon Hube die Höfe; indessen da er von der Beugung selbst nicht die richtige Vorstellung hatte: so ist auch seine Erklärung nicht befriedigend. — Dasselbe Stück enthält noch einige nicht uninteressante Artikel über helle Kreise am Himmel.

Den nicht übel gerathenen »Versuch eines Elemen»tarbeweises für die statische Zusammensetzung und »Zerlegung der Kräfte ohne Voraussetzung der Theo»rie des Hebels vom geh. Oberbaurath Eytelwein« — im zehnten Stück — dürfen wir nicht unerwähnt lassen.

Endlich gedenken wir noch einer Abhandlung von Biot über die Fortpflanzung des Schalles in der Luft — im zwölften Stück — worin er die Hypothese von la Pla-

ce,

te, daß die beym Schall entstehende Wärme seine Geschwindigkeit vermehrte, mathematisch behandelt, und dadurch die bisherige Theorie von der Geschwindigkeit des Schalles mit der Erfahrung in Uebereinstimmung zu bringen sucht. — Begründete Einwendungen gegen die Hypothese selbst aber macht Hr. Prof. Wrede in dem darauf folgenden lesenswerthen Artikel, mit der Aufschrift: »Wird beym Schalle »Wärme frey?«

LIII.

Uebersicht über den Voltaismus und die wichtigsten Sätze zur Begründung einer Theorie desselben, von M. Wilh. Pfaff, Prof. der Mathematik zu Dorpat. Stuttgardt, bey Steinkopf. 1804. 127 S. 8. 14 Kr.

Diese Schrift ist nicht vom Verf. selbst; sondern durch seine Freunde, Hrn. M. Klaiber und Jäger, herausgegeben worden, indem jener durch seinen Ruf nach Dorpat verhindert wurde, die Herausgabe selbst zu besorgen, und seine Arbeit gehörig zu vollenden. Dieser Umstand ist dem Werkchen nicht günstig gewesen; dem Ausdrucke, besonders in der letztern Hälfte, fehlt es an Geschmeidigkeit, und der Darstellung an Klarheit. Dieß ist bey einer Uebersicht einer an sich dunkeln und verwickelten Sache doppelt unangenehm, und hier um so mehr zu bedauern, da es dem Verf. nicht an eigenthümlichen scharfsinnigen Ideen, und plausibeln Ansichten fehlt, die gehörig ins Licht gestellt zu werden verdienen. Wir wünschen daher, daß er bald zu einer sorgfältigen Bearbeitung des Ganzen Muße finden möge. S. 50 vergleicht er die Voltaische Säule mit einer Menge elektrischer Quadrate, die gleich stark geladen, und so übereinander gelegt würden, daß die positive Belegung der einen Tafel die negative der andern berührte; dieß soll eine Art elektrischer Batterie bilden, die bey Berührung der beyden äußersten Belegungen einen im Verhältniß der Tafeln verstärkten Schlag gäbe. Hieran muß Rec. sehr zweifeln; denn da diese Tafeln die Elektricität nicht aus sich selbst, oder durch ihre Berührung erzeugen: so werden die zunächst aneinander liegenden entgegengesetzten Elektricitäten bey der

Entladung einander aufheben, ohne daß dadurch die Elektricität der äußersten Platten merklich geändert werden sollte.

Pa.

Entomologische Hefte, enthaltend Beyträge zur weitern Kenntniss und Aufklärung der Insektengeschichte. Eine Vorarbeit zu einer künftigen Fauna des Departements vom Donnersberge, und der angrenzenden Gegenden der Departemente von der Saar und von Rhein und Mosel. Ausgearbeitet von einigen Freunden der Naturgeschichte. *Erstes Heft.* Mit einer Kupfertafel von Hrn. Sturm. XVI u. 119 *S. Zweytes Heft.* Mit 2 Kupfert. von Hrn. Sturm. 130 S. Frankf. a. M., bey Eßlinger. 1803.

Unter dem angezeigten Titel liefern die am Schlusse der Vorrede sich nennenden Verf., als: Hoffmann, Doktor zu Meißenheim, Koch, Doktor zu Kaiserslautern, Müller, Pfarrer in Odenbach, und Linz, Sekretär in Speier, Monographien einiger schwierigen Käfergattungen. Ob die genannten Verf. sich früher schon in dem Fache der Entomologie als Schriftsteller bekannt machten, ist dem Rec. unbekannt geblieben; allein, sollte dieß auch nicht seyn: so beurkunden sie doch in dem vorliegenden Werkchen ihr Talent so sehr, daß die Kritik sofort, nicht Anfänger; sondern geübte und gründliche Kenner ahnet. In der Vorrede legen sie Rechenschaft von den Gründen, die ihr Unternehmen veranlaßten, ab, und stellen die Ansicht auf, aus welcher sie dasselbe beurtheilt wissen wollen. Das hier Gesagte ist richtig und wahr, und die angeführten Gründe durchaus haltbar. Mit Vergnügen würde Rec. dem Leser einen Auszug dieser Vorrede liefern, gestatteten es ihm Zeit und die Natur dieser Blätter; er verweiset ihn daher auf das Buch selbst.

Das erste Heft faßt die Monographie der, von den Verfn. in dem Departement vom Donnersberg und in den an-

angrenzenden Departements gefundenen Arten der Gattung Hister. Linn. und Fabr. in sich. Drey und dreyßig Arten finden sich hier in neun Familien untergebracht. Die Familiencharaktere sind theils von der Gestalt und Beschaffenheit des Rückenschildes und der Flügeldecken, theils von der des körperlichen Umrisses entnommen. Zu ihrer Familie V fanden die Verf. noch keine gehörenden Arten in den Gegenden, in welchen sie sammeln; sie errichteten selbige dessen ungeachtet zur Unterbringung der in andern Gegenden Deutschlands einheimischen Arten H. *complanatus* und *planus*. Ferner versuchten sie die in andern entomologischen Werken vorkommenden, von ihnen nicht gesammelten Arten dieser Gattung, in ihren Familien die richtigen Stellen anzuweisen, und äußern endlich noch, daß zur schicklichen Unterbringung aller, zumalen einiger exotischer Arten, die Errichtung einer noch größern Anzahl Familien erforderlich seyn dürfte. Von den aufgestellten 33 Arten waren Nr. 3 *merdarius* und Nr. 29 *globosus* bisher noch gänzlich unbeschrieben; diese, und die theils noch gar nicht oder schlecht abgebildeten Arten als: *unicolor*, *cadaverinus*, *carbonarius*, *stercorarius*, 2 Abarten von *duodecim-striatus*, *conjungens*, *quadristiatus*, 2 Abarten von *rotundatus* und *punctatus* sind hier durch Hrn. Sturms Meisterhand, stark vergrößert in den zwölf Figuren der erstern Tafel, und in der ersten Figur der zweyten Tafel, als der ersten des zweyten Heftes vorgestellt. Bey allen Arten sind nicht nur die Synonyme; sondern auch die unterscheidenden Artmerkmale mit einer musterwürdigen Genauigkeit angegeben, so daß nunmehr zur Feststellung der Arten einer der schwierigsten Käfergattungen, künftighin kaum etwas nachzuholen bleiben wird.

Das zweyte Heft faßt zwey nicht minder interessante Monographien in sich. Die erstere handelt von den einheimischen Arten der Gattung *Haltica*; die andere von den Arten der Gattung *Dorcatoma*.

Die erstere dieser Gattungen im Sinne der Verf., ist nicht streng Fabricisch, da bekanntlich Fabricius neuerdings seine früher errichtete Gattung *Altica*, (*Haltica*) wieder einzog, und die Arten derselben in seinen Gattungen *Chrysomela*, *Crioceris* und *Galleruca* unterbrachte. Ohne sich geradehin weder für Fabricius noch für die Verf. erklären

zu wollen, ist Rec. zu glauben doch sehr geneigt, daß Letztere in dieser Streitsache wohl das Recht auf ihrer Seite haben könnten. Nur zu oft gab Fabricius Beyspiele, wie wenig er seinem eigenen Systeme treu geblieben ist, daß der Versicherung der Verf., welche sich bisher ähnlicher Inkonsequenzen nicht schuldig gemacht haben, wohl Glauben beygemessen werden darf, wenn sie S. 8 sagen: »Wir behalten uns vor, bey einer andern Gelegenheit die Rechte dieser Gattung zu vertheidigen, welche wir als gültig anerkannt haben.« Dem sey nun in Ansehung der Gattung wie ihm wolle: so finden wir hier einen Reichthum an Arten, wie kein Werk ihn bisher aufzuzeigen im Stande war. Die Paykullschen Abtheilungen behielten die Vf. bey; Familien in dieser Gattung zu errichten, wollte ihnen nicht auf eine genugthuende Art glücken. Ueberhaupt sind 50 Arten beschrieben, unter welchen freylich nicht wenige längst bekannt waren; allein, selbst bey den bekanntesten ist die Synonymie mit der größten Sorgfalt berichtigt und das Dunkle in ein helleres Licht gestellt. Die hier zuerst vorkommenden Arten sind: in der ersten Abtheilung Nr. 6 *Cynoglossi*, Nr. 7 *crypto cephala*, Nr. 8 *occultans*, Nr. 9 *Dulcamarae*. Nr. 11 *cuprea*, Nr. 14 *rufilabris*, Nr. 15 *attenuata*, Nr. 17 *pubescens*, Nr. 18 *dentipes*, Nr. 19 *semicoerulea*, Nr. 23 *Chrysanthemi*, Nr 26 *muscorum*; in der zweyten Abtheilung — Nr. 29 *Echii*, Nr. 32 *violacea*, Nr. 40 *antennata*, Nr. 44 *Armoraciae*. Die genannten Arten und noch einige andere, sind in den eilf letztern Figuren der zweyten, und in den neun erstern der dritten Tafel herrlich abgebildet.

Von der andern hier monographisch behandelten Gattung *Dorcatoma*, für welche die Verf. die deutschen Gattungsnamen Antilopenkäfer oder Hornschnittkäfer in Vorschlag bringen, war bisher nur die einzige Art *Dresdensis* den Entomologen bekannt geworden; ihnen blieb es vorbehalten, zwey neue Arten hinzuzufügen. Die erstere *Bovistae*, kömmt der *Dresdensis* sehr nahe, und mag wohl mit dieser durch die frühern Schriftsteller verwechselt worden seyn; sie ist aber hinlänglich von jener verschieden, wie dieß die sehr verschiedene Lebensweise beyder Arten in den früheren Lebensperioden beweiset. Die dritte Art erhielt den Namen *rubens*. Die Figuren 10, 11 und 12 der dritten

ten Tafel stellen diese drey Arten sehr schön, vergrößert abgebildet dar.

Angehängt sind dem Werkchen unter der Aufschrift: »Vermischte Bemerkungen.« Erstlich — einige sehr gegründete Bemerkungen gegen manche Etymologie der Gattungsnamen in Illigers Magazin. Ferner — Etwas über *Dermestes adstrictor* Hellwigs, *Elater dermestoides* Linn.; die Verf. erklären diese Käferart gegen Hellwig, Illiger und Herbst mit Linne', Geoffroi, Rossi und Oliver für einen ächten *Elater*, und zunächst aus dem Grunde, weil er, so wie die übrigen Arten dieser Gattung, zu springen vermag — von der Uebereinstimmung der Mundtheile würde aber doch wohl ein Wort zu sagen gewesen seyn, um die Sache außer allem Zweifel zu setzen. Weiter — »über eine dem *Carab. cyanocephalus Fabr.* sehr verwandte Laufkäferart.« — Diese Art, welche bisher nur als Abart behandelt worden ist, sind die Verf. sehr geneigt, für eine wirklich verschiedene Art, für welche sie den Namen *chlorocephalus* in Vorschlag bringen, zu halten. Endlich werden in einem Nachtrage einige Synonymen berichtigt, auch zwey neue Arten *Hister nigricornis* und *Haltica quadrimaculata* beschrieben, von welchen die Abbildungen verheißen werden.

In dem dritten Hefte, dessen baldiges Erscheinen nicht genug zu wünschen ist, versprechen die würdigen Verf. Monographien der Gattungen *Pselaphus* und *Lattridius*.

Faunae Insectorum Germanicae Initia. Deutschlands Insekten, herausgegeben von D. G. W. F. Panzer. 87stes bis 94stes Heft. Nürnberg, bey Felsecker. Preis eines jeden Heftes (von 24 Kupfertäfelchen und 24 Blatt Text) 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr. Reichsmünze. 12.

Die früheren Hefte dieses artigen Unternehmens sind durch andere Recensenten in diesen Blättern angezeigt worden. Bey manchem Vorwurf, der bisher theils mit Recht, theils aber auch mit Unrecht diesem Werkchen gemacht worden ist, darf im Allgemeinen doch nicht verkannt werden, daß die Entomologen durch dasselbe zur

Kennt-

Kenntniß mancher neuen Insektenart gelangten; wenn gleich auch nicht geläugnet werden kann, daß mehrere Arten hier abermals abgebildet vorkommen, die schon oft genug, zum Theil auch wohl noch besser, als es hier geschehen, abgebildet worden waren. Diese Rüge trifft zumalen die aus der Ordnung der Glossaten abgebildeten Arten; denn an neuen oder unabgebildeten ist hier gar nicht zu denken, da es die gemeinsten und jedem Dilettanten bekanntesten Dinge sind — und dann, wie sticht nicht die Darstellung der Glossaten, gegen die der Arten aus den übrigen Ordnungen ab? Diese Vorwürfe und nicht minder der, einer nicht sonderlich strengen Kritik, können bey der größten Unpartheylichkeit nicht von der Panzerschen Arbeit abgewälzt werden. Doch zur Anzeige des Inhalts der vor uns liegenden 8 Hefte.

Im 87sten kommen vor: *Aphodius elevatus* F.; *Carabus scabrosus*, *caelatus* F., *catenatus*, eine neue von Megerle benannte Art und *striolatus* F.; *Chrysomela globosa* Még., *Curculio Megerlei*, F.; *Forficula auricularia*, *minor* und *bipunctata* Fab., mit welcher letztern Art dessen Beschreibung doch nicht ganz zutrifft; *Gryllus caerulescens* und *stridulus* F.; *Hemerobius Perla*, *albus* und *phalaenoides* Fab.; *Cynips ediogaster*, gehört so wenig zur Gattung *Cynips* als zur Gattung *Evania*, sondern scheint mit *Cynips serratulae* Fab. eine neue Gattung bilden zu müssen; Recensent besitzt Exemplare mit ganz schwarzem *thorax*, auch dürfte der Wohnort »in *Cytro medica*« zu bestimmt angegeben seyn, da das Thier nicht selten in Wäldern, wo weit und breit kein *Cytrus medica* steht, vorkömmt: *Pteronus pini* — *Tenth. pini* Linn. und Fab., — das Weib dieser Art hätte auch abgebildet werden müssen; *Cephalcia betulae* des Fab. *Tenth. betulae* — die Abbildung ist schlecht, die gelbe Grundfarbe gänzlich verfehlt und der Schatten in den Flügeln zu schwach ausgedruckt; *Sapyga cylindrica*, eine neue Art, *quadripunctata* ist *Hellus quadriguttatus* Fabr. Syst. Piezat. 247. 3, und das Männchen zu dessen *Hellus sexpunctatus* ibid. 246 1, mithin nicht neu, cf. Klug. Monog. Siric. Germ. p. 61 Tab. VII. fig. 5. *Sapygae punctatae* mas.; *Pompilus hircana*; *Rhingia* (*Rhynchia*) *rostrata* Fab.; *Papilio Sibilla* (*Sibylla*) und *Camilla* Fabr.

Im

Im 88sten Hefte sind enthalten: *Cassida atrata* Fab.; *Crioceris quadripustulata* Fab.; *Brachinus mutilatus* Fab.; *Astrapaeus Ulmi* Gravenh., des Rossi *Staphil. Ulmi*, *Staphil. ulmineus* Fab.; *Acheta Gryllotalpa*, *domestica* mas. et foem., *campestris* m. et f.; *Cynips adscendens*, jetzt von Fabricius in eine neue Gattung *Eucharis* untergebracht, *quercus folii*, — schwerlich ist die Abbildung von der eigentlichen Gallwespe dieses Namens entnommen; vielmehr von einer andern, dem Rec. wohlbekannten, bisher aber noch unbestimmt gebliebenen Art, *quercus inferus* und *terminalis* Fabr.; gegen die Richtigkeit dieser letztern beyden Bestimmungen und die Güte der Abbildungen ist nichts einzuwenden; *Chelonus dentatus*, gut und deutlich abgebildet, in der Gegend wo Rec. sammelt, nicht selten, aber neu; *Chalcis violacea*, so wenig *Chalcis* als *Cynips*, sondern *Diplolepis violacea* Fab. Syst. Piezat. 149. 4; *Tenthredo sylvarum* Fab.; *Cryptus segmentarius*, neu; *Allantus lateralis* — des Fabr. *Tenthredo lateralis*; *Libellula quadrimaculata* und *aenea* Fab.; *Aeschna forcipata* Fab.; *Reduvius personatus*, *annulatus* und *cruentus* Fab.

Im 89sten Hefte sind abgebildet: die Freßwerkzeuge der Gattung *Manticora*, zu welcher nach Jurine's Vorgange durch Panzer zwey Europäische Arten nämlich *pallipes* (*Carabus spinibarbis* Fab.) und *fuscoaenea* (des Fab. *Carabus rufescens*) gerechnet werden. Frölich zählte bekanntlich die letzte Art zu der von ihm errichteten Gattung *Leistus*; Carabus *Hellwigii*, *Hoffmanseggii*, *Illigeri* Megerl., *Jurinii* Panz., *Sturmii* Panz.; *Pselaphus impressus* und *mucronatus*, zwey neue durch Bander zu Mannheim entdeckte Arten; *Larra pompiliformis*, neu; *Prosopis colorata*, gut abgebildet, nicht aber neu, sondern des Fabr. *Mellinus variegatus*, Suppl. Ent. Syst. pag. 265 und neuerdings durch ihn Syst. Piezat. 295. 9, unter dem Namen *Prosopis variegata* beschrieben; *Lasius difformis*, neu; *Bremus aestivalis*, neu; *italicus*, des Fab. *Apis italica*; *Locusta viridissima* Fabr. mas. et f., *verrucivora* Fab. m. et f.: *Libellula depressa* Fab.; *Papilio Antiopa* und *Polychloros* Fab., sehr mittelmäßige Abbildungen zweyer unendlich oft abgebildeter Falter.

Im-

Im 90sten Hefte sind vorgestellt: *Dytiscus* (*Dyticus*) *fenestratus* und *agilis* Fab.; *Ripiphorus angulatus*, eine schöne neue Art; *Leptura septempunctata* und *aurulenta* Fab.; *Buprestis taeniata*, *austriaca* (letztere Art unter der Figur nach Herbst *quercus* genannt) und *biguttata* Fab.; *Allantus ferrugineus* — *Tenthr. furruginea* Fab.; *Nematus luteus* des Fab. *Tenth. lutea*, und *intercus* des Linné Blattwespe dieses Namens; Crabo *lapidarius* Fab. und *lituratus* neu; *Andrena analis Fabr*, mas. et foem.; *Bremus tibialis* und *fasciatus* beyde neu; *Syrphus cryptarum*, *vespiformis* Fab. und *aureus* neu; *Bibio rustica*, neu; *Acarus plumbeus*, neu; *Noctua Psi* und *tridens* zwey schlechte und harte Abbildungen hundertfältig abgebildeter Eulen.

Im 91sten Hefte finden wir: *Aphodius obscurus* und *nitidulus* Fab.; *Byrrhus aeneus* Fab.; *Spercheus emarginatus* Fab., von Schaller zuerst in den Schriften der Hallischen naturforschenden Gesellschaft unter dem Namen *Dytiscus emarginatus* beschrieben; *Hydrachna gibba* Fab.; *Dytiscus* (*Dyticus*) *pipunctatus* und *stagnalis* Fab.; *Peltis limbata* Fab.; *Crioceris nigricornis* und *adusta* Fab.; Lema *quinquepunctata* und *melanopa* Fab.; *Allantus tiliae*, *rubi*, *Rossii*, *ferus*, *quadrimaculatus*, *Sambuci*, *obscurus*, die erstere dieser Arten nämlich *tiliae*, ist nichts weiter als Abart von Tenthr. *stigma* Fab., die vierte *ferus* und die fünfte *quadrimaculatus*, sind des Fabricius gleichnamige Blattwespen; die übrigen aber sind neu; *Syrphus apiarius* auf der Tafel *apiformis* genannt und *ranunculi* neu; *Empis pennata*, neu; endlich *Noctua bimaculosa* und *oxyacanthae*, beyde sehr schlecht und kaum zum Erkennen abgebildet.

Der Inhalt des 92sten Heftes ist. *Carabus picicornis*, *silphoides*, *binotatus* und *parumpunctatus* Fab.; *Ichneumon excitator* Scopoli, *scurra* Panz. und *histrio* Fab.; *Bracon guttator* Panz.; *Cimex luridus* Fab.; *Lygaeus sylvestris*, *quadratus*, *leucocephalus*, *saltatorius* Fab. und *pedestris* Panz.; *Capsus gothicus* und *flavomaculatus* Fab.; *Salda atra* und *sylvestris* Fab.; *Miris abietis* Fab.; endlich beyde Geschlechter der *Bombyx Cassinia* Fab. Die Neuheit ist denjenigen Arten, bey welchen Panzers Name steht, nicht abzusprechen; nur dürfte den

den *Lygaeus pedestris* wohl des Fab. Lyg. *austriacus* seyn; auch ist die Einerleyheit des Panzerschen *Cor. hirticornis* mit dem des Fab. zweifelhaft.

Im 95sten Hefte liefert Panzer Abbildungen von *Hister nitidulus*, *aeneus*, *minutus*, *planus*, *oblongus* und *picipes* Fab.; Elater *latus*, *praeustus*, *balteatus*, *pilosus*, *melancholicus*, *longicollis*, *striatus* und *rufipes* Fabr.; *Cimex umbrinus* Wolf.; *Lygaeus sylvaticus* und *striatellus* Fab., *luteicollis* Wolf. und *umbellatarum* Panz.; *Capsus tricolor* Fab.; *Miris laevigatus* und *striatus* Fab.; Noctua *livida* und *tragopogonis* Fab. Ueber die Gegenstände dieses Heftes findet Rec. nichts weiter zu bemerken, als daß des Verfs. Elat. *pilosus* ihm von dem gleichnamigen Käfer beym Fabricius verschieden zu seyn scheint — und daß Fab. den unter dem Namen Carab. *striatus* abgebildeten Käfer, neuerdings *striolatus* genannt habe.

Im 96sten Hefte sind endlich dargestellt: *Bolitophagus Goedeni* Schneid.; *Cucujus depressus* und *muticus* Fab., letztere Art zuerst hier abgebildet; *Clytus semipunctatus* und *detritus* Fab., von jenem hier die erste Rec. bekannte Figur; Attelab. *caeruleocephalus* und *cupriroftris* Fab.; *Ips bipustulata* Fab.; *Diaperis bicolor* Fab.; *Andrena barbareae* neu; *Lasius cornutus*, des Fab. *Andrena cornuta*; *Bremus collaris*, neu; *Ichneumon exhortator* Fab., — von des Rec. Exempl. dieser Schlupfwespe hat keines einen Legestachel, mithin sind es Männchen; allein des Fab. Beschreibung paßt genau auf sie; nicht aber so auf Panzers Figur, an welcher das schwarze Wurzelgelenk und die schwarzen Knie fehlen; vielleicht ist der Geschlechtsunterschied an diesen Abweichungen Schuld; *areator* Panz., neu; *Anomalon cruentatum* Panz., neu; *Ephemera vulgata* und *bioculata* Fab.; *Phryganea grandis* Fab.: *Psocus longicornis*, *fasciatus*, *bipunctatus* und *quadripunctatus* Fab., die letztern zwey Arten sind zwar früher durch Coquebert. illustrat. iconogr. Dec. I. und II. fig. 3 u. 6 abgebildet worden; allein diese Abbildungen haben die Panzerschen nicht entbehrlich gemacht; *Hepiolus lupulinus* Fab., nach beyden Geschlechtern.

Wm.

Chemie

Chemie und Mineralogie.

Ueber die Metamorphose der Erd- und Steinarten aus der Kieselreihe, von *Ignaz Doellinger*. Erlangen. 1803. 86 S. 8. und eine Tabelle.

Rec. hatte sich aus der ersten Hälfte dieser kleinen Schrift das Resultat abgezogen: daß der Verf., vom Gefühl der Mängel unserer bisherigen Mineralsysteme durchdrungen; von Eifer, einen bessern Weg zum Auffinden des rechten natürlichen Systems einzuschlagen beseelt; selbst aber noch zu arm an Erfahrung — dem einzigen sichern Wegweiser zum Erforschen der geheimnißvollen Schritte der Natur, und — leider! angesteckt von dem Streben einer gewissen Sekte, durch Schlüße a priori und an dem Faden dunkler Spekulationen, diesen Schritten folgen zu können — daß er unter solchen Umständen zwar auf manchen guten Gedanken gerathen sey; aber doch eben nicht viel Licht in das Dunkel getragen habe, welches uns noch das Ganze der Wirkungen und Produkte der Naturkräfte im Mineralreiche verbirgt. Aber nun stieß Rec. S. 45 auf folgende Stelle: »Die »Kalkformation muß mit dem nämlichen Rechte, wie die »Kieselformation, für eine ursprünglich in die Sphäre der »organischen Erdbildung gehörende, gehalten werden. Bezeichnet jene die Tendenz der Natur, Pflanzen zu produciren: so bezeichnet diese den Trieb, Thiere hervorzubringen. Wer sich mit dieser schönen Steffenschen Idee vertragen kann, wird es doch auch nun nicht mehr wahrscheinlich finden, daß die sogenannten Petrefakten wirkliche Versteinerungen ehemaliger lebender Thiere sind. »Vielmehr muß sich ihm die Ueberzeugung aufdringen, daß »diese mehr oder weniger in ihren äußern Umrissen, Thierkörpern oder Thiergehäusen ähnelnde Produkte nichts sind, »als die ersten Versuche der Natur, Thierorganismus hervorzubringen, Momente, womit die Natur allmählig ins »individuelle Leben übergeht, ohne sich doch vorerst noch »vom Steine (dem Angehörigen des allgemeinen Organismus) losreißen zu können.« — — — — Große Natur! Aeonenlang bewegten schon deine Kräfte Sonnen und Planeten in ihren ewigen Kreisläufen, und doch mußtest du noch Tausende von Jahren mit armseligen zwecklosen Pro-

den

den hinbringen, ehe dir den Fleischklumpen einer Schnecke zu beleben gelang! Hier findet keine Beurtheilung weiter statt; denn entweder gehört der, welcher einen solchen Gedanken faßt, oder der, welcher ihn bezweifelt, ins Tollhaus. Wer weiß, welche Aufklärungen uns noch bevorstehen? vielleicht sind die angestaunten Reste alter Kunst nichts anders, als Versuche der Natur, das vollkommenste Geschöpf hervorzubringen? Vielleicht sind wir noch so glücklich, Klöße von Belvederischen Apollen und mediceischen Liebesgöttinnen zu erschürfen!

Handbuch der Gebirgskunde für angehende Geognosten. Von Joseph Brunner, Kurpfalzbayer. Berggerichts-Oberverweser ic. Leipzig, bey v. Kleefeld. 1803. 234 S. 8. mit Kupf.

Es ist keine Frage, daß ein gutes philosophisches Handbuch der Gebirgskunde oder vielmehr der ganzen Geognosie, wahres Bedürfniß ist. Unsere gelehrten Mineralogen und Geognosten scheinen aber sehr wohl die Schwierigkeiten zu kennen, die mit Ausarbeitung desselben verbunden sind, da noch keiner sich daran gewagt hat, während sie uns mit Handbüchern der Oryktognosie überschwemmen. In der That gehört ein wahrhaft philosophischer Kopf und eine ungeheuere doch gut gesichtete Materialiensammlung dazu, um die Thatsachen, die in der Geognosie als vorhanden angenommen werden können, in ein deutliches Ganze zusammen, und den häufigen oft so gewagten Ideen und Vermuthungen, aus welchen man ganze Theile dieser Lehre erbauet hat, gegenüber zu stellen, und so den Anfänger auf den richtigen Weg der Selbstbeobachtung zu leiten. Die Erscheinung unserer Erdrinde im Ganzen mit ihren wichtigsten physischen Eigenschaften muß dabey vor allen Dingen dargestellt; das Historische, was der Mensch davon aus eigener anschauender Erfahrung weiß, beygebracht; dann der Bau einzeln zergliedert, und die einzelnen Theile in allen ihren Verhältnissen ohne Vorurtheil, ohne gewagte und unbelegte Voraussetzungen entwickelt und beschrieben werden. Wenn alles dieses, mit Beobachtung der Regeln, die die Oryktognosie zu Beschreibung des Einzelnen giebt, geschehen ist,

ist: dann können zuletzt die wichtigsten Gedanken und Vermuthungen erwähnt werden, auf welche die geschilderten Thatsachen führen, und aus welchen dereinst eine wahre Naturgeschichte der Erdrinde erbaut werden kann. Der Verf. des vor uns liegenden elenden Werkchens, hat von allem diesem nicht allein nichts gethan; sondern er scheint auch überhaupt gar keinen Begriff von dem zu haben, was ein geognostisches Handbuch leisten sollte. Er fängt zwar mit einer Beschreibung des verschiedenen Vorkommens der Mineralien an, und geht zur einzelnen Beschreibung der Gebirgearten über; aber alles ist äußerst flüchtig behandelt, und unlogisch geordnet; die ersten allgemeinen Begriffe bestehen aus einer Sammlung von speciellen Beyspielen und Namen, welche jene ganz verstecken und verwirren, und Dinge als bekannt voraussetzen, die erst in der Folge entwickelt werden sollen. Die Gebirgsarten selbst sind so abgehandelt, wie man sie in einem oryktognostischen Lehrbuche abhandelt; sie sind nach ihrem Gefüge und nach ihren Bestandtheilen eingetheilt. Allenfalls erfährt man, in Begleitung welcher Mineralien sie sich finden; aber von einer Altersfolge derselben, von verschiedenen Formationen steht im ganzen Büchelchen kein Wort. Die Entwickelung der Begriffe von Schichtung und Lagerung ist verworren vorgetragen, mangelhaft und hie und da falsch. Zur Erläuterung seines Vortrags hat der Verf. einige Zeichnungen von idealischen Gebirgsgrundrissen und Profilen beygefügt, die auch zu nichts dienen, als falsche Begriffe zu geben. Er hätte eine kleine petrographische Karte von einem wirklichen Gebirge, und eben so einige wirklich vorhandene Profile liefern und erläutern sollen, damit würde er weit nützlicher gewesen seyn. Kurz das Ganze ist ein sehr überflüssiges Unternehmen, und kein Anfänger wird aus diesem Schriftchen etwas Nützliches lernen.

Anleitung zum Studium der Mineralogie für Anfänger, von Chr. Carl Andre, F. Waldeck. Erziehungsrathe, Direkt. der protest. Schule zu Brünn rc. Wien, bey Camesina. 1804. 8. 349 S. ohne Vorrede. Mit 1. Kupf. u. einer Tabelle.

Un-

Ungeachtet der mineralogischen Lehr- und Handbücher jetzt so viele geschrieben werden, daß fast jede Messe ein neues oder zwey, und eine mit Zusätzen und Berichtigungen zu den ersten Theilen beladene Fortsetzung irgend eines ältern bringt: so haben doch alle diese Schriften bis jetzt zwey Hauptmängel unter sich gemein gehabt, von welchen selbst die besten und ausführlichsten nicht ganz freyzusprechen sind. Der erste besteht darin, daß das Mineralsystem selbst noch in keinem vollkommen konsequent und in gehöriger Einheit dargestellt worden ist; der zweyte darin, daß ein Anfänger bey aller Weitläuftigkeit dieser Bücher, noch immer große Schwierigkeiten findet, mit ihrer Hülfe weiter zu kommen, und daß ein Selbstlerner nicht nur gar nichts aus ihnen lernt; sondern sich sogar oft falsche Begriffe daraus bildet. Nur denjenigen, die schon beträchtliche Fortschritte in der Oryktognosie gemacht, die ihre Begriffe von den Kennzeichen der Mineralien schon ziemlich befestigt haben, können sie als weitere Leitfaden in das Detail, und hauptsächlich als Nachschlagebücher dienen. Der erste Mangel ist nicht sowohl den einzelnen Verfassern vorzuwerfen, als vielmehr derjenigen allgemeinen Ansicht, die eben jetzt von dem Mineralsystem herrschend ist. In dieser muß irgend ein wichtiger Irrthum liegen, welcher die Berichtigung des Systems noch immer hindert; vielleicht werden ihn die Zeit und die fortgesetzten Bemühungen zu Vervollkommnung des Studiums aufdecken, und uns auf den rechten Weg bringen. Unsere deutschen Systeme vom ersten Range, das Wernersche nicht ausgenommen, schwanken in ihren Haupteintheilungsgründen zwischen den Kennzeichen, welche die Chemie, und denen, welche die in die Sinne fallende und die in der Anordnung der Natur gegründete Beschaffenheit der Mineralien an die Hand giebt, indem sie den Charakter des Bezugs, welchen letztere offenbar auf erstere haben müssen, noch nicht auffinden können. Hauy's Krystallisationssystem scheint ein wenig auf diese Spur zu leiten; aber es ist einseitig, unzureichend und unbequem als System, so wichtig seine Beobachtungen im übrigen sind. Brunner hat einen Versuch gemacht, ein Lehrbuch ganz nach den äußern Kennzeichen der Mineralien zu ordnen, und wirklich wird er dadurch dem Anfänger das Erlernen erleichtern; aber als oryktognostisches System kann eine solche Anordnung nicht aufgestellt werden, weil sie Dinge zusammenbringt, die fast in

 allem

allem Betracht, heterogen sind, und deren Aehnlichkeit auf einer Täuschung beruht. Titius ist ganz neuerlich mit einem Versuch von entgegengesetzter Art hervorgetreten, und hat die Mineralien durchaus nach ihren Bestandtheilen ordnen wollen. Dazu scheint es wohl jetzt noch zu früh zu seyn, da die vorzüglichen Zerlegungen von Mineralien noch zu selten sind, und die für die besten gehaltenen noch immer dann und wann, selbst von ihren Urhebern, widerrufen werden. Ueberhaupt aber ist T. nur beym Wollen stehen geblieben, und seine Arbeit ist so flüchtig und unvollkommen ausgefallen, daß sie in dieser Art ganz hätte unterbleiben können, und Niemanden nützen wird. — Andre hat bey Bearbeitung seines vor uns liegenden Lehrbuchs, die Idee, das Mineralsystem vervollkommnen zu wollen, gar nicht im Gesichte gehabt; sondern sein Zweck geht dahin: Anfängern und Selbstlernern einen brauchbaren Leitfaden in die Hand zu geben. Daher ist der Gesichtspunkt, auf welchen er losarbeitet, jenen überall die leichteste Anschauung der Naturkörper, mit welchen sie beschäfftigt sind, zu verschaffen, und dazu geben ihm die physischen und in die Sinne fallenden Kennzeichen dieser Körper bey seiner Anordnung den Eintheilungsgrund. Aber noch einen ganz besondern Gesichtspunkt hat er sich genommen, um dessen willen er die zeitherigen Systeme gänzlich verläßt: er macht nämlich den Anfang der Beschreibung mit den bekanntesten, auf der Erde am weitesten verbreiteten Mineralien, und geht von diesen nach und nach zu den seltenern, nur in kleinen Quantitäten vorkommenden über. Wenn man das Buch bloß als Lehrbuch für Anfänger, als einen ersten Kursus im Studium der Mineralogie betrachtet: so wird man diesen Plan gewiß nicht tadelnswerth finden, und der Verf. wird bey konsequenter Ausführung desselben, seinen Zweck damit wohl erreichen; auf jeden Fall müssen wir ihm den Vorzug vor unvollkommenen Systemen geben. Wir wenden uns nun zum Einzelnen. Die Vorrede giebt die Absicht des Verfs. zu erkennen, preist das Studium der Mineralogie an, macht mit den Sammlungen bekannt, die bey dem Verf. käuflich sind, und unterrichtet in der Kunst, Mineralien zum Versenden einzupacken. Auf sie folgt eine sehr ausführliche Anleitung für den Anfänger, mineralogische Wanderungen mit Nutzen anzustellen; jedoch nur solche, welche die Absicht haben, sich Steinkenntniß zu verschaffen.

in

in welcher Hinsicht sie sehr zweckmäßig ist; weßhalb sie aber auch alle Winke über geognostische Nachforschungen ausschließt. Die Fossilien, die nun zuerst, als die in Deutschland gemeinsten abgehandelt werden, und diesen ersten Theil allein ausfüllen, sind folgende ein und dreyßig: (wir müssen sie hier nennen, weil man sonst gar keinen Begriff von dem Buche erhalten würde); gemeiner Quarz, Feuerstein, Hornstein, gem. Kieselschiefer, gemeiner Olivin, gem. Feldspath, gem. Granat, gem. Schörl, gem Hornblende, Hornblendeschiefer, Basalt, Glimmer, Brandschiefer, Tohnschiefer, gemeiner Serpentin, Flußspath, dichter Gyps, körniger Gyps, spáthiger Gyps, faseriger Gyps, gem. blättriger Schwerspath, verhärteter Mergel, bituminöser Mergelschiefer, Mergelerde, Schieferthon, verhärteter Thon, Töpferthon, dichter Kalkstein, Stinkstein, Kalkspath, Bergmilch. Sie sind geordnet nach ihrem Verhalten gegen Hammer, Stahl, Zunge und Säuren; nämlich 1 — 8 gaben sehr leicht Funken am Stahl, 9 — 21 gaben keine oder nur schwer, 22 — 24 keine Funken, hängen an der Zunge und brausen mit Säuren, 25 — 27 keine Funken, hängen an der Zunge und brausen nicht. 28 — 31 keine Funken, hängen nicht an der Zunge, brausen aber. Eine dem Buche beygefügte Tabelle giebt eine Uebersicht der übrigen äußern Kennzeichen dieser 31 Arten, welche ausführlich erläutert wird. Eines dieser Kennzeichen wünschten wir wenigstens auf andere Art bestimmt zu sehen, wenn es überhaupt, da es ziemlich schwankend ist, mit aufgeführt zu werden verdient. Wir meinen das der Größe, in welcher — nicht Krystalle oder regelmäßige Gestalten; sondern die ganzen Massen der Mineralien überhaupt vorkommen. Der Verf. nennt sehr groß, was in Massen über einen Fuß nach Einer Dimension; groß: was unter 1 Fuß bis 1 Zoll vorkömmt; welcher Sprung! — klein: vom Zoll bis ½ Zoll; sehr klein: unter ½ Zoll. Solche scharfe Abschnitte fallen gar zu leicht ins Lächerliche, wenn man die Anwendung davon machen will. Ein Mineral von etwas über 1 Zoll würde demnach groß, und ein dergleichen von etwas unter diesem Maaße klein heißen müssen. Der Chrysopras, der Granat und andere Steinarten, die man als Ringsteine eben sowohl als in Stücken von mehreren Zollen sieht, würden sich neben dem Quarz, der Berge bildet, noch groß nennen lassen, während die Ausdehnung

dieses letztern nur durch das Beywörtchen sehr bezeichnet würde, und der Bergkrystall von 1½ Fuß Länge würde ebensowohl sehr groß genannt werden, als der thurmhohe Fels oder das meilenlang ausgedehnte Lager von Quarz. Man thut immer wohl, dieses Vorkommen der Ausdehnung bey den Beschreibungen mit in Anschlag zu bringen; dann aber würden wir folgende Bestimmungen dafür vorschlagen: 1) In großen Massen; darunter wären alle zu verstehen, die ein einziger Blick nicht zu übersehen vermag. 2) Groß; von der Größe an, die ein Mensch kaum bewegen kann, bis zum mäßigen Handstück. — 3) Klein; was sich in der geschlossenen Menschenhand verbergen läßt. 4) Sehr klein; was den Augen schwer wird, deutlich in seiner ganzen Form zu bestimmen, wobey also die Bewaffnung des Auges zur richtigen Beobachtung nothwendig ist. In der Tabelle sind vielen Bestimmungen Fragezeichen beygesetzt, über welche wir uns zum Theil wundern müssen, z. B. in der grünen Farbe, beym Hornstein, Hornblende, Hornblendeschiefer, Thonschiefer; in der gelben beym Quarz, Serpentin, Flußspath, spätigen Gyps, verhärtetem Mergel u. s. w. Es ist keine Frage, daß diese Arten von den angeführten Farben gar nicht selten gefunden werden. In der einzelnen Beschreibung der 31 Arten selbst, giebt der Verf. bey jeder Abtheilung, z. B. der Funkengebenden erst die ihr gemeinsamen, dann die eigenthümlichen einer jeden Art in einer Uebersicht an. Die letztern theilt er in absolut eigenthümliche, oder solche, welche in der Regel nur einem der in diese Abtheilung gehörigen Mineralien ausschließend zukommen, in relativ eigenthümliche, oder solche, die für sich allein genommen, nicht; wohl aber durch das Zusammentreffen mit andern Merkmalen in einem und demselben Mineral, für dasselbe eigenthümlich werden, indem sie bey diesem eine eigenthümliche Kombination bilden, und in negativ eigenthümliche, zu welchen man seine Zuflucht nimmt, wenn weder absolut noch relativ eigenthümliche auffallende vorhanden sind; dagegen durch eine bedeutende Anzahl gänzlich fehlender auffallender Merkmale, die sich bey den übrigen zerstreut finden, dem vorliegenden Mineral sein eigenthümlicher Charakter verschafft wird. Man sollte sich doch sehr hüten, zu leicht zu diesen negativen Charakteren seine Zuflucht zu nehmen; und man wird in den meisten Fällen, bey sorgfältiger Untersuchung, immer mehr positive

finden,

funden, als der erste Anblick versprach. Dieses ist z. B. beym Quarz der Fall, den der Vf. als ein mehr durch negative als durch positive Kennzeichen zu bestimmendes Mineral angiebt. Es ist bey diesem freylich ein Ueberfluß, und eine große Mannichfaltigkeit von Kennzeichen vorhanden, so, daß viele davon, auch bey andern Mineralien gefunden werden. Doch giebt es mehrere ihn auszeichnende, welche ihn wenigstens nie verlassen, dahin gehören Härte, Bruch und schwere Zerspringbarkeit. Es ist uns unbegreiflich, wie der Vf. beym Quarz die scharfkantigen Bruchstücke, die schwarze, grüne, und rothe Farbe, das Durchscheinende der Kanten u. s. w., als negative Kennzeichen angeben kann, da sie selbst bey dem von ihm beschriebenen gemeinen Quarz nichts weniger als selten sind, wie er zum Theil nachher selbst bemerkt. Bey der Beschreibung einer jeden Art ist der Verf., soviel Form und Anordnung betrifft, der Wernerschen Methode zwar nicht sklavisch gefolgt; doch beschreibt er in dem Geiste derselben, nur mit einer größern Ausführlichkeit. Etwas steif klingt es, daß jede Beschreibung in einen zusammenhängenden Perioden gebracht ist, und allezeit so lautet: der Quarz u. s. w., ist ein weißlichter, glänzender, splittriger, u. s. w., Stein, von . . . Bruchstücken, großen Massen u. s. w. Warum hat der Verf., da er sich nicht an Werners Form band, doch einen wahren Mangel derselben beybehalten, den nämlich, daß die Beschreibung mit der Farbe anfängt, diesem in den wenigsten Fällen konstanten Charakter eines Minerals? Sehr zweckmäßig hat er bey jedem Kennzeichen, das nicht einzig ist, die herrschende, am häufigsten vorkommende Abänderung recht merklich herausgehoben, und stets bemerkt, welche die seltenern sind, oder welche nur als Ausnahmen vorkommen. Ein wichtiger Artikel für den Anfänger ist die bey jeder Art vorkommende Angabe der andern Arten, mit welchen man die so eben beschriebenen leicht verwechseln könnte, und die Unterscheidungscharaktere dieser von jenen. Auf diese genaue und lehrreiche Beschreibung nach den in die Sinne fallenden Kennzeichen folgt die Angabe der specifischen Schwere, der Bestandtheile, der physischen Eigenschaften und des chemischen Verhaltens; dann eine Abzählung der Mineralien, mit welchen die beschriebene Art gewöhnlich zusammen gefunden wird, ein Verzeichniß der Fundörter, und den Beschluß macht eine Sammlung von

 Syno-

Synonymen, bey welcher die mit besondern Namen belegten Abarten noch beschrieben werden. Diese Synonymie theilt der Verf. in die ächte und trügliche, welches von Nutzen ist. Das Verzeichniß der mitbrechenden Arten, ist bey den ersten Beschreibungen etwas zu trocken abgefaßt; was aber der Vf. bey den folgenden dahin verbessert hat, daß er dabey mehr des geognostischen Verhaltens gedacht hat, wie es auch der Sache gemäß ist. Man muß diese Ungleichheit damit entschuldigen, daß die letzten beyden Drittheile des Buchs lange, nachdem der erste schon gedruckt war, ausgearbeitet worden sind. Die Fundörter sind sehr vollständig angegeben. Im Ganzen würde es doch eine leichtere Uebersicht gegeben haben, wenn der Verf. die Fundörter, die mit einer Art zugleich vorkommenden andern Arten und das geognostische Verhalten in einer genauen Verbindung abgehandelt, und nicht Vieles von dem letztern in die Rubrik von der Gestalt des Minerals gebracht hätte, wohin es nicht recht zu gehören scheint. Von den Krystallisationen hat er in diesem Bande noch gar nichts beybringen wollen; vermuthlich sind aus dieser Ursache Hauy's Beobachtungen noch gar nicht benutzt worden; seine Bemerkungen hätten aber doch bey der Synonymie mit angeführt werden können. Erinnerungen wegen einzelner Angaben möchten sich vielleicht noch hie und da dem Verf. machen lassen. Z. B. der gemeine Quarz ist nicht leicht zersprengbar. Der bey Karlsbad im Granit vorkommende Feuerstein findet sich eigentlich nicht nierenweise, sondern als Ausfüllungsmasse von kleinen Klüften, welche eine Parthie Granit, die in der Nähe der heissen Quellen liegt, in unzählige kleine Stückchen zerrissen haben. Sie sind zuweilen durch Feuerstein oder Hornstein, häufiger aber durch eisenschüssigen Quarz oder Kalkspath wieder zu einem Ganzen verbunden. Sehr reiner Basalt giebt an sich schon am Stahle Funken, der dichte feste von Stolpen z. B. Das bey Ilefeld am Harze vorkommende Gestein, welches der Verf. Basalt nennt, gehört nicht zu diesem, sondern zum Uebergangsmandelstein. So giebt es auch bey Tabarz am Thüringer Walde keinen Basalt; vermuthlich ist der daselbst vorkommende Syenit-Porphyr dafür genommen worden. Der Chemiker würde vielleicht Manches in gewissen Ausdrücken und Erklärungen zu tadeln finden.

Man

Man muß aber hierin nachsichtig seyn, und nicht vergessen, daß der Verf. bey seiner Art des Vortrags bloß die Absicht hat, Anfängern Steine kennen zu lehren, und daß er daher nicht alle Vorkenntnisse aus dem Gebiete der Chemie voraussetzen; am wenigsten sich aber auf ausführliche Erläuterungen einlassen kann. Nur das bemerken wir noch, daß einige sehr verbreitete und häufig vorkommende Steinarten wohl noch in diesen Band mit hätten aufgenommen werden können. Z. B. Augit und basaltische Hornblende, wegen ihres Vorkommens mit dem Basalte, auch Zeolith und Speckstein hätten allenfalls in dieser Rücksicht hier schon können abgehandelt werden; dann Klingstein, Halbopal, Pechstein, Wacke, Grünerde, Gelberde und Steinmark. Doch auch diese wenigen Erinnerungen machen wir bloß, weil das Handbuch uns so überaus zweckmäßig und gut bearbeitet scheint, daß wir wünschen, der Verf. möge sich von der Fortsetzung desselben durch nichts abhalten lassen; sondern vielmehr recht angelegentlich darauf bedacht seyn, es ganz nach dem entworfenen Plane immer mehr zu vervollkommnen.

Kp.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen von Jakob Sturm, Ehrenmitgliede der botanischen Gesellschaft in Regensburg, und der physikalischen Gesellschaft in Jena. Erste Abtheilung, zwölftes Heft. Nürnberg, 1802, gedruckt auf Kosten des Verfassers. Dreyzehntes Heft, vierzehntes Heft, ebendas. 1803. Funfzehntes, sechzehntes und siebenzehntes Heft, ebendas. 1804.

Das funfzehnte und sechzehnte Heft haben noch den besondern Titel:

Die Kleearten Deutschlands in Abbildungen von Jakob Sturm rc. Mit Beschreibungen von dem Hrn. Geh. Hofrath und Präsidenten v. Schreber, Hrn. D. und Prof. Hoppe, und dem Herausg.

Plan und Gehalt dieser Flora sind aus der Anzeige der frühern Hefte in unserer Bibliothek bekannt; es kann also nur von dem Inhalte der vorliegenden neuen Hefte die Rede seyn.

12s Heft, Veronica Beccabunga L. (Daß man da, wo er steht, gemeiniglich Quellen finde, ist nicht bemerkt worden). Cerinthe major L. Chironia Centaurium Willd. Ornithogalum luteum L. O. minimum L. Nach Hrn. St. sind O. lut. und O. min. keine Spielarten. Vaccinium uliginosum L. Paris quadrifolia L. (Nicht etwas verdächtig, sondern giftig ist diese Pflanze, woran wohl kein Zweifel ist). Chrysosplenium alternifolium L. »Die Blumen,« heißt es hier, »sind — alle viertheilig mit acht Staubgefäßen. Doch ist bisweilen die Endblume fünftheilig und hat zehn Staubgefäße.« Eben das ist an dieser Pflanze merkwürdig, daß die ersten Blumen einen fünftheiligen Kelch und zehn Staubfäden; die übrigen aber einen vierspaltigen Kelch und acht Staubfäden haben). Sedum rupestre L. Spergula pentandra L. Arabis Alpina L. Genista germanica L. Cytisus nigricans L. Filago germanica L. Orchis ustulata L. Ophrys spiralis L.

13s Heft, Veronica verna L. Vtricularia vulgaris L. Scirpus maritimus L. Menyanthes nymphoides L. (Hier heißt es: man salze in Japan die Blätter und Blüthenzweige ein, und bediene sich ihrer als Gewürz an den Suppen, bevor man (nachdem man vorher) den Schleim — — abgewaschen habe). — Parnassia palustris L. (Bey dieser Pflanze ist zu bemerken, daß ihre Honiggefäße fast wie Staubgefäße aussehn). — Convallaria bifolia L. Iuncus capitatus Weig. Iuncus uliginosus Roth. (Iuncus stoloniser Wohl. Ist wohl nicht einerley mit I. supinus Mönch.) Triglochin palustre L. Monotropa Hypopithys L. Pyrola rotundifolia L. Pyrola minor L. Pyrola secunda L. Pedicularis sylvatica L. Polygala Chamaebuxus L. Serapias longifolia L.

14s Heft, Ligustrum vulgare L. Pinguicula vulgaris L. (Hier konnte noch zugesetzt werden, daß die über die Blätter, vom Thiere warm weggegossene Milch süß bleibe). Pinguicula alpina L. Primula officinalis Hoffm. P. elatior Hoffm. P. acaulis Hoffm. P. Auricula L. P. farinosa L. P. longiflora Iacq. Convallaria majalis L. Geum montanum L. Geum reptans L. Anemone nemorosa L. Anemone trifolia L. Anemone Baldensis L. Taxus baccata L.

Das 15te und 16te Heft enthält, wie schon oben bemerkt worden ist, eine vollständige Monographie der deutschen Kleearten, die dem Freunde der Pflanzenkunde angenehm seyn wird. Damit sie auch von denen angeschafft werden kann, welche die übrigen Hefte der Sturmischen Flora nicht kaufen, hat der Herausgeber diese beyden Hefte mit einem eigenen Titel und mit einer Beschreibung der Gattungskennzeichen versehen. Man findet hier einige, wenig oder gar nicht bekannte Arten, auch einige getreue Abbildungen, die man sonst vergeblich, oder nur in großen Werken sucht. Trifolium Melilotus coerulea L. Trif. Melil. officinalis L. Trif. Mel. dentata Kitaib. Trif. strictum L. Trif. hybridum L. Trifol. repens L. Trif. pallescens Schreb. Trif. montanum L. Trif. alpinum L. Trif. rubens L. Trif. pratense L. Trif. pratense sativum. Trif. medium L. Trifol. alpestre L. Trif pannonicum L. Trif. ochroleucum L. (Trif Melilotus dentata ist zwar vom Grafen v. Waldstein und dem Prof. Kitaibel in Ungarn gefunden worden; aber schon vor 40 Jahren entdeckte ihn Hr. Schrader auf den Wiesen bey Passendorf, bey Halle. Er gehört daher gewiß unter die deutschen Gewächse, und hat viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Steinklee oder Melotenklee, auch ohngefähr die nämliche Größe). — Trif. strictum (fand Hr. D. Roth vor 27 Jahren auf den dürren Anhöhen bey Krellwitz, nicht weit von Halle. Die Kennzeichen, welche Linné von seinem Trifol. strictum angiebt, passen alle vollkommen auf diesen Klee, so wie auf das von Ehrhart benannte Trif. parviflorum). — Trif. pallescens (wächst an der Matschacker Alpe in Kärnthen. Hr. Hofr. Schreber hat diese Kleeart vom Hrn. v. Wulfen, der sie entdeckte, erhalten. Sie ist dem

dem kriechenden, noch mehr aber dem Rasenklee, Trefle gazonnant des Reynier, ähnlich; unterscheidet sich aber von jenem, durch die nicht kriechenden Stängel; von diesem besonders durch die Verhältnisse der Blüthentheile, da an ihm der Kelch größer, die Krone noch einmal so lang als der Kelch, die Fahne noch einmal so lang als der Flügel ist; von beyden aber durch die Farbe der Krone, welche an dem Rasenklee roth und weiß ist, so wie sie es an dem Trif. hybridum und zuweilen an dem repens zu seyn pflegt. Die hier mitgetheilte Beschreibung lautet so: Mit doldenartigen Blumenköpfen, zweysaamigen Hülsen, ungleichen Kelchzähnen, umgekehrt eyförmigen, abgerundeten, gezähnelten Blättchen, aufsteigenden Stängeln).

Das 16te Heft enthält folgende Arten: Trif. noricum Wulfen. (Ist nicht Trif. ochroleucum oder pannonicum, wofür diese Pflanze in Rainers und von Hohenwarths Reise nach einigen oberkärnthischen Alpen gehalten wurde; sondern eine neue Species »Weichhaarig, mit kugelförmigen überhangenden, fast ocherfärbigen Aehren, einem einfachen, niedergebogenen Stängel, mit weißlichen, glatten Scheiden versehenen Blattstielen, eyförmigen, glattrandigen Blättchen und gefärbten Kelchzähnen.«). Trif. angustifolium L. Trif. incarnatum L. (von Wulfen fand diese Kleeart um Görz auf Aeckern). Eben so Trif. stellatum L. — Trif. scabrum L. Trif. striatum L. Trif. fragiferum. (Verdiente seines dichten Wuchses und seiner schönen Blumenköpfe wegen zu künstlichen Rasen und Wiesen in englischen Anlagen empfohlen zu werden). Trif. resupinatum L. (Ist wahrscheinlich im südlichen Krain einheimisch; wird aber auch unter die Gewächse Deutschlands gezählt. Suckow sagt: in den Niederlanden. Allein diese allgemeine Ortsangabe ist gewiß nicht richtig). Trif. agrarium L. Trif. spadiceum L. Trif. badium Schreb. Karmelitterfarbiger Klee. (Wird gewöhnlich für braunen Klee angesehen, mit welchem er nahe verwandt; von welchem er aber doch in vielen Stücken sehr verschieden ist. »Mit rundlichen gedeckten Blumenköpfen, niedergebogenen bleibenden länglichen Fahnen, behaarten Kelchen mit zwey sehr kurzen Zähnen, länglichen ausgerandeten gesägten Blättchen,

un-

ungeränderten Blattstiele, aufrechtem zottigen Stängel.« Er wächst auf den Alpen, und ist, wie es scheint, perennirend. Die Blumenkrone ist goldgelb, und nimmt nach dem Verblühen, ganz die Farbe des schwachgebrannten Kaffee's an). Trif. campestre Schreb. Feldklee. (Eine der gemeinsten Kleearten. »Mit eyrunden gedeckten Blumenähren, niedergebogenen, bleibenden, gefalteten Fahnen, Blumenstielen von der Länge der Blätter, verkehrt eyförmigen stumpfen Blättchen, aufrechtem Stängel und niederliegenden Aesten.«) Trif. procumbens L. (Ist dem Feldklee sehr ähnlich; aber immer viel kleiner und auch in andern Stücken verschieden. Hr. v. Schreber stellt beyde als zwey verschiedene Arten auf, wie Linne' schon in seiner Westgothischen Reise gethan). Trif. filiforme L. Trif. patens Schreb. (von Wulfen entdeckte diese Kleeartin der Gegend von Görz und Triest. »Mit halbkugelförmigen kopfförmigen Blumenähren, bleibenden Fahnen, länglichen, fast ungestielten Blättchen, aufsteigenden dichtbeblätterten Stängeln.«)

17s Heft, Vtricularia intermedia Hayne. Mittler Wasserschlauch. (»Mit einem kegelförmigen, an der Unterlippe anliegenden Honiggefäße, einer ganzen Oberlippe, die doppelt so lang ist, als der Saum, und dreytheiligen Blättern, deren haarförmige Einschnitte gabelförmig sind.«) Vtricularia minor L. Salvia glutinosa L. Symphytum officinale L. Trientalis europaea L. Sibbaldia procumbens L. Potentilla aurea L. Pot. salisburgensis Haenke. (Hr. Hänke hat sie zuerst auf den salzburgischen Alpen entdeckt; Hr. Mielichhofer hat sie nachher auf den Gasteineralpen und Hr. Hoppe in Oberkärnthen auf den Alpen gesammelt. Diese eigene Art hat mit dem goldfarbigen Fingerkraute große Aehnlichkeit). Pot. opaca L. Pot. Braumana Hoppe (Diese vom Hrn. v. Braune entdeckte Art unterscheidet sich von der P. verna, zu welcher sie einige Botaniker als Abart rechnen, in mehreren Stücken). Pot. argentea L. Pot. verna L. Papaver Rhoeas L. Papaver alpinum L. Bartsia alpina L. Linaea borealis L. Die Beschreibungen sind bey aller Kürze sehr vollständig, und bey den mehresten auch die Nachrichten von dem Nutzen, den die Pflanzen in mehrerer Hinsicht haben; man sehe z. B., was von dem

Nutzen des Symphytum officin. gesagt wird. Bey manchem ist jedoch der angegebene Nutzen zweifelhaft, wie mehrere Versuche ausgewiesen haben, und bey manchen läßt sich aus der neuesten Zeit noch Manches nachtragen. Z. B. bey Potentilla argentea der Nutzen in der Färberey f. Pfingstens Farbematerial. S. 172. Die Abbildungen sind getreu und gut.

Ib.

Icones pictae specierum rariorum fungorum in Synopsi methodica descriptarum a *C. H. Persoon.* — *Seconde livraison.* A Paris et à Strasbourg chez Koenig, libraire. An XII. — 1804. Zwey Bogen Text u. 6 Kupfertafeln. 4.

Die Beschreibungen und Abbildungen einiger Schwamm-
arten, die der Verf., aber gewiß nicht jeder Kenner mit
ihm, zu den seltenern rechnet; sind in diesem zweyten
Hefte eben so schön und richtig, als wir sie in dem ersten
fanden. Es sind nämlich auf Tab. VII. *Hydnum* (f.
Odontia) *flexuosum*, wahrscheinlich eine bloße Spielart
von Sistotrema Cerasi, und *Agaricus fumosus*. VIII.
Peziza (f. Stictis) *Chrysophaea*; *Agaricus Leptopus*,
den man in des Verfs. Synopsi fung. vergebens suchen
wird, und *Agaricus cervicolor*, beyde in manchen Jah-
ren häufig und gemein. IX. *Hysterium crispum*; pul-
care, auf welchem die Streifen viel zu stark gezeichnet
sind, und Hysterium *laeve*. Die letztern beyden sind
nur vergrößert abgebildet und ohne Zweifel Bernhardi's
Hysterium rotundum; wenigstens hält sie Rec. dafür.
X. *Tremella fragiformis? clavata* und *lacrymalis*. XI.
Sphaeria moriformis und *Berberidis*. XII. *Trichia*
Botrytis und *Diderma difforme*. — Um dieses Werk
nicht gar zu weitläuftig und kostbar zu machen, würde
eine sorgfältigere Auswahl der im natürlichen Zustande
abzubildenden seltenen Schwämme getroffen, und der leere
Raum, wo nicht im Text, doch auf den Kupfertafeln
mehr benutzt werden müssen.

Deutsch-

Deutschlands kryptogamische Gewächse, oder vier und zwanzigste Pflanzenklasse nach dem Linnéischen System. *Erstes Heft*. Mit XXV ausgemalten Kupfern, von *Christian Schkuhr*, Universitäts-Mechanicus zu Wittenberg etc. Preis 5 Rg. Wittenberg, bey dem Verf. und Leipzig, bey Schäffer. 1804. 4 ½ Bogen Text, und 25 Kupfert. 4. 6 Rg. 18 gr.

Man hat freylich schon von den meisten kryptogamischen Gewächsen brauchbare, und zum Theil schöne Abbildungen; weil sie aber in großen und kostbaren Werken, oder in einzelnen kleinern Schriften, unter den phanerogamischen Pflanzen zerstreut sich finden: so können sie, ihrer Kostbarkeit wegen, sich immer nur Wenige anschaffen. Ein nicht gar zu theures Werk, das alle deutsche Gewächse aus der 24. Linn. Klasse beschreibt, und in treuen Abbildungen darstellt, muß also der großen Anzahl von Liebhabern und Pflanzenforschern, die sich jetzt mit der nähern Untersuchung dieses besondern Zweiges der Kräuterkunde vorzüglich gern beschäfftigen, recht sehr willkommen seyn. Der Verf. macht mit dem vor uns liegenden Hefte den Anfang, ihnen ein solches Werk nach und nach in die Hände zu liefern. Und nach dieser Probe zu urtheilen, wird dadurch die so mühsam zu erlangende Kenntniß jener doch immer noch nicht genau genug untersuchten Pflanzen ungemein erleichtert werden. Er hat darin, was wir aus mehreren Gründen nicht tadeln möchten, im Ganzen genommen sich nach Linné gerichtet, in sofern dieß nämlich neuere Beobachtungen und die Entdeckung von ganz neuen Gattungen und Arten erlauben wollten. Auch billigen wir es sehr, daß er die hier zuerst vorkommenden Farnkräuter, mit ihren verwandten Gattungen, nach Swarz bestimmt und geordnet hat. Von diesen 39 Gattungen sind hier aber erst 5, und von diesen fünfen folgende — alle, bis auf die vier durch den Druck ausgezeichneten in Deutschland nicht einheimischen — Arten beschrieben und abgebildet: *Acrostichum* lingua, peltatum, albicorne, quercifolium, aureum, trifoliatum, bifurcatum, marantae, sulphureum, calomelanos und

lanu-

lanuginosum. *Meniscium* reticulatum. *Hemionitis* lanceolata, reticulata, discolor (nicht rufa, wie unter der 6. Kupfertafel steht; die aber vielleicht eher eine Onoclea als Schizaea seyn dürfte) und rufa. *Grammitis* linearis, marginella, lanceolata, serrulata und myosuroides. *Polypodium* stellatum, phymatodes, trichomanoides, pustulatum pendulum, *vulgare*, aureum, quercifolium, dissimile, neriifolium? tenellum, pilosum? invisum, *ilvense*, (hierher auch Adiantum fragrans.) *phegopteris*, pennigerum, lunulatum, obtusum, salicifolium und *dryopteris*. Man sieht hieraus, daß denn doch — was man, dem Titel nach, nicht erwarten sollte! — unter den eben angeführten hier beschriebenen und abgebildeten 42 Arten 38 Ausländer sind. Und so will der Verf. auch künftig aus jeder bis jetzt bekannten Gattung der Kryptogamisten, und ihren Hauptabtheilungen, eine und die andere Art, um der guten Ordnung willen, auch wenn sie nicht einheimisch sind, aufnehmen; insonderheit aber diejenigen, die, seiner Meinung nach, noch gar nicht, oder doch nicht richtig abgebildet sind, in guten Abbildungen liefern. Sein Werk wird denn freylich hierdurch viel kostbarer; aber auch für den Kenner und Liebhaber desto belehrender und nutzbarer werden. Da es indeß gewiß Mehrere gern sehen würden, wenn sie die vaterländischen Kryptogamisten, von den Ausländern getrennt, um so wohlfeiler bekommen könnten: so wäre zu wünschen, daß der Verf. in Zukunft hierauf gleich beym Abdruck der Kupfer einige Rücksicht nehmen möchte. Ohne die Mängel zu rügen, die man bey einem so nützlichen und schwierigen Unternehmen, als das gegenwärtige ist, leicht übersieht und entschuldigt, bemerken wir nur noch, daß fast bey allen, zum Theil hier äußerst treffend gezeichneten und gut ausgemalten Farnkräutern, die merkwürdigsten, kleinsten Theile derselben, die Saamenkapseln nebst ihren Saamen ꝛc., bis 100 und mehrmal im Durchmesser, und also dem körperlichen Inhalte nach 1 — 2 Millionenmal vergrößert vorgestellt sind, und daß ein ziemlich reichhaltiges Verzeichniß der bey diesem Werke zu Rathe gezogenen und künftig zu benutzenden Schriften, so wie die Uebersicht der Farnkräutergattungen hier zweckmäßig mitgetheilt ist.

Voll.

Vollständige Charakteristik der Gartennelke oder Grasblume, Dyanthus caryophillus hortensis genannt; nebst Vorschlägen zu einem verbesserten Systeme und zweckmäßigern Benennungen. Als Vorläufer einer Zeitschrift, unter dem Titel: Florens Korrespondent von Deutschlands Blumisten. Entworfen von Sirisa. Erstes Heft. Reichenbach, in der Königl. privil. Stadtbuchdruckerey, bey Ernst Müller. 1804. 6 Bog. mit 1. Kupfert. 8. und 1. Tabelle in Fol. Broschirt in farb. Umschlage 22 gr.

Der als Blumist rühmlich bekannte Hr. Rektor Hübner in Namslau, nennt sich auf dem farbigen Umschlagetitel als Herausgeber, und ließ doch sowohl hier, als auf dem Haupttitel das so fehlerhafte Dyanthus caryophillus, statt Dianthus caryophyllus, stehen, ohne es mal unter den bemerkten Schreib- und Druckfehlern mit anzuführen!! — In seinem Vorberichte rühmt er den Verf. dieser Bogen ungemein, und wünscht nichts mehr, als daß alle Blumisten das neue, verbesserte, hier dargelegte Nelkensystem desselben genau prüfen, und ihm ihre Bemerkungen darüber, nebst aufgelegten Blättern von ganz besonders gezeichneten Blumen, in portofreyen Briefen, zum Behuf seines herauszugebenden Florenskorrespondenten mittheilen möchten, »indem es ja ganz fürtrefflich seyn würde, wenn man auf solche Art nicht nur alle Nelkenverehrer, sondern auch ihre Nelkensammlungen in Deutschland, ja wo möglich in ganz Europa, kennen lernete, und aus diesen nach und nach die sonst unbekannten Matadors zu Jedermanns Wissenschaft bringen könnte.« Ganz begeistert von dieser Hoffnung, schließt er seinen Vorbericht folgendermaaßen: »O göttlicher Zeitpunkt, komme doch bald heran, wo ich wie Simon (?) sagen kann: Nunc dimitis (dimittis) servum tuum, Domine!« Lassen wir ihn, und hören den Sirisa. Der Verf. giebt uns in dem vor uns liegenden ersten Hefte 1) eine allgemeine Charakteristik der Nelke, bestimmt insbesondere für Anfänger; 2) eine specielle Uebersicht dieser Charakteristik, so eingerichtet, daß Blumisten si bey ihren Unter-

suchungen und Vergleichungen bequem gebrauchen und ihre hier näher bezeichneten Arten mit der Nummer sogleich darin eintragen können, weshalb auch gutes starkes Schreibpapier dazu genommen ist; 2) eine tabellarische Darstellung seines Systems, was zu entwerfen ihm wohl viel Mühe verursacht haben mag, und um so mehr Dank verdient, da es die Theorie der Nelkencharakteristik schön und deutlich zeigt. Die Natur ist unerschöpflich in Hervorbringung der mannichfaltigsten Formen und Merkmale; und diese, so weit man sie bis jetzt kennt, so künstlich und glücklich zu klassificiren, daß man sie leicht übersehen, behalten und wieder erkennen kann, ist immer ein sehr schwieriges Geschäfft. Unserm Verf. ist es indessen bey den Nelken ganz wohl gelungen. Als Beweis führen wir hier nur die auf der beygefügten Kupfertafel bestimmten Haar-Strich-Nelken an. Aus der zweyten Hauptart (Zeichnungsblumen) erster Klasse (Strichblumen) erster Ordnung (Haar-Strich-Nelken) erster Gattung (Pikotten), ersten Abtheilung (Germanier), zweytem Abschnitte ist hier nämlich die Rand- und Hakenzeichnung abgebildet. Sie enthält zwey Sorten, die alte, mit zarten und schmalen — und die neue, mit vollem und breitem Rande. Jede Sorte hat endlich vier Formen, 1) mit ein Paar Haaken, österreichisch; 2) mit zwey Paar Haaken, sächsisch; 3) mit drey Paar Haaken, schlesisch; 4) mit Linien eingefaßten Haaken, preußisch genannt. Rec. ist überzeugt, daß sich diese Eintheilung und Bestimmung vielen Nelkenisten als leicht und faßlich, als zweckmäßig und nützlich wohl empfehlen dürfte; jedoch zweifelt er sehr, daß sie allgemeinen Beyfall finden, und sich die Liebhaber jemals alle darüber vereinigen möchten, um so zum Besten des Ganzen einander in die Hände zu arbeiten. Viel Köpfe, viel Sinne! —

In dem zweyten Hefte verspricht der Verf. nicht nur Alles aufzuklären, was dem Leser noch fremd, undeutlich oder überflüssig scheinen könnte; sondern er will auch noch darin 1) eine Uebersicht aller Nelkengeschlechter, (?) 2) eine Beschreibung des Baues der Gartennelke; 3) eine ausführliche Darstellung der Charakteristik und der gethanen Vorschläge zu einem neuen Nelkensysteme und

zu

zu zweckmäßigern Benennungen liefern, und 4) eine genau und mit Fleiß ausgemalte Tabelle aller Farben, die sich wirklich in der Nelke finden, anhängen. Wir können nicht läugnen, daß wir diesem Hefte mit Verlangen entgegen sehen und hoffen, der Verf. werde sich dadurch neue Verdienste um die leidenschaftlichen Freunde der Gartengötterblume erwerben.

Az.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Beyträge zur Beschreibung von Süd- und Neuostpreussen. Erster Band, erstes und zweytes Heft. Berlin, bey Maurer. 1803. 16 ½ Bog. gr. 8. 20 gr.

Man findet hier ein topographisches Verzeichniß sämmtlicher im Brzescer Kreise gelegenen Ortschaften, der in demselben im Jahre 1800 geschehenen Aussaat und des Viehstandes, den Prämienplan für Neu-Ostpreussen vom 24. Oktober 1801, eine tabellarische Uebersicht der Bevölkerung, des Fabrikenwesens, des Militairs, der Kämmereyeinnahme, der Professionisten und Künstler u. s. w. in Warschau, und eine detaillirte ausführliche Uebersicht von dem Zustande Südpreussens im Jahre 1797; welche aber am Schlusse des zweyten Heftes noch nicht geendigt ist.

Man kann diese Beyträge als einen Anhang zu der von Holscheschen Beschreibung von Süd- und Neuostpreussen ansehen. Da diese Provinzen noch lange nicht bekannt genug sind: so ist die Fortsetzung des vorliegenden Werks, welches brauchbare Materialien für den Statistiker und Geographen liefert, allerdings zu wünschen.

X.

Gemälde von Konstantinopel von F. Murhard. Dritter Band. Penig u. Leipzig, bey Dienemann und Kompagnie. 1804. 527 S. 8.

In diesem Bande hat der Verf. zwar noch nicht alle die Gegenstände, über welche er sich noch zu verbreiten versprach, um ein vollständiges Gemälde dieser großen Stadt zu liefern, geschildert, und auch hier verliert er sich bisweilen bey Schilderung schöner Gegenden in zu weitläuftige Darstellungen, die den Leser, statt ihn zu vergnügen, nur langweilen; doch ist dieser Band schon reichhaltiger und die Schreibart korrekter. Hier beschreibt er die von der abendländischen Kleidung abweichende Kleidung der Morgenländer und zeigt ihre Zweckmäßigkeit, schildert eine morgenländische Schönheit oder entwirft ein Bild von den Griechen, Armeniern, Juden und andern Nationen in Konstantinopel; führt dann die Leser zu einem Feste bey einem vornehmen Griechen, und macht ihn mit dem Luxus und der Verschwendung desselben bekannt. Jetzt zeigt der Verf. auf der europäischen, dann wieder auf der asiatischen Küste die Merkwürdigkeiten der umliegenden Oerter. Dann webt er Notizen von Ali-Pascha ein, beschreibt die Montenegriner und die Empörung derselben gegen den Ali-Pascha bis zur Entstehung eines neuen montenegriner Staats unter Rußlands Garantie. Auch die Schilderung einer Feuersbrunst muß sein Gemälde verschönern. Ueber die Bevölkerung von Konstantinopel und die Ursachen von der großen Anhäufung der Menschen so wie in allen Städten der Türkey, so besonders in der Hauptstadt verbreitet der Verf. sich weitläuftig; gesteht aber aufrichtig von der Anzahl der Menschen in Konstantinopel keine genauen Data angeben zu können. Das Resultat seiner Nachforschungen ist, daß das eigentliche Konstantinopel nicht von so vielen Menschen bewohnt seyn könne, als Paris. Auch auf die türkische Staatsverfassung wirft er einen Blick, und zeigt die Hindernisse, welche daraus für den Wohlstand der Türken und der Hauptstadt entstehen; dann giebt er dem Leser eine kurze Uebersicht der Geschichte von Konstantinopel von der Zeit an, wo Konstantin der Große sie zur Hauptstadt erhob, bis zu ihrer Eroberung von den Osmanen. Endlich lehrt er die Leser Konstantinopel auch als einen der Hauptsitze der orien-

talischen Gelehrsamkeit kennen, und beschreibt das Aeußere und Innere der vielen dort befindlichen Bibliotheken, sowohl des Serails, als auch der Dschamien, Schulen und Stiftungen. Weniger Spuren von Flüchtigkeit hat Rec. in diesem Bande bemerkt; doch ein Uebereilungsfehler mag hier bemerkt werden. S. 418 führt der Verf. unter den arabischen Uebersetzungen, die man in den osmanischen Schulen und Bibliotheken von Aristoteles, Plato's rc. Schriften findet, auch eine Uebersetzung von Sokrates Schriften — an.

Mm.

Rußland unter Alexander dem Ersten. Eine historische Zeitschrift, herausgegeben von Heinrich Storch. Dritter Band. St. Petersburg und Leipzig, bey Hartknoch. 1804. 402 S. Vierter Band. 370 S. gr. 8. 5 Rthl. 8 gr.

Diese 2 Bände haben einen sehr mannichfaltigen Inhalt, und verbreiten über alle Zweige der Staatsverwaltung in der großen Russischen Monarchie ein helles Licht. Die wichtigsten Abhandlungen sind: die Organisation des Departements der innern Angelegenheiten; über die Entstehung, die Fortschritte und den jetzigen Bestand der russischen Armee. Am 31. Dec. 1803 war der Etat der ganzen regulären und irregulären Armee:

	an Stab u. Oberofficieren.	an Auditeurs, Priestern, Chirurgen, Bereutern.	an Gemeinen.
1) Reguläre Truppen	11622.	1187.	395287.
2) Irreguläre Truppen	2262.	—	98672.
	13884.	1187.	493959.
Invaliden	1150	—	12770.

Uebersicht der Beschäfftigungen der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1803; reorganisirte Gouvernementsverfassung; diese ist zwar unter Alexander wieder hergestellt worden; aber nicht überall, auch nicht

in ihrem ganzen Umfange und mit Abänderungen und Zusätzen. 1803 waren 51 Gouvernements. Die liefländische Bauernverfassung, wie sie am 20 Febr. 1804 vom Kaiser bestätigt worden ist; eine Einleitung ist vorangeschickt, und eine Tabelle gewährt die Uebersicht des Hauptinhalts der ganzen Verordnung. Annalen der Alexandrinischen Gesetzgebung; über die Verschönerung von St. Petersburg und die neuen bürgerlichen Einrichtungen dieser Residenz unter Alexanders Regierung; wohlthätige Wirksamkeit der Kaiserinn Mutter, unter deren Oberdirektion mehrere Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten stehen; wiederhergestellte Freyheit und Anordnung der Fischereyen am caspischen Meere; verschiedene Nachrichten das Schulwesen betreffend, und besonders eine detaillirte Beschreibung des Handels im Jahr 1802 nach seinen verschiedenen Beziehungen. Die ganze Einfuhr in den Häfen und Landwärts betrug 56,530,094 Rubel, die Ausfuhr 64,277,759 Rubel, also überstieg die Ausfuhr die Einfuhr um 6,747,665 Rubel. Der Transitohandel betrug 5,925,802 Rubel. Außer diesen größern Abhandlungen befinden sich noch mehrere interessante Nachrichten.

II.

Grundriß der Staatskunde des deutschen Reichs in ihrem ganzen Umfange, mit Inbegriff der sämmtlichen Preußischen und Oesterreichischen Staaten. Zum Gebrauch der obern Klassen in höhern Schulen und Gymnasien, von Fried. Leop. Bruns, Prof. d. Geogr. u. Statistik am Joachimsthalschen Gymn. in Berlin. Mit einer von Sotzmann entworfenen Karte des deutschen Reichs. Berlin, bey Quien. Erste Abtheilung. 1796. Zweyte Abtheilung, ebendas. 1804. XIII Seiten Vorr. und Nachtrag. Beyde Abtheilungen mit fortlaufenden Seitenzahlen 715 S. 3 Rthl. 12 gr.

Der verdiente Verf. schrieb dieses Buch zum Leitfaden bey seinem Unterricht. Er benutzte, vorzüglich bey der ersten Ab-

Abtheilung, Crellmanns Staatskunde von Deutschland, Häberlins Handbuch des deutschen Staatsrechts und Normanns historisch-geographisches Handbuch. Manche Umstände, u. a. der Konkurs eines frühern Verlegers des ersten Theils, verspäteten die Erscheinung des zweyten. In diesem Zwischenraum erfolgte das Friedens- und Entschädigungsgeschäfft, wodurch Deutschland ganz umgestaltet wurde, und das Publikum hat also zufällig durch diese Zögerung in Hinsicht auf diese Schrift gewonnen. In der ersten Abtheilung findet man also den Zustand des deutschen Reichs vor den Friedensschlüssen zu Campo Formio und Luneville geschildert. Sie enthält die Staatskunde der sämmtlichen preußischen und österreichischen, der Kurfürstlich und altwelt-fürstlichen Provinzen. In der zweyten für das jetzige temporelle Interesse ungleich wichtigern Abtheilung, und in Anhängen sind die Veränderungen und Entschädigungen nachgetragen, auch mit vieler Sorgfalt die Berichtigungen beygebracht, welche die neuere Einrichtung erforderte. Dieses Lehrbuch begreift also den ältern und neuesten Zustand des deutschen Reichs in sich.

Der erste Anhang enthält ein Verzeichniß des Verlustes, den die Reichsstände erlitten haben, nach dem Areal, den Einwohnern und auch mehrentheils nach den Einkünften; ingleichen die dafür zur Entschädigung erhaltenen Länder, mit dem Resultat, welches die Summen des Verlustes und der Entschädigung liefern. Der Flächenraum der sämmtlichen von Deutschland losgerissenen Länder beträgt ungefähr 1200 □ Meilen, und die Zahl der Einwohner derselben an 3 Millionen 8 bis 900,000. Hierauf folgen Nachträge zur Litteratur der deutschen Statistik. Verbesserungen und Berichtigungen, jedesmal mit Hinweisung auf die Seitenzahlen; ferner der jetzige Länderbestand des Preuß. Staats und der Oesterreichischen Monarchie, allgemein angegeben, und auch besonders nach dem Flächeninhalt und der Seelenzahl; (die Neumark wird S. 563 wie gewöhnlich zu 220 □ Meilen berechnet. Neuere, nach Vermessungen, Abschätzungen und Amtsregistern angestellte Untersuchungen ergeben, daß sie nur $206\frac{3}{4}$ □ Meilen enthält. Man vergleiche die pr. brandenb. Miscellen von 1804 S. 17. — Die Haupt-, Nutz- und Brennholz-Administrationen sind aufgehoben, und ihre Geschäffte mit dem kur-

kurmärkischen Departement des Generaldirektoriums vereinigt worden. — Die Universität Erfurt fällt nunmehr weg). Hiernach enthalten die preuß. Staaten nunmehr 5638¼ □ M. und 9,256,923 Einwohner, und es kommen im Durchschnitt ungefähr jetzt 1642 Menschen auf eine □ M. Der Flächeninhalt sämmtlicher Oesterreichischen Staaten ist nach den neuesten Berechnungen 11,931 Q.M. mit 23,875,418 Einwohner, von welchen im Durchschnitt ungefähr 2000 Menschen auf eine Quadratmeile kommen. Von den andern Ländern fallen die Resultate nach ihrem jetzigen Zustande also aus. Pfalzbayersche Länder enthalten 1116¾ Q.M., 2,304,800 Einwohner. — Kurwürtembergische Länderbestand ist also 179¾ Q.M., und 710,400 Einwohner. — Die Herzogl. Braunschweigischen Länder haben einen Flächenraum von 70½ Q.M., und 191,713 Einwohner. (Andern Nachrichten zufolge zählte man im J. 1803 auf einem Areal an 72½ Q.M. überhaupt 207,177 Menschen, wovon in Städten 59,837 und auf dem Lande 147,340 lebten). Mecklenburg - Schwerinsche Länder 217 Q.M. und 265,674 Seelen; der Flächeninhalt der strelitzischen ist 36 Q.M., die Volksmenge 60000. — Herzogl. Sachsen-Weimarsche Lande 35½ Q.M. 106,398 Einwohner. — S. Goth. Lande 55 Q.M. 165,000 Einwohner. — S. Koburg Saalfeldsche Lande 20 Q.M. 56953 Einwohner. — S. Meiningensche Lande 16½ Q.M. 45974 Einwohner. — S. Hildburghausensche L. 10½ Q.M. und 31800 Einwohner. — Von den Anhaltschen Ländern hat Dessau 17 Q.M. 50000 Einwohner, Bernburg 16 Q.M. 32000 Einwohner, und Cöthen 15 Q.M. und 28000 Einwohner. — Die Nassau-Oranischen Länder enthalten 86 Q.M. 215,000 Einwohner, die Nassau-Weilburgschen 18 Q.M. 75000 Einwohner, und die N. Usingenschen auf 34 Q.M. 96000 Einwohner. — Den Flächeninhalt von Hohenzollern-Hechingen giebt man zu 5 Q.M. die Volksmenge zu 13000, den von Hohenz. Sigmaringen zu 7 Q.M. und 17000 Einwohner an. Der zweyte Anhang enthält ein Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel. Die angehängte Inhaltsanzeige erleichtert das Nachsuchen ungemein. Wir können nicht umhin, dem Fleiße und der Genauigkeit des Verfs. alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sind überzeugt, daß dieses Lehrbuch seinem Zwecke angemessen ausgearbeitet ist.

Die

Die von Sotzmann entworfene Karte vom deutschen Reiche, so wie von den gesammten Ländern der Preuß. und Oesterreichischen Monarchie ist schon im J. 1794 zu zeichnen angefangen; daher auch noch kein Gebrauch von den astronomischen Beobachtungen und der trigonometrischen Vermessung von Alt- und Neu-Ostpreussen hat gemacht werden können. Die alten Benennungen der jetzt zur Entschädigung genommenen Länder sind auch noch mehrentheils darauf vorhanden, als Republik Venedig, Hochstift Wirzburg, Hochstift Bamberg, Probstey Berchtesgaden, Burgundischer Kreis, u. s. w. Die Illumination selbst aber ist 1804 und zwar nach dem Entschädigungsplan gemacht, so daß die Farben immer den jetzigen Besitzer des Landes andeuten.

Ww.

Auswahl neuer und interessanter Reisebeschreibungen durch die vorzüglichsten Länder Europa's. Erster Band, enthält Pictets Reise durch England, Schottland und Irland. Mit 1. Kupfer und 1. Karte. Wien, bey Doll. 1804. 224 S. 8. 20 gr.

Auch unter dem besondern Titel:

Reise durch England, Schottland u. Irland, während des Sommers 1801 unternommen von M. Aug. Pictet, Prof. der Philosophie und Experimentalphysik bey der Genferakademie. Frey aus dem Franz. übersetzt.

Diese neue Sammlung von Reisebeschreibungen, welche vorzüglich auf die merkwürdigsten Länder Europa's ihr Augenmerk richtet, und in welche nur alles Gemeinfaßliche und Gemeinnützliche sorgfältig aufgenommen werden soll, besonders, was die Sitten, den Charakter, die Lebensweise, die Unterhaltung und die Denkart eines Volks auszeichnet, eröffnet mit einer lehrreichen und interessanten Reisebeschreibung ihre Laufbahn. Anfangs waren diese Briefe von dem Verf. an die Herausgeber der brittischen Bibliothek — gé-

nes Journals, an dem auch Pictet Mitarbeiter war, — geschrieben und von diesen einzeln in jene Zeitschrift eingerückt worden; aber die Redacteurs hatten sie wegen des verdienten Beyfalls auch in einer ganzen Sammlung abdrucken lassen. Der Uebersetzer — dessen Uebersetzung gut gerathen ist, obgleich einige Provinzialismen dem Rec. aufgestoßen sind — hat das ausgelassen, was bloß geologisch und chemisch ist. Durch Schottland und Irland ist der Verf. gleichsam nur durchgeflogen; in London hat er sich im Hause des Grafen Rumford, dessen Leben der Verf. auch hier treuer, als es sonst in englischen Blättern erzählt worden, und sehr interessant beschrieben hat, am längsten aufgehalten. Rec. will nur auf Einiges aufmerksam machen, als: auf die Beschreibung des vom Grafen Rumford errichteten Königl. Instituts von Großbritannien, dessen Hauptzweck die Vervollkommnung der mechanischen Künste ist; auf seine in Edinburg und Glasgow gemachten Bemerkungen; auf die Beschreibung des Riesendamms in Irland und seines Aufenthalts zu Edgeworthtown bey Mr. Edgeworth, dessen Tochter Maria die berühmte Schriftstellerinn ist, und des in Dublin, wo besonders von der Dublinergesellschaft und von den Spitälern und andern Gegenständen viel Lehrreiches erzählt wird. Einen kleinen Uebereilungsfehler will Rec. noch bemerken. Der Verf. redet S. 30 von dem bekannten Schnabelthier — er hat aus Novazembla — bekannt aber ists, daß es in Neuholland gefunden worden.

Mm.

Statistische Aufschlüsse über d. Herzogthum Bayern, aus ächten Quellen geschöpft. Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von Joseph Hazzi, Kurpfalzbaierischem General-Landes-Direktionsrath in München. Dritter Band, dritte Abtheilung. Nürnberg, bey Stein. 1804. 25 Bog. 8. 1 Rl. 20 H.

In dieser Abtheilung werden 7 Gerichte beschrieben. Die beyden ersten Gerichte sind wegen der wichtigen Mineralien

in

in denselben am ausführlichsten abgehandelt worden. In dem Gerichte Traunstein befindet sich 1) am Kressenberg ein Eisenbergwerk, von welchem nach Flurl's Gebirgsbeschreibung das Merkwürdigste angeführt wird; jährlich werden gegen 50000 Staar gefördert, wovon ein jeder auf 23—25 Pf. am Eisengehalt geschätzt wird. 2) Salzquellen, dergleichen sich auch im Gericht Reichenhall befinden. Im Brunnenhause zu Reichenhall sind gegen 30 Quellen, von welchen aus der reichsten — die edle Quelle genannt — jährlich an 180,000 Ct. Salz gesotten werden kann. In Reichenhall wird die (größtentheils gradirte) Sole mit $18\frac{6}{16}$ bis $22\frac{3}{16}$ Gradlöthigkeit, in Traunstein aber die dahin geleitete mit 24 Grad Löthigkeit versotten; dort wurden 1801 — 219, 500, hier 143, 124, in beyden Salinen also 362, 624 Ct. Kochsalz gewonnen. Sehr wichtig ist der Handel nicht nur mit diesem Salze, sondern auch mit dem Salze von Berchtolsgaden und Hallein; hier läßt sich der Verf. wieder sehr ins Detail ein. Seit 1795 hat der Kurfürst von Baiern nach einem hier ausführlich eingerückten Vertrag von 1795 den 28. April mit dem Fürstbischof v. Freising und Regensburg die Saline zu Berchtolsgaden mit allem Zubehör inne.

Ci.

Reisebuch für diejenigen, welche das Riesengebirge in Schlesien und die Gebirge in der Grafschaft Glatz besuchen, oder es auch nur von ferne sehen und näher kennen lernen wollen; von J. G. Meißner, Senior des Steinauer Kreises und Pfarrer zu Bielwiese. Breslau, bey Gehr. 1804. 19 Bog. 8. 20 gr.

Alles, was dem, welcher durch die Schlesischen Gebirge reisen will, vorher zu wissen nöthig ist, um seine Reise mit Nutzen anstellen zu können, hat der Verf zusammenzustellen und zu umfassen gesucht. Er hat selbst zu verschiedenen Zeiten fast alle diese Reisen gemacht, und schreibt aus eigener Erfahrung. Ueberall hat er kurz bemerkt, was an jedem Orte sehenswerth ist; bey den Städten hat er eine kurz gedrängte

drängte Uebersicht von der Geschichte, den Gebäuden, ihren Merkwürdigkeiten, ihrem Flor, Vermögen, Verfall und ihrer Zunahme und den Ursachen davon gegeben; auch zeigt er die Uebersicht der Berge vom Lande aus mit an. Von Breslau aus schickt er die Straßen- und Beschreibung der Ansicht der Berge voran; auch hat er die Sächsische Straße mitgenommen, für die Reisenden, die ihren Weg auf derselben fortsetzen. Rec. findet dieses Buch seinem Zwecke vollkommen angemessen; in aller Kürze hat der Vf. auf die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände aufmerksam gemacht; Schade nur, daß er nirgends angezeigt hat, in welchen Jahren er seine Reisen ins Gebirge gemacht hat, wenigstens hätte dieß in Ansehung der Angabe der Zahl der Häuser, und Einwohner in den Städten geschehen müssen. Warum hat aber der Verf. nicht auch bey Liegnitz die Zahl der Häuser und Einwohner angeführt, da dieß doch bey weit unbedeutendern Städten und Oertern geschehen ist. Bey Landshut hat sich der Verf. S. 174 entweder geirrt, wenn er 489 Häuser in der Stadt und 300 in den Vorstädten angiebt, oder es ist daselbst ein Druckfehler und statt 489 sollte vielmehr 189 stehen; denn nach Zöllners Reisebeschreibung waren 1791 in der Stadt 181 Häuser. Der Einwohner sind nach dem Verf. 2077, also wenig über 4 in jedem Hause. Zwar ist in mehreren Reisebeschreibungen bemerkt worden, daß sich die Zahl der Einwohner dort vermindert habe; denn 1756 waren dort 3162, im J. 1784 nur 2892, 1791 aber nach Zöllnern 2966, 1793 nach Weißen in seinen Wanderungen 2887, aber um 800 Menschen kann sich doch wohl schwerlich, ohne ganz besondere Ursachen der Sterblichkeit, oder die gänzliche Abnahme alles Gewerbes — und solche Ursachen müßte der Verf. doch auch anführen! vielmehr redet er aber von dem starken Leinewandhandel, von dem bedeutenden Garn-, Wein-, Leinen- und Speccreyhandel — die Zahl der Einwohner in wenigen Jahren vermindert haben. Auch kann Rec. nicht unbemerkt lassen, daß der Vf. zweymal den Grädizberg von S. 45–50 u. von S. 190–197 beschreibt. Der Vf. scheint aus verschiedenen Quellen geschöpft zu haben; denn man findet einige auffallende Verschiedenheiten in der Beschreibung; so z. B. auch die Herleitung des Namens Grädiz (Grätz) nach S. 45 entweder vom polnischen Worte Groza (Schrecken), oder vielleicht auch vom Götzen Grot; nach

S. 193

S. 193 aber hält der Verf. es für eben so wahrscheinlich, daß, da der Berg anfangs den Namen Georgenberg geführt habe und daraus vielleicht durch Verstümmelung sein jetziger Name Gräditzberg entstanden sey, sein Name von dem Besieger des Lindwurms abstamme, als von dem alten Götzen Crodo.

II.

Neu-Würtemberg, oder geographische und statistische Beschreibung der durch die Entschädigung u. s. w. an Würtemberg gekommenen Länder, Städte, Klöster, Ortschaften, u. s. w. Ulm, bey Stettin. 1804. LXXXVIII u. 515 S. 8. 1 Rk. 16 gl.

Der Verf. (Röder), welcher sich durch seine Geographie und Statistik Würtembergs 1787 rühmlichst bekannt gemacht hat, und die in unserer Bibliothek, Anhang zum 53 — 86. B. IV. Abthl. S. 2230 mit dem verdienten Lobe empfohlen worden ist, will mit dieser Beschreibung jene Schrift ergänzen. Sie ist das Resultat nicht nur eigener Kenntniß und Erfahrung und vieler gesammelten Beyträge; sondern auch der Bemühungen vieler gelehrten und einsichtsvollen Männer, welche diese Schrift berichtigt und bereichert haben. Unstreitig ist dieß der einzige Weg, auf dem die geographischen Kenntnisse von unserm Vaterlande erweitert werden können, und Rec. sieht diese Schrift als einen wichtigen Beytrag zur gründlichen Kenntniß von Deutschland an. In einer Einleitung wird eine allgemeine statistische Uebersicht von den neuerworbenen Würtembergischen Ländern gegeben. Der Verf. berechnet den Flächeninhalt derselben auf 40 Q. Meilen, welches zu der Bevölkerung von 123,500 Seelen, auf jede Q.M. 3087 Köpfe, eine in die andere gerechnet, ausmacht. Von diesen hat aber das armselige Zwiefalten nur 960 Menschen auf einer Q.M.; aber Heilbronn und Reutlingen enthalten 10000 Menschen, und auf diese folgt Gmünd mit 5000 Seelen auf einer Q.M. Es giebt in ihnen ansehnliche Waldungen des Nadel- und Laubholzes; wiewohl sie meist wenig geschont worden; der Feldbau ist in den meisten neuen Besitzungen Würtembergs

die

die Hauptnahrung der Einwohner. Der Gartenbau ist in Eßlingen aufs höchste getrieben, und wegen der Viehzucht wird überall der Wiesenbau kultivirt; vorzüglich ist er in Ellwangen überwiegend stark im Verhältniß der Aecker; Weinbau wird am stärksten zu Heilbronn, Eßlingen und Schönthal getrieben. Von Metallen findet man bey Aalen Eisen in erstaunlicher Menge. Eigentliche Manufakturen und Fabriken im Großen findet man nicht; doch werden allerley wollene Zeuge, Leinwand, baumwollene Mützen und Strümpfe und andere Kleidungsstücke gewebt; auch Gerbereyen giebt es viele; einige Städte als Reutlingen, Giengen, Aalen handeln auch mit eigenen Fabrikaten, so auch Gmünd mit seinen Bijouteriesachen; aber im Ganzen ist der Handel nicht mehr das, was er einst war; nur Heilbronn hat seinen Handel weiter ausgedehnt, wozu vorzüglich die bequeme Lage und gute Verfassung geholfen hat; er ist größtentheils ein Zwischen-, Transito-, und Speditionshandel. Die Regierungsform der neuen Länder ist monarchisch und in keinem derselben ist eine Spur von Landständen zu finden; auch sind diese Länder ohne irgend eine Klausel, welche die monarchische Regierungsform einschränkte, abgetreten worden. Die Kurwürde ist eine Familienwürde, nicht eine Würde des Landes — es giebt kein Kurfürstenthum; sondern nur ein Herzogthum Würtemberg, und der Kurfürst nennt sich auch Herzog von Würtemberg, des Heil. Röm. Reichs Erzpanner und Kurfürst. Auf die Einleitung folgt die detaillirte Beschreibung dieser Länder nach der bekannten Eintheilung in 3 Landvoigtheien Ellwangen, Heilbron und Rothweil; sie ist mit sichtbarem Fleiße und einer lobenswerthen Gründlichkeit abgefaßt.

Mm.

Vermischte Schriften.

Deutsche Encyklopädie (,) oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften, von einer Gesellschaft Gelehrten. Drey und zwanzigster Band. Kre — Ky. Frankf. a. M., bey

Var-

Varrentrapp und Wenner. 1804. 817 Seit. Folio. 6 Rt. 18 Gr.

Von den rühmlichen Vorgängern der frühern Bände dieses zwar weitschichtigen, aber lehrreichen Werks, haben wir zu seiner Zeit Nachricht gegeben. Der vorliegende Band ist, zumal in Hinsicht der Naturgeschichte, nicht minder reichhaltig, indem er manchen Gegenstand der Art, ungleich umständlicher als Krünitz ökonomische Encyklopädie, zur Zeit, wie sie noch am weitläufigsten die vorgetragenen Materien abhandelte, nur nicht in Hinsicht der literarischen Vollständigkeit wie diese vorträgt. Andere technische und wissenschaftliche Artikel sind bisweilen zu kurz, wenigstens zu oberflächlich gerathen. Dieß Alles rührt aber von der Verschiedenheit der Mitarbeiter her, welche bald diesen, bald jenen Gegenstand der Wissenschaften, die naturhistorischen abgerechnet, die sich überall gleich bleiben, gedrängt oder ausführlich, je nachdem ihre Verf. dafür gestimmt sind, darstellen. Wir wollen dieses durch einige Beyspiele anschaulich machen.

Schon die beyden ersten Artikel Krebbing und Krebs geben davon ein auffallendes Beyspiel. Jenes wasserbaukundige Wort wird in 3½ Zeilen erklärt, diesem dagegen 65 Seiten, jede von 2 Foliokolumnen gewidmet. Was vom Krebs in astronomisch-mythologischer Hinsicht gesagt wird, hätte aus Hermanns Handbuch der Mythologie, 3r Bd. aus Voß mythologischen Briefen, der Bibliothek der alten Literatur und Kunst, und aus der neuen Ausgabe des Montucla hist. des mathemat. berichtiget werden sollen. (Daß das Zeichen des Krebses den Anfang des astronomischen und bürgerlichen Jahrs der Aegypter bezeichnete, wie hier nach Gatterers Theogonie erzählet wird, ist zwar richtig; es hätte aber auch bemerkt werden sollen, daß diese Zeit, wenn bey den alten Aegyptern der Austritt des Hundssterns aus den Sonnenstrahlen auf den ersten Tag des Monats Thoth, oder Thout fiel, der Cyclus canicularis genannt wurde. Dieser Zwischenraum einer ähnlichen Begebenheit, bestand aus 1460 julianischen Jahren, die mit 1461 ägyptischen Jahren von 365 Tagen 6 Stunden übereinstimmen. Daher wurde diese Periode des heilia-

kali-

kalischen Aufganges des Sirius, das Jahr Gottes, oder das Religionsjahr, und dieser Umlauf des Sirius, die Hundssternperiode genannt). Der übrigen, vom Artikel Krebs abgeleiteten Ueberschriften, die meist naturhistorisch sind, übergehen wir völlig. — Kreide und Kreis verdienen rühmlichst erwähnt zu werden. (Daß Anaxagoras schon über die Quadratur des Kreises nachgedacht sogar geschrieben haben soll, sagt Montucla hist. des mathem. Tom. I. p. 100 suiv ed. Par. 1758, 4. Ueberhaupt ist die S. 107 angeführte historische Nachricht von der Quadratur des Kreises aus diesem gelehrten Werke entlehnt. Der Verf. dieses Artikels scheint aber mehr der Montucla's hist. de la quad. du cercle, die ein paarmal angeführt wird, als dessen Gesch. der Mathematik gefolgt zu haben. Das Neueste aus dem 18ten Jahrhundert ist aus Lamberts Beyträgen entlehnt; übrigens hat Aristoteles wie eines alten Mathematikers Fryso, wie S. 111 erst. Kolumne, irrig angeführet wird, erwähnt; er kommt nur in Blancani loca mathemat. Aristot. vor; — in des griechischen Weltweisen Originalschriften aber nie). Kresse, Kriebelkrankheit, Kriekente, besonders Krieg S. 170 — 190, und Kriegsbaukunst S. 196 ff. und mehrere davon abstrahirte Artikel sind trefflich bearbeitet, mitunter bis auf die neuesten Zeiten ausgeführt. Im Art. Kriegsmusik S. 211 findet man, in Absicht der Kriegsinstrumente der Alten einige Unvollständigkeiten, auch Unrichtigkeiten, indem nicht gesagt wird, von welchem Volke des Alterthums hier die Rede sey. Nach der hier vorkommenden Erklärung, scheint der ungenannte Verf. die Kriegsinstrumente der Römer zu beabsichtigen, indem sie die Trompete (Tuba), das Waldhorn (Buccina), und das Horn (Cornu) brauchten. Letzteres soll von den Hörnern der wilden Stiere verfertigt und mit einem silbernen Mundstück versehen gewesen seyn. (Wir wollen dieses näher untersuchen: Bey den Hebräern wurde die Kriegstrompete, vor und nach der Schlacht, nach erlangtem Siege, zum Lermblasen und zum Rückzuge geblasen. Die Trompete war von Metall, oft von edlem, nämlich von Silber. Eine Menge Schriftsteller beweisen dieses; z. B. 4B Buch Mos. X. 9. XXXI. 6. B. d. Richt. III. 27. VI. 34. — 2 Chron. XIII. 12. 14. — Ezech. VII. 14. — 1. Mackab. IV. 13. V. 33. VII. 45. IX. 13. XVI. 8. — Judith XV. 3. 4. 1. Sam. XIII. 3.

2. Chron.

2. Chron. XX. 28. Die Posaune schloß auch wahrscheinlich das Waldhorn mit in sich; s. Hiob XXXIX. 24. 25. Psalm XCVIII. 6. Jerem. IV. 5. Amos III. 6. — Die Posaune war gekrümmt, und bestand aus einem Widderhorn, Jos. VI. 4. vergl. *Michaelis* Supplem. ad Lexica hebraïca; P. IV. p. 1048. Die Mönche der Aegypter blasen noch jetzt auf der Art Hörner, um die Stunde des Gebets bekannt zu machen, sagt Pococke, Shaw, Niebuhr, und Savary. Die Griechen, zumal die Lacedämonier, bedienten sich der Flöten im Kriege, und nach dem Schall dieser, und mehr anderer Instrumente, die Koloos in seinen Recherch. d'antiq milit. p. 147 suiv. Guischard Mem. hist. et crit. Tom. I. p. 102 suiv. Folard, und die Ausleger von Arrian, Vegetius und Aelian beschrieben haben, giengen sie im abgemessenen Marsche standhaft der Schlacht entgegen. s. Thucyd. V. 34. Lucian de saltat. c. 10. Athenäus XIV. 6. Polyäns Stratag. I. 10. — Bey den Römern hingegen waren die Kriegesblase-Instrumente alle von Erz, nicht von den Hörnern der wilden Stiere; selbst die Zinke (Lituus), welche am Ende ein wenig gekrümmt war, bestand aus Metall; daher diejenigen, welche sie bliesen, Aeneatores genannt wurden, wie Sueton sagt: in Jul. Caes. 32, vergl. Acron. ad *Horat.* Od. I. 1. 23. *Virg.* Aen. VI. 167 und 171. u. a. O. m.) Bey dem Art. Kriegesschiff, wird auf Schiff, und bey dem, welcher von den Kriegesschiffen der Alten handeln soll, auf Schiffe der Alten verwiesen. Diese hätten, nach dem Muster von Krünitz, hier aufgenommen, und nach der Würde dieser Gegenstände abgehandelt werden sollen. Wer kennt nicht die trefflichen Hülfsmittel, die Folard, Guischard, der deutsche Potter, Nast, le Roy, Berghaus, und einige Neuere darüber geliefert haben, und die mit Nutzen dabey hätten gebraucht werden können. — Im Art. Kriegsstaat S. 213—221 wird die ganze französische Armee bis zum Jahre 1802 beschrieben; das Kriegswesen aller morgen- und abendländischen Völker in jedem Zeitalter S. 229—267 ist sehr vollständig und gründlich bearbeitet. Dahin gehören auch Kröte, Krokodill, Krone, mathematische Krümmung, Kuchen, und einige davon abgeleitete Unterabtheilungs-Ueberschriften; Küche, Küchengarten, Küchengewächse, Kühlbeere; u. a. m. Ganz vorzüglich sind die Art. Künste bey allen Völkern

S. 496—524 abgehandelt. Auch die Kugeln in der Geschützkunst, Kugelpilz, Kuhpocken, Kunst, im weitläuftigen Sinne des Worts, Kunsthandel, Kunsttriebe der Thiere, Kupfer, und die meisten davon hergeleiteten Ueberschriften; Kurbel, Kursivschrift, Kuß, Kutsche, Kuttelfische, Kux, und Kuxen, verdienen, wie hundert andere der Art, rühmlichst erwähnt zu werden. Der Art. Kurs in der Schifffahrtskunde S. 763 hätte aber bestimmter angegeben werden können. Nicht immer hängt es vom Willen des Schiffers oder Steuermanns ab, um seinen Kurs zu ändern. Sturm, widrige Winde, Strömungen, feindliche Begegnungen auf See, u. dergl. Ereignisse nöthigen oft, wider den Willen des Kapitains, seinen Kurs zu ändern. — Im Ganzen enthält aber dieser Band eine Menge schätzbarer Ausarbeitungen, die bis auf die neuesten Zeiten bis zum Jahre 1803 hin und wieder ausgeführet, und mit aller Art Entdeckungen bereichert worden sind. Wann werden aber die Kupfer für alle Theile der hierin abgehandelt werdenden Wissenschaften erscheinen? —

F.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Darnmann in Züllichau ist erschienen:

Hülfsbuch zu Stylübungen nach Cicero's Schreibart für die obern Klassen auf gelehrten Schulen. Nebst einem Anhange einiger Stylaufgaben, mit untergelegten unlateinischen und verbesserten Uebersetzungen. Von M. K. H. Sintenis. 8. 1 Thlr.

Dieses Hülfsbuch zum lateinischen Styl für die obern Klassen auf Schulen, zeichnet sich vor so vielen andern erstlich dadurch aus, daß dem Original deutscher Aufgaben nicht bloß eine sehr zweckmäßige Phraseologie untergelegt ist; sondern auch Winke gegeben sind, wie eine ächt deutsche Periode dem Genius der lateinischen Sprache gemäß abgeändert, und eingekleidet werden müsse; ferner daß der Herr Verf. desselben dabey bloß die Stylmanier des Cicero zum Muster und zur Norm gewählt, in der Vorrede die Eigenheiten und Vorzüge derselben genau angegeben, und auf diese in den dem Texte untergelegten Anmerkungen durchgehends Rücksicht genommen hat. Als Anhang sind noch 6 Aufgaben hinzugefügt worden, die statt der Anmerkungen, mit einer unlateinischen und einer darunter gelegten verbesserten lateinischen Uebersetzung versehen sind, um hierdurch junge Stylisten den Unterschied ächter Latinität von unächter recht fühlbar kennen zu lehren.

Diesem ersten Bändchen soll noch ein zweytes folgen, welches theils schwerere Aufgaben, theils Themata zu freyen lateinischen Ausarbeitungen nebst den dazu erforderlichen Dispositionen enthalten wird.

(Wer 12 Exemplare von diesem Hülfsbuche nimmt, bekömmt 1, und auf 20, 2 Freyexemplare).

Verlagsbücher, welche bey dem Buchhändler Keyser in Erfurt in der Jubilate-Messe 1805 herausgekommen sind.

Charlotte, die schöne, aus Baiern, oder merkwürdige Lebensgeschichte einer bald weiblichen, bald männlichen listigen Land- und Seeräuberinn. 8. Druckp. 1 Thlr. 20 Gr. Schreibp. 2 Thlr. 4 Gr.

Handlungsgeschichte, kurze, der europäischen Nationen. Nach dem Ital. des Herrn C. Gerosant von Hagenbruch. 8. 6 Gr.

Höpfner, A. F., die Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts in Rücksicht der Länder- und Völkerkunde, für Freunde unterhaltender und nützlicher Lektüre, aus Reisebeschreibungen gezogen. 1r Band. 8. 18 Gr.

— — die Seereisen, ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung in der Naturgeschichte und Physik des Meeres, in der Schifffahrts- Länder- Völker- und Produktenkunde. 2r Band. 8. 18 Gr.

Höpfner, der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge, für Kinder. 5s Bändchen. 8. 12 Gr.

Hofmann, Carl, praktische Roßheilkunde oder Anleitung zur Kenntniß und Heilung der innern und äußern, der örtlichen und allgemeinen Krankheiten; auch Erziehungsmethode, Wartung und Pflege der Pferde; zum Wallachen, Englisiren und mehreren andern Operationen. Nach Grundsätzen der geläuterten Erregungstheorie; für Thierärzte, Pferdeliebhaber und denkende Oekonomen, nebst Vorrede vom Herrn Lieutenant G. von Tennecker. 1r Bd. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Keyser, G. A., die Hegemähler des Erfurtischen Weichbildes. 8. 2 Gr.

Lie-

Lieber, J. C., der kleine Reisegefährte, oder Reise-Taschenbuch für junge Künstler und Handwerker. 1e Abtheil. 8. 8 Gr.

Liebner, Mag. Joh. Ad., Reformationsgeschichte Dr. Martin Luthers für die Jugend; auch für Erwachsene, ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch. 2e verb. und vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Löffler, Dr. Adolph Friedrich, die neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Aerzte und Wundärzte. 2r Bd. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der wissenswürdigsten und zur Beförderung einer glücklichen medicinischen und chirurgischen Praxis vorzüglich geeigneten neuesten Bemerkungen und Entdeckungen ꝛc.

Magazin, freyes literarisches, für das Gemeinwohl der Völker und Länder, oder über Policey-Finanz-Kameral-Handels- und Fabrikwesen, Land- und Gartenwirthschaft, Geschichts- und Länderkunde, herausgegeben von C. C. Neuenhahn und J. Chr. Petri. 2r Bd. 16 Gr.

Orphal, Wilh. Chr., ornithologisches Handbuch für Forstmänner und Gartenfreunde, oder Naturgeschichte aller Insekten vertilgenden Vögel Deutschlands, die zu Abwendung der Wald- und Gartenverheerungen durch Raupen, gehegt werden müssen; auch Vorschläge über die schädlichen und unschädlichen Arten des Vogelsangs und das Hegen der Vögel überhaupt ꝛc. 8. 16 Gr.

Schuppius, G. Ph., Lectiones latinae veterum gentium historiam contin. In usum juventutis latinae linguae studiosae edidit notisque philologicis e Broederi Grammatica maj. exornavit. Pars prima. Historiam ab initio gentium ad aetatem usque Alexandri M. complectens. 8. 18 Gr.

— — Tabulae synchronisticae ex historia veterum gentium, Period. prima ab initio gentium ad aetat. usque Alexandri M. 8. 8 Gr.

Vogel, Dr. L., allgemeines medicinisch-pharmaceutisches Formel- oder Receptlexikon, enthaltend eine möglichst vollständige Sammlung derjenigen zusammengesetzten Arzneymittel und pharmaceutischen Zubereitungsmethoden, welche als besonders merkwürdig und heilsam in und außer

Dispensatorien bis jetzt aufgestellt worden sind. Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker. 2r Band. F. bis P. 1 Thlr.

* Wangenheim, K. A. v., Auch ein Beytrag zur Geschichte der Organisation der Coburg-Saalfeldschen Lande durch den Geheim. Rath und dirigirenden Minister von Kretschmann. 1r und 2r Thl. 8. in Kommission. 2 Thlr.

Wezel, K., Sieg über die Hypochondrie, oder gemeinfaßliche Anweisung das Uebel der Hypochondrie und alle Krankheiten, welche aus Nervenschwäche entspringen, zu erkennen und gründlich zu heilen. Nebst vorangeschickter Erläuterung der Begriffe über Leben — Gesundheit — Krankheit — Tod. Mit einer Vorrede von Dr. Ludw. Vogel. 8. 12 Gr.

Wirsing, Joh., die Pflichtenlehre in Beyspielen aus der biblischen Geschichte dargestellt, und mit einschlagenden Schriftstellen belegt. Für Prediger und Schullehrer und zur häuslichen Belehrung. 8. 16 Gr.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle, Herr Gensichen, ist erster Lehrer am Schullehrerseminarium zu Kiel geworden.

Der Domprediger zu Würzburg Herr C. H. Burkard, hat die Stadtpfarre zu Mellrichstadt erhalten.

Der Professor der Astronomie Herr Harding in Göttingen, ist von der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, und von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt zum Mitgliede aufgenommen worden.

Der Professor der Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft Herr C. J. Kraus zu Königsberg in Preußen, hat eine Gehaltszulage von 350 Thlrn. erhalten.

Herr Wiß zu Leipzig, der vor Kurzem eine metrische Uebersetzung des Calpurnius herausgab, ist Rektor der lateinischen

nischen Schule in Schmalkalden, und Herr C. G. Schelle, Dr. der Philosophie zu Leipzig, an Hüblers Stelle, Konrektor in Freyberg geworden.

Der bisherige Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Erlangen, Herr Mag. L. Bertholdi, hat daselbst eine außerordentliche Professur der Philosophie erhalten.

Herr Professor Daub, bisher zweyter Professor der Theologie zu Heidelberg, ist zum ersten Professor der Gottesgelahrtheit reformirter Seits, und zugleich zum wirklichem ordentlichen Mitgliede des reformirten Kirchenraths ernannt worden.

Der bisherige Justizrath zu Mannheim Herr Bauritel, als Schriftsteller im Fache der Jurisprudenz bekannt, ist als Stadt-Direktor in Heidelberg angestellt worden. — Er ist seit länger als einem Jahrhundert der erste Protestant, der diesen Posten bekleidet.

Die philosophische Fakultät der Universität zu Marburg, hat dem Herrn P. C. Kayser, drittem Lehrer am evangel. reformirtem Gymnasium zu Heidelberg, die Doktorwürde ertheilt.

Herr Benecke, Kaufmann zu Hamburg, hat wegen des ersten Theils seines vor Kurzem erschienenen „Systems „des Assekuranz- und Bodmereywesens“ sowohl von dem Senate zu Hamburg, als von dem zu Bremen, eine goldene Medaille, mit schmeichelhaften, ihn ihres Beyfalls versichernden Schreiben erhalten.

Der Dr. und ordentliche Professor der Theologie Herr Süßkind zu Tübingen, ist zum Oberhofprediger und Konsistorialrath in Stuttgard ernannt worden.

Die Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, hat Herrn Azuni, Verfasser des Werkes: Droit maritime de l'Europe, zum Mitgliede aufgenommen.

Herr Müller, Professor der Theologie in Kopenhagen, hat von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst, für die Beantwortung der historischen Preisfrage: Ueber die bey Galhuus ausgegrabenen goldenen Hörner, den aus-

gesetzten Preis, eine Medaille, 100 Thlr. am Werth, bekommen.

Der kürzlich zum Geh. Rathe ernannte Professor der Poesie und Beredtsamkeit auf der Universität zu Halle, Herr F. A. Wolf, hat, wegen Ablehnung eines nach München, als Mitglied der dort errichteten neuen Akademie der Wissenschaften erhaltenen ehrenvollen Rufes, eine beträchtliche Besoldungszulage bekommen.

Der Herr Geh. Ober-Tribunalsrath E. F. Klein in Berlin, ist von der Ruß. Kaiserl. Gesetzkommission zu Petersburg, zum Korrespondenten mit Gehalt ernannt worden.

Todesfälle.

1805.

Am 2ten Februar starb zu Königsberg in Preussen, der ehemals dort angestellt gewesene Präsident der Königl. Preuß. Kriegs- und Domainen-Kammer, Herr von Wagner, Erbherr auf Ebertswalde, 81 Jahre alt. Er hat mehrere Beyträge zu der, unter dem Titel: „Preußisches Archiv" herausgekommenen Zeitschrift geliefert.

Am 25sten Mai zu Darmstadt, Herr G. P. Muhl, Dr. der Rechte, Kaiserl. Hof-Pfalzgraf, Landgräfl. Hessischer Regierungs-Advokat, 40 Jahre alt. Er ist Verfasser eines Werkes über die Rechtslehre von Moratorien.

Am 29sten Mai zu Berlin, Frau Antonia geb. Sack verwittwete Bamberger. Sie ist in frühern Zeiten, anonym als Schriftstellerinn aufgetreten. Ihr Gatte war der im vorigen Jahre verstorbene Kirchenrath Bamberger.

Am 14ten Jun. zu Baireuth, Herr J. F. W. Kammerer, Königl. Preuß. Kriegs- und Domainenrath, 34 Jahre alt. Im 10. Bande von Meusels gel. Deutschl. ist er als Schriftsteller aufgeführt.

Am

Am 14ten Jun. zu Würzburg, Herr C. Bönicke, ordentl. Professor der deutschen Reichsgeschichte daselbst. Er hat eine Geschichte der Universität Würzburg in zwey Quartbänden geschrieben, welche daselbst 1782 und 1788 erschienen sind.

Am 3ten Jul. zu Leipzig, Herr E. C. von Ryssel, Kurfürstl. Sächsischer General-Major, und Chef des dortigen Regiments, 77 Jahre alt. Er hat einige militärische Schriften aus dem Französischen übersetzt. s. Meusels gel. Deutschl. VI. Th. S. 496.

Am 4ten Jul. daselbst, Herr J. F. Held, dritter Kollege an der Nicolaischule, 60 Jahre alt. In frühern Jahren lieferte er Beyträge zu den Actis Eruditorum.

Am 9ten Jul. zu Nürnberg, Herr G. W. F. Panzer, Dr. der Philosophie, Schaffer an der Haupt- und Pfarrkirche St. Sebald daselbst, Präses des Pegnesischen Blumen-Ordens, 76 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner zahlreichen eigenen Schriften und Uebersetzungen findet sich in Meusels gel. Deutschl. VI. Th. S. 21 — 24.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig 1804.

Den 1sten Mai wurde die Gedächtnißrede wegen der von Schütz- und von Gersdorfischen Stiftung von Herrn Ernst Gustav von Gersdorf, aus der Oberlausitz, gehalten. Die dazu vom Herrn Ordinar. Dr. Bauer gefertigte Einladungsschrift enthält: Responf. Jur. CLII. et CLIII. de prohibitione usurarum ex usuris. De legitima liberis debita juste aestimanda.

Den 2ten Jun. hielt Herr Mag. Karl Heinrich Ludwig Pölitz, wegen erhaltenen außerordentlichen Lehramtes der Philosophie seine Antrittsrede, wozu er mit dem Programm de discrimine paedagogices et educationis, eingeladen hatte.

Den 20. Jun. als am Pfingstfeste, wurde die latein. Rede von Herrn Mag. Johann Gottlieb Mittig, gehalten. Das vom dermaligen Dechant der theolog. Fakultät Herrn Dr. Keil dazu gefertigte Programm enthält Comment. XIII. de doctoribus veteris ecclesiae culpa corruptae per Platonicas sententias Theologiae liberandis.

Den 12ten Jun. wurde das Botnische Andenken durch eine Rede von Herrn Heinrich Gottfried Bauer, aus Leipzig, gefeyert. Das Einladungsprogramm dazu, von des Redners Vater Herrn Ordinar. Bauer, enthält Respons. Jur. CLIV. De effectu clausulae codicillaris contra testamentum ruptum.

Den 23sten Jun. erwarb sich Herr Mag. Wilhelm Siegmund Teucher, J. U. Bacc., die Rechte eines Magistri legentis durch Vertheidigung der ersten Abtheil. seiner Abhandlung de natura et formis interpretationis et hermeneutices civilis observationes. Die zweyte Abtheil. vertheidigte er den 28sten Jun. zur Erlangung der juristischen Doktorwürde. Die Bekanntmachung dieser Promotion ad Facult. erfolgte nachher durch das Programm des Herrn Dr. Biener, welches überschrieben ist: Commentat. qua rescriptum Principis Electoris d. d. 13. Dec. 1803. de Schriftsassiatu personali ex re, praediove, etiam sine domicilio, competente, illustratur.

Den 3ten Sept. wurde das Andenken der durch eine vortreffliche Stiftung um die Universität sehr verdienten Gräfinn Bestuchef-Rumin, durch eine Rede gefeyert, die Herr Christoph Anton von Carlowitz, aus dem Meißnischen, hielt. Die Einladungsschrift dazu war vom Dechant der theologisch. Fakultät Herrn Dr. Keil, und enthält die Fortsetzung der bereits angeführten Abhandlung.

Den 6ten Sept. erhielt Herr Advokat Johann Friedrich August Diedemann, die juristische Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. Observationum ad doctrinam juris civilis de damno et pauperie pertinentium biga, vertheidiget hatte. Das zu dieser Feyerlichkeit vom dermaligen Prokanzler Herrn Ordinar. Dr. Bauer geschriebene Programm enthält: Respons. Jur. CLV. Num legatum non delatum praeviae inter vivos dispositioni auxilietur?

Den

Den 10ten Sept. hielt Herr Dr. Johann Christian Rosenmüller, wegen erhaltenen ordentlichen Lehramtes der Anatomie und Chirurgie seine Antrittsrede, wozu er mit dem Programm eingeladen hatte: De nonnullis musculorum corporis humani varietatibus. Ihm ist eine Kupfertafel beygefügt.

Den 16ten Sept. machte Herr Dr. August Ludwig Diemer seine über Theses juris controversi künftig zu haltenden öffentlichen Disputationen durch ein Programm bekannt, welches überschrieben ist: Johannes Georgius I. Elector Sax., et Fridericus Augustus I. Rex Pol. et Elect. Sax. rei judiciariae legislatores.

Den 20sten Sept. vertheidigte Herr Mag. Karl Friedrich Christian Wenk, unter Herrn Oberhofgerichtsassess. Dr. Haubold's Vorsitze, den ersten Theil seiner Disputat. Divus Pius, sive ad leges Imp. Titi Aelii Antonini Pii Augusti Commentarius.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

München. 1805.

In der am 28sten März gehaltenen öffentlichen Sitzung der hiesigen Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften, las Herr Dr. Flurl eine Abhandlung über die Gebirgs-Formationen in den dermaligen Kurpfalzbaierischen Staaten, und der Sekretär Herr Westenrieder, proklamirte die neuen Mitglieder und die Preisschriften. Die im verflossenen Jahre aufgenommenen Mitglieder waren: Herr M. von Branca, Kurfürstl. Geh. Rath und Regierungs-Direktor, und Herr C. Ch. Edler von Mann, Kurfürstl. oberster Justizrath, als Mitglieder der historischen Klasse; Herr P. A. Winter, Pfarrer zu St. Jodocus, und Professor an der Ludwigs Max. Universität zu Landshut, und Herr Dr. Chladni zu Wittenberg, als korrespondirende Mitglieder. Vermöge höchster, der Akademie zugegangenen Entschließungen, wurden zu ordentlichen Mitgliedern der physi-

physikalischen Klasse ernannt: der bisherige Professor zu Jena, Herr Ritter, der vormalige Professor zu Göttingen, Herr Seyffer, der Kurpfalzbairische Geh. Rath, Freyhr. von Moll, außerdem Herr Geh. Rath Jacobi, als ordentliches Mitglied.

Was die Preise betrifft: so setzt die physikalische Klasse, den im Jahre 1803 für das Jahr 1805 ausgesetzten Preis auf die unbeantwortet gebliebne Frage, die eine größere Aufmerksamkeit verdienenden Naturprodukte in den Kurbaierischen Staaten betreffend, für das Jahr 1807 von Neuem aus, mit den Beysätzen: 1) daß sie zufrieden sey, wenn die Beantwortung der Frage, auch nur in Ansehung der Produkte einer einzigen Provinz, oder auch nur in Rücksicht eines einzigen wichtigen Gegenstandes zweckmäßig und erschöpfend geschieht; 2) daß sie auch bereit sey, eine das Ganze erschöpfende Preisschrift mit einer doppelten Preismedaille von 100 Dukaten zu belohnen. — Eben so erhöht die historische Klasse den im Jahre 1802 für das Jahr 1806 auf eine pragmatische Geschichte des Baierischen Handels ausgesetzten Preis von 50 Dukaten auf eine goldene Medaille von 100 Dukaten. — Die Preisschriften der historischen Klasse für das Jahr 1806, müssen bis zum 1sten Novemb. 1805; die physikalischen aber für 1807 bis zum 1sten Nov. 1806 (in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache,) an den Sekretär der Akademie Herrn Westenrieder, eingesandt werden.

Anzeige kleiner Schriften.

Leben des Aonius Palearius, eines Märtyrers der Wahrheit. Zur Anzeige der von Ostern 1804 bis 1805 gehaltenen, und von Ostern 1805 bis 1806 zu haltenden Vorlesungen der Professoren des Hamburgischen Gymnasiums, von Johann Gurlitt, Professor der morgenländ. Sprachen am Hamburgischen Gymnasium, derzeitigem Rektor, Direktor und erstem Professor am Johanneum. Hamburg, gedruckt bey Schniebes. 1805. 28 Seit. 4. geheft. 8 Gr.

Aonius

Aonius Palearius, dessen kurze Biographie diese Schulschrift liefert, ward zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, zu Veroli in der Campagna di Roma geboren, und gehört zu den vorzüglichsten Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien. Er hatte die Werke der Alten fleißig studirt, und sich mit ihrem Geiste genährt. Mit einer sehr ausgebreiteten Gelehrsamkeit, verband er reife Urtheilskraft, seltenen Scharfsinn, und unbestechliche Wahrheitsliebe. Unter seinen zahlreichen Schriften machte ihn vorzüglich ein lateinisches Gedicht, de animi immortalitate, welches 1536 erschien, berühmt. Zuerst hielt er sich in Siena auf, hernach lehrte er die Beredsamkeit zuerst in Lucca, und hierauf in Mailand. Er gerieth sehr bald in Verdacht der Ketzerey und Begünstigung der damals von Luther und Melanchthon begonnenen Reformation; indem er von diesen Männern, in seinen mündlichen Vorträgen und Schriften nicht nur mit vieler Achtung sprach; sondern auch selbst manche Sätze vortrug, welche dem damals herrschenden Kirchensysteme zuwider waren. Unter dem Papste Pius dem Fünften, einem ehemaligen Dominikaner und strengen Inquisitor, ward er gefangen nach Rom geführt, eine Untersuchung, wegen angeschuldigter Ketzerey gegen ihn angestellt, er derselben für überwiesen erklärt, und im Jahre 1566 mit dem Strange erwürgt, und hierauf verbrannt.

Die hier mitgetheilten Nachrichten über das Leben, die Lehren und Meinungen des Palearius, die zur Beurtheilung des damals herrschenden Zeitgeistes von vielseitigem Interesse sind, liefern einen schätzbaren Beytrag zur Literargeschichte des 16ten Jahrhunderts, und sind um so zuverlässiger, da die eigenen Aeusserungen des Palearius, in seinen hinterlassenen Werken dabey zum Grunde liegen.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die Einleitung zu dieser Schrift, in welcher der würdige Verfasser darauf aufmerksam macht, wie sehr die Freyheit des Gebrauchs der Vernunft, in Sachen des religiösen Glaubens durch die Reformation gewonnen habe. Der reiflichsten Beherzigung werth ist dasjenige, was eben so freymüthig als einleuchtend wahr, über diejenigen protestantischen Schriftsteller gesagt wird, welche in unsern Tagen, (wie dieß bey den Coryphäen und Anhängern der allerneuesten Philosophie und Poesie zum

zum guten Ton gehört,) dem krassesten Katholicismus, dem sinnlosesten Legendenkrame, der selbst von allen vernünftigen Katholiken verachtet wird, und überhaupt der Hierarchie das Wort reden. „Es ist," heißt es S. 18 „als wenn der „Mensch zuweilen auch des gesunden Verstandes, nach lan„gem Gebrauche überdrüssig würde; und dann in den Phan„tasieen und Gefühlen der Mystik und Schwärmerey wieder „Reiz und Nahrung suchte. Aber laßt uns die Jugend vor „den Lehren und dem Beyspiele dieser Verirrten bewah„ren!"

In einem zweyten Programme wird der Herr Direktor Gurlitt aus der merkwürdigsten, erst nach dessen Tode 1596 bekannt gewordenen Schrift des Aonius Palearius: *Actio in Pontifices et eorum asseclas*, einen Auszug liefern.

Versuch einer Lobrede auf Johann Joachim von Zieten. Von dem Obristen von Massenbach, zweytem Generalquartiermeisterlieutenant der Armee. Berlin, bey Unger. 1805. 4 Bog. gr. 8. geheft. 8 Gr.

In dieser, vor einer Versammlung von Militär-Personen gehaltenen vortrefflichen Rede, entwirft der würdige Verfasser ein eben so treues und charakteristisches als anziehendes Bild eines der berühmtesten Preußischen Helden, der zugleich einer der edelsten Menschen, in seinen mannichfaltigen Verhältnissen, als Staatsbürger, Unterthan, Gutsbesitzer, Regimentschef, Freund, Gatte und Vater war. Die Hauptzüge von Zietens Charakter: ächte Religiosität, glühende Vaterlandsliebe, unerschrockener Muth, prunklose Redlichkeit, herzliches Wohlwollen gegen die Menschheit, Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, u. s. w. werden hier mit lebhaften Farben geschildert, und die unsterblichen Verdienste, welche sich Zieten um den Staat und das Preußische Heer erwarb, auseinandergesetzt. Die mancherley, größtentheils ganz unverschuldeten Unfälle, die er bey seinem ersten Eintritt in den Preußischen Dienst erfuhr, und wodurch Friedrich Wilhelm I. zweymal veranlaßt ward, ihn zu verabschieden, so wie die Kabalen und Anschwärzungen, welche sich ein andrer berühmter General, der überdieß ein Liebling Friedrichs des Großen war, unter diesem Monarchen gegen

Zie-

Zieten erlaubte, und die so lange das gute Vernehmen unter beyden störten, werden hier erzählt, und mit Anwendungen und Bemerkungen begleitet; welche besonders für junge Militär-Personen höchst wichtig sind, und, so wie die, am Schlusse dieser Rede, aus der Darstellung von Zietens Leben und Charakter gezogenen Resultate, die reiflichste Erwägung verdienen. Wie wahr und schön heißt es S. 60:

„Das herrlichste Geschenk, das die Vorsehung den Völ„kern des Erdbodens machen kann, sind Männer, in wel„chen das regere, geistigere Leben der Menschheit verbun„den mit Tugend wirkt. Genie allein kann Bewunderung „erwecken; aber ohne Tugend ist es öfters verheerende „Flamme. — Nur das mit Tugend Hand in Hand wan„delnde Genie erregt und erheischt Ehrfurcht."

Der ganz seinem Gegenstande angemessene schmucklose und einfache; aber edle und energische Styl diese Rede, giebt ihr, außer dem hohen Interesse des Inhalts, noch einen eigenthümlichen dauernden Werth.

Korrespondenz.

Auszug eines Schreibens aus Augsburg vom 20. Jul. 1805.

Noch immer ist in der Kurpfalzbaierschen Provinz in Schwaben zu der Verbesserung des protestantischen Schulwesens nichts geschehen, und mit gespannter Erwartung sieht man daher noch immer den Dingen entgegen, die da kommen sollen; ob der schon bekannt gemachte Lehrplan, nach welchem zwar auch in dem katholischen Theil der Provinz nichts mehr geschehen ist, als daß in Kempten und Dillingen Lyceen errichtet wurden, wovon auch das erstere nur nothdürftig fortgeht, auch hier in seiner vollen Ausdehnung eingeführt; oder ob nach den von nah und fern her gemachten Remonstrationen eine Abänderung, wenigstens doch in den Schulen der Protestanten, getroffen werden wird. Ob die Erwartungen von der nahen Auflösung des Oberschuldirektoriums, das durch seinen Despotismus selbst nach dem Sprüchwort von stren-

strengen Regenten dem Ende seines Regiments bald entgegen sehen müsse, und durch seine vorschnellen Beschlüsse selbst die sonst so großmüthige Regierung auf manche Weise kompromittirte, erfüllt werden dürften, ist noch sehr zu bezweifeln. Auch haben diese Herren bisher immer die Freude gehabt, über alle ihre Gegner triumphiren zu können. Selbst der bisherige Augsburger Domicellar, Freyherr von Meslieux, der als aufgeklärter und thätiger Geschäfftsmann auch bey Hofe in Ansehen und Achtung stand, mußte ihnen das Feld räumen. Da er nach dem ersten Plane, jeder Provinz, so wie ihre eigene Regierungs- und Justizkollegien, auch ihr besonderes Schulkollegium zu geben, als Landesdirektionsrath auch dazu ernannt war, und da Hubel gestorben, und Konsistorialrath Schmid zum Oberschulkommissär ernannt worden war: so suchte er immer noch standhaft sich den Eingriffen des plötzlich sich zur Oberbehörde erhebenden Münchner Schuldirektoriums standhaft zu widersetzen, und seine, schon durch das Regierungsblatt bekannt gemachte Ernennung geltend zu machen; daher sich die Regierung auch nur dadurch zu helfen wußte, daß sie ihn als Direktor zur Baierischen Landesdirektion nach München versetzte; wodurch aber in der Schwäbischen Provinz, wo er als Geistlicher vorzüglich die geistlichen Angelegenheiten zu besorgen hatte, wieder eine Lücke entstand, die unausgefüllt zu lassen manche Verlegenheiten veranlassen muß; indem sonst ein weltlicher Rath z. B. Kandidaten examiniren, und manches Andre übernehmen müßte, was er auch bey aller Geschicklichkeit doch nicht so gut zu leisten im Stande ist; ob es gleich von dem erst zum Direktor ernannten Baron von Lerchenfeld wirklich schon versucht worden seyn soll.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Erstes Stück,

Viertes Heft.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Sophoclis Electra, emendavit, varietatem lectionis, scholia notasque tum aliorum tum suas adjecit *Car. Gottl. Aug. Erfurdt*, A. L. M., Gymnasii Merseburg. Collega III. Lipsiae, apud Fleischerum jun. 1803. 1 Alph. 9 Bg. 8. 2 Rthl. 12 gr.

Ueber den Plan und Zweck dieser Ausgabe sagt die Vorrede weiter nichts, als: eadem fere ratione, qua nuper Trachinias, Sophocleam Electram adornatam in lucem emisimus; die übrigen fünf Blätter beschäfftigen sich mit der Beschreibung der Handschriften, welche bisher zu diesem Stücke gebraucht worden sind; vorzüglich aber der Jenaischen, aus welcher Purgold 1802 die Lesarten, nebst den Scholien, bekannt gemacht hat. Diese Scholien sind hier, zwischen den andern, mit kleinerer Schrift eingeschaltet worden. Es scheint, als wäre es dem Hrn. E. nicht allein darum zu thun gewesen, seine vermeinten Verbesserungen an den Mann zu bringen; sondern auch dem deutschen Leser den Genuß der Musgravischen Bemerkungen zu gewähren, und überhaupt Alles vollständig zu liefern, was bisher über diese Tragödie geschrieben worden ist, mit genauer Bezeichnung und Nachweisung der Quellen, aus welchen der Text geflossen ist. In dieser Rücksicht kann Rec. diese Ausgabe empfehlen; ob er

gleich mehr Oekonomie gebraucht zu sehn wünschte. Denn die kleinen Noten unter dem Texte, welche die Stelle der Varietas lectionis vertreten sollen, muß man sehr oft hinten in dem Kommentar noch einmal lesen. Der Ueberfluß der Scholien wird dem Leser bald zum Ekel, und er verliert die Geduld, sie weiter zu vergleichen; vorzüglich wenn er sieht, daß selbst der Herausgeber sich nicht die Mühe genommen hat, sie genau auf den vorhandnen Text anzuwenden, und alle in ihnen versteckte Abweichungen der Leseart und Interpunktion auszuzeichnen und zu beurtheilen. Doch muß Rec. die Sorgfalt loben, mit welcher die ältern Scholien von den neuern; besonders denen vom Triklinius, abgesondert worden sind. Von S. 389 bis 482 gehen In Sophocleam Electram Adnotationes. Dann folgt Index locorum in Suidae lexico citatorum ex editione Musgravii. Wozu dieser? da ein Index über diese Ausgabe selbst fehlt.

Um den, auch in dieser Ausgabe, herrschenden Geist zu bezeichnen, und das Verdienst, welches der Herausgeber sich dadurch erworben hat, genauer zu bestimmen, will Rec. das Stück durchgehn, und einige der vorzüglichsten Aenderungen und Bemerkungen des Hrn. E. anzeigen. V. 21 hat Hr. E. geschrieben: ὡς ἐν ταῦθ' ἵμεν, wo Brunck ἐμὲν für ἐσμὲν gesetzt hatte. Er meinte, und giebt diese seine Meinung als Grund an, ἐμὲν sey nicht von den Attischen Tragikern gebraucht worden. Dagegen aber muß Rec. bemerken, daß ἵμεν (von εἶμι) von den Attikern durchaus, wie alle übrigen Personen dieses Zeitwortes, nur in der Bedeutung des Futuri gebraucht werden; welches an dieser Stelle gar nicht paßt. V. 215: τὰ δέ, τοῖς δυνατοῖς οὐκ ἐριστὰ πλάθειν, erklärt er so: propterea non invidenda, i. e. abominanda res est (ἐριστὰ pro ἐριστὸν) cum potentioribus contendere; ohne weiter einen Grund hinzuzusetzen. Wenigstens sollte er doch die angenommene Bedeutung von ἐριστὸς erläutern, und aus Sophokles bestätigen. Im 1093sten Verse, wo jetzt steht: τῶν φερομένων ἄριστα τᾶ Ζηνὸς εὐσεβείᾳ, las der eine Scholiast ἐριστά: welches anzumerken, Hr. E. sich nicht die Mühe genommen hat. V. 221: τίνι γάρ ποτ' ἄν — πρόσφορον ἀκούσαιμ' ἔπος, τίνι φρονοῦντι καίρια; erklärt Musgrave a quo laudabor? Confer. Philoct. 616. Was soll diese Citation? Hr. E. schweigt bey dieser Stelle. Kann πρόσφορον ἔπος Lob bedeuten, da

Φρο-

φρονοῦντι καίρια folgt? Verdiente die Wortfügung αὐτὸν τινὶ statt ὑπὸ oder παρά τινος nicht eine Bemerkung? V. 227 las der Scholiast ἀείνοπος θρήνων statt ἀνάριθμος; dieß wird nirgends bemerkt, noch die Lesart beurtheilt. V. 237 hat Hr. E. ἐντίμως ἔχουσα πτέρυγας ὀξυτόνων γόων gesetzt, für ἐκτίμως, nach Hermanns, seines Lehrers, Muthmaaßung. Freylich hatte man ἐκτίμως bisher falsch für gleichbedeutend mit ἀτίμως erklärt; welches, wie Hr. E. bemerkt, aus ἐκτιμᾶν erhellet, welches nicht ἀτιμάζειν, sondern sehr ehren bedeutet. Aber der von ihm angeführte Grund, warum er ἐντίμως schrieb, taugt durchaus nicht: atque omnino haec vox cum nusquam occurrat, nisi hoc loco, non potest non et significatio eius admodum esse ambigua, et auctoritas maximam habere suspicionem. Denn erstlich hat Hesychius das Wort ἔκτιμος angemerkt; und zweytens ist die Bedeutung ja nicht zweifelhaft, wie das von E. selbst verglichene ἐκτιμᾶν beweist. Wie folgt also aus diesen Sätzen, daß das Wort hier mit Recht verdächtig sey? So viele andre Worte kommen ja nur im Sophokles jetzt vor! Es ist unangenehm, so oft von Philologen solche unlogische Raisonnements zu hören! V. 336: ἐμοὶ γὰρ ἔσω τε μὲ μὴ λυπῶν μόνον βόσκημα, hat Hr. E. für λυπεῖν gesetzt: und diese Verbesserung bestätigt der von ihm angeführte Scholiast, so wie der Zusammenhang, vollkommen. Statt: ἆρα μὴ δοκοῖς λυτήρι' αὐτῇ φέρειν, V. 439, hat er ἆρα καὶ gesetzt; V. 464: πείσομαι· τῶν δὲ für τὴν δὲ; dieß letztere ohne allen Grund. Die ἀμιλλήματα μιαιφόνων γάμων, V. 486, hatte Musgrave ganz richtig in ὁμιλήματα verwandelt; hier ist aber die alte, sinnlose Lesart beybehalten worden. Darzu kommt noch, daß der eine Scholiast τὰ συναλλάγματα τῶν γάμων erklärt. V. 847 steht jetzt: δεινῶν τετυγμένων τε ἄχθαι, wo vorher ἀχέων stand, nach Hermanns Muthmaaßung. Das V. 854 für ächt erkannte ἀρωγαὶ hat Hr. E. doch nicht aus den Scholien aufgenommen, und an die Stelle des zweydeutigen ἀρωγοὶ gesetzt. V. 859 ist durch einen Druckfehler, welcher nicht mit bemerkt ist, σκόπος gesetzt, statt ἄσκοπος. Im V. 893 ist das gemeine ξύνηθες ὄμμα in ὄνομα verwandelt; nach Hermanns Vermuthung über Euripidis Hecuba, S. 123. λύσει γὰρ ἡμᾶς οὐδέν, οὐδ' ἐπωφελεῖ — θανεῖν, V. 1000, hat E. für λύει geschrieben; scribendum erat, ist sein Grund. Zwar hat auch der eine Scholiast so

 geles-

gelesen; denn er erklärt es durch ἐκλύσεται; aber das folgende ἐπωφελεῖ spricht doch deutlich für das Präsens. V. τὸ μὴ καλὸν παροπλίσασα ist für καθοπλίσασα gesetzt, weil dieses (welches Brunck durch καταπυλεμήσασα mit dem Scholiast erklärte) armans bedeute, und hier nicht in den Sinn der Stelle passe. V. 1182 steht ἤδη jetzt richtiger, als vorher ᾔδειν. Eben so V. 1198: μόνος γὰρ ἥκω τοῖς ἴσοις ἀλγῶν κακοῖς für τοῖσι σοῖς. Aber V. 1248: ἔξοιδα καὶ ταῦτ᾽· ἀλλ᾽ ὅταν παρουσία φράζῃ, τὸ τ᾽ ἔργων τῶνδε μεμνῆσθαι χρεών, will Musgrave παῤῥησία φράζειν lesen. Hr. E. schweigt darzu; und gleichwohl widerlegt Sophokles selbst diese Muthmaaßung; denn der folgende Vers: ὁ πᾶς ἐμοὶ ὁ πᾶς ἂν πρέποι (hier steht durch einen Druckfehler τρέποι) παρὼν ἐννέπειν τάδε δίκα χρόνος. Also ist παρουσία der rechte Augenblick! καιρὸς nach dem Scholiasten! Für τάδε δίκα schlug Reiske τάγε δίκαια vor; und wirklich las der Scholiast δίκαια. Hr. E. schweigt auch hier, und erklärt nicht, was δίκα hier bedeuten könne. Die bey V. 1272 von dem Scholiasten bemerkte Lesart hat Hr. E. gar nicht angeführt. V. 1274 hat er μή μ᾽ ἀποστερήσῃς τῶν σῶν προσώπων ἁδονᾶν μεθέσθαι. drucken lassen für ἁδονὰν, nach Porsons Vorschlag. Aber μεθέσθαι giebt keinen Sinn! Dafür schlug Reiske und Musgrave μεθύσθαι vor; aber Hr. E. erklärt sich da, wo er diese Muthmaaßung anführt, weder dafür, noch dagegen! V. 1302 wollte Musgrave ὑπηρετοίην für ὑπηρετοίμην lesen, weil diese Form im aktivischen Sinne ganz ungewöhnlich ist. V. 1308: οὔποτ᾽ ἐκλήξω χαρᾶς δακρυῤῥοοῦσα, sollte getrennt: ἐκ λήξω, gedruckt seyn; denn ἐκ χαρᾶς gehört zusammen. Denselben Fehler hat die Brunckische Ausgabe. Zum 1381. Verse: τὸ δυσέριστον αἷμα φυσῶν Ἄρης, führt Hr. E. die Lesart der Jenaer Handschrift: ἅρμα für αἷμα, an; aber die aus derselben angeführte Erklärung: πῶς ὁρμὴν δέδωκεν Ὀρέστῃ, zeigt deutlich, daß ursprünglich ὅρμα geschrieben war. Die bey V. 1392 aus einigen Handschriften angeführte Lesart Ἑρμῆς ἐπάγει für σφ᾽ ἄγει, erwähnt auch Triklinius. Für φθίνει, V. 1410, hat Hr. E. φθίει geschrieben, weil, nach Vauvilliers Bemerkung, jene Form als Aktivum bey Sophokles nicht vorkommen soll; für κυρεῖ, V. 1420, κυροῦντα, um die zum Versmaaße fehlende Sylbe zu ergänzen; für πόλας, V. 1454, πέλας, mit Reiske. Weil er V. 1462 an der, von Brunck aufgenommenen, Tyrhwitti=

wittischen Verbesserung: ἄνευ φθόνου μὲν εὖ πεπτωκὸς, zweifelte: so hat er die alte Lesart: οὐ πεπτωκὸς, wieder in den Text gesetzt. Dem Rec. deucht die Verbesserung unbezweifelt zu seyn; nur muß man sie anders erklären, als hier geschehen ist: Spectaculum felici casu (modo absit invidia verbo) oblatum; at si Nemesis insequatur, non dico. Das wäre nicht einmal lateinisch! Aber Musgrave hat gar keine Uebersetzung gegeben. Φάσμα εὖ πεπτωκὸς nennt Aegisthus den Anblick des vor ihm liegenden Leichnams von Orestes; (wie er glaubte) dieses Glück, welches in dem εὖ πεπτωκὸς angedeutet wird, beneidet Aeg. dem Orestes nicht; (wenn dieser nämlich gewünscht und gestrebt hatte, in sein Vaterland zurückzukehren) vielmehr hatte er etwas gewünscht, den ihm verhaßten Orestes todt vor sich liegen zu sehen; doch um die Ahndung der Nemesis abzuwenden, will er, als Verwandter, dem Leichname einen Beweis des Beyleids geben. V. 1488 stand vormals: λόγων γὰρ οὐ νῦν ἐστὶν ἀγών; Brunck schrieb ὡγών; E. hat dafür gesetzt: νῦν ἔστ' ἀγὼν ἔτ'; und so schreibt er auch im Oedipus tyrannus, V. 258: νῦν δ' ἔτ' ἐπικυρῶ γ' ἐγώ. wo δέ γ' ἐπικυρῶ steht. Auf den Text folgen die griechischen Scholien, mit den vorigen Ausgaben verglichen; jedoch ohne die nöthigen Erläuterungen derjenigen Stellen, welche nicht eigentlich zur Erklärung des Textes gehören. Im Scholio zu V. 122, S. 156, steht zweymal διαμάζεις fehlerhaft für δαμάζεις gedruckt. Die beyläufigen Citationen und Bruchstücke alter, verlorner Schriften sind meistens ohne alle Berichtigung oder Nachweisung geblieben; wie das Fragment von Aeschylus über V. 135. Das Epigramm, welches hier zu V. 147 dem Agathias zugeschrieben wird, steht ohne Namen in der Anthologie, S. 316. Anal. III. p. 281. Auch Eustathius über Homer führt es ohne Namen des Verfassers an. Zu V. 217 (eigentlich 227) wird die Variante angeführt: ἀγάνομος, und erklärt: ἀεὶ νεμομένη ἐν αὐτοῖς καὶ οὔποτε χωρὶς οὖσα τῆς τῶν δακρύων νομῆς. wo Brunck γενομένη hat. Hieraus erhellet, daß es ἀείνομος heißen sollte; welche Lesart Hr. E. nicht angemerkt hat. In dem Jenaischen Scholion zu V. 1306 steht erst ἐν für ἐκ; und Zeile 6 ist wahrscheinlich δύναται, oder ein ähnliches Zeitwort, ausgelassen. Was den Kommentar betrifft: so scheint es, daß auch hier die Anlage auf eine vollständige Sammlung von Allem, was über das Stück gerathen und gesagt worden ist, gemacht worden sey. Denn

sonst wäre dem Leser mit einem Auszuge und Bemerkung des Brauchbaren mehr gedient gewesen. Sollte aber einmal Alles wieder gegeben werden: so konnte man vom Herausgeber doch ein Urtheil über alle die Vorschläge von Verbesserungen und Erklärungen erwarten; welches man aber weit seltner antrifft, als es seyn sollte. Ueber den Plan des ganzen Stücks, verglichen mit der Euripideischen Tragödie, so wie über die Ausführung desselben, hat der Herausgeber nirgends, auch nur beyläufig, eine Aeußerung fallen lassen. Auch könnte Rec. mehrere Beweise anführen, daß ihm die Entwickelung poetischer, vorzüglich lyrischer Ausdrücke, wo er sich darauf einläßt, nicht sonderlich geglückt sey. Wenn er, wie es scheint, mit der Herausgabe der einzelnen Stücke des Sophokles fortfahren sollte: so wünschte Rec., daß er in Zukunft das Bedürfniß der Leser mehr beherzigte, und ihm das Brauchbare aus dem vorhandnen Vorrathe, mit mehr Wahl, oder wenigstens in einer mehr zeitsparenden Kürze, darreichen wolle. Aus den in dieser Ausgabe erhaltenen Proben wird der Leser nach Musgrave's Kommentar zum Sophokles nicht so lüstern geworden seyn, daß er ihn ganz abgedruckt zu besitzen verlangen möchte. Sein Name hat seinen Anmerkungen eine Celebrität verschafft, welche das Lesen und der Gebrauch derselben keinesweges rechtfertigen.

Ti.

Ἀθηναίου Ναυκρατίτου Δειπνοσοφισταί. Athenaei Naucratitae Dipnosophistarum Libri XV. Ex optimis Codd. nunc primum collatis emendavit ac supplevit, nova latina versione et animadversionibus cum *Is. Casauboni* aliorumque tum suis illustravit commodisque indicibus instruxit *Joh. Schweighaeuser*. *Tomus III.* Argentor. 1803. *Tomus IV.* 1804. (enthält das 10. 11. u. 12te Buch). Dazu Animadversiones in Athenaei Dipnosophistas post *Is. Casaubonum* conscripsit *Joh. Schweighaeuser*. *Tomus V.* Animadv. in Librum IX et X. ib. 1804. *Tomus VI.* Anim. in Libr. XI et XII. ib. eod.

Es

So weit ist bis jetzt diese Ausgabe gediehen; welche in ihrem Fortgange an Zahl der Bände, so wie an der Menge der Beyträge, gewonnen hat, welche dem Herausgeber aus Frankreich und Deutschland zugekommen sind. Auch in den verschiedenen gelehrten Journalen von Deutschland und im Magazin encyclopedique haben sich Recensenten gefunden, welche die Mängel und Lücken der herausgekommenen Bände zu verbessern und zu füllen bemüht gewesen sind, so, daß für den letzten Band eine große Nachlese übrig bleibt; obgleich der Herausgeber schon einen Theil davon, in einzelnen Nachträgen, zu den spätern Bänden benutzt hat. Durch dieses Verfahren aber ist für den Leser eine große Unbequemlichkeit entstanden, und ein besonderes Register für die so zerstreuten Verbesserungen nöthig geworden. Die Verfahrungsart des Herausgebers hat Rec. im Ganzen schon bey der Anzeige der ersten Bände bezeichnet. Sie ist im Ganzen dieselbe geblieben, da Rec. gewünscht hätte, Hr. Sch. möchte mehr Schonung gegen die Leser dadurch beweisen, daß er ihnen nicht Alles so ausführlich in den Anmerkungen vorsetzte, was ihm allenfalls zu seiner eignen Ueberzeugung nöthig seyn möchte. Hier folgen nun einige Bemerkungen, als Belege zu dem Urtheil des Rec., aus den zwey letzten Bänden.

B. 7. S. 299 sagt Archestratus vom Aal: ἔγχελυς ἡ φύσει ἐστὶν ἀπύρηνος μόνος ἰχθύς. Hier werden mehr, als zwey volle Seiten über ἀπύρηνος, wie der Text und die Handschriften haben, und über die vom Hrn. S. aufgenommene Muthmaßung des H. Coray ἀπήρινος, Anmerkungen geliefert. Gegen die neue Lesart läßt sich Mehreres erinnern. Erstlich ist πηρὶν oder πηρίς nicht schlechtweg pars genitalis oder partes genitales; sondern der Hodensack mit den Hoden; dann überhaupt das männliche Glied. Hier aber müßte ein Wort stehen, welches die Geschlechtstheile überhaupt bezeichnete, wenn der Dichter den Aal als geschlechtslos angeben wollte. Aber dieß war nicht der Zweck desselben; sondern, die Merkmale der Fische, in Ansehung ihres Geschmacks als Speise, anzugeben. Nach Rec. Ueberzeugung, mußte also ἀπύρηνος durchaus stehn bleiben, und anders erklärt werden. 7. S. 305. E. ist folgender Hexameter desselben Dichters ohne Bemerkung geblieben: τὸν κάπρον γ' ἂν ἐσίδῃς, ὠνοῦ, καὶ μὴ κατάλειπε; welcher τὸν κάπρον, ἢν ἐσίδῃς heißen sollte. Bey dieser Gelegenheit will Rec. einige der übrigen

zahlreichen Bruchstücke dieses Dichters im Athenäus durchgehn. 7. S. 325. E. ἐν δὲ Τίῳ χείρω, hat Hr. S. aus der Lesart der Handschrift: ἐν δέ τῷ χείρω, gemacht; aber es soll Τέῳ heißen. Der Dichter nennt lauter Städte an der Küste von Kleinasien; Τίος aber liegt am Pontus. 7. S. 319. E. καὶ σελάχη μέντοι κλεινὴ Μίλητος ἄριςα ἐκτρέφει· ἀλλά γε χρὴ ῥίνης λόγον ἢ πλατυνώτε λειοβάτε ποιεῖσθαι; ὅμως κροκόδειλον ἂν ὀπτὸν δαισαίμην ἀπ' ἴπνε, τερπνὸν παίδεσσιν Ἰώνων; welches die Uebersetzung giebt: et cartilagineos quidem (omnes) inclyta Miletus optimos alit; sed praecipue utique ratio squatinae aut lato dorso laevis raiae habenda. Verumtamen crocodilum assum e furno lubens epuler, gratum filiis Jonum. So ist der Fehler des Originals schon aus dem falschen Gegensatze, und aus dem Nachsatze vom Krokodil, welcher hier, ohne sichtbare Beziehung auf das Vorhergehende, genannt wird, ersichtlich. Im Originale giebt der lahme Hexameter noch eine dritte Anzeige des Fehlers. Wenn man aber die fehlende Negation hinzusetzt: ἀλλ' ἐ χρὴ ῥίνης — ποιεῖσθαι. ὁμῶς: so verschwinden alle diese Mängel. Der Dichter verwirft die beyden genannten Fische als unschmackhaft, und setzt hinzu: eben so gern wollte ich eine gebratene Eidechse essen, welche die Joner lieben. Diese nannten alle Eidechsen κροκόδειλοι; und, mit dem Beysatze: ὁ χερσαῖος, eine besondre Art: Lacertellio beym Linne. 7. S. 322. C. αὐτὰρ σινώδοντα μὲν, ὃν ζήτει παχὺν εἶναι, ἐκ πορθμῦ δὲ λαβεῖν πειρῶ καὶ τῦτον ἑταῖρε. So hat Hr. S. aus seinen Handschriften geschrieben, statt: ζητεῖς — ἐκ πορθμοῖο λαβεῖν πειρῶ; aber den Sinn ganz verunstaltet, welchen Dalekamp ganz richtig gefaßt hatte; welcher ζητεῖς las. 7. S. 310. C. καρχαρίαι χρὴ τῦ κυνὸς ὀψωνεῖν ὑπογάςρια κοῖλα κάτωθεν. εἶτα κυμίνῳ αὐτὰ πάσας ἀλὶ μὴ συχνῷ ὄπτα. Hier hat die Uebersetzung den Fehler des Originals so versteckt: deinde assare cumino conspersa cum pauco sale. Aber erstlich fehlt das Verbindungswort: σὺν; und zweytens zeigt der lahme Hexameter den Fehler schon an. Es muß heißen: εἶτα κυμινοτριβεῖ πάσας ἀλί. wie 7. S. 320: πάσσειν δ' ἅλσὶ κυμινοτρίβοισι καὶ γλαυκῷ ἐλαίῳ. wo Hr. Sch. falsch übersetzt hat: consperge vero sale et trito cumino. Ganz etwas Anderes ist: ἅλς κυμινότριβος, als: ἅλς καὶ κύμινον τριβέν. Jenes ist sal cyminatus beym Palladius. In den folgenden Versen muß es heißen: τριμμάτιόν τε φέρειν

ρειν καὶ ἐκεῖνα μετ' αὐτοῦ; wo jetzt τριβημάτιον δὲ steht. Ebendaselbst hat er S. 311 κακῶς τυροῦντες ἅπαντα falsch übersetzt: prave condientes caseo; wo es heißen sollte: miscentes omnia male. Nun zum 7ten Buche in der Folge der Seiten. S. 306. E. in der Stelle, wo Hikesius die verschiednen Arten von Weißfischen angiebt, muß nach den Worten: οἱ δὲ χελλῶνες, ein Punktum gesetzt werden; und dann fährt Hikesius fort: οἱ δὲ λεγόμενοι βάκχοι εὔχυλοί εἰσι σφόδρα καὶ εὐπολύτροφοι καὶ εὐέκκριτοι. Der Fisch βάκχος ist von keinem alten Schriftsteller zu der Gattung κεστρεὺς gerechnet worden; aber Athenäus führte die Stelle mit dem Anhange an, wie er sie im Originale fand. Vielleicht glaubte auch er, daß die βάκχοι mit zu den κεστρεῖς gehörten; weil sie unmittelbar folgten. Die Trennung der Worte aber erfordert der ganze Zusammenhang. 9. B. S. 395. B. in der Stelle von Klearchos heißt es von den Dohlen: καὶ τοῖς κολοιοῖς δὲ διὰ τὴν φυσικὴν φιλοσοργίαν· καὶ γὰρ τοσοῦτον πανουργίᾳ διαφέρουσιν, ὅμως ὅταν ἐλαίου κρατὴρ τεθῇ πλήρης, οἱ στάντες αὐτῶν ἐπὶ τὸ χεῖλος, ohne allen Zusammenhang und Wortfügung. Wenn auch Hr. S. im Vordersatze die Worte verstanden wissen wollte: ἁλίσκεσθαι συμβαίνει, wie Casaubonus: so fehlte doch auch zum Nachsatze noch Etwas, wie C. wahl einsah, welcher εἰ γὰρ καὶ schrieb; aber in der Ausgabe nach φιλοσοργίαν das Zeichen einer Lücke setzte. Dieses ließ Hr. S. weg; setzte ein Punktum dafür, wie in seiner Handschrift A, und sagt, die Worte wären, wie oft, außer dem Zusammenhange angeführt. Aber sie müssen doch einen Sinn geben! Man stelle also nur die alte Interpunktion her, und lese: φιλοσοργίαν, καὶ περ τοσοῦτον u. s. w. so ist Alles richtig und verständlich. 9. S. 395. C. ist in dem Bruchstücke von Nikander, aus den Büchern vom Landwesen, statt der Worte: καί τε σύγε θρέψαιο Δρακοντιάδας διτοκεῦντας ἢ Σικελὰς, μεγάροιο πελειάδας· οὐδὲ φιναρσαὶ οὐδὲ φινοσράκεοι νωμήσιμοι ἐξενέπτονται, nach Heringa Muthmaßung gesetzt worden: οὐδέ φιν ἅρπαι, οὐδέ φιν ἴρηκες νωνήσιμοι ἐξενέπονται welches Heringa übersetzte: tuque in aedibus ale Draconitiadas biparas aut Siculas peleiades: quibus nec milvi nec accipitres nocere dicuntur. In den Handschriften findet sich bloß φιναρσαι und ἐξενίπονται; das Uebrige ist bloße Vermuthung, gegen welche sich Manches erinnern läßt. Erstlich: ἅρπη ist kein, den Tauben aufsätziger, Raubvogel; sondern

 mehr

mehr ein Adler oder Geyer. Zweytens: *ναυήσιμοι* soll von *ὀνέω, ὄνημι, ὀνήσιμαι* kommen; wie *νώνυμος* für *ἀνώνυμος*; also inutilis, nocuus bedeuten. Dieses einzige Beyspiel der Analogie scheint dem Rec. nicht hinlänglich, ein neues Wort in den Text zu setzen. In *ἄρνας* mit *ἀρπάκτας* verglichen, erkennt Hr. S. selbst zu wenig Aehnlichkeit der Züge. Das Wort *μεγάροις* hat [illegible] und mit ihm Sch. auf jeden Fall falsch durch in aedibus übersetzt. Wenn der Dichter dieß sagen wollte: so würde er *μεγάροισι* gebraucht haben. Aber *Σικελᾶς Μεγάροιο* sollte gesetzt werden; welches heißt: aus Megara in Sicilien. Rec. will, auf Veranlassung dieser Stelle, einige der übrigen Bruchstücke aus demselben Gedichte durchgehn. Also z. B. 126. C. heißt es im letzten Verse: *ἠρέμα δ' ἐν χλιάον κοίλοις ἐκ δαίνυο μύστροις*; welches Athenäus selbst so umschreibt: *πράως χλιαρὸν γενόμενον κοίλοις προσφέρει τοῖς μύστροις*. Hier hat Hr. S. mit Casaubon. *δὲ χλιαρὸν* ohne alle Autorität gesetzt. Für *ἐκδαίνυο* wollte Cas. *ἐξαίρεο* setzen, welches die Epitome dafür braucht; aber Sch. vertheidigt jenes Zeitwort als eine neue Form, für *ἐκδαίνυσο* gebraucht. Aber das *ἐξαίρεο* in der Epitome führt uns näher zur wahren Leseart: *ἐξαίνυσο*; wovon jenes die Erklärung ist. Diese Bemerkung verdankt Rec. dem gelehrten Arzte, Steph. Bernard. Auch das *ἐγχλιάον* (denn so sollte es heißen) nimmt Rec. als ächt in Schutz; wovon *χλιαρὸν* eine Erklärung seyn würde. Hrn. Sch. Vermuthung: *ἠρέμ' ἂν χλιαρὸν* findet hier gar nicht Statt; denn *ἂν* wäre ohne Bedeutung. Nikander liebte die Composita mit *ἐν*, und sagte: *ἐντύφειν, ἐνθλίβειν, ἐμπρίειν, ἐμβαρύθειν; ἐνδαίνυσθαι*, ungefähr mit derselben Nebenbedeutung, oder für die einfachen Formen. In dem Bruchstücke 9. S. 369. C. hat Hr. S. richtig das bessere: *ἔφρ' ἂν ἴσαι πλατάνοισι χαμηλότεραι θαλέθωσι*; statt des unverständlichen: *πλατάνοισι*, aus den Handschriften gesetzt; aber in der Fortsetzung dieser Stelle, 4. S. 133. D. hat er *καὶ τὰς μὲν καθαύχμους ἀποπλύνας βαρέγγαιν* drucken lassen, wo vorher *κάγκανον* — *ἀποβλήνας*, oder *ἀποβλύνας*, stand. In der besten Handschrift befindet sich *θάμνοιν*, woraus Hr. S. *καθαύχμους* gemacht hat; ohne zu bemerken, daß dadurch das Sylbenmaaß zerstört wird. In der Muthmaßung: *ἀποπλύνας*, stimmt der Arzt Bernard mit H. S. überein; derselbe hat den verderbten Vers: *ὕδατι, δριμείῃ πολλάκις* (hier steht falsch *πάλαις* gedruckt) *ἐμβά-*

βύττιον ἄλμης: welche die erste Venetianische und Baseler Ausgabe δρυμένη haben, sehr glücklich durch δριμείῃ verbessert; und wo jetzt steht: πολλάκι δ' ἀσταφίδας προχέας κριπτῆρι λιγῆναις, eben so richtig ἀσταφίδας gemuthmaaßt. 10. B. 416. A. ist, nach den Handschriften, Θρασύμαχος ὁ χαλκηδόνιος gesetzt, wo vorher Μακεδόνιος stand; welchen sonst Niemand genennt hat. Aber χαλκηδόνιος ist ohne Zweifel richtiger; obgleich in den Noten auch die fehlerhafte Schreibart wiederholt wird. Es ist der berühmte Sophist aus Chalcedon in Bithynien, welcher in Plato oft vorkommt. S. 419. C. ist die Stelle Μνησίθεος γάρ φησι — ἀεὶ, welche sonst, als Worte des Athenäus getrennt standen, nach Porsons Bemerkung, den Versen des Komiker Alexis zugesetzt worden; wodurch also der Arzt Mnesitheus zu einem Zeitgenossen des Komikers wird. In der Geschichte der Medicin hatte schon Schulze ihn für einen Zeitgenossen von Diokles, Praxagoras und Philotimus angesehn. S. 434 wird aus der Grabschrift, welche Darius sich setzte, angeführt: ἠδυνάμην καὶ οἶνον πίνειν πολὺν καὶ τοῦτον φέρειν καλῶς. Ein seltsam rühmendes Lob von einem Könige! Aber eben so schrieb der jüngere Cyrus an die Lacedämonier von sich: οἶνον δὲ πλείονα πίνειν καὶ φέρειν. Dieser Zug des starken Temperaments ist dem Orient eigen, wo der Wein nicht so häufig wuchs, und geschwinder berauschte. S. 442. B. wo Ἀρσαῖοι als eine Nation genennt werden, welche sonst Niemand kennt, will Hr. S. Ἀρδιαῖοι lesen; aber aus Polyäns Stratag. 7, 42. erhellet, daß es Αὐταριάται heißen sollte. 14. S. 463. F. Λακεδαιμόνιοι δὲ τὴν παρ' αὐτῷ ἕκαστος πίνει, ὁ δὲ παῖς οἰνοχοεῖ ὅσον ἂν ἀποπίῃ. Hier hat Hr. S. aus seinen Handschriften παῖς ὁ οἰνοχόος gesetzt, wodurch aller Sinn und Zusammenhang verloren geht. Wenn aus der Handschrift Etwas aufgenommen werden sollte: so war es natürlicher ὁ δὲ παῖς οἱ οἰνοχοεῖ zu schreiben. S. 783. D. ἔπαιτ' ἄκρατον κὺ τεταργανωμένον ὤπινε κεξεμύσιον. Hier hat Hr. S. die falsche Lesart für κεξεμύσιας, wie vorher ἐξεμύσεσι für ἐξεμύσιοι beybehalten; ob er gleich in der Anmerkung gesteht, daß die Ableitung des Worts jene andre Lesart erfordere. Wenn nun aber selbst bloße Muthmaaßungen, an die Stelle von verderbten Lesarten, von ihm aufgenommen worden sind; so sieht man nicht ein, nach welcher Logik anerkannt falsche Formen von ihm im Texte gelassen, und nicht ebenfalls verbessert worden sind.

S.

S. 474. F. τῦ ἴσῦ — τὸ δ' οἷον εἰς μέσον, τράχηλος (καλεῖται) soll wahrscheinlich τὸ δ' οἱονεὶ μέσον heißen, wie die Uebersetzung hat: media fere pars, collum nominatur. S. 478. B. Θηρικλείων χρυσοκλύςων ζεῦγος hat Hr. S. aus seiner Handschrift nicht aufgenommen; sondern das falsche χρυσοκλείςων stehn gelassen, weil jenes Wort nichts bedeute; dieses aber hat er übersetzt: aureis operculis clausorum. Aber χρυσόκλυςον ποτήριον hat Phlegon Trallianus Mirabil. c. 1. und Athenäus S. 481. C. führt irdene Becher an, welche übersilbert waren, βάπτονται εἰς τὸ δοκεῖν εἶναι ἀργυρᾶ. S. 478. D. will er für μήκωνες λευκοὶ lesen λευκαί. Aber die Mohnpflanze heißt ἡ μήκων, der Mohnsaamen ὁ μήκων! Eben so falsch ist auf derselben Seite die Vermuthung, daß es für ὦχροι, eine Hülsenfrucht, ὠχροὶ, heißen müsse! S. 503. B. wird zwar richtig, nach Casaubonus, πῖλος, durch galea übersetzt; aber die Erklärung aus Hesychius ist nicht so sicher, als die übersehene Stelle bey Aristophanes Equit. versu 562. — 12. B. S. 526. A. heißt es zu Anfange der Elegie von Xenophanes: Ἀφροσύνας δὲ μαθόντες ἀνωφελέας παρὰ Λυδῶν; welches Hr. S. übersetzt: stultitias a Lydis edocti inutiles. Es muß aber Ἀβροσύνας, mollitiem, heißen. Bey der Stelle 12. S. 550. D. wird zwar angemerkt, daß Aelian v. h. 14, 7 derselben Sitte der Lacedämonier erwähne; aber es sollte vielmehr gesagt seyn, daß Aelian diese Stelle übergetragen, und nach seiner Art ausgeschmückt habe. So konnte daher Sch. die Lesart κρέως σκευασίας für κρεοσκευασίας auch aus Aelian bestätigen; aber überdem erhellet aus diesem, daß er die Worte: καὶ τὰ περὶ τὴν ἔνδυσιν καὶ τὴν στρωμνὴν τῶν νέων, nicht so in seinem Exemplare gelesen haben könne; denn er nennt bloß die στολὴν, welche also für στρωμνὴν zu setzen seyn möchte. Wirklich läßt sich auch nicht wohl denken, daß die Ephori die Lagerstätte eines jeden Jünglings untersucht haben sollten, da die jungen Bürger zu Hause bey ihren Aeltern schliefen; nicht aber an einem öffentlichen Orte. Wohl aber konnten sie aller 10 Tage die jungen Leute auf dem Markte mustern, und ihren Anzug untersuchen.

Der naturhistorische Theil der ersten Bücher des Athenäus hat noch manche Dunkelheiten, welche aufzuklären die Beyhülfe der neuen Lesarten nicht hinreicht. Manches Natur-

turprodukt muß erst, durch Vergleichung vieler Stellen und der angegebenen Eigenschaften der Gattung nach bestimmt werden; und darzu wird oft ein langer Umweg erfordert, auf welchem man nie, oder höchst selten die Art erkennen lernt. Ein Ausleger, welcher nicht eigne Ansicht und Kenntniß der natürlichen Körper mitbringt, auch keinen Naturfreund bey jeder Schwierigkeit und Dunkelheit zu Rathe ziehen kann, thut immer am besten, wenn er die alte Lesart stehn läßt, die Varianten treu angiebt, und die Beurtheilung den sprachkundigen Naturkennern überläßt. Auch hierin scheint dem Rec. Hr. S. die Gränzen seiner Erfahrung manchmal überschritten zu haben, wenn er sich auf die alten Gewährsmänner, einen Rondelet, Geßner, u. dgl. verläßt; ohne die neuern Bemerkungen zu kennen und zu benutzen. Hierzu einige Belege aus dem dritten Buche von den Schaalthieren. S. 85. D. werden von Epicharmus σιφύδρια genennt, mit der Bestimmung: τὰ γλυκέα μὲν ἔντ' ἐπέσθην, ἐμπαγῆμεν δ' ὀξέα. welches Hr. S. übersetzt: gladiolos, qui esu quidem jucundi sunt, impactu vero acuti. Aber ἐπέσθω ist nicht edo; und ξίφος ἐμπηγνῦναι nicht gladium impingere! Casaubonus gab es: acuti in perforando, oder ut facile aliquis traiici ab illis possit. Den Namen des Schaalthiers hat Hesychius auch angemerkt; aber nun bringt Hr. S. die Stelle aus Xenokrates: de alimento ex aquatilibus c. 30, bey, wo ξιφύδρια einerley mit τελλίναι seyn sollen. Nun setzt er hinzu: At tellina nec perfodere manum potest, nec ullam cum gladio similitudinem habet. Nicht alle Tellinas nennt Xenokrates ξιφύδριας sondern nur die aus dem Meere, wie Diphilus eine Art davon βασιλικὰς nennt; beyde unterscheiden die Flußtellinen. Im Buche: de Victu Sanorum, 2. p. 45. welches man dem Hippokrates zuschreibt, heißen sie τελῖναι; bey Dioscorides 2, 8. τελλῖναι. Aristoteles und Plinius nennen sie gar nicht. Was es für eine Gattung von Schaalenthier sey, muß man bloß aus der Ordnung und der Gesellschaft, unter welcher sie vorkommen, errathen; und da ist es sehr wahrscheinlich, daß es zweyschaalige Muscheln sind. Auch wird diese Muthmaaßung dadurch bestätigt, daß Athenäus selbst diese Thiere mit dem römischen Mitulus vergleicht. Dagegen führt die Vergleichung des Grammatikers Aristophanes mit dem Schaalenthiere λεπάς mehr zu Zweifeln, als zu einer Aufklärung.

Noch

Noch bestimmter ist die Stelle des Epicharmus selbst, welche sogleich folgt, und wo es heißt: κόγχος ἄν τέλλιν καλέομες. So hat nämlich Hr. S. für τέλλην gesetzt, weil die eine Handschrift τέλλειν hat. Er meint, von τέλλις sey τελλίνη gemacht worden. Nun aber zum Grunde, warum die τελλίνη keine Aehnlichkeit mit einem Schwerte oder Degen haben soll? Woher nahm ihn Hr. S.? Woran hat er das Schaalthier erkannt? Wenn Rec. seine Unwissenheit in diesem Stücke bekennt: so kann er doch nicht unbemerkt lassen, daß, als zweyschaalige Muschel, die ταλλίνη, wenn man ihr einen scharfen, schneidenden Rand giebt, die Vergleichung mit einem Degen oder Messer, und den Namen ξιφύδριον wohl verdienen konnte. Denn so haben Einige den Pfirsichkern von der einen scharfen Seite, μαχαίριον genannt, wie man bey Cornarius über Galenus De composit. medic. secundum loca, S. 428, finden kann. Im Folgenden nennt Epicharmus κόγχος μέλαινα und λευκά; die davon angegebenen Eigenschaften aber sind in den ganz verdorbenen Worten gar nicht zu erkennen; und die von Hrn. S. darüber gewagten Muthmaaßungen haben, wie er selbst gesteht, in dem Sprachgebrauche Manches gegen sich. Aber im Allgemeinen ließ sich doch die erste Art mit der Stelle des ebenfalls aus Sicilien gebürtigen Sophron, S. 86. A. vergleichen, wo κόγχαι μελαινίδες genennt werden. Auch heißt es bey Xenocrates c. 26: πελωρίδες ἢ μελανίδες κάλλισαι αἱ ἐμφερεῖς ὀςρέοις ἐν τέλμασι. Nun aber haben die Grammatiker bemerkt, daß die ältern Schriftsteller κόγχος und κόγχη nannten, was die spätern χήμη, Gienmuschel. Von diesen aber beschreibt Aelians Thiergesch. 15, 12. zweyerley Gattungen, wie die übrigen Alten, die rauhen und glatten; ferner die dickschaaligen und die dünnschaaligen; drittens die ganz schwarzen, die silberfarbigen, und die bunten. Nach Xenokrates K. 31. haben die glatten χῆμαι eine platte und dünne Schaale; die rauhen nannten Einige Glykimaris; Andere κόγχη. Archestratus, S. 92, D. nennt κόγχας πελωριάδας, und unterscheidet davon λείας κόγχας, wie es scheint. — Bey der Stelle des Arztes Hikesius, S. 87. C. τῶν μυῶν — οἱ δ' ἐλάσσονες τύτων καὶ δασεῖς ἔξωθεν δριμυτικώτεροι μὲν εἰσι, u. s. w. findet Rec. nichts angemerkt; gleichwohl ist die Stelle wichtig zur Erklärung einer andern vom Arzte Diphilus, S. 90. D. wo es heißt: αἱ δὲ μύες, καὶ τύτων ἥσαι μικρότεραι,

ρεραι, γλυκεῖαί τε καὶ εὔχυλοί εἰσι, προσέτι τε καὶ τρόφιμοι. welches Hr. S. übersetzt: musculi foeminae maribus minores, eaedem et dulciores sunt et bonum succum generant et copiose nutriunt. So hat er in den Text einen Unterschied vom männlichen und weiblichen Geschlechte gebracht, welchen der Grieche nicht anerkennt. Gleichwohl betrifft die Anmerkung allein diesen eingebildeten Unterschied des Geschlechts. Dafür entgieng ihm die Bemerkung, daß καὶ im Texte ganz überflüssig ist; eine Anzeige von einem versteckten Fehler. Es muß nämlich μυΐσκαι heißen. Eben so sagt Xenocrates, Kap. 26: μύες καὶ στρογγυλότεραι μέν εἰσι μυῶν, μικρότεραι δὲ καὶ δασεῖαι, ὄστρακά τε λεπτὰ φέρουσαι τὰς σάρκας δὲ ἁπαλώτεραι καὶ γλυκύτεραι. wo Plinius, 32. sect. 31. μυΐσκαι gelesen hat; denn er übersetzte: myaces — degenerant in duas species, in mitulos, qui salem virusque resipiunt; myiscas, quae rotunditate differunt, minores aliquanto atque hirtae, tenuioribus testis, carne duriores; wo man mit Konr. Geßner, S. 330, digeruntur — carne dulciores lesen muß. Derselbe Gelehrte bemerkte schon a. a. O., daß es in der Stelle von Diphilus μυΐσκοι heißen müsse. Wirklich hat auch der Arzt Marcellus von Side, Vers 30, πετρηγενέεσι μυΐσκοι. aber die Stelle von Xenocrates, welche Geßner damals noch nicht kannte, zeigt durch die zugefügten Beywörter, daß das Wort im weiblichen Geschlechte μυΐσκαι heißen müsse. — In der Stelle desselben Diphilus von den χῆμαι, S. 90. C. hat Hr. S. χημῶν δὲ τῶν παχετῶν stehn lassen; obgleich Casaubonus schon deutlich gezeigt hatte, daß es τραχειῶν heißen müsse. Die Vergleichung der übrigen Stellen von denselben Muscheln, mit Sachkenntniß verbunden, konnte den Herausgeber bald von der Wahrheit der Bemerkung überzeugen. In der Stelle S. 90. D. von der Muschel σωλὴν wird zwar Plinius, 32, 11, 34. angeführt; nicht aber die Quelle, aus welcher Plinius schöpfte, Xenocrates K. 28. woraus sich noch manche andre Erläuterung nehmen ließ. Ueber diese Muschel hat Hr. S., Seite 96. 97, eine lange Anmerkung, worin er beweisen will, daß die Aristotelische Angabe, K. a. 4, 4. τὰ δὲ δίθυρα μέν ἐστιν ὁμοίως δὲ συμπέφυκεν ἐπ' ἀμφότερα οἷον οἱ σωλῆνες: d. i. nach seiner Uebersetzung: solenum valvas utrinque cohaerentes connatasque esse, nicht mit der Natur übereinstimme; wie schon Rondelet bemerkt habe. Hr. S. muß nie eine Scheidenmu-

schel

schel gesehn haben; sonst würde er bemerkt haben, daß die langen Schaalen der Länge nach zusammenhängen, und nur an beyden Enden offen stehn. Diesen Zusammenhang zeigen die Worte des Philosophen an; aber kein Verwachsen der Schaalen. — In der Stelle von der Kammmuschel, S. 90. F, hat Hr. S. drucken lassen: Τῶν δὲ κτενῶν ἁπαλώτεροι μέν εἰσιν οἱ λευκοὶ, ἄβρομοι γὰρ καὶ εὐκοίλιοι· τῶν δὲ μελάνων καὶ πυῤῥῶν οἱ μείζονες καὶ ἐνεάριοι εὔστομοι. und übersetzt: e pectinibus teneriores sunt albi nec graveolentes et facile per alvum transeuntes: ex nigris vero et rufis maiores palato jucundi sunt, vere praesertim. In den Anmerkungen vertheidigt er die Lesart der Handschriften: ἄβρομοι, wofür die vorigen Ausgaben ἄβρωμοι hatten, und bezieht sich auf die vorige Anmerkung S. 94, wo er ebenfalls βρομώδης für βρωμώδης gesetzt hat, und damit vertheidigt, daß überall im Athenäus seine Handschriften diese Schreibart vorziehn. Auch sollen die Handschriften bey Aretäus, Xenocrates und Dioscorides durchgängig so haben. Zuletzt bezieht er sich auf Biels Thesaur. Philolog. Was den Dioscorides betrifft; so gilt die Bemerkung nicht im Allgemeinen; mehr von den beyden andern Schriftstellern, deren Handschriften aber sehr fehlerhaft sind. Die älteste Autorität für das Wort findet sich bey Aristoteles Thierg. 6, 29. wo es vom brünstigen Hirsche heißt: καὶ βρωμᾶται ὥσπερ οἱ τράγοι. aber die Handschriften haben βρωμεῖ oder βρωμᾷ. Nur allein die beyden Stellen im Hesychius: βρομέον, ὀζόμενον und βρόμος — ὀσμή, sind für Hrn. S.; aber ehe man entscheiden kann, muß entweder die Etymologie des Worts, oder eine Dichterstelle, aufgefunden seyn, wornach die Quantität der ersten Sylbe sich bestimmen ließe. Das Wort ἐνεάριοι vertheidigt Hr. S. ebenfalls gegen Casaubonus, und meint, es sey so viel als ἐαρινά. Aber nicht allein die Analogie streitet gegen diese Form; sondern auch der Zusammenhang scheint dem Rec. καὶ οἱ νεαροὶ zu verlangen. Die frischen Kammmuscheln werden den eingesalzenen, wie bey Xenocrates, entgegengesetzt. — S. 91. D. ὦ φάγημα μιαρὸν ἔτι μὴ νῦν σε ἀφέω μαλθακισθεὶς ἔτ᾽ αὖτις ἔτι λάβοιμι. Diese Rede des Spartaners, welcher einen Seeigel mit sammt den Stacheln in den Mund nahm, hat Hr. S. gegen die Autorität der Handschriften so geändert: ἔτι μὴν νῦν. vel invitis Mss. scribendum putavi, ist sein Grund; den man sich allenfalls von einem Valkenaer gefallen lassen kann! Die Uebersetzung

zung ist zwar richtig; aber es sollte dem Herausgeber schwer werden, nach den Regeln der Sprache die Worte zu erklären! S. 92. A. von den Austern würde Hr. S. besser gethan haben, λίμνη, nach Anleitung der Anmerkung von Casaubonus, durch aestuarium zu übersetzen, als durch stagnum. Εὐκοίλια giebt er hier copiose nutriunt; oben aber, bey demselben Arzte, S. 90. F. facile per alvum transeuntes. Welch ein Unterschied! Zum Beschlusse noch zwey Bemerkungen über falsche Lesarten. 4. S. 170. F. περὶ τοὐπτάνειον οὐ γίνεθ' ἡ σκεπτωρία wird übersetzt: de culina non est quod deliberemus; ganz gegen den Sinn. In den Anmerkungen findet sich nichts über die Stelle gesagt. Gleichwohl ist das Wort σκεπτωρία den Griechen ganz unbekannt; es soll σκευωρία heißen; welches hier Beschäffelung bedeutet. 5. S. 215. D. ποῦ Θουκυδίδης τὸν Σωκράτην παρενέχρωσε τὸν Πλάτωνος στρατιώτην; wird übersetzt: ubi tandem Thucydides vel obiter tetigit Socratem militem Platonicum? Hierüber wird in den Anmerkungen Vieles gesprochen und gemuthmaaßet; was aber die angenommene Bedeutung des Zeitworts weder erweiset, noch erläutert. Es ist ein Fehler in der Lesart, dem bald abgeholfen werden kann, wenn man παρενεχώρισε schreibt; dann heißt es: wo hat Thucydides in seiner Geschichte, neben Andern, auch den Sokrates des Plato als Krieger genannt oder erwähnt?

Z.

Cajus Sallustius Crispus. Uebersetzt von Friedrich Fröhlich. Erster Band. Sallusts Catilina und Cicero's Catilinarische Reden. 174 S. und VIII S. Titel u. Vorrede. — Zweyter Band. Sallusts Jugurtha und Abhandlungen über die Einrichtung der Republik. Wien, bey Doll 1804. 214 S. und X S. Titel, Dedikation und Vorrede. gr. 8.

Diese Uebersetzung des Sallusts und der Ciceronischen Catilinarien macht den Zweyten Band der von dem Verleger veranstalteten Bibliothek der römischen Historiker in neuen Uebersetzungen aus. Indeß versichert Herr Fröh-

 lich,

lich, wenigstens den Catilina noch vor der Bekanntschaft mit dem ganzen Unternehmen des Verlegers, übersetzt zu haben; den Jugurtha habe er darauf hinzugefügt, um sich keinem andern Uebersetzer bey dieser Bibliothek zuvorkommen zu lassen. Als leitenden Führer bey seinem Uebersetzungsgeschäfft stellt der Verf. in der Vorrede folgenden Grundsatz auf: die gewissenhafteste Treue, oft auf Kosten des Wohlklangs. »Denn, sagt er, Härte des Originals blieb stets »auch Härte der Uebersetzung. Leider aber ward diese zu »weilen durch eigne Rauhheiten entstellt, die das Urbild »nicht verunzierten; doch, dem war nicht auszuweichen, »wenn einiger Schmuck der Rede der Richtigkeit des Sin»nes geopfert werden sollte. Weniger streng jedoch glaubte »der Uebersetzer hierin bey Cicero's Reden, als bey Sallusts »Geschichte, verfahren zu dürfen. Denn der Hauptwerth des »erstern liegt weit mehr in der Schönheit der Sprache, als »der Gedanken; der letztere bedarf im Gegentheile fast kei»ner (?) Worte, um hohen Sinn zu bezeichnen.« — Daß die Schönheit im Sallust nicht bloß im Gedanken; sondern auch in der hohen Richtigkeit und kraftvollen Eleganz des Ausdrucks liege, ist bekannt. Es fragt sich nur: hat Hr. Fr. beyde Eigenschaften in der Uebersetzung erreicht? Ohne Werth ist seine Uebersetzung keinesweges; vielmehr hat sie das vorgesteckte Ziel meistens erreicht. Aber übertroffen ist auch die, bereits vor 35 Jahren herausgekommene Uebersetzung des würdigen Abbt, nur in Absicht auf Kürze des Ausdrucks. Jedoch dieser und ihres Werths gedenkt Herr Fr. nicht mit einem Worte. Wir würden gerathen haben, diese zum Grunde zu legen, hin und wieder zu ändern, zu verbessern, u. s. w. So hätte der Verf. mit Abbt ringen, und ihn vielleicht übertreffen können. Kenntniß und Benutzung des Guten und Trefflichen aus frühern Uebersetzungen muß unerläßliche Pflicht für jeden spätern Uebersetzer seyn, wenn wir möglichst vollkommene Uebersetzungen der Alten erhalten sollen; über deren Mangel die Unternehmer dieser Uebersetzerbibliothek klagen, welchem sie abzuhelfen hoffen. Recensent hat den ganzen Catilina durchgelesen, und in einer Anzahl Stellen besonders wo er anstieß, mit dem Originale verglichen. Kürze, Kraft und Richtigkeit im Ganzen ist dieser Uebersetzung eigen; aber es giebt der Stellen doch einige, wo entweder Richtigkeit, wenigstens Deutlichkeit des Gedankens, oder ästhetische Güte des Ausdrucks,

ermangelt. Beyspiele sind folgende: Kap. 1. Der Schön-
heit Ruhm ist gebrechlich für fragilis, hinfällig. Un-
deutsch und gegen den Syntax ist: glorreich, und ewi-
gile Geistesgröße. Eben so Kap. 15. Catilina's Göttern
und Menschen feindseliges Gewissen, statt: gegen Götter
und Menschen feindselig, aufgebracht. Positive Gewißheit
ist gegen die Reinigkeit des Styls. Kap. 16. er hatte gro-
ße Hoffnung, sich ums Consulat zu bewerben, statt: bey
der Bewerbung es zu erhalten; oder, wie Abbt hat, sich
darum bewerben zu dürfen (unter die Kandidaten aufge-
nommen zu werden). Unverständlich und weit nicht sagend
ist Versagung, Kap. 70, für repulsae, (Abbt: Abweisun-
gen). Eben so gleich darauf: Bey jenen haben Jahre
und Reichthum Alles veraltert. Gesucht und gegen die
Grammatik, statt: Bey jenen haben Jahre und Reichthü-
mer schon Alles kraftlos gemacht. Der Zukömmling, K.
23, erschöpft den novus homo nicht. Besser Abbt: ein
Neuemporgekommener. Kap. 25. Sempronia sang und
tanzte zierlicher, als es eine ehrbare Frau nöthig hat.
Elegantius bezieht sich wohl bloß auf saltare; nicht auf
psallere; oder, wenn auch dieß: so ist eleganter psallere
nicht zierlich singen; sondern fein, mit Geschmack die
Lyra spielen. Kap. 30. hundert Sesterzien. Hier hät-
te, bey undeutlicher Uebersetzung, in einer Note bemerkt wer-
den sollen, daß es hundert sestertia (100,000 sestertii), und
nicht hundert sestertii sind. Entlassung der Strafe ist
auch gegen die Analogie für Erlassung. Kap. 37. Als
Sallust die Ursachen der Anhänglichkeit des Pöbels an die
Verschwörung Catalina's angegeben, setzt er hinzu: Ist es
dann Wunder, daß dürftige, verderbte Menschen — es mit
dem Staate, wie mit sich selbst, hielten." Hier fin-
det Jemand schwerlich den Sinn: es eben so schlimm mit
dem Staate, als mit sich selbst, meinten. Abbt hat hier
richtiger übersetzt. Kap. 38 hat Abbt ebenfalls: ut paucis
verum absolvam; besser durch: um mit Wenigem das
Wahre zu sagen, übersetzt, als Hr. Fr., um das Wah-
re kurz abzuthun. Beynebst für außerdem, zudem, ist
auch provinziell; und Halsverbrechen für crimina ca-
pitalia ist nicht würdig genug. Kap. 51 enthalten die Wor-
te Cäsars einen sinnverstellenden Fehler: »alle Martern sind
»zu klein für Jener Verbrechen; doch die meisten Menschen
»gedenken nur der letzten; sie vergessen die Schandthat

»der Bösewichter, und bekritteln bloß die Strafe, wenn »diese etwas zu scharf ist.« Postrema meminere kann ja nicht auf das nächste facinora gehn. Denn dieß gäbe einen mit dem Folgenden sich widersprechenden Sinn; auch müßte es heißen: *haec* meminere. Postrema ist das, was der Zeit oder dem Erfolg nach das Spätere ist, was auf die facinora folgt; nämlich die supplicia. Auch hier hat Abbt richtiger übersetzt; so wie er auch frey von dem unedlen bekritteln ist. In dems. K. municipia maxime opibus valentia sind auch nicht gerade die vestesten Municipien. Sprachwidrig aber ist: den betrachte der Senat als einen Feind der Republik und Aller Wohl, statt: und des Wohls Aller. Kap. 52. Undeutlich ist: wollt ihr euren Genüssen Ruhe verschaffen, für: si voluptatibus vestris otium praebere vultis. Undeutsch und unverständlich ist: es handelt sich nicht um Einkünfte, non agitur de vectigalibus. So ist das non agitur de auch anderwärts übersetzt. Auch die Uebersetzung der Ciceronischen Catilinarien ist, so gut sie im Ganzen gerathen, von dergleichen kleinen Sprachwidrigkeiten und Unrichtigkeiten nicht ganz frey.

Unsre Bemerkung derselben soll Hrn. Fr. keineswegs abschrecken; sondern sein Bestreben nach mehrerer Vervollkommnung seiner wackern Uebersetzungen ermuntern. Beygefügt ist eine Karte vom alten Rom, welche nicht bloß für den Sallustius bestimmt ist; sondern der ganzen Uebersetzungsbibliothek der römischen Historiker zur Erläuterung dienen soll. Herr Frölich selbst hat sie gezeichnet.

Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen. Aus dem Griechischen übersetzt mit Anmerkungen von J. Fr. Sal. Kaltwasser, Professor am Gymnasium in Gotha. Siebenter Theil. Magdeburg, bey Keil. 1803. 388 S. Achter Theil. 1804. 454 S. 8.

Der siebente Theil dieser Uebersetzung enthält die Lebensbeschreibungen des Julius Cäsar, Phocion, Marcus Porcius Cato des jüngern, und des Artoxerxes (denn so, nicht Artaxerxes, heißt er bey Plutarch und Ctesias). Der achte Theil giebt uns die Biographien des Agis und Kleomenes,

menes, und der beyden Gracchen. Diese vier Biographieen folgen eigentlich in den griechischen Ausgaben des Plutarchs unmittelbar auf das Leben des jüngern Cato; aber um diese verglichenen Leben nicht zu zerreißen, behielt sie Herr K. einem besondern Bande vor, und schob im siebenten Bande, um diesem die Stärke der übrigen Bände zu geben, das Leben des Artaxerxes ein, weil die Beschreibung desselben für sich allein besteht, ohne mit einer andern Biographie in Vergleichung gesetzt zu seyn, wie es bey jenen vieren der Fall ist. Außer den vier genannten, enthält der achte Band noch das verglichene Leben des Demosthenes und Cicero; nebst dem Leben des Aratus. Da in den griechischen Ausgaben auf Cicero die in Vergleichung gestellten, und folglich nicht wohl zu trennenden Biographieen des Demetrius und Antonius folgen, und gleichwohl Hr. K. auch beym achten Bande die Stärke der andern Bände nicht überschreiten wollte: so nahm er lieber das für sich allein bestehende Leben des Aratus auf, und versparte jene beyden verglichenen Leben für den neunten Band. Wir haben bey Anzeige der ersten Bände unser Urtheil über diese brauchbare Uebersetzung gesagt. Bemerkungen über einzelne Stellen, die sich etwa hin und wieder machen ließen, müssen wir kritischen Blättern überlassen, welche der philologischen Literatur ausschließlich oder hauptsächlich gewidmet sind.

Sb.

Pindaros Sieges hymnen — metrisch übersetzt von M. Gottfried Fähse. Erster Band. Penig, bey Dienemann u. Komp. 1804. 322 S. u. VI S. Titel u. Vorrede. 8.

Dieser Band enthält die olympischen und pythischen Oden; ein zweyter soll die Nemeischen und Isthmischen mit einem deutschen Kommentar der nothwendigsten historischen, mythologischen Erklärungen und kritischen Bemerkungen liefern. Wir glauben, der Achtung unbeschadet, welche sich Hr. F. durch andre Arbeiten, z. B. durch seine Uebersetzung des Platonischen Werks von der Staatsverfassung, erworben hat, frey und gerade heraus sagen zu dürfen, daß diese Arbeit

ihm nicht gelungen sey; besonders da die Versicherung der
Vorrede, jeder Rath werde ihm willkommen seyn,
sicherlich ernstlich gemeynt ist. Hr. F. hat metrisch über-
setzt; aber er wählte nicht Pindars Metrum, weil er, bey
Uebertragung desselben, auf unübersteigliche Hindernisse stieß,
und weil überdieß das deutsche Ohr nicht an so viele, un-
mittelbar aufeinander folgende, kurze und lange Sylben ge-
wöhnt sey. Aus diesen Gründen wählte er ein freyes Syl-
benmaaß, welches jeder Ode angepaßt ist. Bey der Wahl
desselben versichert er, sich bemüht zu haben, das Aeußere
dem Innern möglichst anzupassen, das Religiösfeyerliche der
Gedanken, die Würde der Empfindungen, und das Volltö-
nende der Worte nachzubilden; auch im Ganzen anschaulich
darzustellen, und zugleich auf Mannichfaltigkeit und Ab-
wechslung zu sehen. Gesetzt, der Erfolg hätte diesen Be-
mühungen entsprochen, worüber wir am Ende unserer An-
zeige ein paar Bemerkungen uns erlauben: so hat dagegen
die Nachbildung an Treue und Richtigkeit so sehr verloren,
daß dieser Verlust, wenn wir auf den Hauptzweck einer sol-
chen Uebersetzung sehen, durch jene Bemühungen keinesweges
als vergütet, betrachtet werden dürfte. Rec. ist daher immer der
Meynung gewesen; Dichter, wie Pindarus, und Aeschylus in
den Chören, müssen wir nur in rhythmischer Prose überset-
zen. Denn was ist denn mit allen metrischen Nachbildun-
gen bey solchen Dichtern gewonnen? Wollen wir dem
Originalmetrum treu bleiben: so entsteht auch bey der ge-
lungensten Arbeit, sey sie selbst von einem Voß vollendet,
eine gezwungene Steifheit und Geleckheit, die Jedem, der
freye, graziöse Bewegung in Sachen des Geschmacks liebt,
widerlich anspricht; wenn er gleich diese Abneigung, aus Ab-
scheu gegen alle Fehde, nicht immer vor dem Publikum ver-
lauten läßt. Wählen wir hingegen ein eignes Metrum: so
haben wir doch immer nicht die abgemessene Bewegung und
verschränkte Stellung der Gedanken und Empfindungen des
Originaldichters, um die es uns doch, als die einzig pas-
sende, zu thun ist. In beyden Fällen aber müssen — man
verheimliche es sich, wie man wolle — der Aufopferungen
zu viele, zu viele der Gezwungenheiten und Verstöße gesche-
hen. Auch Herr Fähse hat dem Dichter zu oft gegeben
und genommen, und mehrere Stellen desselben ganz mißver-
standen. Und schreibt man seine Verse in prosaischen Zei-
len hin: so möchte schwerlich Jemand den Versbau, oder
dis-

disiecti membra poëtae, herausfinden; wie es Jeder, z. B. bey einem Klopstockischen oder Voßischen, zerrissenen Hexameter, leicht können würde. Es wird hierbey nicht geleugnet, daß es der wohlgelungnen Stellen auch mehrere gebe. Hin und wieder ist auch ein passender Ausdruck aus der Gedickischen Verdeutschung beybehalten; welches zu loben ist. Denn kein Uebersetzer eines Alten oder Neuern sollte das Gute seiner Vorgänger, finde sich dasselbe in ihnen auch noch so kärglich, ungenutzt lassen. Hr. Jähse verspricht über die Abweichungen, die sich in seiner Uebersetzung vom Heynischen Texte finden, im zweyten Bande Rechenschaft zu geben. Bey mehrern sind wir begierig, diese Rechenschaft zu vernehmen; z. B. Olymp. 5, V. 37: doch wer sie bestebt (nämlich, die dunkelumhüllten Gefahren beym Kampf um Tugenden); ruhmvoll das Haupt mit Siegeskränzen herrlich schmückt; preisend erhebt dieser Weiser die Heimath. Wie einfach im Pindar: wer glücklich vollendet; (der glückliche Besieger der Gefahren) weise preisen auch seine Mitbürger ihn. Wir wissen doch schlechterdings nichts Anstößiges in dieser Stelle, als daß και vor πολιταις. Daher Jacobs σοφοι και in σοφισαι verwandelte. Könnte man nicht και zu σοφοι ziehen, daß der Sinn sey: nicht nur für tapfer; sondern auch für klug und weise (in Besiegung von Gefahren) halten ihn seine Mitbürger?

Doch wir wollen, um unser Urtheil zu bestätigen, aus einer ganzen Ode diejenigen Stellen ausheben, wo wir Sinn oder Ausdruck für verfehlt halten. Es sey die sechste olympische. Gleich im Anfange weiß der Dichter nichts von der prachtvollen Majestät des Pallastes; auch nichts vom Aufführen des Pallastes bis in die Wolken. Der Uebersetzer glaubte vielleicht, daß ein so majestätischer Koloß schöner sey, als das, was Pindar durch das einfachere θαητον ausdrückt. Eben so ist gleich darauf dem Pindar seine einfache Größe in den Worten geraubt: αρχομενου δ' εργου προσωπον χρη θεμεν τηλαυγες: bey der Weihe prange vorzüglich des Denkmals weithinstralende Stirne. Hier hat der Uebersetzer den allgemeinen Satz durch seine Tempelweihe und durch sein Denkmal, welches beydes der Text nicht kennt, eingeschränkt; und das einfachere: wer ein Werk beginnt, muß eine weitschimmernde Fronte bauen,

hat

hat er mit Druck [illegible], der von der Hauptsilbe: glän-
zend bey dem Eingang meines Gesanges, abstehet. Auch durf-
te die Beziehung des δὲ für γάρ, das den vorhergehenden
Satz motivirt, nicht unbemerkt bleiben. Die Schwierig-
keiten in V. 9 — 11 ist der Uebersetzer umgangen. — V.
12 f. mag man das für uns auffallende Bild: ἐν τούτῳ πε-
δίλῳ πόδα ἔχει Ἀγησίας, wenn in der Uebersetzung vertau-
schen, mit welchem man will: so muß doch der Sinn in dem
gewählten Bilde nicht verkannt werden können: was ich
eben sagte, daß die Gesänge der Mitbürger einen solchen
Helden preisen, paßt auf Agesias; dieß ist der Fall bey
ihm. Gedike wählte ein auffallendes, ganz unpaßliches
Bild, indem er übersetzte: wahrlich! auch Agesias hüllet
die glückliche Schulter in dieses Gewand. Näher bleibt
dem Pindarischen, unstreitig sprüchwörtlichen Ausdrucke Herr
K.; aber falsch erhebt er doch das πέδιλον zum erhabenen
Cothurne, worauf er den Agesias schreiten läßt. Viel-
leicht ist das Richtigere, (wenn anders der Ausdruck: in
eodem calceo habere pedem, nicht sprüchwörtlich ist) was
Gedike in der Vorrede nachgeholt hat, daß πέδιλον hier
sey, wie 3, 9 der Takt, Rhythmus: auch er hebt nach
diesen Akkorden den glücklichen Fuß. Diese Erklärung bleibt
wenigstens den vorhergenannten Gesängen treu. — V. 16.
Wie geschmückt tritt hier Pindars edle Einfalt hervor: vie-
le gedenken der edlen That, des edlen Ruhms, der mit
Mühe erkämpft ward. Das Gedenken ist hier in ein
Nimmerwelken des Siegkranzes verwandelt. — V. 22
nimmt die Erde den Amphiaraus, sammt seinen Stralen-
rossen auf. Stralende Rosse würde man sich eher ge-
fallen lassen; obgleich glänzend oder blendend unsrer Spra-
che und dem Sinne des Dichters angemessener seyn würde,
da der Grundbegriff in φαίδιμος weiß ist. — V. 32 ist
der störrige Hader und der stürmische Zank dem Texte
fremd. Φιλόνεικος ist contentionum studiosus, qui de
re nihili, aut facile litem movet; δύσηρις aber pertinaci-
ter, acerbe contendens, molestus in lite. Es sind also
verschiednere Begriffe, als Hader und Zank. Daher auch
α — ατα sie trennt. — V. 35. Die süßsingenden Musen
gebieten es mir, ist verwandelt in: o! lispelt mir, ho-
nigsüße Lippen der Musen! Aber weder von einem
Anrufe der Musen, noch von einem idyllischen Lispeln ih-
rer honigsüßen Lippen, weiß hier Pindar. — Warum der
Phi-

Phintis in Phialis verwandelt ſey, wird uns der zweyte Band ſagen. — V. 39. Daß ich auf ſtralendem Pfade in Eile rolle bis zu dem Heldenſtamm. Das Hinrollen vom Wagen hat etwas Scherzhaftes des gemeinen Lebens; und καθαρα κελευθος iſt kein ſtralender; ſondern ein ebener, hinderniſsloſer Pfad. Dieß Beywort malt alſo den Begriff der Schnelligkeit, und folglich des augenblicklich zu beginnenden Lobpreiſes der Jamiden, der Ahnen des Agesias, aus, deren Ruhm mit dem Ruhme Pindars genau zuſammenhängt. — V. 41 f. Pindar: Denn ſie, jene Mäuler, wiſſen vor andern mich zu leiten dieſen Pfad, nachdem ſie Kränze zu Olympia erhielten. Für dieſe letztern einfachen Worte ſetzt Hr. F.: weil ſie ſchmückten hier auf Olympias Rennbahn ihre Mähnen herrlich mit blühenden Kränzen. Das heißt ohne Noth untreu ſeyn. Eben ſo gleich darauf: ἐν ὥρᾳ, bey noch ſtralender Sonne; und V. 55 giebt das Schickſal dem Aegyptus blühende Fluren; wo er im Pindar bloß am Alpheus wohnt: aber ὑπ' Απολλωνι mußte für unſre züchtigere Denkart freylich in: am Buſen Apollons verwandelt werden. Jedoch V. 60: des Gottes Erzeugter, brauchte nicht in: eine Frucht der Umarmung des Gottes verwandelt zu werden. Die Verbindung der Sätze: »den Krug hinſetzend, gebar ſie,« wollen wir übergehen. Aber: Jamos kommt an des goldnen Tages Glanz, iſt doch für ἐς φαος zu prunkend. Das Gold kommt ohnedieß häufig genug in den alten Lyrikern vor, daß wir nicht nöthig haben, es noch in den Text hineinzubringen. Richtig hat der Verf. αυτικα zu ἐς φαος gezogen, da J. offenbar die ſchnelle Geburt die Folge des Beyſtandes der Eleutho und der Parcen iſt. Alſo ganz falſch zog es Heyne in ſeiner erſten Ausgabe zum folgenden Satz. Das: bey theuren Wehn (ſtatt unter) wollen wir nicht berühren, da hier der Text ſelbſt ſeine groſſen Schwierigkeiten hat. — V. 76: δυο γλαυκωπες αυτον δαιμονων βελαισιν εθρεψαντο δρακοντες, αμεμφει ιω μελισσαν, καδομενοι. Dieſe Stelle iſt ſo überſetzt: Doch blaue Zwillingsdrachen pflegtens (das Kindlein) mit unſchuldiger Honigſüße, zärtlicher Sorgfalt; ſandten Götter ihm Bienen zur Amme. 1) Zwillingsdrachen ſtatt zwey? 2) αμεμφης iſt nicht unſchuldig; ſondern heilſam, gut, nach der Analogie mehrerer ähnlicher regierender Wörter. 3) δαιμονων βελαισιν werden die Drachen geſendet im Texte; nicht die

 Bie-

Bienen; gesetzt, die Bienen wären auch da. Allein 4) der Text setzt gar keine Bienen zur Amme. — V. 80 kennt der Text auch den schnellhinrollenden Wagen nicht; so wie V. 85 nicht die unverwelkliche Blüthe, womit des Jamus Stammgeschlecht grünen wird. — V. 88. Aber es rühmte sich Keiner, was vernommen zu haben. Des Gegentheils würden sie sich haben rühmen können; ευχεσθαι bey Pindar heißt einigemal bloß profiteri, affirmare. — V. 90. Die mächtige Dornstrauch für ἀπειριτος βατια ist Sprache des gemeinen Lebens. »Glänzend träufelten goldne Purpurstralen Thaus auf den zarten Körper von den Violen.« Dieß lautet weit härter und unverständlicher, als der Text, welcher sagt: Mit der Violen golden und purpurn stralenden Tropfen (oder wörtlich) mit der Violen goldenen und purpurnen Stralen, d. h. Tropfen, auf welche beym Herabfallen die Sonnenstralen fallen; daher sie golden und purpurn glänzen) ward beträufelt sein zarter Körper. — V. 97. »Da stieg er tiefer in Alpheus Bett.« Dieß verstellt das μεσσαι Αλφεω; welches bloß die Idee verstärkt, und zum Ausdrucke des heftigen Verlangens nach dem Gute, das er sich vom Neptun erbitten will, dasteht. Also: tief in den Alpheus trat er hinein, stieg er hinab. — Und was flehet er denn vom Neptun, V. 102? Er möchte sein Haupt mit volksbeglückender Würde bekränzen. Der Sinn ist allerdings richtig gefaßt: er möchte ihn mit einer Königswürde beglücken; aber wurde denn das Haupt der Könige bekränzt? ἐᾳ κεφαλᾳ steht ja, wie Olymp. 7, 122 und sehr oft in den Tragikern für ἑαυτῳ, seine Person. — V. 108 ist ες χωραν παγκοινον, wodurch das sehr frequente Olympia verstanden wird, unnöthig weitläuftig übersetzt: ins Land, welches einstens Alt-Hellas sammelt in seinem weitumfassenden Schooße. Was Alt-Hellas hier soll, begreifen wir nicht, da nicht Haller oder Klopstock, sondern Pindar spricht. — V. 112. Der Unwahrheit unkundige Zunge für φωναν ακȣειν ψευδεων αγνωστον. Hr. F. hat es erklärt: ωςε [illegible] ακȣειν φωναν αυτȣ ψ. αγνωςον. Wir haben nichts dagegen; obwohl man auch erklären kann: ωςε αυτον [illegible] φωναν (sc. Απολλωνος oder οιωνων) ψ. αγν.; aber wie liegt denn in jener Uebersetzung das Talent, truglose Orakel zu geben; welches doch der Text ertheilt? — V. 119. Weihen sollt' er dann den Altar Zevs zum Tempel heiliger Offenbarung. Hr. F. scheint

ganz

ganz richtig ζηνος επ' ακροτατῳ βωμῳ zum Nachsatz bezo-
gen zu haben. Aber: den Altar zum Tempel weihen, ist
doch zu uneigentlich gesprochen nach dem deutschen Gebrauche
des Worts: Tempel. χρηστηριον θεσθαι hat er, wie ge-
wöhnlich, durch constituere oraculum erklärt. Der Recen-
sent giebt Valkenaers Erklärung zum Ammonius p. 235 den
Vorzug, welcher χρηστηριον victima erklärt. Victimam im-
ponere arae aber steht für: Priester des Altars wer-
den. — V. 125 f. ist die Stellung der Hauptidee, die bey
Pindar, so wie bey jedem guten Dichter, so Vieles zur Deut-
lichkeit, Schönheit oder Kraft beyträgt, nicht etwa ein wenig
vernachlässigt; sondern ganz umgekehrt: »Allezeit schwebet
überm Haupte des Helden — der 12mal auf der Rennbahn
Andern voraus flog, dem die heilige Charis auf die Wan-
gen (nicht aus dem Texte; sondern nach Gedicke) stralend
den Reiz des Sieges herabgeußt — der Neid.« Im Pin-
dar steht die Hauptidee; μωμος, gerade voraus. Deutlicher
wünschte man den δωδεκατον δρομου ausgedrückt; welches
das ist, was anderwärts bey Pindar δωδεκαγναμπτος δρο-
μος ist. Stralend (hier für ευκλεα) ist bey unserm Ueber-
setzer ein zu oft vorkommendes Lieblingswort. Klarer und
treffender hat hier Gedike übersetzt; obwohl auch er biswei-
len die einfache Rede des Pindar mit zu stolzer Erhabenheit
vertauscht: »Doch schwebt der Tadel des Neiders über den
Helden hin, dem sein Wagen Andern zuvor zwölfmal ums
Ziel flog, und die göttliche Grazie stolzen Reiz auf die Wan-
gen geußt.« — V. 130. Ahnen mütterlicher Seite für
mütterliche Ahnen, matt und prosaisch! — V. 135. »Hat-
ten deine Ahnen sonst den Hermes, der Kampfpreise ge-
rechten Spender, — heilig mit der Opfer Menge ver-
ehrt. Das einfache: ος αγωνας εχει, der die Wettspie-
le lenkt, ist hier in das stolzirende: der Kampfpreise ge-
rechten Spender, verändert. Heilig, statt fromm ver-
ehren, ist gegen den Sprachgebrauch. Und: der Opfer
Menge, ist aus den bescheidenen: λιταις θυσιαις, sacri-
ficiis modicis, exiguis, geworden, mit welchen die in from-
mer Einfachheit lebenden Ahnen den Hermes ehrten. Die
kühne Stelle, V. 140, wo dem Pindar der Gedanke seiner
eignen Verwandtschaft mit dem Helden, gleich dem schärfen-
den Wetzsteine, zum Gesange reizt, ist, nach Gedike, ganz gut
übersetzt. Aber man höre V. 143 f. »Meiner Mutter Er-
zeugerinn, jene blühende Metope, war eine Blume aus

Stym-

Stymphalia, war die Mutter der rossehinpeitschenden Thebe, deren erquickende Quelle ich schlürf, deren Kampfhelden diese Hand den bunten Hymnenkranz flechtet.« 1) Die Blume aus Stymphalia ist im Texte eine simple Stymphalierinn. 2) Rossehinpeitschend ist zu geziert; und schlürfen unedel. 3) Nicht den Thebanischen Helden allein flicht Pindar im Texte Hymnenkränze; sondern auch Andern. Die Idee: ich, der Sänger der Sieghymnen auf kämpfende Helden, ist also verfehlt. Diese Hand kennt Pindar auch nicht. — V. 151 soll, nach Pindar, der Chor nicht Allen laut zurufen; daß sie (der Musikdirektor Aeneas und Pindar) der alten Schmach: »Böotischer Eber!« nun entronnen sind; sondern γνωναι, darthun, beweisen soll er es durch die Composition und Absingung des Hymnus. — V. 155 ist die Benennung des Chordirektors Aeneas: κρητηρ ἀγαφθεγκτων ἀοιδαν, weit passender, und dem Sinne des kühnen Bildes (der sehr viel Gesänge weiß) entsprechender übersetzt: lieblicher Quell der mächtigrauschenden Hymnen, als von Gedike: Du, der lautschallenden Hymnen harmonischer Sänger. Dagegen ist der Geist des Bildes in: σκυταλα ηυκομων Μοισαν, von Beyden gleich gut aufgefaßt. Hr. F. übersetzt: der schönlockigen Musen vertrauter Herold; Gedike: der Verkünder ihrer geheimen Befehle. — V. 160 wird Demeter, welche auf hellen Schimmeln hinrollt, statt der λευκιππος, schwerlich Beyfall finden. — V. 160 — 163 können wir die Konstruktion nicht herausfinden; hier müssen Druckfehler seyn. Auch soll nicht Aeneas die Demeter mit ihrer Tochter und den Aetnäischen Zeus preisen; sondern Hieron verehrt diese Gottheiten. — V. 164. Nie nage an seines (des Hiero) Glückes Blüthe die fernher schleichende Zeit. Wir wollen es hingehen lassen, daß die Kraft der Zeit, welche im Pindar zerbricht und zermalmt, (βραυσοι), in einen nagenden Wurm verwandelt ist; aber εφερπων ist gegen den dichterischen Sprachgebrauch von unserm Uebersetzer eben so, als von Gedike, heranschleichend übersetzt, da ερπειν bey Dichtern doch gehen, wandeln heißt, ohne die Nebenidee des Schleichens oder Kriechens. Gleichwohl scheint das Mißverstehen dieses Worts auch das Nagen und die Glückesblüthe erzeugt zu haben. — V. 165. »Er empfahe süßer Wonne diesen Siegespomp.« Im Pindar ist es klar, daß dieß Hiero sey; aber bey unserm Uebersetzer muß, nach den Veränderungen,

gen, die er mit der Sätzestellung und Wortfolge vorgenommen hat, Jeder glauben, es sey Agesias. Dieß meint auch Hr. F. ganz falsch, wie man aus dem Zusammenhange dieser Worte mit der darauf folgenden letzten Epode sieht. — V. 179. χρυσαλακατυς, das Beywort der Amphitrite, nimmt sowohl Hr. F., als Gedike, für: die mit goldner Spindel geschmückte. Uns dünkt, daß ηλακατη hier nicht die Spindel; sondern der Stab, σκηπτρον, sey. Anders ist der Fall Hom. Od. 4, 122, wo es die Artemis mit goldnen Pfeilen bezeichnet. — Wir müssen noch der öfters unmelodischen Wortstellung in dieser Uebersetzung gedenken, welche offenbar eben so gut, als das, was Hr. F. dem Dichter nur zu oft gegeben oder genommen hat, durch die Wahl einer rhythmischen Prosa wäre vermieden worden. Wir erlauben uns daher noch ein paar Bemerkungen über die gewählte Form; nachdem wir den Geist dieser Uebersetzung an einer Ode in sattsamen Proben dargelegt zu haben glauben.

Unerachtet des großen Vortheils, der schon aus den zu übertrieben verschrieenen, knechtischen Nachbildungen der Alten, für die deutsche Sprache in Bildern, poetischen Wortfügungen, u. s. w., erwachsen ist; und unerachtet der so oft gepriesenen Beugsamkeit unsrer Sprache, hat noch Niemand (wenn man, irren wir nicht, ein Versprechen Humbolds ausnimmt), selbst Voß es nicht gewagt, in einer Uebersetzung Pindars, dessen eigenthümlichen Versbau wieder zu geben. Wie ihren Genius: so hat jede Sprache ihren rhythmischen Gang. Obgleich viele glückliche Versuche gezeigt haben, daß griechische Metra im Deutschen sich nachahmen lassen; obgleich der Hexameter, den, als die vollendetste rhythmische Periode, als die einfachste und natürlichste metrische Form in seiner Sprache, die Natur dem Griechen fast aufdrang, und den Jahrhunderte für das Eigenthum des Alterthums hielten, bey uns den Jambus verdrängt, und dem Genius des deutschen Rhythmus eine ganz neue Gestalt gegeben hat: so kann man doch wohl mit Recht behaupten, daß, bey einer so großen Mannichfaltigkeit, manche Metra des Pindar unsrer Sprache unmöglich, unserm Ohre vielleicht gar widerlich seyn müßten, und daß auch, bey der Möglichkeit, eine dürftige Nachbildung der Form für den Verlust des Geistes nicht entschädigen würde. Abgeschreckt durch diese Schwierigkeit, und von der Undankbarkeit eines solchen Unternehmens überzeugt, wählte der

Ver-

Verfasser, um von seinen Vorgängern, durch die Metrik seiner Uebersetzung, sich zu unterscheiden, Metra, die mit denen des Originals nichts gemein haben, als die gleiche Zahl der Zeilen, und die Abtheilung in Systeme von Strophen und Epoden. Wie wenig aber der Verf. sein Versprechen erfüllt habe, Harmonie des Hauptgedankens mit dem Gange des Metrums, und mannichfaltige Abwechslung desselben wieder zu geben; wie einförmig, wie hart der Versbau; wie matt und prosaisch oft die Wortstellung sey; wie weit er daher hinter dem, sich einem freyern Rhythmus der Prosa überlassenden Gedike zurückbleibe: dazu finden sich in jeder Ode mehrere Belege. Ein Beyspiel genüge; es sey aus dem Anfange der ersten Olymp. Ode, V. 11.

Nimmer suche dein Auge (o mein Geist!) glorreich're Kämpfe,
Als in Olympia,
Von wo aus weitgepriesener
Hymnen Kränze den sinnenden
Weisen entgegen geworfen (?) werden, um,
Wenn sie des Hierons seelgem Pallaste sich nahen,
Kronions Sohn zu preisen.

Zu geschweigen der sinnlosen Uebersetzung von V. 13 — 15. — Wer fühlt hier nicht das Matte und Fehlerhafte im Rhythmus? Zur Vermeidung fünf gleicher Endungen in einer und derselben Wortfolge bedarf es doch sicherlich keines vollendeten Künstlers.

Kb.

De epitomes rerum romanarum, quae sub nomine Luc. Annaei siue Flori siue Senecae fertur, aetate probabilissima, vero auctore, operis antiqua forma. Quaestionum nouarum Libri III. Edidit *Frant. Nicol Titze*, in Caes. Reg. Lyceo Lincensi Hist. uniu. et specialis S. Imperii romano-germanici Prof. P. O. Lincii, in bibliopol. C. R. priu. Frid. Rurich. 1804. 9 Bog. 8. 16 gr.

Bekanntlich ist man weder über den wahren Namen, noch über das Zeitalter des Verfassers, der unter dem Namen des Florus bekannten epitome rerum Romanarum einig. Einige,

ge, und die Meisten nennen ihn Luc. Annäus Florus; Andere Seneca; noch Andere aber Luc. Jul. Florus; und Alle nehmen an, daß er unter Trajans und Hadrians Regierungen gelebt habe. Der V. der anzuzeigenden Schrift aber geht darauf aus, zu beweisen, daß er früher, und unter Augustus Zeitalter gelebt und geschrieben habe. Er thut dieses mit einem nicht zu verkennenden kritischen Scharfblick; und da wir uns das schlechte Latein und die vielen Druckfehler, die seine Schrift entstellen, nicht haben abschrecken lassen, sie ganz durchzulesen: so wollen wir uns für Freunde der römischen Literatur das Verdienst machen, seine Gründe kürzlich auszuziehen. Alle, die dem Florus ein späteres Zeitalter anweisen, gründen ihre Behauptung auf eine Stelle seiner Vorrede, wo des Trajans ausdrücklich gedacht wird. Der Vf. zeigt aber in der Folge mit ganz wahrscheinlichen Gründen, daß der Schluß der Vorrede, worin jene Erwähnung enthalten ist, ein späterer, unächter Zusatz sey; und daß man auch die bekannte Replike Hadrians: ego nolo Florus esse, nicht von dem Geschichtschreiber Florus verstehn müsse. Dagegen habe man bisher gewisse Ausdrücke in seiner Epitome übersehen, die auf sein wahres Zeitalter nicht unwahrscheinlich schließen ließen. So sage er z. B. cladem Crassianam, terrorem Hercynii saltus et terminum imperii Euphratem ad Orientem constitutum *nuper* fuisse. (Wir können die Stelle im Florus nicht finden, wo er dieß sagt). Wer aber von Thaten Cäsars und Pompejus als von neulich geschehenen Dingen rede, könne nicht unter Hadrian gelebt haben. So sage er B. 1. Kap. 16 von den Samniten: *hodie* Samnium in ipso Samnio requiritur. Dieß beziehe sich auf die vom August gemachte neue Eintheilung Italiens, nach der zwar eine regio Samnii Statt hatte, in qua tamen Samnium antiquum requirebatur, s. nullum ejus vestigium superesset. (Aber wir glauben, daß Florus eben so auch hundert Jahre nachher reden konnte.) Ferner sage Florus von der Niederlage des Varus: signa et aquilas duas barbari *adhuc* possident; so könne nur ein Scriptor aevi Augustei schreiben, weil sie nachher zurückgegeben wurden. Er nenne die Kriege des Cäsar und Pompejus *novissima*, und die Jahre, wo sie lebten, postremos. Er zähle von Romulus bis Augustus, nach einer runden Zahl, 700 Jahre; rechnet davon 500 Jahre auf infantiam et adolescentiam populi Rom., und fährt dann fort: *his* ducentis annis,

nis, qui sequuntur, und gebe damit zu erkennen, daß diese Periode bis auf seine Zeit reiche. B. III. Kap. 5 sage er: Indis, qui *adhuc* nos non noverant; so habe er aber sagen müssen, weil unter August zuerst Indische Gesandten nach Rom geschickt worden wären. IV. 2. gratulandum *est* (in späterer Zeit hätte er schreiben müssen: fuit) ad Octavianum Caesarem summam rerum rediisse.

Für die gewöhnliche Meinung vom Trajanischen Zeitalter des Florus scheinen die Worte zu seyn IV, 12: *tunc Dacia non victa*, sed summota et dilata est; weil man dabey an Trajans Dacischen Triumph erinnert wird. Allein der V. glaubt, daß Florus damit bloß das sagen wolle, was er in der Folge sagt: *Sarmatas* per Lentulum prohibere Danubio satis fuit. Am meisten aber streitet gegen die Behauptung des Vf., und bestätigt den allgemeinen Glauben, daß Florus unter Trajan geschrieben habe, eine Stelle seiner Vorrede: a Caesare Augusto in saeculum nostrum haud multo minus CC. anni sunt, quibus inertia Caesarum (Roma) consenuit, nisi quod *sub Trajano* movit lacertos, et praeter spem omnium senectus imperii, quasi reddita iuventute, revirescit. Dieses eigne Bekenntniß des Florus von seinem Zeitalter muß zuvor entkräftet werden, wenn nicht alle, von dem V. mühsam aufgesuchte Gründe für das Gegentheil ihre Kraft verlieren sollten. Und dieß ist denn der Zweck und Inhalt des zweyten Theils dieser kritischen Arbeit. Es ist schon oben erwähnt worden, daß der V. diese ganze Stelle für unächt erkläre. Denn Florus gehe in seinem Buche nur drey aetates des römischen Volks, infantiam, adolescentiam und juventam; nicht aber die vierte, die senecturem, durch. Er schließe mit den Siegen des Augustus; sein Buch sey aber nicht etwa zu Ende defekt; sondern förmlich geschlossen. Warum würde er nicht auch den Verfall des römischen Reichs unter den folgenden Kaisern beschrieben haben, wenn die Erwähnung des abnehmenden Alters desselben in der Vorrede von ihm herkäme. Wenn Florus 200 Jahre später gelebt hätte: so könne er nicht geschrieben haben: P.R. a Romulo in Caesarem Aug. DCC. annos tantum operum gessit, ut si quis magnitudinem imperii cum annis conferat, aetatem ultra (i. e. protendi aetatem, ad quam usque adhuc pervenit, s. ultra DCC annos) putat; und die Gränze seines Werks von 700 Jahren

ren wiederhole er an mehrern Orten, z. B. II, 1. 19. III, 12. IV, 2. so daß er sein Buch wirklich, seinem Versprechen gemäß, mit dem Zeitalter des Augustus, d. i. mit dem Ablauf eines Zeitraums von etwas mehr, als 700 Jahren, geschlossen habe. Zwey Stellen des Lactanz, Inst. div. VII, 15. und des Ammianus Marcellinus L. XIV. die einer senectus Romae erwähnen, und nach der strittigen Stelle des Florus geformt zu seyn scheinen, sind es nicht, wie der V. mit guten Gründen darthut. Aber auch durch innere Gründe: ipsa styli et orationis conformatione, sey der Zusatz ganz des Florus unwürdig. Hier rügt der V. hauptsächlich die Vermengung mehrerer Metaphern von dem letzten Zeitraume der römischen Geschichte — consenuit, decoxit, movit lacertos, revirescit. Doch mit diesem Beweise möchte vielleicht der V. weniger Beyfall finden, da es mit dem Urtheile, ob ein alter Schriftsteller sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient haben könne, eine ganz eigne Sache ist, und sich das individuelle Gefühl davon nicht leicht Andern mittheilen läßt. Er glaubt also, daß der ganze Theil der Vorrede von den Worten: si quis ergo, an, bis zu Ende, von einem pensiculator oder scholaris, um sich seinen Florus, durch einen kurzen chronologischen Abriß, brauchbarer zu machen, angeflickt worden sey. Das ist aber noch nicht genug. Nun geht der V. den ganzen Florus durch; und schneidet mit unbarmherziger Kritik eine Menge größerer und kleinerer Stellen weg, die ihm nicht anstehen; z. B. I, 9. Liber jam hinc populus R. — bis Italiam sub se redegerunt. Sie aber alle einzeln, mit den Gründen ihres Vernichtungsurtheils, anzugeben, leidet der Raum nicht. Wie Wolf, bey Verurtheilung der Rede pro Marcello, annahm, daß der Betrüger gewisse Ciceronianische Worte und Formeln absichtlich gebraucht und wiederholt habe, um seiner Waare dadurch den Stempel der Aechtheit aufzudrükken: so verwirft unser Verf. alle Stellen, wo plane quasi vorkommt, als untergeschoben; weil Florus bey Vergleichungen die Partikel quasi liebe, und daher der falsarius, von dem diese Zusätze herkämen, dieses Wort mit einem Zusatze beybehalten habe; daher er von dem Verf. sehr witzig der homuncio oder nebulo *planequasi* genannt wird. Der V. verspricht eine neue Ausgabe des Florus; und wir glauben allerdings, daß er sich um einen Autor, mit dem er so vertraut ist, verdient machen kann; wie er denn hier schon

einige glückliche Beyspiele verbesserter Lesarten giebt. Aber wir bitten ihn recht sehr, daß er es sich ja nicht etwa einfallen lasse, einen nach seinem Sinne castigirten Florus zu ediren; er lasse den gewöhnlichen Text ungeändert abdrucken, bemerke die Stellen, die ihm anstößig sind, mit Klammern, und überlasse dem Leser die Wahl, sie nach eignem Urtheile zu verwerfen, oder anzunehmen.

Im dritten Buche endlich, denn der Titel sagt es schon, daß der V. seine kleine Schrift in drey Bücher getheilt habe, sucht der Vf. dem eigentlichen Verfasser dieser Epitome auf die Spur zu kommen. Es werden daher alle Flori gemustert, deren nur von den Schriftstellern der damaligen Zeit Erwähnung geschieht; und der V. entscheidet endlich für den Julius Florus, an den Horaz zwey poetische Episteln uns hinterlassen hat, von denen der Verf. die erste (I, 3) hier einrückt, und zum Behufe seiner Hypothese erklärt. Mit Auszeichnung der angestrichenen unlateinischen Ausdrücke und groben Druckfehler wollen wir unsre Recension nicht verlängern.

Gl.

1) Kleines griechisch-deutsches Handwörterbuch. Ein Auszug aus *J. G. Schneiders* kritischem griechisch-deutschen Handwörterbuche. Nach und mit dem Rathe des Verfassers zum Besten der Anfänger ausgearbeitet von *Friedr. Wilh. Riemer*. *Zwey Bände. Erster Band*, A — Λ. XXIII und 781 S. *Zweyter Band*, M — Ω, 686 S. Jena und Leipzig, bey Frommann. 1804. med. 8. 4 Rk.

2) Kritisches griechisch-deutsches Wörterbuch, beym Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen. Ausgearbeitet von *Johann Gottlob Schneider*, Prof. zu Frankf. a. d. O. *Erster Band*, A—K. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Jena und Leipzig, bey Frommann. 1805. XVI und 720 S. gr. 4.

Der

Der geschickte Bearbeiter von No. 1. begnügte sich nicht, einen bloßen Auszug aus dem größern Schneiderschen Wörterbuche zu liefern; sondern stellte (am häufigsten im letzten Theile) eigne Untersuchungen an; ordnete die Folge der Bedeutungen zum Theil strenger und richtiger; brachte Mehreres aus der Etymologie und Analogie, überhaupt mehr (für seinen Zweck vielleicht zu viel) Philosophie der Sprachen hinein, und brachte so ein Werk zu Stande, das gewissermaaßen sein eigen genannt werden kann. Die Vorrede enthält schätzbare Bemerkungen und Winke aus der allgemeinen philosophischen Sprachlehre, mit Anwendung auf die griechische Sprache und auf das Hemsterhuysische System der Analogie; welches hier mit Scharfsinn, aber mit einer fast befremdlichen Lebhaftigkeit über die »Insolenz und Unwissenheit« derer, welche die Behauptungen der Hemsterhuysischen Schule bestritten, (worunter er vorzüglich Hermann de emendanda ratione graecae grammaticae zu verstehen scheint), verfochten wird.

No. 2 will Schneider zwar nicht als eine gänzliche Umarbeitung oder wiederholte Prüfung aller Artikel seines Wörterbuchs angesehen wissen; »aber, sagt er, sehr viele »Fehler werden die Leser jetzt nicht mehr bemerken, zu »deren Erkennung mir zum Theil der Beystand von einigen gelehrten Freunden behülflich gewesen ist. Sehr viele Artikel werden sie auch ganz umgearbeitet; andre sehr »erweitert, die Bedeutungen vermehrt, oder deutlicher gemacht, und, wo es nöthig war, mit den nöthigen Stel»len belegt finden. Dabey gieng mein Augenmerk vorzüg»lich auf den Zweck, so viel, als sich jetzt, ohne alle Ar»tikel von neuem auszuarbeiten, bewirken ließ, die Geschich»te eines jeden Wortes und seiner Bedeutungen kurz durch »die ältesten vorhandenen Stellen anzudeuten.« Er unterzog sich zu dem Ende neuen Studien der wichtigern griechischen Schriftsteller (auch das neuerdings erst Bekanntgewordene, wie die griechische Inschrift zu Rosette, ist ihm nicht entgangen), und ihrer alten und neuen Commentatoren, und verwendete seine Kräfte und Mühe vorzüglich auf solche Zusätze, »die man nicht so geradezu wegnehmen und »eintragen kann; sondern vorher wohl betrachten und prü»fen muß.« Obgleich der Plan dieses Wörterbuchs in der neuen Auflage etwas erweitert worden: so will es der Verf.

 doch

doch immer noch bloß für ein Handwörterbuch angesehen wissen, das auf Vollständigkeit in so mancher Rücksicht keinen Anspruch mache.

Mit Vergnügen bemerken wir, wie viel Wörter, und Bedeutungen von Wörtern, vom Verf. in der neuen Auflage eingetragen worden; das Meiste, was wir uns selbst, beym Gebrauche der ersten Ausgabe, angemerkt hatten, findet sich hier auch schon. Von ἀζαλέος steht noch in der neuen Auflage nur die Bedeutung: trocken; Hesychius giebt die Bedeutung: heiß, an; in welcher es Macedonius 12, 5 hat, Analecta, T. 3. p. 114. Von ἄθεος werden die Bedeutungen jetzt vollständiger aufgezählt. Vergl. die gelehrte Auseinandersetzung derselben von Sturz in Becks Commentarr. soc. philol. V. 2. P. 1. p. 64 sqq. Bey ἀ-ΐξ fehlt, daß αἶγες die großen Wellen heißen. s. Heyne Obs. zu Il. 2, 148. Den Zusammenhang der Bedeutungen von αἰόλος hat derselbe gut angegeben zu Il. 4, 186. Aehnlich Schneider, in der neuen Auflage, unter αἰολάω und αἰόλος. Bey αἰτία verdiente vielleicht angemerkt zu werden, daß es, wie causa, für Krankheit gesetzt wird, weil sie oft zum Vorwand und zur Entschuldigung dient. Ἀλαβαρχεία steht im Palladas, Ep. 30, 4, für das Haus des Zollschreibers. Ἀμφιβαίνειν steht schon beym Homer für beschützen, vertheidigen. Heyne Obs. Il. 1, 37. Der Artikel ἄν ist erweitert. Darüber, daß es dem lat. solere entspricht, s. Schäfer z. Jul. or. I. p. XVIII. Daß ἂν für ἑ-ὰν gesetzt wirde, lengnet derselbe p. V. Ἀνδρόω heißt auch virilia praesto. s. Coray Hippocr. de aëre, T. 2. p. 367 sqq. Bey ἀνθέμιον wär zu bemerken, daß es, wie ἀνθερίξ, von verschiednen Pflanzen oder Blumen gebraucht werde. S. Bodäus a Stapel z. Theophrast, S. 832 ff. Von einer solchen bestimmten Pflanze nehmen wir das Wort auch beym Meleager I, 36. Bey ἀνέδην fehlt die Bedeutung sine sede, παρὰ τὸ ἕδος, sagt das Etymologicum Magnum. S. Stanley zu Aeschylus Suppl. 15. Ἀπονά-χειν, nicht glauben, sich nicht überzeugen, entgegengesetzt dem πάχειν; ein den Stoikern eignes Wort (s. Schweighäuser Index graecitatis in Epictetum, T. 3. p. 259) fehlt gänzlich. Αὐτοτελῶς perfecte, steht in der Vorrede zum Parthenius. Αὐχήν, ein enges Thal, Strabo 5. S. 365. Ἀφυβρίζειν kommt nicht erst beym

Synes.

Synesius für austoben vor, wo es im eigentlichen Sinne vom Meeressturme gesagt wird; sondern schon figürlich von einem ausbrausenden Jüngling im Alexis beym Athenäus Epitome 2, 4. p. 36. E. *βρωτὸς* in der Bedeutung eßbar steht beym Meleager 1, 30. *Γίγγρας* und *γίγγρα* ist nicht eine phrygische Flöte, wie in Schneiders beyden Auflagen und in Riemer steht; sondern sie ist, nach Pollux 4, 76, eine Erfindung der Phönicier, und hat ihren Namen von Gingras, dem phönicischen Namen des Adonis. Vgl. Grobdeck antiquar. Versuche, 1. S. 120. Was *γνώμων* sey, bestimmt am sorgfältigsten Calkoen de horologiis vett. sciotericis, p. 24. *Ἐκστροφαὶ τῶν δακτύλων* Alciphro, 3, 54. *Ἐνθυμέομαι*, ich bin in unruhiger, leidenschaftlicher Bewegung. s. Coray Hippocr. de aëre, T. 2, p. 354 — 7. *Ἐνοράω*, ich sehe ins Auge, blicke durch. Lecella zu Xenoph. Ephes. p. 147. *Ἔργον Τρωϊκὸν*, der troische Krieg, beym Arrian exp. Alex. 1, 11. p. 25. Gronov. *Ἔργον*, die große Masse eines Steines, Il. 20, 285 f. *Ἔργον γίνεσθαί τινος*, von Jemand umgebracht werden; bey den spätern Schriftstellern. Wyttenbach Julia, or. I. p. 176. Lpz. Ausg. *Ἐπιπλέω*, ich beschiffe, mit dem Accusativ. Hermann z. Orpheus Argon. 755. *Ἐπιτειχίζω*, mit dem Dativ, *τινί*, gegen Jemand. Wyttenbach Julia, or. I. p. 142. Die Spätern nicht auf einerley Weise. s. Schäfer z. Julian, or. I, p. VII. *Εὐκταῖον*, quod e voto solvitur. Huschke Anall. cr. p. 133. Vgl. Schneider in der neuen Ausgabe unter *εὖχος*. *Ἐφάπτω*, mit dem Dativ Heyne z. Pindar, Ol. I, 138. *ἐφῆπται*, imminent. Il. 2, 15. mit Heyne's Anm. *Ἐφικνέομαι*, ich reise wohin, um Andre im Zaum zu halten. Wyttenbach Julia, or. I. p. 222. *θύειν*, räuchern, opfern; und *θύειν*, stürmen, wüthen, hält S. für zwey ursprünglich verschiedne Zeitwörter. Scharfsinnig leitet Riemer die verschiednen Bedeutungen aus einer gemeinschaftlichen Grundbedeutung des Anzündens her; wenn nicht vielmehr Alles vom heftigen Bewegen, Brausen, Stürmen ausgieng; welches auf die ältern und rohern, mit wüthenden Bewegungen gefeyerten Gottesdienste, und weiterhin auf alle Opfer, übergetragen wurde. *Ἰαύειν*, die Nacht zubringen, auch ohne Schlaf. Heyne obs. Il. 9, 466. *Ἶβις* ist Numenius Ibis albus; nach Cuviers Untersuchungen aus Mumien. *Ἰξοβολέω*. Bianor, 3, 4. *Ἱππάκη*; wenn wir nicht irren, schon

 beym

beym Hippocrates der Pferdekäse der Scythen. s. Coray Hippocr. de aër. T. 2 p. 283—6. Βλάττα, der Purpur, oder die Purpurschnecke; eigentlich phönicischen Ursprungs, und Benennung der phönicischen Venus. s. Joh. Lydus, de mens. c. 7. p 9. Vgl. Tzschucke zu Eutrop. 7, 14. S. 478, und den Index notarum, v. blatta. Κάρπος heißt Getraide, wenn es dem Weinstock oder Bäumen bey- oder entgegengesetzt wird. s. Coray z. Hippocrates, de aëre, T. 2. p. 204 sq. Κωκκύζειν, überhaupt von einem heisern, übelklingenden Geschrey. Theocrit, 7, 48. Κορυβαντιᾶν patentibus oculis dormire. Plinius 11, 37. s. 54. Κρητίζειν, betrügen, Jacobs zur gr. Anthologie, V. 2. P. 3. p. 215. Κυανὸς wird beym Homer von Böttiger, Vasen, 2, 79 für angelaufnen, polirten Stahl genommen. Κυρίβχνες, eine Art von Kuchen. s. Ilgen, Opusc. I. p. 154.

Ueberall trifft man auf Bereicherungen, Erweiterungen und Verbesserungen, so daß es schwer seyn würde, von besonders gut und gründlich ausgeführten Artikeln einzelne Beyspiele aufzustellen, wie, um nur ein Paar zu nennen, die Behandlung von ἁβρὸς und von κασσίτερος ist. Dankbar ist es auch zu erkennen, daß in dieser Ausgabe die rhetorischen und grammatischen Kunstwörter fleißiger, als in der erstern, erklärt worden sind. Es wäre zu wünschen, daß die Gelehrten ihre Zusätze zu diesem Werke, von Zeit zu Zeit, in philologische Zeitschriften, wie Matthiäs Miscellanea philologica sind, niederlegten.

Ow.

Der prahlerische Krieger. Aus dem Lateinischen des Plautus metrisch übersetzt. In fünf Akten. Berlin, bey Frölich. 1805. 182 S. und X S. Titel u. Vorrede. fl. 8.

Der Uebersetzer unterschreibt sich in der Vorrede J. A. Mally. Dieses Plautinische Stück, welches, nach Lessings Bemerkung, (Dramaturgie, B. 1. S. 162) wohl richtiger der Prahler (gloriosus) überschrieben wird; da es im Griechischen alazon hieß, verdient allerdings, wegen seiner trefflichen

lichen Charakterzeichnung und der darin zu Tage gelegten virtus comica, in einer guten Uebersetzung auch Nichtkennern des Lateinischen mitgetheilt zu werden. Diese Uebersetzung des Hrn. Mäsly, für welchen die Geniesprache der Vorrede nicht eben mit einem guten Vorurtheile einnimmt, ist auch im Ganzen nicht übel gerathen. Sie ist im Ganzen treu, und doch im leichten, gewandten Dialogenstyle verfaßt, so daß sie sich wohl lesen läßt. Jedoch wollen wir den Verfasser, falls er uns mehrere Plautinische Dramen verdeutschen wollte, darauf aufmerksam machen, daß seine Uebersetzung nicht fleckenlos sey. Wir meinen hiermit nicht etwa bloß Stellen, wo die Erklärung noch schwer und unsicher ist (über welche er freylich zuweilen zu leicht hinweggegangen ist); sondern selbst solche, wo der wahre Sinn, bey genauerem Studium, leicht richtiger hätte aufgefaßt und dargestellt werden können. Ein paar Beyspiele gleich aus den ersten Scenen mögen unser Urtheil bekräftigen. Sc. 1, v. 8: Du Armer, (Sarras, machaera) wünschest, aus der Feinde Mitte den Bruder zu erbeuten. Das sagt gar nicht einmal die gewöhnliche Lesart: quae misera gestit fratrem facere ex hostibus. Wo die Textesleseart gar keinen Sinn giebt, da ist es doch wohl natürlich, daß der Uebersetzer die Stelle nach der passendsten Muthmaaßung der Gelehrten übertrage. Konnte Hr M. nun hier Bedenken finden, des Lambinus Conjektur, fartum oder farctum facere ex hostibus aufzunehmen? welche unsre Redart, die Feinde in Krautbissen hacken, ausdrückt. Und wie unnatürlich und unrichtig zugleich sind die gleich folgenden Worte des Artotrogus: hic est, stat propter virum fortem atque fortunatum, et forma regia, übersetzt! Er ist schon hier, und steht, wo deine Majestätsgestalt das Glück mit Tapferkeit vereint. — Was für einer Lesart Hr. M. v. 24 gefolgt sey, ist schwer zu sagen. Er übersetzt: Der nehm mich hin, und müßt ich auch selbst toll, wie beym Epityrus, mich fasten. Die Taubmannische Lesart und Erklärung war hier sicherlich vorzuziehen. — V. 25 die Worte: Edepol vel elephanto in India quo pacto pugno perfregisti brachium! welche mit verwundernder Betheurung gesagt, und mit eccum, (hie bin ich!) das vorhergeht, gar nicht verbunden sind; diese Worte macht Hr. M. zu einer Betheurung des Artotragus, daß er anwesend sey: hier, so wahr in Indien du dem Elephant im Kampf den Arm

zerbrachst! — V. 34: Mein Bauch, (mein Magen) der macht mir alle diese Quaal. Wenn ich nicht zehren will, so muß ich hören. Hier begreift Rec. weder den Zusammenhang der Sätze, noch wie die Worte mit dem lateinischen Original übereinkommen sollen. V. 42 können die Worte ecquid meministi unmöglich heißen: Fällt dir von meinen Thaten etwas ein? da unmittelbar vorher die Frage des kriegrischen Bramarbas an seinen Speichellecker geht: ob er eine Schreibtafel bey sich habe, um alle Großthaten aufzeichnen und zusammensummiren zu können: wie kann er da fragen, ob er sich Etwas von seinen Thaten erinnere? Mit Etwas war dem Prahler hier nicht gedient. Also: ecquid fragt bloß, wie unser: Nun? und hinter *meministi* ist Aposiopese: Du weißt doch noch alle meine Heldenthaten? Nun so rechne sie stracks her. Aber der Schmeichler fällt ihm früher in die Rede: memini. — V. 66 ist übersetzt: Ja! zwey (Weiber, Mädchen) beschworen auch dich (den prahlerischen Officier) heut wie im Triumph vorbeyzuführen. Aber die Mädchen wollten ja den Bramarbas nicht vorbeyführen; sondern sie baten, sie beschworen seinen Bedienten, dieser möchte ihn zur Schau vor ihnen vorbeyführen, damit sie sich an seinem Anblick ergötzten. Doch auch ist wohl Druckfehler, statt: mich. — Akt 2. Sc. 1. V. 15: Hier zieht die eine ihm ein schiefes Maul; dort beißt die andre in die Lippen sich. Zu geschweigen, daß der Text diesen verschiednen Ausdruck des Mädchenhohns nicht kennt; so ist auch ein starker komischer Zug verwischt. Der Text sagt: man sehe viele Mädchen mit schiefen Lippen: mit vom Verhöhnen verzogenem Munde. — V. 67 hat Hr. M. auch nicht wohl gethan, daß er aus dem Mitsklaven, den Palästrio einen homo haud magni pretii nennt, einen tölpischen Jammerhahn macht; welcher Ausdruck in seinem tertium comparationis uns nicht einmal verständlich dünkt.

Kh.

Deut-

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Die teutsche (deutsche) Sprache (,) für Bürgerschulen bearbeitet von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Leipzig, in der Feindschen Buchhandlung. 1804. X u. 378 S. gr. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Dieses, dem Zwecke, wozu es der Verf. entwarf, entsprechende Lehrbuch der deutschen Sprache zerfällt in 5 Abschnitte. Diese sind:

1) Die praktische Grammatik, welche Diktirübungen, fehlerhafte Schemata, welche der Zögling selbst korrigiren soll; und versetzte Gedichte enthält, die er wieder herstellen muß.

2) Die theoretische Grammatik, welche die Redetheile und deren Gebrauch; die Orthographie, und die Interpunktion in sich begreift.

3) Der deutsche Styl, welcher die Methode bey den praktischen Stylübungen; eine kurze Theorie des deutschen Styls, und den Geschäfts- und Briefstyl enthält.

4) Deklamation. Dieser Abschnitt besteht in Uebungen aus dem prosaischen Styl, aus der Poesie, und aus der Beredtsamkeit; nebst gutgewählten Mustern aus den klassischen Schriftstellern der deutschen Nation.

5) Uebersicht und Erklärung vieler in der deutschen Sprache vorkommenden ausländischen Wörter.

Mit dem Begriff des Vf. von Methode hängt der ganze Plan und die Ausführung seines Werks zusammen, das gewiß in den Händen geschickter Lehrer viel Nutzen stiften wird, wenn es gleich noch manche Mängel hat. Wohl wahr heißt es in der Vorrede: die Methode sey oft mehr werth, als das, was man docire; und die deutsche Sprache müsse in Bürgerschulen mehr praktisch, als theoretisch betrieben werden, weil der Bürger Alles, was er erlerne, für das Leben erlernen müsse. In die Wahrheit dieses Satzes stimmt auch Rec. ein, der selbst mehrere Jahre, erst in einer Bürgerschu-

le, und dann durch alle Klassen eines akademischen Lyceums, die stylistischen Uebungen dirigirte. Er glaubt daher, die Methode des Verf. allen Lehrern in Bürgerschulen mit autem Gewissen empfehlen zu können. Der Theoretiker an sich wird zwar Manches anders wünschen; aber der praktische Schulmann wird gewiß dem Verf. für seine Arbeit danken. Plura nitent; das ist des Rec. Urtheil.

Indessen ist kein Werk ohne alle Fehler; das ist denn auch der Fall bey diesem. Rec. erwähnt daher Einiges, was bey einer zweyten Auflage eine Verbesserung verdiente.

S. 3. Z. 1. So sehr beym ersten Stück der Diktirübungen die vom Verf. den Lehrern zum Muster beygefügte Analysis den Beyfall des Rec. hat: so muß er es doch tadeln, daß sich der Verf. derselben Terminologieen, wie z. B. Verbum adjektivum, Adverbium circumstantiä, bedient hat. Diese Benennungen müssen für den Bürgerschüler auf jeden Fall böhmische Dörfer seyn; besonders da kein theoretischer Sprachunterricht vorhergegangen ist.

S. 52 Z. 1. Was die dritte Abtheilung der praktischen Grammatik betrifft: so würde Rec. gerade dem Verf. entgegengesetzt zu Werke gehen. Der Vf. versetzt nämlich Gedichte in Prose; giebt dann seinen Zöglingen die Zahl der Sylben einer Zeile, und die Zahl der Zeilen einer Strophe an, und läßt nun, ohne auf Länge und Kürze der Sylben aufmerksam zu machen, welches er nicht für nöthig hält, das Gedicht von denselben wieder herstellen. Das kann aber nichts nützen, als höchstens einige elende Reimenschmiede mehr zu bilden. Rec. würde vielmehr — und er versichert den Verf., daß auch er aus Erfahrung spricht — seinen Zöglingen die Gedichte selbst geben, um sie in Prose zu versetzen, wodurch sie nach und nach mit dem Periodenbaue sich vertrauter machen, und einen gebildeteren Styl sich angewöhnen würden.

S 92. Z. 1. Der Verf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß nur das Wesentlichste und Nöthigste der theoretischen Sprachlehre für eine Bürgerschule gehöre; weßwegen er nicht unbillig die Lehre von der Ableitung und Bildung der Wörter aus seinem Werke ausschließt. Auch widerspricht ihm Rec keinesweges, wenn er behauptet, daß der Gelehrte und der Schriftsteller die Grammatik anders erlernen

ken müsse, als der Bürger. Aber unrichtig ist es, wenn der Verf. sagt: der Bürger bedürfe nicht, jede Ausnahme von der Regel zu wissen. Wie soll er denn richtig sprechen und schreiben, wenn er die Ausnahmen nicht kennt?

S. 97. Z. 18. Sonderbar ist folgende Angabe: »Die »teutsche Sprache hat eigentlich nur drey Casus; den Geni»tiv, Dativ, und Accusativ; weil der Nominativ den Ge»genstand an sich bezeichnet, und der Vocativ im Teutschen »von dem Nominativ nie verschieden ist.«

S. 105. Z. 26. Falsch ist es, daß der Verf. bey dem relativen Pronomine der, die, das, außer denen, noch der als den Dativ Plur. angiebt.

S. 111. Z. 9. Die zweyte Person des Plur. vom Konjunkt. Präs. hat nicht »seyet«; sondern seyd.

S. 113. Z. 13. Die Form des Imp . fekts von werden: »ich ward,« gilt nicht, wenn vom Hülfsverbo: werden, die Rede ist. Eben so ist

— Z. 21 die Angabe: »Ich bin geworden, (nicht: ich bin worden)«, völlig falsch; weil der Verf. vom Hülfszeitworte: werden, spricht, wo gerade: ich bin worden, die richtigere Form ist.

S. 124. Z. 28. Mit Unrecht verwirft der Verf. das Verbum: befleißen; es ist analoger, als befleißigen.

S. 142. Z. 5. Allzu strenge verfährt der Verf. mit dem Worte: Mahl, welches er unter die Archaismen rechnet, und zwar aus dem Grunde, weil der Bau desselben noch nicht ausgebildet sey. Wäre des Vf. Behauptung gegründet: dann müßte man auch das richtigere: Gastmahl mit Gastmahlzeit vertauschen.

S. 149. Z. 36. Man sagt nicht: »ich habe unterle»gen«; sondern: ich habe untergelegen. — Auch hätten hier, beym Verzeichnisse derjenigen Zeitwörter, bey denen man, in Rücksicht des Gebrauchs der Hülfszeitwörter: seyn und haben, strauchelt, einige Regeln nicht am unrechten Orte gestanden.

S. 184. Z. 1 f. In Rücksicht der Interpunktion weicht Rec. oft von den hier gegebenen Regeln ab; besonders beym

Ge-

Gebrauche des Kolons und des Semikolons, wo der Verf. mit sich selbst noch nicht einig zu seyn scheint.

In der Uebersicht und Erklärung vieler in der deutschen Sprache vorkommenden Wörter, bey welcher der Verf., wie er selbst gesteht, die Schriften von Campe, Kinderling, Moritz, Heynatz, Beyschlag und Schröter benutzte, vermißt man, wiewohl sie 82 Seiten stark ist, dennoch Vieles. So sucht man z. B. nur beym Buchstaben A folgende vergebens: Accise, accrochiren, Aequilibre, alart, Allons, alludiren, Almanach, Alto, Alumnen, amalgamiren, andante, Angloise, Antecessor, Appartement, Appertinenzien, Arie, arquebusiren, Artikel, Auditeur rc. — Die vom Verf. angegebene Verdeutschung mehrerer fremden Wörter erschöpft den Sinn des fremden Wortes nicht; drückt wenigstens nicht immer jede einzelne Bedeutung desselben aus, und ist bisweilen nur eine bloße Umschreibung. Dieß ist der Fall bey accommodiren, accordiren, Algebra, Allotria, applaniren, Ascetik, Bill, Competent, häsitiren, Legat, Maculatur, Obscuranten, Quartier, Shawl rc. — Da das Wort: Lackei, deutschen Ursprungs ist: so sollte es nicht in dieser Uebersicht fremder Wörter vorkommen. Die Verdeutschung des Worts: Inoculation durch Einimpfung, erklärt der Verf. selbst, S. 142, für verunglückt. Gleichwohl giebt er uns in diesem Wörterverzeichnisse die nämliche.

Unrecht würde man dem Verf. thun, wenn man seinen Styl nach folgender Periode in der Vorrede beurtheilen wollte, wo er aus der Konstruktion gefallen seyn muß: »Ich »kann versichern, daß nicht ohne sorgfältiges Nach»denken und viele pädagogische Erfahrungen die »hier verhandelten (? wie zweydeutig!) Gegen»stände bearbeitet, in dieser Ordnung klassificirt, »und von denselben so viel, und nicht mehr und we»niger, als es geschehen ist, aufgenommen wurde.«

Humaner konnte Rec. den Verf. nicht behandeln, als hier geschehen ist. Er fürchtet daher auch nicht, daß die Klage desselben in der Vorrede, über inhumane Behandlung von Seiten der Recensenten, in einer Vorrede zu irgend einem von des V. künftigen Werken, auch ihn treffen werde, der jetzt zum ersten Male seine Recensentenpflicht an einem von dessen Werken erfüllen mußte.

Bil-

Bildungsbibliothek für Nichtstudirende. Herausgegeben von C. P. Funke. Ersten Bandes erste Abtheilung, welche die deutsche Sprachlehre und eine Anweisung zu schriftlichen Aufsätzen enthält. Hamburg, bey Campe. 1804. XII u. 270 Seiten gr. 8. 18 gr.

Auch mit dem Titel:

Deutsche Sprachlehre nebst Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen. Von Reinbeck, Professor an der deutschen Hauptschule zu St. Petersburg. Hamburg, bey Campe. 1804.

Es ist dieses die erste Abtheilung des ersten Bandes von einem Werke, dessen Herausgabe der bekannte pädagogische Schriftsteller Funke in Dessau besorgt, und zu dessen Ausarbeitung sich mehrere berühmte Schriftsteller verbunden haben. Der Zweck der Verfasser bey Herausgabe dieses Werks ist: der zahlreichen Klasse von Nichtstudirten, und solchen, die erst, nachdem sie bereits ins Geschäfftsleben übergetreten sind, bemerken, daß sie in den nothwendigsten Kenntnissen eines gebildeten Menschen zurückgeblieben sind, durch diese Bildungsbibliothek ein Hülfsbuch in die Hände zu liefern, in welchem sie Anleitung finden, das Versäumte nachzuholen. Dem Plane gemäß, soll dieses Werk mit beständiger Hinsicht auf den eben angegebenen speciellen Zweck — also kurz, faßlich, und, so viel möglich, praktisch bearbeitet — folgende wissenschaftliche Gegenstände enthalten:

1) Deutsche Sprachlehre, nebst Anweisung zu schriftlichen Aufsätzen; verfaßt vom Hrn. Professor Reinbeck in St. Petersburg.

Die zweyte Abtheilung dieses ersten Bandes enthält: eine kurze Vorbereitung und Anweisung zur Lectüre, welche die nothwendigsten allgemeinen Kenntnisse zum Verständniß der schönen Redekünste begreift; nebst dem Verzeichniß einer kleinen Handbibliothek, und einem Anhange, der die Mythologie abhandelt. Vom Hrn. de Marées, Konrektor an der Hauptschule in Dessau.

2)

2) Geographie und Geschichte; von Ebendems.

3) Naturgeschichte und Technologie; vom Herausgeber.

4) Naturlehre. Physische Geographie. Astronomie. Vom Hrn. Schuldirektor und Prof. Vieth.

5) Anthropologie. Kenntniß des Menschen, sowohl dem Leibe, als der Seele nach. Logik. Vom Hrn. Prof. Kiesewetter in Berlin.

6) Religionsgeschichte. Vernunftreligion. Moral. Vom Hrn. Pastor Walther, (Verfasser der Betrachtungen über die Natur für Verstand und Herz).

Wenn alle Theile dieser Bildungsbibliothek, deren Stärke, bey mäßigem Preise, nicht über 6 bis 8 Alphabete betragen soll, dem innern Werthe der gegenwärtigen ersten Abtheilung des ersten Bandes entsprechen: so haben wir — wozu schon der Name der Verfasser berechtigt — etwas Vorzügliches zu erwarten. Daß aber die Mathematik, deren Kenntniß doch, bey Erlernung der Technologie, der Naturlehre und der Astronomie, durchaus nicht ganz entbehrt werden kann, aus dem Plane dieser Bildungsbibliothek ausgeschlossen ist, glaubt Rec. mit vollem Rechte tadeln zu müssen. Auch empfiehlt er dem Verleger für die künftigen Bände dieses Werks einen sorgfältigern Korrektor; indem das Druckfehlerverzeichniß zu den Druckfehlern selbst sich ungefähr wie 1 zu 10 verhält.

Doch nun zur Sprachlehre selbst. — Rec. hat das Vergnügen gehabt, auch die, vom nämlichen Verfasser 1802, zu Lübeck herausgegebene deutsche Sprachlehre in diesen kritischen Blättern zu beurtheilen. Er verweist daher den Vf., der sich in der Vorrede darüber beklagt, daß ihm, außer einigen schmeichelhaften Beurtheilungen in den beyden Hamburger Zeitungen, und den Privatäußerungen einiger, sehr schätzbaren, und größtentheils ihm persönlich unbekannten Gelehrten, ihm kein Urtheil zu Gesicht gekommen sey, als eine Recension in der Leipziger Literaturzeitung; die aber kaum eine Recension genannt werden könne, auf S. 490-492 des 78sten Bandes der Allg. D. Bibl., wo eine, der Wahrheit treue, und eben deßhalb gewiß nicht unschmeichelhafte Recension zu finden ist. Da der Vf. diese Recension nicht

nicht gelesen hat: so kann Rec. auch nicht mit ihm rechten, wenn Manches hier noch vorkommt, was er dort tadelte. Indessen kann das, was dort gerügt wurde, hier nun desto füglicher übergangen werden.

Da gegenwärtige Sprachlehre nicht für die Jugend, für welche sie freylich zu schwer seyn würde; sondern zum Selbstunterrichte für Geschäfftsleute bestimmt ist, die zwar richtig denken; aber doch in reifern Jahren den Mangel vernachlässigter Sprachkenntnisse fühlen: so urtheilt der V. ganz richtig, daß eine schulgerechte Sprachlehre mit der ganzen umständlichen Lehre von der Aussprache und einer (nicht: einem) ausführlichen Syntaxe hier nicht an ihrer Stelle seyn würde. Er hält mit Recht Verständlichkeit und Bestimmtheit für die Haupterfordernisse; praktische Brauchbarkeit aber für den vorzüglichsten Zweck einer Sprachlehre, mit Hinsicht auf den angegebenen speciellen Zweck. Ein zusammenhängender Vortrag; leichte Entwickelung der Grundsätze aus der Natur der Sprache selbst; Stufengang in der Entwickelung der Begriffe, aber zugleich Vollständigkeit in diesen Begriffen; lichtvolle Auseinandersetzung der Wortverbindungen und Wortfügung, mit praktischer Anwendung und Erläuterung durch Beyspiele, dünkte dem Vf. dabey das Zweckmäßigste zu seyn. Rec. stimmt ihm bey, und versichert zugleich, daß wirklich diese Eigenschaften, im Ganzen genommen, an seinem Werke unverkennbar sind.

Der Verf. handelt, nach einer kurzen Einleitung, über Sprache überhaupt:

1) von der Aussprache der Wörter;

2) von der Bildung der Wörter;

3) von den Arten der Wörter und ihrer Abänderung;

4) von der Wortfügung; welchem letztern Abschnitte allgemeine Bemerkungen über Rechtschreibung, nebst einem Anhange von den Schreibezeichen, beygefügt sind.

Doch nur über die beyden letzten Abschnitte verbreitet sich diese Sprachlehre ausführlich; die beyden ersten sind, den angegebenen Grundsätzen gemäß, mit Recht ganz kurz, auf nicht ganz vollen drey Seiten, abgehandelt worden. Weil sich nicht Alles unter die Regeln dieser vier Abschnitte bringen ließ: so hat der V. denselben noch 8 Tafeln hinzugefügt,

die

die dem, mit der Sprache minder Vertrauten, in zweifelhaften Fällen gewiß gute Dienste leisten werden. Sie enthalten Folgendes:

1. Taf. Verzeichniß der Wörter, welche eine regellose Bezeichnung der Mehrheit haben.
2. — Verz. der Beschaffenheitswörter, welche den Besitzfall erfordern.
3. — — der Beschaffenheitswörter, welche den Zweckfall erfordern.
4. — — der persönlichen Wandelwörter, die den persönlichen Gegenstand der Einwirkung im Wirkfall erfordern.
5. — — der unpersönlichen Wandelwörter, welche den Wirkfall erfordern.
6. — — der persönl. Wandelwörter, welche den Zweckfall erfordern.
7. — — der unpersönl. Wandelwörter, welche den Zweckfall erfordern.
8. — — Unregelmäßige Wandelwörter.

Das Werk selbst beschließt, von S. 179 bis 270, eine kurze, aber musterhafte Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen. Die dazu gegebenen Beyspiele sind zum Theil mit wahrer Meisterhand entworfen.

So sehr indessen diese Sprachlehre, im Ganzen genommen, auf verdienten Beyfall Anspruch machen darf: so ist dennoch Rec. — und, wie er glaubt, nicht mit Unrecht — in einzelnen Fällen nicht immer gleicher Meinung mit dem Verfasser. Um jedoch nicht zu weitläuftig zu werden, berührt er nur einige seiner, bey Lesung derselben, gemachten Bemerkungen.

S. 7. Z. 9 hat der V. unter den Hauptlauten das e vergessen.

S. 12. Z. 25 will Rec. zwar die vom V. angenommene neue Klassifikation der Redetheile:

1) Hauptwort,
2) Bestimmungswörter des Hauptwortes:

a) Selbstandswort,
b) Personenwort,
c) Zahlwort,
d) Eigenschaftswort,
3) Beschaffenheitswort,
4) Wandelwort,
5) Umstandswörter:
a) Verhältnißwort,
b) Bindewort,
6) Empfindungswort.

nicht tadeln; allein es hätte nun auch S. 43 unter den Abänderungen der Bestimmungswörter des Hauptwortes, um des Eigenschaftswortes willen, die Steigerung nicht vergessen werden sollen.

S. 37. Z. 17 nimmt Rec. die Steigerung von bald nicht an; denn bälder und am bäldesten sind Provinzialismen.

S. 52. Z. 12 bedauert Rec., daß der Ablativ nicht unter die Verhältnißfälle aufgenommen worden ist, da er sich doch wesentlich vom Dativ unterscheidet, indem jener den Punkt, von welchem man ausgeht; dieser aber den Punkt, worauf der Zweck gerichtet ist, bezeichnet.

S. 54. Z. 16 der Daumen; nicht der Daum, wie der Verf. annimmt.

S. 68. Z. 13 Die Angabe: „Dieser und jener haben die bestimmte Beugung; stehen sie aber mit einander „in Verbindung: so verliert das weibliche jene die bestimmte „Beugung, und nimmt ein n an: mit dieser und jenem „habe ich gesprochen;“ erklärt Rec. geradezu für sprachwidrig. Auch würde die Befolgung dieser Regel manche Undeutlichkeit verursachen.

S. 70. Z. 5 hat der Verf. zwar bemerkt, daß halben, ungeachtet und wegen, gewöhnlich ihrem Verhältnißfalle nachgesetzt werden; allein nicht: daß meiner, deiner, seiner 2c. ihren Endbuchstaben e dann in ein t verwandeln.

S. 75 — 85 ist in den Hülfsredewörtern, wie auch in dem als Muster abgewandelten Redewort immer das Participium Präteriti statt dessen Infinitiv gesetzt. Den Infinitiv Futuri, und die Participia sucht man ganz vergeblich.

S. 88. Z. 14 ist es unrecht, wenn der Verf. flattern, fliegen, folgen, hüpfen, springen, straucheln, unter diejenigen Wandelwörter rechnet, welche das Perfektum immer mit seyn machen. Nein; es kommt darauf an, ob mehr Rücksicht auf die Person, welche flattert ꝛc. oder auf den Ort, wohin sie flattert ꝛc. und auf die Handlung selbst genommen wird. Im ersten Fall wird das Perfektum mit haben; im letzten mit seyn gebildet.

S. 113. Z. 26 „Ich reibe mich an dich" ist kein Deutsch.

S. 123. Z. 16 Es ist falsch, wenn der Verf. sagt: „Bezieht es (das nämliche Wandelwort) sich auf mehrere „Gegenstände in verschiedener Person: so zieht man die erste „der zweyten, und die zweyte der dritten Person vor: Ich „und du sind beyde davon überzeugt. — Du und er „glaubet es beyde nicht." Diese beyden Beyspiele müssen durchaus so heißen, wenn sie nicht sprachwidrig seyn sollen: Ich und du, wir sind beyde davon überzeugt. — Du und er, ihr glaubet es beyde nicht. — Und dieß gilt in dieser Rücksicht auf alle Fälle.

S. 127. Z. 10 Es ist fehlerhaft, und nur mit der üblen Gewohnheit der Niederdeutschen zu entschuldigen, wenn der Verf. sagt: „Allenfalls kann denn stehen, wo dann stehen „sollte." Diese beyden Bindewörter von ganz verschiedener Bedeutung, sollten nie mit einander verwechselt werden.

S. 145. Z. 27 heißt es: „der Strichpunkt oder das „Semikolon dient, den Vordersatz vom Nachsatze zu trennen, wenn nämlich bereits der Strich vorhergegangen ist." Hier muß aber nach Rec. Sprachgrundsätzen nicht das Semikolon; sondern das Kolon stehen. Dagegen könnte man folgende Regel dafür einschalten: das Semikolon wird in zusammengesetzten Sätzen vor einem Nachsatze gebraucht, welcher entweder das Gegentheil, oder eine Einschränkung des Vordersatzes enthält, und sich mit den Wörtern: aber, allein, hingegen, sondern, denn, doch ꝛc. anfängt.

Im

In der ersten Tafel, welche diejenigen Wörter enthält, welche eine regellose Bezeichnung der Mehrheit haben, ist es dem Rec. aufgefallen, daß der Verf. den aus der lateinischen in die deutsche Sprache aufgenommenen Wörtern immer noch die lateinische Bezeichnung der Mehrheit giebt, z. B. Konsistoria, Genii ꝛc. Individui von Individuum, ist wohl nur einer aus der Menge von Druckfehlern, die sich der Korrektor zu Schulden kommen ließ. Auch hat Pfau in der Mehrheit nicht Pfaue, sondern Pfauen; und Quast nicht Quäste, sondern Quaste; jedoch häufiger noch Quasten vom Singular: Quaste.

Diese wenigen Bemerkungen sollen den Werth dieser Sprachlehre nicht herabsetzen. Rec. empfiehlt sie vielmehr denen, für die der Verf. schrieb, als ein brauchbares, seinen Zweck gewiß nicht verfehlendes Buch.

Rß.

Haushaltungswissenschaft.

Praktischer Abriß des Fischereywesens. Für Oekonomen, Kameralisten und Liebhaber der Fischereyen. Von Johann Friedrich Riemann. Leipzig, bey Fleischer d. Jüng. 1804. 268 Seit. 8. 1 Rk.

Vorerinnerungen, S. 1—6. Hier macht der Verf. einige Bemerkungen über die zahme und wilde Fischerey; auch holt er Manches nach, das er in der kurzen Vorrede übergangen hatte, z. B. S. 4 f., daß er den Teichbau unberührt lassen wolle, da er in einer eigenen Schrift davon gehandelt hätte. Kap. I. Allgemeine Betrachtungen über Teiche überhaupt genommen, und über Fischteiche insbesondere, S. 7—37. Da es noch zu anderm Zwecke Teiche giebt, (auf welche der Verf. aber weiter keine Rücksicht nimmt,) so werden hier bloß die Fischteiche in Betrachtung gezogen, die der Verf. in Streich=, Streck=, (die zur Erziehung der jungen Fische gebraucht werden,) und Wachsteiche eintheilet. Kap. II. Einige Erinnerungen

wegen der Auswahl der Fischarten für die Teiche, S. 38 — 55. Kap. III. Von der Besetzung der Fischteiche, S. 56 — 102. Hier wird vorzüglich auf die Karpfen Rücksicht genommen. Kap. IV. Von der Wartung der besetzten Teiche, S. 103 — 152. Der Verf. zeigt, worin sowol im Sommer, als auch im Winter die Pflege der Streich-, Streck- und Wachsteiche bestehe. Kap. V. Vom Ausfischen der Fischteiche, S. 153 — 198. Das Ausfischen muß mit Ordnung und Klugheit geschehen, da jene die Arbeit erleichtert, und diese zur Erhaltung der gewonnenen Fische dient. Kap. VI. Von der Reinigung der Fischteiche, S. 199 — 213. Die Reinigung der Teiche machen theils zu vieler Schlamm, theils eine zu große Menge des Rohrs, Schilfs und anderer Wassergewächse nothwendig. Kap. VII. Von der wilden Fischerey, S. 214 — 246. Da die Fischottern den Fischen, sowohl in Teichen als wilden Wassern, sehr nachtheilig sind; ohne eine Witterung aber nicht leicht in der eisernen Falle sich fangen lassen: so empfiehlt der Verf. S. 246 folgende: Man nehme 1 Loth über einem gelinden Feuer in einem Löffel ausgelassenes, doch nicht braun gewordenes Hühnerfett, und lasse es abkühlen. Mit diesem vermische man ½ Loth Anisöl, 8 Gran Ambra, 8 Gran Bisam, 8 Gran Bibergeil, und 4 Gran Kampher, und hebe es in einer wohlverwahrten Büchse an einem kühlen Orte zum Gebrauche auf. Den Beschluß macht ein Anhang, welcher enthält: Grundsätze zur Veranschlagung der Fischerey, nebst einigem Andern, das bey ihr in Betracht kommt, S. 247 — 268. Das Werkchen ist ganz praktisch, und bey aller Kürze hat der Verf. seinen Gegenstand ziemlich vollständig behandelt.

Fo.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Anzeige kleiner Schriften.

Révolutions de la Principauté d'Orange. Pour le prémier Jubilé séculaire de la Maison d'Orange fondée le 16. Juillet 1705 à Berlin. Par Mr. Saunier, Modérateur et Sécretaire de la Direction. à Berlin. 1805. 4 Bog. gr. 8. geheft.

Der Verfasser erzählt zuerst die Schicksale und Regierungsveränderungen des jetzt zum südlichen Frankreich, und zwar zum Departement von Vaucluse gehörenden Fürstenthums Oranien, von den Zeiten der Römer an, wo es zur Gallia Narbonensis gerechnet ward, bis auf das Jahr 1804 der christlichen Zeitrechnung. Damals bot Friedrich der Erste König von Preußen, den, wegen der Religion von dem Könige Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich hart bedrängten, und zur Auswanderung gezwungenen Einwohnern eine Zuflucht in seinen Staaten an, welches Anerbieten dreytausend dieser Unglücklichen benutzten. Diesen Emigranten ward vom englischen Parlamente eine Unterstützung von neunzehntausend Pfund Sterling, oder 96,632 Thalern bewilligt, durch welche, nach Anlegung mehrerer Etablissements sowohl in Berlin, als in Magdeburg, Brandenburg, Halle, Halberstadt, Burg, u. s. w. den dringendsten Bedürfnissen, unter der Direktion des damaligen Großbritannischen Gesandten am Preuß. Hofe, Lord Raby, abgeholfen, und der Ueberschuß zur Errichtung einer milden Stiftung,

welche unter dem Namen des Maison d'Orange jetzt ihr erstes hundertjähriges Stiftungsfest feyert, verwandt wurde. — Dieses Institut steht daher unter der Oberaufsicht des jedesmaligen englischen Gesandten zu Berlin, welcher die Direktoren desselben wählt, die hierauf vom Könige von Preußen bestätigt werden.

Im Jahre 1792 ward das Gebäude dieser Anstalt, welches sehr baufällig geworden war, auf Königl. Kosten neu erbaut, und so beträchtlich erweitert, daß jetzt ein Theil der darin befindlichen Zimmer an Privatleute vermiethet werden kann, wodurch der Fond der Anstalt vermehrt, und es den Direktoren möglich wird, die bey den, seit einem Jahrhunderte, so sehr gestiegenen Preisen der Dinge, beträchtlich erhöheten Ausgaben zu bestreiten. Die damals von dem Verfasser dieser Jubelschrift gehaltene Rede, ist am Schlusse abgedruckt. Sie zeichnet sich, so wie die Schrift selbst, durch eine reine und fließende Schreibart aus, und ist ihrer Veranlassung angemessen.

Verbesserungen.

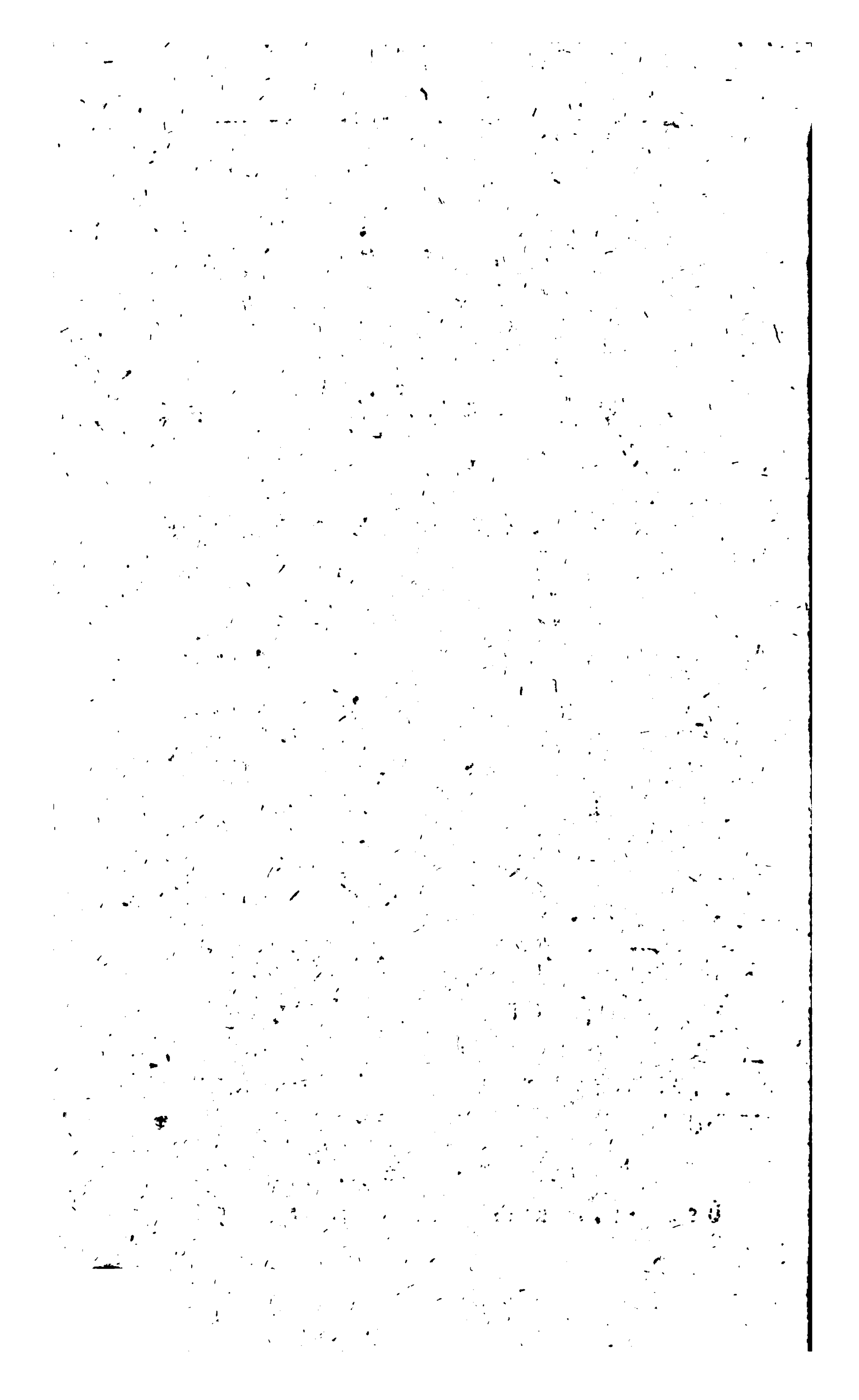
Im C. Bd. 2. St. S. 289. Z. 4. von unten st. Peterborn l. Paderborn

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des CI. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1805.



Verzeichniß

der

im 2ten Stücke des hundert und ersten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Arzneygelahrheit.

III. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

IV. Schöne und bildende Künste.

V. Theater.

Das

VI. Weltweisheit.

VII. Mathematik.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

IX. Chemie und Mineralogie.

X. Botanik.

Bota-

XI. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XIII. Erziehungsschriften.

 Von

XIV. Finanz-Kameral- und Policeywissenschaft.

Ueber

XV. Haushaltungswissenschaft.

 sten,

XVI. Vermiſchte Schriften.

Auch

Auch mit dem Titel:

Register
über das Intelligenzblatt
zum zweyten Stücke des hundert und ersten Bandes.

1. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

2. Todesfälle.

3. Chronik deutscher Universitäten.

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

5. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Die einzig richtigen Mittel, um die in unsern Zeiten überhandnehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion zu vermindern, von C. A. Jänichen. Brandenburg, bey Leich. 1804. 8¼ Bog. 8. 8 gr.

Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß der Mensch auch ein sinnliches Wesen sey, und daß also auch die äußere Gottesverehrung mehr versinnlichet werden müsse. Seine Vorschläge gehen vornehmlich dahin, daß alle gottesdienstliche Handlungen, Predigten, Abendmahl, ꝛc. seltener und feyerlicher seyn sollen; z. B. die Glocken bey gewissen Feyerlichkeiten geläutet, Choräle auf den Thürmen oder in der Kirche gesungen, mit der Orgel oder andern Instrumenten musicirt, die Kirchen vorher verzieret, die Predigten gut ausgearbeitet und gut gehalten werden müßten, u. s. w.

Alle diese Vorschläge sind nun zwar nicht neu, wie der Verf. selbst von einigen einräumt, ja einige sind hier und dort sogar schon in Ausführung gebracht; indessen sind sie doch alle der Beherzigung werth; obgleich sie mehr in kleinen Städten und auf dem Lande als in großen Städten, worin die Gleichgültigkeit gegen den äußern Kultus vorzüglich herrscht, ausführbar, und von Wirkung seyn möchten.

Ueberhaupt sind Gleichgültigkeit gegen die Religion, und Gleichgültigkeit gegen das Aeussere in der Religion, oder gegen den öffentlichen Kultus sehr verschiedene Dinge, welche der Verf. also auch mehr von einander hätte unterscheiden sollen. Allein wenn nun auch hier bloß von dem öffentlichen Kultus die Rede seyn soll: so kann ihm Rec. darin doch auch nicht beystimmen, daß die hier angegebenen Mittel gegen die Gleichgültigkeit dagegen, die einzig richtigen sind. Man mag den christlichen Religionskultus noch so sehr versinnlichen, noch so selten und feyerlich machen: so werden dadurch bloß anfänglich mehr Leute, theils aus Neugierde, theils weil ihnen dieses Neue und Feyerliche gefällt, in die Kirchen gelockt werden. Allein das Neue wird mit der Zeit alt, und an das Feyerliche gewöhnt man sich auch nach und nach. Ueberdieß wird dadurch nun wohl die wahre innere Gottesverehrung den Menschen wichtiger? Werden sie wirklich dadurch weiser, besser und zufriedener, als sie zuvor waren? Hieran ist doch wohl sehr zu zweifeln — und doch ist das die Hauptsache. Das Uebel liegt also tiefer; es muß eine gänzliche Umwandlung der menschlichen Denkart geschehen, und diese ist vorzüglich von den Schulen und Erziehungsanstalten, welche mehr als bisher den religiösen Sinn bey der Jugend wecken müssen, für die Zukunft zu erwarten. Was die Erwachsenen betrifft: so müssen diese das Bedürfniß, Religion zu haben, bey sich und Andern noch mehr fühlen als jetzt, ehe es anders und besser hierin werden kann und werden wird.

B.

Mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heil. Schrift. Zur Belebung und Stärkung des christlichen Sinnes in 17 Predigten, von C. T. Lachmann, Prediger in Ruppersdorf. Brieg, bey Wohlfarth, und Breßlau, bey Barth. 1809. 11 Bog. 8.

Der Verf. scheint ein junger Mann zu seyn, der vielen guten Willen hat, und gern seiner Gemeinde recht nützlich werden möchte. Allein es scheint, daß es ihm noch an den nöthigen Kennt-

Kenntnissen und Einsichten] fehlet. Wenigstens zeugen diese Predigten, welche sich durch einen empfindelnden frömmelnden Ton auszeichnen, von sehr eingeschränkten Begriffen von dem was Christenthum und Christensinn ist. Er richtet sein Gebet an Jesum, will sich mit ihm vereinigen, will sich ihm ganz hingeben, will ihn nicht lassen, er segne ihn denn. Er hat ihn zwar gebeten, einen Andern zu senden, (S. 5) der mehr nach seinem (Jesu) Herzen, und nach dem Herzen dieser so theuer erkauften Gemeinde sey; aber er (Jesus) hat das nicht gethan. Darum ist er nun auch (S. 7) getrost, und wenn ihn nun auch der Herr Jesus durch Dick und Dünne führet.

Wir wollten doch dem Verf. rathen, seine Predigten vor der Hand nicht drucken zu lassen.

Zb.

Die Religion Jesu. Im katechetischen Unterrichte vorgetragen von Ludwig Pflaum, Mittagspredigern und Katecheten an der Hauptkirche zu Ansbach. Zweyte verbesserte Ausgabe. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandl. 1803. 209 Seit. 8. 10 gr.

Ein Katechismus, der nicht für den ersten Religionsunterricht, sondern zunächst für Katechumenen bestimmt ist, und bey diesen auch gewiß mit Nutzen wird gebraucht werden können. Er hat das Besondere, daß lauter Beweisstellen aus dem N. T. angeführt sind, weil nach des Verf. Meinung der Inhalt eines Katechismus christlicher Religion, nur auf neutestamentliche Beweise gestützt seyn muß, worin wir ihm auch nicht widersprechen wollen. Außerdem ist noch Manches aus demselben weggeblieben, was sich sonst in Büchern dieser Art zu finden pflegt. Ein kurzer Unterricht von Jesu ist vorausgeschickt. Ein Anhang handelt von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion. Den Beschluß machen Fragen zur Vorbereitung und Wiederholung. Deutlichkeit und Faßlichkeit kann diesem Katechismus nicht abge-

sprochen werden. Die vielen eingestreueten Anmerkungen wollen Rec. nicht gfallen; unverständliche Ausdrücke in manchen angeführten Stellen des N. T. sind gut erklärt.

Bk.

Arzneygelahrheit.

Zuverläſsiges Prüfungsmittel zur Bestimmung des wahren von dem Scheintode, nebst neuen physiologischen Erfahrungen aus der Anwendung der verstärkten galvanischen Elektricität auf den thierischen Organismus. Von *Johann Anton Heidmann*, der Heilkunde Doktor und ausübend. Arzt in Wien. Wien, in der Camesinaischen Buchhandl. 1804. XX und 156 Seit. 8.

Im ersten Hauptstück von der Wichtigkeit einer zuverlässigen Prüfungsart zur Bestimmung des wahren von dem Scheintode, sucht der Verf. zu zeigen, daß alle bisher vorgeschlagenen Mittel, das Lebendigbegraben zu verhüten, zum Theil unsicher; zum Theil aber mit großen Schwierigkeiten, und selbst mit Gefahren verbunden sind; selbst die Abwartung der Fäulniß sey dazu nicht geeigenschaftet. II. Hauptst. Von der Unzulänglichkeit der gewöhnlich angenommenen Kennzeichen des Todes. Die erste und nothwendigste Bedingung alles Lebens sey die Irritabilität der Muskelfasern. Tourdes und Circaud's Behauptung, daß der Faserstoff des Blutes der Einwirkung der Voltaischen Säule unterworfen sey, wird durch Versuche unsers Verf. widerlegt; er meint jene Schriftsteller möchten die Bewegungen des frischgelassenen Bluts, die sich unter einem Mikroskop ohne allen Einfluß des Galvanism zeigen, für Kontraktionen angesehen haben. Sehr umständlich und instruktiv zeigt der Verf. daß die gewöhnlichen Zeichen des Todes gegenwärtig seyn können, ohne die Möglichkeit einer Wiederbelebung auszuschließen. III. Hauptst. Zuverlässiges Prüfungsmittel den wahren von dem Scheintode

tode zu unterscheiden. Der Verf. findet es in der Anwendung der Voltaischen Säule auf die Gesichtsmuskeln, weil diese, vermöge der Menge ihrer Nerven, die stärkste und dauerhafteste Reizbarkeit besitzen. Er läßt zur Errichtung dieser Säule, die Kupfer- und Zinkplatte eines jeden Paars durch Zinn zusammenschmelzen, und versichert, daß dadurch die Säule wirksamer, ihre Errichtung einfacher und schneller, und die Reinigung der Platten leichter werde; die Platten müssen ohngefähr 3 Zoll im Durchmesser haben, und die Zinkplatten dicker als die kupfernen seyn; gewöhnlich reichen 20 bis 25 Plattenpaare hin. Er setzt bey dieser Prüfungsart die Lippen und die innere Fläche der Augenlieder mit den beyden Enden der Säule in Verbindung. Auch beweist der Verf. die Vorzüge der Anwendung der Voltaischen Säule vor jener des sogenannten einfachen Metallreizes, und vor der verstärkten gewöhnlichen Elektricität. Die Kupfertafel stellt den Apparat und die Anwendung desselben dar. Eine Einwendung gegen die Allgemeinheit dieses Prüfungsmittels hätte des Verf. Aufmerksamkeit verdient; notorisch sind nicht alle Menschen für den galvanischen Reiz empfänglich, er wirkt auch bey höchster Gesundheit nicht im mindesten auf sie: er könnte und würde also bey den Leichen solcher Personen kein Prüfungsmittel abgeben; folglich wäre er auch keine allgemein sichere Prüfungsart. Zur Wiederbelebung vom Scheintod, bringt der Verf. den galvanischen Reiz auf das Rückgrad und in die Herzgrubengegend, oder nach Humbold an den Mund und den After an. IV. Hauptst. **Versuche und Erfahrungen, um die Zuverlässigkeit der verstärkten galvanischen Elektricität als Prüfungsmittel des wahren von dem Scheintode zu beweisen.** Der Verf. beweist durch Versuche an Thieren und an Leichen 1) daß die verstärkte galvanische Elektricität auf die Erregbarkeit und auf die Irritabilität bis jetzt noch der stärkste Reiz sey; 2) daß auf die Dauer der Irritabilität nach dem Tode sowohl das Alter der Thiere, als auch die verschiedene Todesursache, und die Beschaffenheit und Stärke der zuvor auf den Organismus wirkenden Reize einen vorzüglichen Einfluß haben; und daß 3) die Irritabilität an den innern und unwillkührlichen Muskeln viel früher als an den äußern, und am spätesten in den Gesichtsmuskeln verloren gehe. Dieser Auszug bezeugt die Wichtigkeit und den Reichthum dieser Schrift; leider! beweist aber schon das Titelblatt

 und

und die Ueberschriften der Hauptstücke, die Unkorrektheit der Schreibart des scharfsinnigen Verf.

Wo.

Handbuch der Staatsarzneykunde zu Vorlesungen und zum Gebrauche für Bezirksärzte, Policey- und Justizbeamte, von *Joh. A. Schmidtmüller*, Doktor, Prosektor und Privatdocent an der ML. Universität zu Landshut etc. Landshut, bey Krüll. 1804. XVI und 342 Seit. gr. 8.

Ausgeführt kann der Verf. seinen Gegenstand nicht haben, weil er es unternahm zwey Wissenschaften in einem so engen Raum abzuhandeln, der kaum hinreichen würde, die Fülle von einer zu fassen; die Entschuldigung, das Fehlende könne beym akademischen Vortrage nachgeholt werden, kann nicht gelten; denn ein Semester reicht zu einer vollständigen Vorlesung darüber auch nicht hin; wenigstens würden die nichtärztlichen Zuhörer alsdann einen ihnen nur halbverständlichen Unterricht erhalten, und entweder alle Neigung zu diesen herrlichen Zweigen der Arzneykunde verlieren, oder unselige Halbwisser werden. Bestimmt und gleichförmig kann er seinen Gegenstand auch nicht bearbeitet haben, weil sein Buch von Aerzten und Nichtärzten zugleich soll gebraucht werden können, und er eigentlich für die letztern ganz anders bearbeitet werden müßte, als für die erstern; da diese schon mit den erforderlichen Vorkenntnissen bekannt sind; jene nicht, und die Aerzte tiefer in das Detail beyder Wissenschaften eindringen müssen, als die Nichtärzte. Der Verf. hat beyde Wissenschaften, die Gesundheitspolizey und die gerichtliche Arzneywissenschaft, in keine andere Verbindung gebracht, als daß er beyde in einem Band unter dem gemeinschaftlichen Titel: Staatsarzneykunde abgehandelt hat. Der Band hat zwey Theile, wovon der erste die Gesundheitspolizey, und der zweyte die gerichtliche Arzneygelehrsamkeit enthält; weiter sieht Rec. keine Verbindung ein, und welche können sie auch keine haben; besser also, der Verf. hätte aus jedem Theile auch einen besondern Band gemacht, da jeder doch

doch eine besondere, mit der andern in keiner Verbindung stehende Wissenschaft enthält. Des Verf. Plan hat nichts Eigenes; zugestehen muß man aber dem Verf. das Verdienst und das Lob, daß er bey seiner Arbeit eine ausgebreitete Lectüre und großen Fleiß angewandt, das Gelesene wieder durchdacht, und alles Neuere benutzt habe; diese Vorzüge sind auch wohl Ursache, daß schon auf mehreren Universitäten dieß Handbuch auch wirklich zu Vorlesungen gewählt wurde. Eine umständliche Inhaltsanzeige, und eine Kritik einiger vom Verf. aufgestellten Definitionen, und einiger von ihm begünstigten Meinungen, z. B. daß man den medicinischen Facultäten nicht die Geschäffte eines Medicinalkollegiums übertragen solle, weil diese dabey leiden würden, muß Rec. bis zu einer andern Anzeige dieser Schrift verschieben, wo ihm mehr Raum verstattet ist.

Rt.

Kenntniſs der öffentlichen Gesundheitspflege. Zum Leitfaden seiner Vorlesungen über die medicinische Policey. Von *August Winkelmann*, Dr. und Professor zu Braunschweig. Frankfurt am Main, bey Willmans. 1804. 68 Seit. 8.

Wahrhaftig ein sehr kurzer Leitfaden! der überdieß so dünn, los oder locker, ungleich und schlecht gesponnen ist, daß er zu keiner Leitung taugt, und statt dessen Herr W. leicht einen bessern hätte finden, und sich die Mühe der Bearbeitung dieses eigenen ersparen können, so unbedeutend sie auch gewesen seyn mag. Daß der Verf. nicht einmal den Unterschied zu kennen scheint, den die neuern Schriftsteller in diesem Fach mit Recht zwischen der öffentlichen Gesundheitspflege (Gesundheitspolicey) und der medicinischen Policey (Policey der Medicin) machen, zeigt sogar schon das Titelblatt. Er sagt, die öffentliche Gesundheitspflege enthält die Einrichtungen, durch welche der Staat jedem Bürger die Gesundheit möglich mache, und sie bestehe theils in der Sorge, die allgemeinen Veranlassungen zu verhindern, durch welche die Gesundheit der Bürger in Gefahr kommen könnte; theils aber in Einrichtungen, welche die Bürger in den Stand

 setzen,

setzen, ihre verlorne Gesundheit wieder erhalten zu können. Es ist wohl überflüssig, die Unbestimmtheit, Ungründlichkeit und Untauglichkeit dieser Begriffe, ohngeachtet ihres neuphilosophischen Klangs, hier auseinander zu setzen. Warum mag der Verf. die Errichtung öffentlicher warmer Bäder, gymnastischer Anstalten, und kalter Bäder in den ersten Abschnitt, der eigentlich die Policey der Medicin enthält, gebracht, und warum die Unterrichtsanstalten für Aerzte und für Apotheker übergangen haben? Auch fehlt im zweyten Abschnitt die nähere Sorge für die Schwangern und für die Kinder, die Sorge für gesunde Kleidertracht, und für die Zweckmäßigkeit der Ehen; die Sorge für die Unschädlichkeit der Fleisch- und Fischnahrung wird mit 4½ Zeile abgefertigt; da dem Wein 4½ Seiten geopfert werden! Die Verfälschung mit Alaun schreibt der Verf. den süßen Weinen zu, da sie doch hauptsächlich nur bey rothen statt findet. Das einzige Interessante, was Rec. in diesem Schriftchen fand, ist der Vorschlag zur Errichtung eines öffentlichen medicinischen Apparathauses, wo die Heilmittel, deren Gebrauch in Privatwohnungen mit vielen Schwierigkeiten verbunden sind, z. B. Elektricität, Galvanismus, das Einathmen besonderer Luftarten, das Tropfbad, u. s. w. zur Anwendung derselben vereinigt, und der Direktion eines besondern Arztes anvertraut sind.

Wo.

Ueber die innere Organisation der Heilkunst. Als Einleitung in meine Zeitschrift für die gesammte Medicin, von D. *J. C. Kilian*, Kurbaierisch. Medicinalrath etc. Bamberg und Würzburg, bey Göbhardt. 1804. 190 Seit. 8.

An die Spitze dieser, mit einem Prologus galeatus für die Gegner des Verf. versehenen Schrift, werden „mancherley „Konstruktionen, welche gegenwärtig in die Heilkunst „aufgenommen sind," gestellet: 1) Verhältniß der Spekulation zur Empirie, und deren nothwendige Vereinigung zur Vollendung der Totalität der Erkenntniß überhaupt. Der Verf. trennt Spekulation von Theo-

Theorie, und subsumirt diese unter jener. Theorie und Erfahrung seyen nicht nur näher verwandt; sondern liegen sich auch ungleich näher, als Spekulation und Empirie, indem die Theorie darum und dadurch Theorie ist und wird, weil oder wenn sie die absolute Wissenschaft auf eine Besonderheit, folglich auf Erfahrung bezieht. (Wenn aber Herr K. der Empirie schuld giebt, daß ihr das Endliche etwas Absolutes sey: so nimmt er hier nur die allerroheste Empirie zum Vorwurfe. Diese Absurdität wird so leicht Niemand vertheidigen. Die Empirie beruhigt sich nur bey einem gewissen letzten Ring in der Kette der Dinge, als den äußersten ihrer Fassungskraft. Doch wir wollen uns darauf nicht einlassen; sondern nur bemerken, daß in der Schilderung beyder, sowohl der Empirie als der Spekulation viel Poesie und Uebertreibung herrsche, und eben eine solche Spekulation, wie sie der Verf. S. 9 f. schildert, auf Abgeschmacktheiten führe, z. B. sie nehme nur Einen Grund aller Thätigkeiten in der Natur an, die darum allgegenwärtig, durchaus unbedingt, und in Bezug auf jedes Ding absolut sey. Aus diesem läßt sie die einzelnen Thätigkeiten hervorgehen, so daß jede ganz das ist, was die andere ist; nur daß sie sich in der Form unterscheiden. Gleichergestalt poetisch ist die Schilderung des Idealisten und seines Werthes, S. 13. Dem kaltblütigen Leser ekelt vor solchen Uebertreibungen.) Der Verf. unterscheidet aber zwischen höherer oder ächter, und niederer oder gemeiner Empirie. Erstere erkennt auch ein methodisches Verfahren, und giebt auch Konstruktionen, und wird, obgleich in der Form, dennoch nicht in der That der ächten Spekulation absolut entgegengesetzt, ist somit auch nicht damit unvereinbar. (In dieser Demonstration treibt sich unser Verf., wie es uns vorkommt, bis zur Ermüdung im Cirkel herum, und am Ende ist sie doch ganz nutzlos!) Begriff der Heilkunst. Um zu diesem Begriff zu gelangen, fängt er mit der Analysis des Begriffs Kunst, also von hinten, an; hier geräth er in die Aesthetik, und deducirt aus dieser, daß die Heilkunst, als solche, sich ausschließend mit der Objektivirung (eins der trefflichen barbarischen Wörter unserer neuesten Jatrosophisten!) der Formen, insbesondere des Lebens (!) beschäfftigt. Als Naturhistorie führe sie uns, außer der absoluten Form des Lebens, alle sonstige Begebenheiten im Reiche der organischen Natur vor; wende sich zu diesem Behufe zunächst an dasjenige Organ, in welchem des Menschen ganzes Inne-

der objektiv wird, nämlich an die Sprache, und erhebe sich auf diese Weise überhaupt zum Range der Dichtkunst selbst. (Der Rec. hält dieses, wenn sich die Medicin zu diesem vermeintlichen Rang erhebt, und daß sie das heutiges Tages so oft thut, für ein großes Unglück!) Als Klinik qualificirt sie sich als Plastik; vorzüglich aber gleicht sie der Staatskunst. (Diese ganze Stelle erinnert uns in mehrern Stellen an die ästhetisch-medicinischen Geniewerke des Herrn Görres. Der Rec. ist nicht im Stande, solchen phantastischen Demonstrationen einen Geschmack abzugewinnen.) Sie können wohl die erregbare Einbildungskraft einiger jungen Leute entzünden; aber unmöglich den Verstand älterer, in der Praxis geübten Aerzte! S. 77 kommt sogar auch eine Poesie der Heilkunst vor, über welche wir ehestens noch mehr von Herrn K. zu erwarten haben!! S. 80 geht nun der Verf. auf die Geschichte der Heilkunst über, um an ihr zu zeigen, wie der Gang der Kultur unserer Kunst gewesen sey. In der ersten Periode, heißt es daselbst, wo jugendlich noch die Heilkunst in Griechenland sich hob, (!) da sprach die Natur selbst dem Künstler an. Die Einfalt sprach um ihn stärker und wahrer sich aus. Das Kraftvolleste, Bedeutendste, das Eindringendste mußte ihm zuerst sich bieten, und das Gebotene faßte ein stark ergreifender, frischer, naher Sinn, und verständlich dem Geiste sprach er es wieder aus. (Alles wörtlich gegeben, wie es Herr K. ausspricht! Und wenn man nun dieses Aus- und Ansprechen in verständliche Prosa übersetzt? —) In der arabischen Heilkunst, heißt es ferner, sind uns noch die Trümmer jenes ersten hohen Styls (d. h. der jugendlichen Einfalt) geblieben; in der Stahlischen Schule scheint der Griechische noch einmal uns entstanden. Dort und hier müssen wir vorzüglich die Muster der Heilkunst (heilkundiger Beobachtung) suchen. So endlich ist einseitige Bildung des Geistes zu abstrakter Anschauung bey gestumpftem Sinne für das rege Leben der Wirklichkeit und des Gegebenen unsrer Tage Krankheit (sic!). Unsere gegenwärtigen Heilkünstler greifen in der Kunst gewöhnlich durch den Verstand in die Phantasie. Ihre Kunstgeschöpfe in Vorstellungen gereift, sind daher kalt und frostig, wie die Region, in der sie empfangen wurden, u. s. w. Aehnlich dieser Stellen könnten wir leicht mehrere ausziehen, wenn wir nicht fürchten müßten, unsern Lesern mit solchem Bombaste lästig zu werden.

den. Der Rec. wenigstens vermochte nicht, länger bey der Lektüre eines Buches zu verweilen, welches aus schwerfälligen, schwülstigen Phrasen mühsam zusammengesetzt ist, und des Wahren und Guten nur Wenig enthält! So wenig manche der neuern Länderorganisationen für Gegenwart und Zukunft wohlthätig sind: so wenig dürfte es der Fall mit der Medicin seyn, wenn sie nach den Vorschlägen solcher unmedicinischen Aerzte, wie der Verf. einer scheint, organisirt werden sollte. Wir werden eine Generation neuer Jatrosophisten bekommen, welche außer dem Krankenbette die geheimsten Processe der Natur und des Universums zu konstruiren; am Krankenbette die gemeinsten Krankheiten kaum zu heilen wissen werden. Dixi!

Mz.

Hieronymus Waldinger's, der Wundarzney, Geburtshülfe und Apothekerkunde Magisters, Apothekers und Lehrers der Hippopharmakologie am K. K. Militär-Thierarzney-Institute zu Wien, Wahrnehmungen an Pferden, um über ihr Befinden urtheilen zu können. Wien, bey Degen. 1805. 8. 20 H.

Daß diese Wahrnehmungen im kranken Stall, und nicht auf der Studirstube gemacht mithin praktisch wahr sind, davon wird jeder Pferdearzt sich gewiß überzeugen, welcher fähig ist, selbst Beobachtungen zu machen, und in seiner Praxis gemacht hat; ihr Nutzen ist unverkennbar, der erfahrne Pferdearzt findet manches Neue, manches Dunkle aufgekläret, und wird in manchen Fällen bestimmter erkennen und handeln können, wenn er diese Wahrnehmungen mit Nachdenken benutzt; und dem angehenden Pferdearzt sind sie ein sicherer Leitfaden.

Im ersten Theile hat der Verf. seine Beobachtungen über die Abweichungen im Allgemeinen, vom gesunden Zustand des Pferdes, folgendermaaßen geordnet. — Wahrnehmungen in den Sinnesorganen — in denen von dem

Wil-

Willen des Pferdes abhängenden Verrichtungen — in den Verrichtungen der Afterwerkzeuge — in den Ab- und Aussonderungen — in den Bewegungen der Kreislaufsorgane — in den natürlichen Verrichtungen — in den in die Sinne des Beobachters fallenden Erscheinungen am Pferde — bey äußerlichen Schäden — über die äußerlichen Einflüsse auf das Pferd, und über die zu beobachtenden Veränderungen von angewandten Mitteln.

Der zweyte Theil enthält eine Abhandlung, über die bey Pferden sich am gewöhnlichsten äußernden Krankheiten, welche in fieberhafte, langwierige, und Krankheiten der Verdauungswerkzeuge abgetheilt sind. Was der Verf. über die bey jeder Krankheit, im Anfange und Fortgange sich ergebenden Kennzeichen, und die dabey anzuwendenden Heilmittel sagt, ist sehr gut, und wird den Beyfall jedes denkenden Pferdearztes finden; nur des Empirikers nicht, weil keine Recepte dabey sind. Die Krankheiten sind bloß nach dem Naturgange, ohne alle Theorie dargestellt; immer ist dieß das Nützlichste; aber vollkommner wäre es gewesen, wenn es dem Verf. gefallen, uns seine Theorie auch mitzutheilen.

Der Meinung des Verf., daß der Milzbrand keine besondere Krankheit; sondern eine heftige schnell in Brand übergehende Entzündungskrankheit sey, stimmt Rec. aus eigener Erfahrung bey, welches sich auch durch Eröffnung todter Thiere bestätiget.

Den Beschluß macht ein Verzeichniß der für Pferde brauchbaren, in der K. K. Militärpharmakopie enthaltenen Heilmittel nach alphabetischer Ordnung, wobey der Name jedes Medikaments in deutscher, böhmischer, polnischer und ungrischer Sprache angegeben ist; so wie die botanische, chemische und Benennung des Apothekers. Dann folgt eine kurze botanische Beschreibung oder chemische Bereitungsart, hierauf die Heilkraft, der innerliche und äußerliche Gebrauch, die Quantität, in welcher es für einmal gegeben werden kann, und zuletzt der Preis nach der K. K. Militärtaxe; möchten doch dergleichen Taxen auf allen Apotheken eingeführt werden.

Aw.

Lehr-

Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde, zu Vorlesungen entworfen, von D. Elias von Siebold, Kurbaiersch. Medicinalrath und Professor zu Würzburg. Zweyter Band. Leipzig, bey Jacobäer. 1804. 216 Seit. 8.

Der Fleiß und das Bestreben des Verf., seinem Lehrbuche den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit zu geben, ist auch in diesem Bande, welcher die praktische Entbindungskunst enthält, unverkennbar. Wir wüßten auch nicht das Geringste anzugeben, was in demselben auszufüllen wäre; eher würde man vielleicht versucht werden, Manches wegzuschneiden, so vollständig ist es. Drey Hauptabtheilungen machen den Inhalt dieses Bandes aus, enthaltend: 1) die Erkenntnisse und Anwendungsregeln der Mittel zur Erforschung und Beurtheilung wahrnehmbarer Erscheinungen in der Schwangerschaft, bey und nach der Geburt; 2) Erkenntnisse und Anwendungsregeln der Mittel zur Hülfe bey leichten, regelmäßigen und glücklichen Geburten; 3) Erkenntnisse und Anwendungsregeln der Mittel zur Hülfe bey regelwidrigen Geburten. Der Verf. fängt bey dem Touchiren an. Kaum wird aber dieß angewendet werden können und dürfen, um, wie es heißt, über die Möglichkeit, schwanger zu werden, zu urtheilen; sondern nur über die Möglichkeit, schwanger zu seyn. — Der Fall, von hinten die auf dem Bauche liegende Gebärende zu untersuchen, kommt nicht zu selten vor; obgleich er nicht besonders angeführt worden ist. — Der Verf. räumt der Untersuchung mit zwey Fingern Vorzüge ein; oft aber täuschen sie das Gefühl, nach dem bekannten Sprüchworte: Dimidium plus est toto. — Unter den äußern Beckenmessern giebt der Verf. dem Baudelocquischen; unter den innern dem Steinschen den Vorzug. (Die äußern sind nach unserer Meinung, zwar leicht anzuwenden; haben aber nicht viel Nutzen, die innern sind schwer anzuwenden, und haben auch nicht viel Nutzen.) — Unter den Vorschriften für Schwangere in der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft, hätten manche z. B. Nr. 7. und 8. unbedenklich weggelassen werden können. — Das Liegen auf dem Rücken oder der linken Seite, hält Herr von S. für die vortheilhafteste Lage einer Schwangern zur Entbindung.

dung. (Auf dem Stuhle wirken aber die Wehen besser, die Entbindung dauert nicht so lange, die Gebärende kann sich eher selbst helfen; besonders wegen der sehr angreifenden Kreuzschmerzen. Auch restringirt der Verf. selbst; warum denn den unbedingten Superlativ gesetzt?) — Die Unterbindung der Nabelschnur hält der Verf. für absolut unnöthig; empfiehlt sie aber doch. Es sollte also wohl heißen: für nicht absolut nöthig. Auch ist es ein Druckfehler, daß man das Blut der Nabelschnur in die Whartonsche Sülze ausstreichen soll? — Ohne etwas Seife wird ein neugebornes Kind selten ganz rein werden. Für die Purgirsäfte ist der Rec. doch bey solchen Kindern, welche kein Kolostrum bekommen. — Die Abtheilung von Erkenntniß der Mittel zur Hülfe bey regelwidrigen Geburten, ist besonders fleißig ausgearbeitet, was sehr lobenswürdig ist. Bloß die Reduktion auf den Kopf, §. 245 ff., scheint uns zu kurz abgehandelt zu seyn. Jeden jungen Geburtshelfer sollte man möglichst genau über die Verschiedenheit der Anzeige zur Wendung und zur Zangenanlegung unterrichten. — Von der Nothwendigkeit einer Vorrichtung, um das allzustarke Zusammendrücken bey der Zange zu hindern, ist auch der Rec., wie Herr von S. nicht überzeugt, wenn NB. die Zange übrigens gut gebaut ist. Unter die Gegenanzeige gegen die Zange ist gezählt b) enorme Lage des Beckens, nach welcher entweder der Kopf gar nicht, oder nur mit offenbarer Gefahr für die Mutter durchgeführet werden kann; das sollte heißen: allzu enges, verschobenes ꝛc. Becken. g) beträchtliche Einkeilung, wo keine Möglichkeit ist, die Zange einzuführen. Aber was bleibt dann übrig? Zurückschieben, wie manche neuere Geburtshelfer ganz unglaublicher Weise gethan zu haben versichern? Auch sagt der Verf. selbst S. 238 4) er zweifle, ob ein Grad von Einkeilung möglich sey, daß nicht die Zange angelegt werden könne. i) scheinbare Einkeilung von zu kurzer oder umschlungener Nabelschnur. Sollen wir da gleich wenden? — Schön ist, was der Verf. über das Accouchement forcé sagt; sehr bescheiden, wie er über des sonst so verdienten Brüningshausens abentheuerlichen Abmagerungsvorschlag urtheilt. Lobenswürdig ist, daß der Verf. die Synchondrotomie verwirft, und für eine unnütze Operation erklärt; obschon der berühmte Vater desselben sie selbst gemacht hat. — Rec. glaubt durchaus nicht, daß die Nachgeburt viele Tage, ja Jahre lang ohne Gefahr z. B. Dysphagia

asthenis-

nische Entzündung rc. in der Gebärmutter bleiben kön-
ne; er hat seit 18 Jahren mehrere Beobachtungen darüber
gesammelt. Bey stürmischen Blutungen nach der Geburt
bittet der Rec. wiederholt jeden jungen Geburtshelfer, um
des Lebens der Entbundenen willen, die Nachgeburt zu lö-
sen. — Beym Anziehen der Nabelschnur ist die Regel ver-
gessen worden, jedesmal an der parte uterina gelinde zu zie-
hen, und nicht an der parte fetali. Einen Mißstand in der
Oekonomie des übrigens sehr brauchbaren Buchs macht aller-
dings der große Nachtrag von §. 171 *) bis 172 ****); ob sich
gleich der Verf. darüber zu rechtfertigen sucht.

Mr.

Veterinärisches Handbuch, oder Anweisung die Krankheiten der Thiere zu erkennen und zu heilen. Für Thierärzte und Haushälter nach alphabeti-scher Ordnung von D. C. H. Spohr, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischem Land- und Stadt-physikus zu Seesen. Dritter Band. Nürn-berg, in der Raspeschen Buchhandl. 1805. 8. 1 Rk.

Dieser dritte Band fängt mit Littera G an, und endigt
mit K. Jeder der nur einige praktische Kenntnisse von der
Thierarzneykunde hat, wird, wenn er nur einige Bogen in
diesem dritten Bande gelesen hat, finden, daß der Verf. das
Meiste aus anderen zum Theil fehlerhaften Autoren zusam-
mengetragen hat, und daß er von sehr wenigen Sachen, aus
eigener praktischer Erfahrung spricht — zum Beweis dieses
folgende wenige Stellen:

S. 1 Gallenkolik, behauptet der Verf., entstehe von
scharf gewordener Galle; ist mehr Kolik von Unverdaulich-
keit, wobey die Galle nicht gehörig abgesondert wird. — Der
Verf. behauptet, sie sey meist tödtlich; nichts weniger als das,
die Zufälle sind geringe, selbst bey Entzündung der Leber;
oft erkennt man es aus der mehr gelben Farbe des Weißen
im Auge, der Häute der innern Nase, des Mauls und

Mast-

Mastdarms; vorzüglich aber dadurch, daß die damit behafteten Thiere Schmerzen zeigen, wenn man sie an der rechten Seite des Leibes, unter den falschen Rippen, wo die Leber liegt, drückt. Nachdem die Entzündung vorüber ist, ersetzen bittere Mittel den Mangel der Galle am besten.

S. 4 Bey der Gallenruhr der Schaafe, einem heftigen Durchbruch dieser Thiere, räth der Verf., um die Gallenschärfe zu verdünnen, Abkochungen von erweichenden Sachen, als Kleien, Gerste, Käsemolken mit Bier ꝛc.; da doch in dieser Krankheit einzig und allein herbzusammenziehende Mittel zu empfehlen sind. Ueberhaupt ist die Anwendung der meisten in diesem Buche angegebenen Mittel nicht sehr anzurathen, da viele ohne Wirkung, manche schädlich, und die wenigsten passend sind.

S. 34 räth der Verf. das Trepaniren bey Verletzungen der Hirnschaale an; gewiß hat er es nie versucht, sonst würde er diese Operation nicht angerathen haben, und wenn selbige auch glückt: so hat man sich doch nie einen guten Erfolg davon zu versprechen, da das Thier nie ruhig zu erhalten ist — und so wird hier so manches aus der Menschenarzneykunde auf die Thiere Uebergetragenes, angerathen, was ganz unanwendbar ist; ein Zeichen, daß dem Verf. praktische Erfahrung fehlt. Wie z. B. die Operation des grauen Staarstechens, die ganz unmöglich ist, wenigstens so, daß man sich Nutzen davon versprechen könnte; meistens laufen die Feuchtigkeiten des Auges aus, und das Thier wird ganz ungestaltet.

Doch genug; aus diesen wenigen Beyspielen, wird Jeder selbst leicht die mehr oder mindere Nutzbarkeit dieses Buches beurtheilen können.

Aw.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Elegieen und vermischte Gedichte, von C. A. Tiedge. Erstes Bändchen. Halle, in der Rengerschen Buchhandl. 1803. 14 Bog. 8.

Aus

Aus seinen Episteln und dem mit so vielem und gerechten Beyfall aufgenommenen Lehrgedichte, Urania, kennt man den Vf. dieser Sammlung schon hinlänglich, um hier nicht erst die Vorzüge und Eigenheiten seines dichterischen Talents, und die leichte, gefällige und dabey doch sehr eindringliche Manier seines Vortrages umständlich charakterisiren zu dürfen. Nicht minder beyfallswürdig sind seine hier gelieferten elegischen und vermischten Gedichte. Bey den erstern hat er sich nicht auf die übliche äußere Form und das ihnen nach dem Muster der Alten angeeignete Versmaaß beschränkt; und es wäre pedantischer Eigensinn, ihnen dieser Ursache wegen den elegischen Charakter absprechen, und diesen nicht vielmehr in ihrem innern Gehalte und in dem darin vorwaltenden, durchaus elegisch - lyrischen Gefühle anerkennen zu wollen. Nicht weniger aber gelingt unserm Dichter die der Gattung nicht minder angemessene malerische Beschreibung, die er überall auf die Empfindung zu beziehen und mit eigner Lieblichkeit auszuführen weiß. An neuen, oder wenigstens in einen neuen und anziehenden Gesichtspunkt gestellten Bildern und einzelnen Zügen ist auch hier kein Mangel. Kein Stück ist ohne Schönheiten; aber zu den gelungensten gehören wohl: **Der Maygesang, die Abendfeyer, die Betende, die Elegie am Roßtrap, Vergißmeinnicht**, die vorzüglich **meisterhafte Elegie auf dem Schlachtfelde bey Kunersdorf, die Entsagung, der Abend**, und **des Pilgers Nacht**. Auch die letzte dieser Elegieen, die Rec. nur der Kürze wegen zur Probe wählt, hat eine glückliche Wendung:

Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;
Da wandelt ein heimliches Wehen;
Da ließen, mit festlichen Kronen im Haar,
Erinnrung und Hoffnung sich sehen.

Die Hoffnung, im morgenlich blühenden Kranz,
Schien ernst, wie der heilige Wille;
Und sie, die Erinnrung, umleuchtete Glanz
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung lispelt: »Ich durfte durchs Land
Der seligen Träume dich leiten;
Jetzt nimm die Erinnrung, ihr reiche die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den rosigen Sinn
Der Stunden voll Leben und Lieder.
Leb wohl! was geblühet hat, ist nun dahin!
Am Grabe dort siehst du mich wieder!«

Unter den vermischten Gedichten sind auch einige Salomonische Lieder befindlich, worin die schönsten dichterischen Ideen und Gemälde des Hohenliedes angenehm benützt sind. Ihnen folgen noch einige Elegieen aus einem größern Gedichte, von einem Werthe, der die Aeußerung des Verf. in der Vorrede unwillkommen macht, daß dieß Gedicht wohl Fragment bleiben dürfte. Drey Romanzen und acht Fabeln, sind so viel Beweise von der seltnen Leichtigkeit, mit welcher sich unsers Dichters Muse jeder Form anzuschmiegen und in jedem Gewande zu gefallen weiß. Die Sorgfalt für Reinheit der Sprache und Wortfügung und die geschmackvolle Wahl des Ausdrucks, die man schon an unserm Dichter kennt und schätzt, wird auch in dieser Sammlung der Leser durchgehends wiederfinden.

Ossian's Fingal, zweyter und *dritter Gesang*, verdeutscht von Hrn. Dr. *Neumann*; nebst Nachträgen zur Ossianischen Literatur — — ein Programm von *J. Gurlitt*, Prof. und Dir. Hamburg, bey Schniebes. 1804. 5 Bog. 4.

Das Programm, worin Hr. Gurlitt den ersten Gesang des Fingal, von dem Dr. Med. Neumann zu Meissen übersetzt, mittheilte, wurde B. XCI. unsrer N. A. D. Biblioth. S. 317, von einem andern Rec. angezeigt, dem jedoch der gegenwärtige in Ansehung seines im Ganzen darüber gefällten Urtheils beypflichtet. Ihm schien immer die Uebertragung der durch ihre große und mit Wohllaut verbundne Einfachheit so einnehmenden Prose in Macpherson's Fingal in das hexametrische Versmaaß kein glücklicher Wechsel zu seyn; ob er gleich gern gesteht, daß dieser neue Uebersetzer in mancher Hinsicht seinen berühmten Vorgänger Denis übertroffen, und seine Sprache dem Character der Urschrift mehr anzuschmiegen gewußt hat. Auch ist sein Ausdruck fast durchgängig weit treffender, edler und glücklicher gewählt, und die Vollendung dieser neuen Arbeit bleibt immer zu wün-

schen

schen. — Hr. Prof. G. selbst fährt mit rühmlichem Eifer fort die in dem Klosterbergischen Programm v. J. 1802 gesammelte Literatur Ossian's zu ergänzen, und Einiges darin zu berichtigen. Seine Nachrichten sind mehr als bloße Notizen, und mit manchen interessanten Bemerkungen begleitet. Die beygefügten Schulnachrichten geben neue Beweise von seinem thätigen Eifer für die Aufnahme und wesentliche Verbesserung der Hamburgischen Stadtschule.

Sm.

Der Tempel zu Gnidos. Von Montesquieu. — Uebersetzt von G. Merkel. Weimar, bey Hofmann. 1804. 83 S. 8.

Der unsterbliche Verf. vom Geist der Gesetze ist es werth, daß auch seine kleinern Schriften, in welchen er als Liebling der Musen und Grazien erscheint, unter uns bekannter werden. Sehr treffend ist das Urtheil des Uebersetzers S. V: »den Verf. vom Geist der Gesetze bewundern wir, den der Persischen Briefe würden wir fürchten, wenn er noch lebte; aber den Erbauer des Gnidischen Tempels lieben wir, sobald wir ihn kennen lernen.« Giebt gleich die vor uns liegende Uebersetzung, welche schon vor 7 Jahren dem Verleger übergeben wurde, in den meisten Stellen die bezaubernde Anmuth der Urschrift wieder: so bedauert man doch, daß Herr Merkel nicht die letzte Hand an sein Werk legen konnte. So ist z. B. S. 4 der Sinn des Originals, wenigstens nach des Rec. Ausgabe gänzlich verfehlt: On découvre de loin une grande prairie, toute parée de l'émail des fleurs. Le berger vient les cueillir avec sa bergère: mais celle qu'elle a trouvée est toujours la plus belle, et il croit, que Flore l'a faite exprès. In der Entfernung entdeckt man eine große Wiese, ganz bedeckt mit prunkenden Blumen. Der Hirt kommt hin, sie für seine Schäferinn zu pflücken, und die er fand, sind immer die schönsten; ihn dünkt, für ihn habe sie Flora ausdrücklich geschaffen.

S. 12 fehlt die Stelle: »Il y en a d'autres où les courtisanes de tous les pays, plus honorées que les matrônes, vont porter leurs offrandes« in der Uebersetzung.

S. 10 »Sie wendet ihre kaum treffenden Blicke von ihm ab, und wendet sich zu den Grazien« hätte die Wiederkehr desselben Zeitworts vermieden werden sollen. Eben so vermißt man S. 38 »die Gunstbezeugungen haben nichts, als ihre eigenthümliche Wirklichkeit. Alle die Umständlichkeiten, die eine so reizende Begleitung für sie sind; alle die Geringfügigkeiten, die so großen Werth haben« 2c. den schönen Wohllaut des Originals.

S. 60 übersetzt Hr. M. les Ennuis voloient autour d'elle »die Bekümmernisse umflatterten sie mit leisen Eulenschwingen« und giebt damit einen dem Original fremden Zusatz. Dagegen ist S. 67 die Apostrophe an Ariadne weggewischt, und dafür die dritte Person gewählt. Angehängt ist S. 79 Amors Rache, eine Uebersetzung der reizenden Dichtung Cephise et l'Amour.

Np.

Schöne und bildende Künste.

Supplementheft *II.* zu dem neuen theoretisch-praktischen Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. Hof, bey Grau. 1804. 7 Bog. Text und 6 Kupfertafeln. gr. 4. 1 Rl. 12 gr.

Den Anfang dieses Hefts macht eine Anleitung zur Verfertigung der Farbetusche; und nach vorausgeschickter allgemeiner Uebersicht des ganzen Geschäfftes, wird die Verfahrungsart bey jeder Farbe besonders beschrieben. Ein zweyter Aufsatz betrifft den Nutzen der Fruchtzeichnung nach der Natur, für angehende Zeichner. Sodann folgen Bemerkungen über die zu diesem Hefte gehörigen Kupfertafeln. Die beyden ersten derselben enthalten verschiedene kolorirte Fruchtstücke. Die folgenden beyden haben die doppelte Bestimmung, erstlich Manches zu erläutern, was in dem siebenten Hefte dieses Zeichnenbuchs über Erfindung, Anordnung, Licht, Schatten, Haltung, Gruppirung, Drappiren, u. s. f. gelehrt ist; und dann auch den Liebhabern als zweckmäßige Muster zu dienen, nach welchen sie sich zur Zeichnung zu-

guter historischer Stücke in mancherley Manieren vorbereiten können. Die erste dieser beyden Tafeln ist nach Oeser von Schwarz gestochen, und stellt den Abraham auf Morija in dem Moment vor, wo ihm der Engel erscheint und die Erlassung des Opfers ankündigt, welches er von seinem Sohne zu bringen im Begriff ist. In der Beurtheilung dieses Blattes wird das Gute und Fehlerhafte der Darstellung bemerkt, und dann zur Nachzeichnung desselben Anleitung gegeben. Eben so wird bey dem folgenden Blatte verfahren, welches die Erweckung des Lazarus vorstellt. Die beyden letzten Kupfertafeln dieses Hefts enthalten anatomische Zeichnungen, welche die Knochen des Kopfs, des Arms und der Hand darstellen.

Theater.

Des Grafen Vittorio Alfieri von Asti sämmtliche Trauerspiele. Aus dem Italiänischen metrisch übersetzt von Joseph Refues und Joh. Friedrich Tscharner. Erster Band. Mit dem Bildniß des Verf. Berlin, bey Unger. 1804. 21 Bog. gr. 8.

Es liegt außer den Gränzen unsrer deutschen Bibliothek, das Verdienst des italiänischen Dichters, dessen Trauerspiele hier übersetzt erscheinen, und den Werth dieser Stücke selbst, genau und charakteristisch zu würdigen. Wem an einer nähern Auskunft hierüber gelegen ist, der findet in der von den beyden Uebersetzern herausgegebenen Zeitschrift, Italien gleich im ersten Stücke, einen Aufsatz über den Geist und Charakter dieses Schriftstellers, und über sein Verhältniß zu der bisherigen tragischen Bühne der Italiäner, um die er sich allerdings ein sehr bedeutendes Verdienst erworben hat. Auch in dem unlängst erschienenen zweyten Stücke des LXXsten Bandes der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften steht S. 233 ff. eine Nachricht von dem Leben und den Schriften des Grafen, die aus einem Aufsatze des Hrn. von Fallette Barrol, Mitgliedes der Akademie zu Turin, gezogen ist. Was in diesem Aufsatze als Hauptcharakter sei-

ner Trauerspiele angegeben wird, scheint uns sehr treffend und bestimmt gefaßt zu seyn; nämlich Einheit der Handlung, Einfachheit des Plans, ein schneller Gang, ein gehaltenes Interesse; eine kunstreiche, kluge und wahrscheinliche Anlage und Verbindung der Scenen; ein lebhafter, beseelter und kräftiger Dialog, glänzende Verse, gut und stark gezeichnete Charaktere, wahrhaft tragische Situationen, und eine Menge Züge, die eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens verrathen. Kein Wunder, daß sie, bey so vielen Vorzügen, die den bisherigen Trauerspielen seiner Landesleute größtentheils fehlten, oder ihnen wenigstens im weit geringern Maaße eigen waren, und vornehmlich auch durch ihre politische Tendenz, die auf Belebung des Freyheitssinns gerichtet war, so viele Aufmerksamkeit erregten, und auch im Auslande viel gelesen, beurtheilt, gepriesen und übersetzt wurden. Denn so unbekannt, wie die Herausgeber dieser ersten vollständigen Uebersetzung zu glauben scheinen, blieben sie in Deutschland doch nicht. Ihre Unternehmung verdient indeß schon in der Hinsicht den Dank unsers Publikums, daß die Bekanntschaft mit diesem Dichter dadurch mehr verbreitet und die Kenntniß seines Werths, auch in dieser Kopie, erleichtert wird. Ihre Vorrede beweist, daß sie diese Arbeit mit allem nöthigen Vorbedacht unternommen haben, und daß sie nach richtigen Grundsätzen über die Hauptverhältnisse eines Uebersetzers, sowohl gegen seine Leser als gegen sein Original, und die in beyderley Hinsicht ihm obliegende Pflichten, verfahren sind. Alfieri schien ihnen beynahe durchaus einer treuen Uebersetzung fähig, und in jeder Rücksicht auch werth zu seyn. Sie haben ihn daher, so viel möglich, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darzustellen gesucht, ohne etwas wegzulassen, hinzuzusetzen, oder auch nur abzuändern. Zur Versart wählten sie den gewöhnlichen tragischen Jamben, der auch dem italiänischen *verso sciolto* am nächsten kömmt, und dem sie gehörige Abwechselung, Wohllaut und rhythmische Fülle zu geben bemüht waren; ohne jedoch darauf auszugehen, Zeile für Zeile, ohne vermehrte Anzahl der Verse, im Deutschen wieder zu geben. Die Stücke folgen hier übrigens nicht in der Ordnung, wie sie in den Original-Ausgaben stehen; sondern in einer willkührlichen, die den Uebersetzern aus mehrern Gründen zweckmäßiger schien. Dieser erste Band enthält die vier Trauerspiele: Polynikes, Virginia, Rosmunda, und Saul.

Die

Die Vergleichung, welche Rec. mit mehrern Scenen des Originals anstellte, fiel sehr zum Vortheile der Uebersetzung aus. Ihre Verfasser scheinen den Mittelpfad zwischen den beyden Abwegen einer zu ängstlichen Treue und einer zu kühnen Abweichung von dem Urbilde sehr glücklich getroffen zu haben; und es wäre unbillig, bey einer so ausgedehnten und mit manchen Schwierigkeiten verbundenen Arbeit, jeden kleinen Fehlgriff in der Wahl des deutschen Ausdrucks rügen zu wollen; um so mehr, da diese Wahl in den meisten Fällen befriedigend genug ausgefallen ist. Was man zuweilen am meisten vermissen wird, ist die freye und leichte Wortfolge des Originals, die nicht immer ohne einigen, meistens wohl durch das Metrum veranlaßten Zwang, und nicht ohne Verschränkung geblieben ist. Am schwersten war es freylich, in den lyrischen und gereimten Gesängen David's, welche in dem Trauerspiele Saul vorkommen, sich dem äusserst lieblichen Wohlklange auch nur zu nähern, welche ihnen in der Urschrift eigen ist; dessen Vorzüge jedoch die Sprache mit dem Dichter theilt.

Um von dieser Uebersetzung eine vergleichende Probe zu geben, wählen wir die Reden der verzweifelnden Jokaste am Schluß des Trauerspiels Polynikes. Im Original lauten sie so:

Giocasta.

Ecco, perfetta è l'opra. Empj fratelli,
Figli d'incesto, si svenan fra loro:
Ecco madre, cui nulla a perder resta!
Dei più iniqui di noi, da tutto il cielo
Me fulminate a prova, o Dei non sete. . . .
Mà che veggio? . . . uno immenso orrido abisso
S'apre a miei piè? . . .

Antigone.

Madre!

Giocasta.

Di morte i negri
Regni profondi spalancarsi io veggio . . .
Ombra di Lajo lurida, le braccia
A me tu sporgi? scellerata moglie? . . .
Mà che miro? squarciato il petto mostri?
E d'atro sangue e mani e volto intriso,
Gridi vendetta, e piangi? – – Oh! chi l'orrenda

Piaga ti fè? Chi fù quell' empio? . . . Edippo
Fù; quel tuo figlio, che in tuo letto accolsi
Fumante ancor del tuo versato sangue. —
Mà, chi altronde mi appella? Un fragor odo
Che inorridir fa Dite: ecco di brandi
Suonar guerriero. O figli del mio figlio,
O figli miei, feroci ombre, fratelli,
Duran gli sdegni oltre la morte? O Lajo,
Deh! dividi tu. - - Mà al fianco loro
Stan l'Eumenidi infami! . . Ultrice Aletto,
Jo son lor madre: in me il vipereo torci
Flagel sanguigno: è questo il fianco, è questo,
Che incestuosa a tai mostri diè vita.
Furia, che tardi? . . . Jo mi t'avvento. . . .

Antigona.

Oh Madre!

Jokaste.

Nun ist die That geschehn, Verruchte Brüder!
Der Blutschand' Kinder, morden sie einander.
Nun, Mutter, kannst du ja nichts mehr verlieren.
Ha, Götter, noch gottloser ihr, als wir,
So schleudert eure Blitze all' auf mich!
Sonst seyd ihr keine Götter! — Ha, was seh ich? —
Ein ungeheurer, fürchterlicher Schlund
Thut sich zu meinen Füßen auf? —

Antigona.

O Mutter!

Jokaste.

Des Todes schwarze, tiefe Reiche bersten
Vor meinem Auge — Lajus grauer Schatten,
Mir reichst du deinen Arm entgegen? Mir,
Dem frevelüberladnen Weib? Was seh ich?
Du zeigst mir die zerfleischte Brust und Hände
Und Angesicht, mit schwarzem Blut beschmiert,
Schreist Rache du, und heulst? O wer hat dir
Die fürchterliche Wunde denn gemacht?
Wer war denn der Verruchte? — Der Oedippus,
Der Sohn von dir, den ich von deinem Blut
Noch rauchend, in dein Bette aufgenommen —
Wer ruft mich anders hin? — Ich hör' es lärmen,
Daß Pluto selber sich entsetzt. Es klirren
Die Schwerter. O! ihr Söhne meines Sohns,
O meine Söhne, blut'ge Schatten, Brüder,
Währt euer Groll denn auch im Tod' noch fort?
O Lajus, Ach! — Reiß sie doch von einander! —

Die

Die haben die scheusel'gen Furien aber
Zur Seite! — Rachedürstende Alekto,
Ich bin ja ihre Mutter; mußt' auf mich
Die blut'ge Schlangengeißel kehren? Hier,
Die blutschandschwangre Lenden gaben ja
Solch Ungeheuern einst das Leben. Nun,
Was säumst du, Furie? — Ich komm' —

Antigone.

O Mutter!

Wer freylich das Ganze nach dieser Probe beurtheilen wollte, würde eben keine sehr günstige Meinung von dieser Uebersetzung fassen. Ohne Kommentar darüber wird der Leser leicht errathen, warum einige Stellen und Ausdrücke durch andre Schrift ausgezeichnet sind.

Go.

1. Die Waffenträger oder der Bund der Rache. Ein romantisches Trauerspiel in vier Aufzügen aus den Zeiten des Aberglaubens und der Schwärmerey von A. J. von Guttenberg. Leipzig, in der Stageschen Buchhandlung. (Ohne Jahrzahl.) 149 S. 8. 12 gr.

2. Das Neujahrsgeschenk. Eine Gelegenheitsposse in einem Akte, frey nach dem Französischem, von J. A. von Guttenberg. Leipzig, in der Stageschen Buchhandlung. (Ohne Jahrszahl.) 62 Seit. 8. 6 gr.

3. List und Liebe. Ein Singspiel in zwey Aufzügen. Nach Bouilly's une folie; für die Frankfurter Bühne, von J. J. Ihlee. Die Musik von Mehül. Frankfurt am Mayn, bey Eichenberg. 1804. 110 Seit. 8.

Nr. 1. und 2. sind ein paar unglückliche Produkte. Das Trauerspiel ist durch die hohe Ungereimtheit seines Stoffs,

 die

die tragischen Karrikaturen, die die Helden darin vorstellen, und die lächerlich pomphafte Sprache, die sie im Munde führen, zur entschiedenen Posse, und die sogenannte Posse — durch den gänzlichen Mangel am Lächerlichen, durch ärmlichen, völlig mißlungenen Spaß zu einer Art Trauerspiele geworden. Herr von S. hat schon mehrmals in unserer Bibliothek über seine Schauspielschreiberey keinen tröstlichen Bescheid erhalten. Leider! hat er noch nichts gethan, sich einen bessern zu verdienen. Im Gegentheile sinkt er hier sogar unter die ihm dort zugestandene Mittelmäßigkeit herab. Möcht' er doch guten Rath annehmen, und lang- und bedachtsamer produciren; vor allem aber erst rein deutsch schreiben lernen.

Das Original von Nr. 3. kennt Rec. nicht; aber die Nachbildung scheint nicht mißlungen. Der Dialog ist wenigstens lesbar. Mit den Versen, da sie einer fremden Musik untergelegt sind, darf man es nicht so genau nehmen. Uebrigens muß diese Singposse, gut vorgestellt, eine recht fröhliche Unterhaltung gewähren.

Bc.

Weltweisheit.

Der Geist der Gesetze. Aus dem Französischen des Herrn von Montesquieu neu übersetzt, und mit berichtigenden Anmerkungen versehen von A. W. Hauswald, Kurfürstl. Sächsischem Geheimen Sekretair. Görlitz, bey Anton. 1804. Erster Band 27 Bog. Zweyter Band 29 Bog. Dritter Band 25 Bog. gr. 8. mit dem Bildniß des Montesquieu. 6 Rg. 12 gr.

Der geschickte Uebersetzer dieses Buches ist indessen gestorben, und auch diese Arbeit, besonders in Rücksicht der Anmerkungen, durch die er oft den Text berichtigt hat, wird dazu beytragen, sein Andenken zu erhalten. Daß aber zu unsrer Zeit noch eine Uebersetzung dieses bekannten Buches für nöthig gehalten wurde, und daß der Verle-

leger nicht befürchtete, damit einen Verlagsartikel zu erhalten, der den erforderlichen Gewinn nicht einbringen würde, ist doch des Bemerkens werth. Dem Buche selbst kann jetzt der Werth nicht mehr zugeschrieben werden, den es mit Recht bey seiner Erscheinung hatte. Das Verdienst desselben beruht zu unserer Zeit vorzüglich in den guten Wirkungen und Folgen, die es durch seine historisch-philosophische Behandlung bey Regenten, Staatsdienern und Schriftstellern so tausendfach hervorgebracht hat. Das Buch ist auch bekanntlich durch gute und böse Gerüchte gegangen; und zu unserer Zeit haben vorzüglich drey Gelehrte von entschiedenem Werth merkwürdige Urtheile über dasselbe ausgesprochen. Johannes Müller in der Geschichte der Schweiz (I. 196.) sagt: Smith hat durch sein Werk on the wealth of nations unser Jahrhundert, so wie Montesquieu durch den esprit des loix, vor andern ausgezeichnet.« Kant bekennt dagegen (s. Hippels Biographie 350.), daß er den Montesquieu nicht verstehen könne; und Garve (Versuche II. 44.) setzt den Montesquieu neben Montaigne und Hume. Wenn man die Männer kennt, die diese Urtheile fällen: so wird man sich auch leicht den Grund hinzudenken können, warum sie so urtheilten. Montesquieu bearbeitete einen wissenschaftlichen Gegenstand, und hier verlangte Kant eine Schlußkette; er liebte, nicht von Beobachtungen, sondern von Grundsätzen auszugehn, nach welchen sich jene formen sollten, da bekanntlich nach seinem System der Mensch die Außenwelt nach sich bildete. Dem Montesquieu hingegen diente oft ein einzelnes Faktum der Geschichte zum Faden, an diesem seine Beobachtungen zu befestigen. Aber auch hier rechnete er darauf, daß er Leser finden würde, die selbst denken, und wo er also nicht nothwendig hatte, schulgerecht zu lehren, und seine Gründe sämmtlich aufzuzählen; daher gab er bisweilen das Resultat, und ließ die Gründe, auf welche jenes sich stützte, ganz weg. Diese Manier fesselt den freydenkenden Kopf, der in der Geschichte aufgewachsen ist und den Menschen in seinem Leben und Wandel niemals aus dem Auge verliert. Und darum mußte Montesquieu dem Geschichtschreiber der Schweiz so werth werden. Dem so gerecht urtheilenden Garve mußte Montesquieu um deßwillen sehr

lieb

lich werden, da dieser Schriftsteller so vorzüglich den seinen Lesern Veranlassung zu neuen Betrachtungen wird, und Garve an mehrern Stellen seiner Schriften bekennt hat, daß er zu allen seinen Arbeiten Veranlassung von Andern bedürfe. So sehr nun die höchste Aufmerksamkeit und Anstrengung bey der Lektüre dieses Schriftstellers bey demjenigen Leser erforderlich ist, der das System des Verf. überschauen und einsehen will, wie die kleinen, abgebrochenen Theile sich in das Ganze einfügen und nicht vereinzelt stehen: so ist die Lektüre dieses Schriftstellers dagegen wieder für den größern Theil der Leser, die nur einzelne Beobachtungen und Gedanken über interessante politische Gegenstände verlangen, um so anziehender, da beynahe jedes Kapitel ein kleines Ganzes ausmacht. Und darin mag auch der Grund liegen, daß jetzt noch bey der so allgemein gewordenen Kenntniß der französischen Sprache, und bey der Existenz mehrerer deutschen Uebersetzungen, eine neue Uebersetzung möglich werden konnte. Die Sucht zu lesen und über politische Fragen sich Rathes zu erholen, bringt den Montesquieu jetzt auch in Hände, in die vor zwanzig Jahren kein Buch kam. In der Vorrede giebt der Uebersetzer einige Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Verfassers. Aus diesen Nachrichten hebt der Rec. den einzigen Umstand aus, daß nämlich das Dunkele in dem Styl des Montesquieu daher kommen soll, weil er beynahe blind gewesen. Was die Uebersetzung selbst betrifft: so ist sie im Ganzen wohl gerathen, und wenn sie bisweilen mehr umschreibt, als wörtlich das Original überträgt: so ist dieses bey diesem Schriftsteller kein Vergehen. Eher ist der unnöthige Gebrauch fremder Wörter zu tadeln, z. B. intermediairen, dependenten, loyal, Depot, qualificirten, Struktur, kontrolr, Ascendenz, emigriren, u. s. w. Was die berichtigenden Anmerkungen belangt, so liegt in diesen vorzüglich das Verdienst des Uebersetzers. Ernesti und Heyne haben schon gezeigt, daß Montesquieu die alten Verfassungen nicht genau genug kannte; seine Citata aus den alten Schriftstellern sind häufig unrichtig, oder doch nicht bestimmt genug angegeben. Allem diesen hat der Uebers. nachzuhelfen gesucht. Die berichtigenden Anmerkungen sind sehr reichhaltig, welches der Leser vorzüglich in den Büchern finden wird, die von dem Lehnrecht handeln.

Demo-

Demokrit. Oder freymüthige Gespräche über Moral, Religion, und andere wissenschaftliche und politische Gegenstände. Von J. A. W. Gessner. Zweyter Band, welcher einen Versuch einer ausführlichen Beleuchtung und Widerlegung des kritischen Moralsystems enthält. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1803. 294 S. 8. 1 Rh.

Der Verf. hat sich schon in andern Schriften als einen Freund und Beförderer der philosophischen Wissenschaften dem Publikum gezeigt, und seinen ehehin auf diesem Felde sich erworbenen guten Ruf hat er durch die angezeigte Schrift keinesweges vermindert; sondern vielmehr noch stärker begründet. Der Verf. war vorher der kritischen Schule zugethan; allein die Kraft eigenen Nachdenkens, die ihm beywohnte, mußte ihn die Schwächen des Systems, dem er anhing, bald kennen lehren, und mit dieser erlangten Kenntniß verweilte er auch nicht mehr bey diesem System; sondern schlug nun seinen eignen Weg ein, um die Wahrheit aufzufinden. Ob nun gleich nicht zu läugnen steht, daß sich noch hier und da Spuren von der alten Lehre bey ihm vorfinden: so ist doch dieses ihm nicht sehr zur Last zu legen. Je tiefer man ein philosophisches System einstudirt hat, um so schwerer wird es, nicht noch Einwirkungen von demselben zu erhalten, wenn man gleich den Ungrund desselben eingesehen hat. Dem aufmerksamen Leser kann nicht entgehen, daß der Verf. in seinem Demokrit die Schwächen des kritischen Moralsystems sehr wohl bemerkt, und deutlich aufgestellt hat. Wenn man auch nicht überall in dem, was der Verf. dagegen giebt, mit ihm einverstanden seyn kann: so wird man sich doch ihm näher fühlen, als dem Gegner, den er widerlegt. Der Rec. findet kein Bedenken, diese Schrift vorzüglich auch jungen Leuten zu empfehlen, um sie zeitig gegen ein Moralsystem zu sichern, das sie, wenn sie eigenes Nachdenken mit dem, was sie lesen, verbinden, später doch aufzugeben sich genöthigt finden würden.

Tm.

Der Eremit und der Fremdling. Gespräche über das Heilige und die Geschichte von C. A. Eschenmayer. Erlangen, in der Waltherschen Kunst- u. Buchhandlung. 1805. 146 S. gr. 8. 14 gr.

Seitdem Kant die theoretische Vernunft herabgewürdigt, und der praktischen den Primat zuerkannt hat, schwankt die deutsche Philosophie beständig in Ansehung dessen, was sie zum Höchsten bey ihrer Tendenz machen soll. Bey Kanten war es das Moralische; wodurch er alles, was die Menschheit wahrhaft interessirt, aufs Reine zu bringen suchte; bey Fichten war es das Handeln, wodurch er sogar das Universum konstruiren zu können glaubte; bey Schelling ist es das Absolute, worin Alles Eins, und Eins Alles seyn soll; endlich bey unserm Verf. ist es das Heilige, das über Alles erhaben, und der Gipfel der Philosophie ist.

Was ist nun aber das Heilige? — mit dieser Frage weiset uns der Verf. gleich anfangs ab, indem er (S. 23) sagt: »das Heilige kann nicht erklärt; sondern nur gefühlt »werden. Es ist da, in wiefern man nicht darüber reflektirt, und es verschwindet, so bald man es begreifen will. »(S. 24) Dieses wunderbare Gefühl, (wenn es anders »noch mit einem Namen irdischer Abkunft zu benennen ist), »liegt eben so weit über das Aesthetische hinaus, als die »Idee über die sinnliche Vorstellung erhaben ist. (S. 25). »Es ist weder das Schöne noch das Wahre, noch das »Moralische (ebend.); es ist weder durch Verstand, noch »durch Vernunft zu erreichen.« (S. 94) u. s. w. Auf solche Art hätten wir lauter negative Merkmale vom Heiligen; was aber das Heilige selbst ist, wissen wir nicht. Allein wir sollen es auch nicht wissen. »Es ist ein ewiges Geheimniß, und gehört unter die Mysterien, welche kein profanes Auge schauen soll. Je geheimnißvoller und mystischer das Heilige ist, desto würdiger und lebendiger ist der Glaube an dasselbe« (S. 28 29). — Was sagen unsere Leser zu dieser neuen mystischen Philosophie? Ehemals glaubte man, in der Philosophie müßten die Sachen deutlicher und heller gemacht werden; aber in der neuen und neuesten Philosophie ist das Unbegreifliche, das Geheimnißvolle, das Dunkle der Charakter des Wahren; und je un-

der

begreiflicher etwas ist, desto würdiger ist es, geglaubt zu werden.

Hr. Eschenm. setzt das Heilige weit über das Sittliche hinauf. »Das Sittliche, sagt er (S. 90), ist nicht der höchste Zweck; sondern das Heilige. Die Religion, wenn sie zur öffentlichen Sache gemacht wird, sinkt zur Moral herab (S. 29). Die Politik wird die erloschene Achtung für Religion umsonst an dem kalten Strohfeuer der Moral zu erwärmen suchen (S. 73). Welchen praktischen Werth man auch der Religion beylege: so wird sie dadurch herabgewürdigt« (S. 90). — Es ist schwer, sich mit einem Schriftsteller über gewisse Sätze zu verständigen, wenn derselbe die Hauptbegriffe, worauf sie beruhen, nicht erklärt hat. Das Heilige kann, nach den Begriffen des Rec. dem Moralischen nicht entgegen; wohl aber um eine Stufe höher gesetzt werden, als das letztere. Durch die Betrachtung nämlich, daß die Moralität in Gott gegründet, und daß Gott der höchste Gesetzgeber aller vernünftigen Wesen ist, wird die Moralität veredelt, und die guten Handlungen erhalten einen größern Werth, wenn die Beweggründe dazu von den göttlichen Vollkommenheiten hergenommen werden. Aber, wie gesagt, so ist es nach den Begriffen des Rec. Die neuere Philosophie hat die Lehre von Gott so sehr alterirt, und die Moralität von allen Rücksichten so entblößt, daß ein ganz anderes Resultat herauskommt. Da muß sich der Tugendhafte sehr hüten, die Triebfedern seiner Handlungen von Gott, als einem reellen Wesen herzunehmen, wenn er die Moralität derselben nicht verunreinigen will. Wenn Hr. Eschenm. diese Lehre verwirft, und vielmehr die entgegengesetzte behauptet: so ist Rec. mit ihm einverstanden; allein er hätte gewünscht, daß der Verf. seine Begriffe genauer bestimmt und deutlicher auseinander gesetzt hätte. In den Gesprächen zwischen dem Eremiten und dem Fremdling ist viel Wärme; aber es fehlt an Licht; und wenn man das Herz des Verf. wegen der Einfalt, die in diesen Gesprächen herrscht, und wegen der religiösen Empfindungen, die darin athmen, lieben muß: so vermißt man die nöthige Deutlichkeit der Begriffe in seinem Kopf. Diesem Mangel der Deutlichkeit schreibt Rec. es zu, daß der Verf. das Intellektuelle mit der Empfindung vereinigen, und einen neuen Begriff daraus bilden zu kön-

können glaubt. Hr. Eschenm. stellt nämlich (S. 26) folgende Stufenleiter unserer Vorstellungen auf: 1) sinnliche Empfindungen, 2) sinnliche Anschauungen, 3) Denken, 4) intellektuelle Anschauung, 5) intellektuelle Empfindung. Wenn die Vereinigung disparater Begriffe schon auffallend genug in den Kantischen Anschauungen a priori ist: so ist sie es noch mehr in der Eschenmayerschen intellektuellen Empfindung. Kant hatte eiven zu feinen philosophischen Takt, um solche abentheuerliche Kombinationen von Begriffen zu machen; daß er aber dazu Anlaß gegeben, ist nicht zu läugnen.

Der Verf. unterscheidet überall bey dem einzelnen Menschen, so wie bey der ganzen Menschheit den Zustand der Unschuld, den der Entzweyung, und den der Versöhnung oder Ausgleichung, (ungefähr wie die Kantianer und Fichtianer überall eine Thesis, Antithesis und Synthesis finden). Die Periode der Unschuld soll das sogenannte goldne Zeitalter gewesen seyn, wovon noch eine Spur in der Fabelwelt vorhanden sey. Hier habe es noch keine Tugend und kein Laster, auch keine Geschichte gegeben. In die zweyte, ungleich längere Periode falle die Entzweyung (der Sündenfall), mit der sich erst für uns die Geschichte öffne, und zuerst der Widerstreit der Tugend und des Lasters entstehe, welche immer sich suchend, auch immer sich fliehen. Die dritte Periode fange mit der Entwickelung des Christenthums an, in welchem sich aber wiederum die drey Abschnitte der Unschuld, der Entzweyung und der Versöhnung unterscheiden lassen, u. s. w. (S. 33 34). Rec. muß bekennen, daß er sich in diese Perioden und ihre Abschnitte nicht recht finden kann; denn wie kann die Entzweyung in die Periode der Versöhnung oder Ausgleichung fallen? — Wenn man in der Philosophie spielen will: so muß man wenigstens konsequent spielen. —

Die Vorzüge der besondern (in der allgemeinen enthaltenen) Versöhnungsperiode des Christenthums werden S. 48 — 55 aufgezählt. Unter denselben findet sich einer, den Rec. zumal von Seiten des Verf. als eines Arztes, nicht erwartet hätte. Die Uebervölkerung soll nämlich in dieser Periode aufhören, und nur ein Sohn und eine Tochter, jedoch voll Kraft und Schönheit, sollen der Stolz des Vaters und der Mutter seyn; und dieß darum, weil

die

die Liebe sich von dem Geschlechtstrieb absondern, und dieser bloß sich auf den Naturtrieb einschränken werde (S. 50). Rec. sieht aber nicht nur das Vorzügliche eines Zeitalters, in welchem die Liebe, die beyde Geschlechter vereinigt, zum bloßen Naturtrieb herabsinkt, sondern auch die Folge, nicht ein, die der Verf. daraus herleitet. Die Erfahrung widerspricht wenigstens seiner Behauptung; denn bey der Volksklasse, besonders auf dem Lande, bey welcher sich der Geschlechtstrieb noch nicht sehr von dem Naturtrieb entfernt, oder über denselben erhoben hat, findet man die Familien am meisten mit Kindern überladen; da hingegen bey den verfeinerten Klassen, die Kinderanzahl weit geringer ist. Doch es wäre gar Vieles gegen die Versöhnungsperiode, wie sie der Verf. beschreibt, zu erinnern, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete. Rec. bemerkt nur, daß diese Periode dem tausendjährigen Reich, wie es von Bengeln in seiner Erklärung der Apokalypse beschrieben wird, sehr ähnlich ist.

Doch der Verf. ist mit seinen Perioden noch nicht zu Ende; denn nach der letzten Versöhnungsperiode ist noch eine andere zurück; die aber, der Zeit nach, so weit als einer der entlegensten Sterne, dem Raume nach, von uns entfernt ist. (S. 55.) »Diese Periode, in der das Christenthum selbst aufhören wird, um dem Heiligen Platz zu machen, wird an Kraft und Schönheit alle andern übertreffen; Natur und Geist werden aus ihren innersten Verhältnissen nach und nach heraustreten, und der Mensch in der Selbstanschauung seiner Ideen leben und glücklich seyn.« »Allein, guter Fremdling, (fährt der Eremit fort), mein Auge wird dunkel, dich in diese Tiefen kommender Zeiten hinabzuführen, welche auch der Glanz des Mittags nicht mehr zu erhellen vermag« (S. 64). Rec. findet, daß der Eremit wohlthut, hier abzubrechen. — Auch Rec. will hier seine Recension abbrechen, und nur noch bemerken, daß das vorliegende Werk einen Anhang hat, worin Hr. Eschenm. sich gegen eine Rec. in der Hallischen Allg. Lit. Zeitung vertheidigt, und sich zugleich beschwert, daß die Expedition jener Zeitung diese seine Antikritik nicht anders als gegen Bezahlung von 50 Thlrn. Insertionsgebühren, habe aufnehmen wollen; weswegen er sie wieder zurückgenommen, und nun hier habe abdrucken

lassen. Hr. Eschenm. wird aber selbst einsehen, daß die Direktion einer gelehrten Zeitung, wenn sie alle Antikritiken unentgeltlich wollte abdrucken lassen, ihre Rechnung dabey keinesweges finden würde. Wenn die Direktion der Hallischen allg. Lit. Zeitung sich nichts Schlimmeres hat zu Schulden kommen lassen: so wird ihr Gewissen ihr eben so wenig vorzuwerfen haben, als ihre Kasse.

Erste Grundlinien der Logik, von Friedrich Wilh. Dan. Snell, ordentlichem Prof. der Philosophie in Gießen. Gießen, bey Tasche und Müller. 1804. 312 S. 8. 1 Rl.

Rec. kann diese Logik als eine der brauchbarsten empfehlen, die in neuern Zeiten erschienen sind. Sie ist aber auch in Plan und Ausführung, von unsern ältern guten Logiken, z. B. der Wolfischen, Reimarussischen rc. Logik nicht verschieden.

Der Verf. theilt, nach einer kurzen Einleitung, seine Logik in die reine allgemeine, und in die allgemeine angewandte Logik. Die erste zerfällt in drey Abschnitte: 1) von den Begriffen, 2) von den Urtheilen, 3) von den Vernunftschlüssen. In dem zweyten Theile handelt er 1) von den Graden des Fürwahrhaltens, 2) von den Beweisen, 3) von den Ursachen der Irrthümer, 4) von den Beobachtungen und Versuchen, 5) von der Prüfung der Zeugnisse, 6) von Benutzung des schriftlichen und mündlichen Unterrichts zur Erweiterung der Erkenntniß, 7) von den Regeln, die bey der Mittheilung seiner eigenen Gedanken zu beobachten sind.

Dieser Plan ist einfach, und die Ausführung entspricht demselben vollkommen. Alles ist in gedrängter Kürze, und doch deutlich mit passenden Beyspielen vorgetragen. Die letztern sind meistens aus der Geometrie hergenommen, die der Verf. nach diesen Proben zu urtheilen, recht gut, und ungleich besser zu verstehen scheint, als die Hrn. Tieftrunk und einige andere der neuen und neuesten Philosophen, in deren Schriften die gröbsten Verstöße gegen die Mathematik

ik, oder das sinnloseste Geschwätz über mathematische Gegenstände vorkommen.

Rec. hat bey Lesung dieser Snellischen Logik nur Weniges zu erinnern gefunden, und die Bemerkungen, die er dem Verf. mittheilen will, sollen nicht sowohl eine Kritik seines Werkes, als ein Beweis seyn, daß er solches aufmerksam gelesen hat.

Der Verf. läßt nach Kanten, den Begriff aus der Verknüpfung des Mannichfaltigen der Anschauung zu einer Vorstellung entstehen (S. 17). Das mag von den zusammengesetzten Begriffen, z. B. von dem Begriff des Quadrats, das der Verf. S. 19 anführt, richtig seyn; aber auf die einfachen Begriffe paßt die Erklärung nicht, und ist daher zu eng. Wenn wir z. B. die Begriffe von Grund und Folge, von Einheit, von Ding u. s. w. bilden; verknüpfen wir da das Mannichfaltige der Anschauungen zu einer Vorstellung? Mag es immer seyn, daß das, was wir Grund oder Caussalität nennen, eine in verschiedenen sinnlichen Gegenständen, (oder, subjektiv betrachtet, Anschauungen) enthaltene Bestimmung ist, die wir durch das Abstraktionsvermögen davon absondern, und uns besonders vorstellen: so werden doch diese Gegenstände (oder Anschauungen) dadurch nicht zu einer Vorstellung verknüpft; denn Absonderung ist nicht Verknüpfung. Man kann vielmehr behaupten, daß, so lange wir uns noch das Mannichfaltige der Anschauungen, sey es auch in seiner Verknüpfung, vorstellen, wir den Begriff noch nicht formirt haben. Daß das Wort Begriff von begreifen herkommt, beweiset nichts. —

S. 23 heißt es, daß der Begriff der höchsten Gattung alle andere in sich enthalte. Dieß ist vermuthlich ein Schreib- oder Druckfehler, und es sollte heißen: unter sich enthalte.

S. 77 macht der Verf. die richtige Bemerkung, daß auch eine unrichtige Hypothese zur Wahrheit führen könne, und fügt hinzu: »so leitete die unrichtige Voraussetzung, daß »die Sonne und alle Sterne sich um die stillstehende Erde »bewegten, den Copernikus auf die richtige Vorstellung »von dem Stillstehen der Sonne, und der Bewegung aller »Planeten um dieselbe. Die unrichtige Vorstellung von

»dem empirischen Ursprunge aller menschlichen Kenntniß,
»leitete Kant auf die richtige Vorstellung von den ursprüng-
»lich in der Seele liegenden Principien aller Anschauungen
»und Begriffe.« Hier sind die Beyspiele nicht gut gewählt.
Daß die Sonne und das ganze Firmament sich um die Erde
bewegt, ist keine Hypothese, und noch weniger eine un-
richtige Hypothese; sondern ein Phänomen, das als sol-
ches ganz richtig ist; aber eine Erklärung zuläßt. Vielmehr
war die Meinung des Kopernikus, daß die Sonne ruhete,
und die Erde sich bewegte, anfangs eine Hypothese, wo-
durch sich das Phänomen gut erklären ließ; die aber durch
fortgesetzte Beobachtungen einen so hohen Grad von Wahr-
scheinlichkeit erhalten hat, daß sie nun für eine ausgemachte
Wahrheit gilt. Noch weniger möchte Rec. die Vorstellung
von dem empirischen Ursprung aller menschlichen Erkennt-
nisse als Beyspiel einer unrichtigen Hypothese anführen,
wodurch Kant auf die richtige Theorie von der Aprioristät
gewisser Begriffe und Anschauungen geleitet worden sey.
Ueber den empirischen und apriorischen Ursprung unserer Er-
kenntniß wird, wie dem Verf. nicht unbekannt seyn kann,
unter den Philosophen noch sehr gestritten, und in einer Lo-
gik, sollten nur ganz ausgemachte Wahrheiten als Beyspiele
angeführt werden. Deßwegen hat der Verf. sehr wohl ge-
than, seine Beyspiele meistens aus der Geometrie zu neh-
men.

Bey der Syllogistik hat der Verf. nur die Regeln der
ersten Figur aufgezählt und bewiesen; von den übrigen
Figuren aber bloß Beyspiele gegeben. Das heißt freylich
die Syllogistik nicht vollständig abhandeln. Indessen ist die-
ses doch ungleich weniger fehlerhaft, als wenn gewisse neue-
re Logiker sich in die Abhandlung der übrigen drey Figuren
einlassen, und die Regeln davon schlecht beweisen, oder
gar unrichtig angeben; ein Fehler, den sich Tieftrunk und
selbst Kant in ihren Logiken haben zu Schulden kommen
lassen. Uebrigens könnten die Beyspiele des Verf. von der
2ten, 3ten und 4ten Figur (S. 103) besser gewählt seyn,
denn wenn er z. B. in der 3ten Figur so schließt: »alle Me-
talle sind schmelzbar; einiges Metall ist Gold, folglich kann
Gold geschmolzen werden;« so wird Jedermann in dem
Schlußsatze sich alles Gold denken, und doch folgt aus den
Prämissen (nach dem Modus DATISI) nur: einiges Gold
kann

kann geschmolzen werden. — Daß der ersten Figur der Vorzug vor den übrigen gebührt, hat seine Richtigkeit; nur ist der Grund davon nicht bloß, wie der Verf. (ebend.) behauptet, ihre Natürlichkeit; denn in der 2ten und 4ten Figur wird in einigen Modis eben so natürlich geschlossen; sondern der Vorzug der ersten Figur besteht hauptsächlich darin, daß sich alle mögliche Sätze (A, E, I, O,) durch sie beweisen lassen; welches bey keiner der übrigen Figuren der Fall ist.

In der angewandten Logik, und zwar in dem ersten Abschnitte von den verschiedenen Graden des Fürwahrhaltens, vermißt Rec. die Erklärung der Wahrheit. Erst im dritten Abschnitte von den Ursachen der Irrthümer, spricht der Verf. jedoch nur im Vorbeygehen, von der Wahrheit als einer Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit den Objekten. Allein wie vielen Schwierigkeiten dieser Begriff unterworfen ist, wird dem Verf. nicht unbekannt seyn. Der Satz: 2 mal 3 ist 6, ist ohne Zweifel eine Wahrheit; wo in besteht hier die Uebereinstimmung unserer Vorstellung mit dem Objekt? Auf solche Fragen lassen sich die Anhänger der neuen und neuesten Philosophie gar nicht ein, ohne Zweifel weil sie endlich selbst eingesehen haben, daß man hier mit den Kantischen Anschauungen a priori nicht zu recht kommt.

Glauben und Wissen unterscheidet der Verf. wie Kant; jenes soll ein Fürwahrhalten aus subjektiven, dieses aus objektiven Gründen seyn. Daß nun bey dem Wissen objektive Gründe seyn müssen, darin ist Rec. mit dem Verf. vollkommen einverstanden. Aber in die bloß subjektiven Gründe bey dem Glauben kann er sich nicht recht finden. Ist nämlich vom historischen Glauben die Rede: so kommt es offenbar nicht bloß auf subjektive, sondern auch auf objektive Gründe an, ob ich ein erzähltes Faktum für wahr halten soll. Was aber den sogenannten moralischen, oder Vernunftglauben betrifft: so hat Rec. nie begreifen können, was hier subjektive Gründe seyn sollen. Versteht man darunter Neigungen, Wünsche u. s. w.: so heissen diese subjektiven Gründe so viel als nichts; denn kein Vernünftiger wird Etwas für wahr halten, weil er es wünscht. Sind die subjektiven Gründe bloße Postulate der praktischen Vernunft: so wird wiederum kein

Vernünftiger z. B. das Daseyn Gottes bloß deßwegen glauben, weil er oder Andere es postuliren. Behauptet man aber, daß die Lehren vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit u. s. w. mit gewissen moralischen Wahrheiten in einem nothwendigen und unzertrennlichen Zusammenhange stehen, wie der Verf. (S. 146 149) sagt: so sind ja das objektive Gründe; und wenn die Prämissen und die Folgerung richtig sind: so ist das ein Beweis, der auf Allgemeingültigkeit, mithin auf Objektivität einen gerechten Anspruch machen kann. Das haben auch Kant und seine Anhänger ehemals von ihrem sogenannten moralischen Argument oder Beweis für das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. behauptet. — Sind aber entweder die Prämissen nicht gewiß, oder die Folgerungen nicht richtig: so kann wiederum kein vernünftiger Glaube entstehen. Und dieß ist der Fall bey dem Kantischen Glauben, wo aus der Idee des höchsten Guts, und der postulirten Realisirung derselben das Daseyn Gottes geschlossen wird. Die Realisirung dieser Idee ist entweder unmöglich; und dann kann sie vernünftiger Weise nicht postulirt werden; oder wenn der Begriff des höchsten Gutes so eingerichtet wird, daß die Realisirung desselben möglich ist: so braucht man keine Gottheit dazu. — Kurz, die ganze Kantische Lehre von dem sogenannten Vernunftglauben bedarf noch sehr einer Revision.

Hd.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Ueber Sprachen, besonders über die lebenden, über die gewöhnlichen Sprachmeister, und über eine bessere Methode, lebende Sprachen gründlicher, leichter und doch geschwinder zu erlernen. Nebst einem Anhang. Nürnberg und Altdorf, bey Monath u. Kußler. 1804. 83 S. 8.

Der ungenannte Verf. dieser kleinen, aber überaus wichtigen Schrift, widmet dieselbe allen Regierungen, welche

Ver-

Verbesserung des Unterrichts für eine Angelegenheit des Staates halten. Wiewohl schon sein Name, wie er versichert, einigermaaßen für die Ausführbarkeit seiner gemachten Vorschläge Bürge seyn könnte: so trit er dennoch nicht aus seinem Dunkel hervor, und giebt seinem Werkchen keine andere Empfehlung mit auf den Weg, als die auf Psychologie und Erfahrung gegründete Richtigkeit der in demselben gethanen Vorschläge, um der unparteyischen Beurtheilung völlig freyen Spielraum zu lassen. Denn er hält mit Recht seine hier aufgestellten Grundsätze und Vorschläge für praktisch brauchbare Ideen, und nicht für bloß theoretische, die sich einzig auf dem Papier schön lesen lassen, und den auf der Studierstube gemachten Reisen gleichen. Rec., der seine als Sprachlehrer gemachten Erfahrungen von der Wahrheit dessen, was der Verf sagt, ebenfalls überzeugt haben, muß die Leser der A. D. B. etwas ausführlicher mit dem Inhalte dieser Schrift bekannt machen, damit sie mit ihrem reichen Schatz von Erfahrungen und Bemerkungen, nicht unter dem Schwarme unbedeutender Meßartikel der Aufmerksamkeit des Sprachforschers entgehe.

Das Ganze zerfällt in die bereits auf dem Titel angegebenen drey Abschnitte. Der erste verbreitet sich nämlich über Sprachen überhaupt und insbesondere über lebende. Eine zwar bekannte, aber in ihrer Fruchtbarkeit noch nicht genug beachtete Idee führt den Verf. auf die von ihm aufgestellte bessere und leichtere Methode. Bey aller Verschiedenheit und Vielartigkeit kommen nämlich die Haupt- und Muttersprachen in der Hauptsache überein, und ihre Hauptbestandtheile sind ganz einerley. Die Substantiva und Verba haben ganz einerley Natur; wir mögen sie im Arabischen, Persischen, Deutschen, Lateinischen oder Französischen betrachten. Mögen die Zeichen, durch welche sie ausgedrückt werden, noch so verschieden und einander noch so unähnlich seyn; in der Hauptsache ist der Begriff ein und ebenderselbe. Es ist also auch dem Gedächtniß einerley und macht demselben nur die nämliche Arbeit, ob man die lateinische, griechische, arabische, persische, deutsche, spanische, italiänische oder was sonst für eine Sprache lernt. Eben so ist es auch mit der Verbindung verschiedener Begriffe. Die eine Sprache verbindet sie so, die andere wieder anders; die Begriffe sind aber immer dieselben. Außer dem Mer-

len der Zeichen oder Wörter bestehe also die Kenntniß einer Sprache, sie sey, welche sie wolle, alt oder neu, in der Geschicklichkeit, diese Zeichen zu kennen und richtig, d. h. nach der Natur dieser Sprache mit einander zu verbinden. Eine Sprache, welche es sey, zu erlernen, heißt also: die ihr eigenthümlichen Zeichen und die mannichfaltige Art ihrer Verbindung sich bekannt und geläufig machen, welches nur vermittelst guter Sprachlehren und Wörterbücher geschehen kann. Unter den Grammatiken schlägt der Verf. für die lateinische Sprache die von Bröder, für die französische die von Daulnoy, für die englische die von Fick, und für die italiänische die von Cunradi vor.

Nachdem der Verf. auf diese Weise das Sprachstudium auf einen sehr einfachen, dem Anschein nach leicht anzuwendenden Grundsatz zurückgeführt hat: so wirft er die größte Schuld, warum mancher Lernende die französische Sprache in 5 und die lateinische in 7 bis 8 Jahren wohl noch nicht kann, fast ganz allein auf die Sprachlehrer. Hier rügt er den leider! bisher, wenn gleich nicht so allgemein, wie der Verf. behauptet, begangenen Fehler, nach welchem man der von Ideen noch ganz leeren und zum Denken gar nicht gewöhnten Kindesseele die Sprache nach eben dem Leisten beybringen wollte, wie dem Erwachsenen. Aber auch dem Erwachsenen, sagt er, behage sehr oft die bisher gewöhnliche Methode nicht, oder er lerne doch nicht viel und nichts Gründliches bey derselben. Den Grund, warum die mehresten Lehrer der neuern Sprachen gewöhnlich schlechte Lehrer sind, findet er vorzüglich darin, weil man diesen Stand nicht nach Verhältniß der Menge und Mühseligkeit seiner Arbeit ehrt und bezahlt. Ganz richtig urtheilt er: wer wird wohl den so dürftig geehrten und so dürftig bezahlten Stand eines Lehrers der neuern Sprachen wählen, wenn er nur noch irgend ein besseres Mittel zu seinem Fortkommen weiß?

Groß, aber nicht unbillig sind die Forderungen des Verf. an einen Sprachlehrer. Zu unsern Zeiten möchte man indessen wenige finden, die diesen Forderungen Genüge thun. Der Sprachlehrer muß der allergelehrteste Mann seyn, und mit einer gründlichen Wortkenntniß gründliche Sachkenntniß verbinden. Denn jede Sprache enthält die ganze Summe der Begriffe und der wissenschaftlichen Kennt-

nisse

nisse derjenigen Nation, welche diese Sprache spricht. Es giebt daher keine Wissenschaft, die so viel umfaßt, als das Sprachstudium, indem die Sprache das Depot ist, wo alle Kenntnisse der Nation niedergelegt werden, und woher jeder seinen Bedarf holen kann. Der Kenner der neuern Sprachen muß daher gleichsam Polyhistor im guten Sinne des Worts seyn, und mit der Wortkenntniß durchaus Sachkenntniß verbinden.

Der Sprachlehrer, sagt der Verf., muß ein fähiger, heller und denkender Kopf seyn, und seine eigene Muttersprache grammatisch und gründlich studiert haben; sonst ist er zum gründlichen Unterrichtgeben in jeder fremden Sprache untauglich. Durch die gründliche Kenntniß der Muttersprache dringt er erst in den innern Bau und in das Fachwerk der Sprachen ein, und sichert sich durch dieselbe richtiges Sprechen und Schreiben seiner eigenen Muttersprache. Auf diese Grundlage muß dann eine gründliche Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache kommen. Jene ist, was der Grund zu einem Gebäude, und diese, was das erste massive Stockwerk desselben ist. Unter dieser gründlichen Kenntniß versteht der Verf. auch zugleich die philologischen Hülfswissenschaften, z. B. griechische und römische Alterthümer, Geschichte, alte Geographie, Literaturgeschichte rc. Um einen gebildeten, richtigen und festen Geschmack zu erhalten, muß er die vorzüglichsten Prosaiker und Dichter studiert haben. Ein gleiches muß der Fall seyn mit der Mathematik, den schönen Wissenschaften, der Philosophie und der Geschichte derselben. Auch muß er wenigstens eine allgemeine Uebersicht von der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie, Mineralogie und Oekonomie haben. Wohnt der Sprachlehrer in einer Handelsstadt: dann muß auch die Handlungswissenschaft und vorzüglich der Handlungsbriefstyl sein Studium seyn. Will er eine Zeitung mit Verstand lesen: dann muß er in der Staatengeschichte, in der Statistik und in der neuern Geographie vorzügliche Kenntnisse besitzen. Auch muß er die neueste Literatur der Sprache kennen, die er lehrt, und Vermögen besitzen, um sich die neuesten Produkte (besser: die vorzüglichen unter den neuesten Produkten) derselben anzuschaffen.

Groß sind diese Forderungen, wie der Verf. selbst eingesteht; aber sie enthalten weder etwas Ueberflüssiges, noch

etwas Uebertriebenes und Unmögliches. Leider betrachtete man aber bisher den Sprachlehrer nicht von dieser ehrenvollen Seite, welches freylich die mehresten auch nicht verdienen. Man sah vielmehr das Geschäfft desselben für das Betreiben einer mechanischen Kunst an, die keiner besondern Würdigung werth sey. Mit vollem Recht bedauert der Verf. in dieser Hinsicht, daß man auf keiner der neuangelegten oder doch verbesserten Universitäten der Kunde der neuern Sprachen einen eigenen Lehrstuhl angewiesen habe, und daß auf diese Weise der Staat gleichsam selbst jeden guten Kopf von einem Fache zurückscheuche, das gleich arm an Ehre, als an Brod ist. Daß aber die Kunde der neuern Sprachen eines eigenen Lehrstuhls werth sey, beweiset der Verf. besonders dadurch: weil die Zahl derer, welche Kenntniß der neuern Sprachen bedürfen, weit größer ist, als die Zahl derer, die die ältere Philologie studieren, welcher letztern doch auf jeder Universität ihr eigener Lehrstuhl eingeräumt ist.

Dieß führt den Verf. auf den zweyten Abschnitt seiner Schrift: über gewöhnliche Sprachmeister und über die deutschen Lehrer fremder Sprachen von der gelehrten Klasse. Das Urtheil, das der Verf. über die von ihm in drey Klassen getheilten bisherigen Sprachmeister fällt, ist ganz mit der Erfahrung übereinstimmend und verdient von jedem, den Sprachunterricht interessirt, gelesen und beherzigt zu werden. Rec. muß es übergehen, um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten. Die Gründe, die der Verf. für seine Behauptung aufstellt, daß es auch den Staat mittelbar und unmittelbar interessire, ob dieser Theil des Unterrichts gut organisirt sey, und das Erlernen der fremden Sprachen so gut und so geschwind, als möglich, erreicht werde, sind folgende:

1) weil bey der gegenwärtigen politischen Lage Deutschlandes jeder nur einigermaaßen bedeutende Reichsstand einen oder mehrere Diplomatiker und Geschäfftsmänner haben muß, die der französischen Sprache im Schreiben und Sprechen vollkommen kundig sind;

2) weil Alles französisch lernt und lernen will, und doch nur Wenige es erlernen;

3) weil es dem Staat nicht gleichgültig seyn kann und darf, daß eine sehr große Zahl seiner Bürger, und zwar die mehsten

sten von der erwerbenden Klasse schlecht in den neuern Sprachen unterrichtet werden; da doch

4) von der richtigen Kenntniß derselben zum Theil der bessere Betrieb ihrer Geschäffte und der ganze Verkehr mit dem Auslande abhängt, den jede weise Regierung mit Recht zu befördern sucht;

5) weil bey einem gut organisirten Unterrichte der Zweck größtentheils erreicht und viele Zeit erspart wird;

6) weil bey der jetzigen Beschaffenheit des Unterrichts in den neuern Sprachen eine große Summe Gelds mehrentheils vergeblich ausgegeben wird, und für die Armen fast gar keine Gelegenheit da ist, unentgeltlich Unterricht zu erhalten; und endlich

7) weil bey der seitherigen Methode so viele Kräfte des Geistes nicht bloß größtentheils unbenutzt bleiben; sondern auch durch dieselbe unterdrückt, gelähmt und falsch gerichtet werden, indem man bloß auf Anfüllung des Gedächtnißes hinarbeitet, und die Denkkraft ganz brach liegen läßt.

Der dritte Abschnitt handelt von einer bessern Methode, die lebenden Sprachen gründlicher, leichter und doch geschwinder zu erlernen. Dieser ganze Abschnitt ist Rec. gleichsam aus der Seele geschrieben. Ueberall bemerkt man in demselben mit Vergnügen den erfahrenen Forscher, Kenner und Lehrer der Sprachen. Weil dieser ganze Abschnitt indessen keinen Auszug leidet: so macht Rec. jeden denkenden Sprachlehrer auf denselben aufmerksam.

Der Anhang enthält praktische Vorschläge. Der Verf. beschwert sich zuerst, daß, einige wenige Ausnahme abgerechnet, bey uns Deutschen fast gar keine Gelegenheit zur Erlernung der Muttersprache sey, und Deutschland in Vergleich mit andern Völkern, wenig für die Muttersprache gethan habe. Er beschwert sich ferner, daß es an tüchtigen Lehrern fehle. Die Hauptursache findet er darin, weil auf unsern Universitäten nicht im geringsten für die Muttersprache gesorgt sey. Er fordert daher für dieselbe einen eigenen Lehrstuhl und einen unentgeltlichen Lehrkursus, und giebt dieses als das beste Mittel an,

an, den alten barbarischen und geschmacklosen Styl bald gänzlich aus den Juristischen- und Kameral-Kollegien zu verdrängen. Hiermit, glaubt er, ließe sich noch ein großer Zweck für das Sprachstudium erreichen. Wenn nämlich der Lehrer der deutschen Sprache auch zugleich die gangbarsten fremden Sprachen, z. B. französisch, italiänisch, englisch und spanisch studirt hätte: so wäre er der Mann, der auf die hier angezeigte Art den gründlichsten grammatischen Unterricht darin ertheilen und so seinen Posten vollkommen ausfüllen könnte. Bey so guter Gelegenheit würden nicht nur mehrere Studierende fremde Sprachen erlernen; sondern auch ihren Zweck besser und geschwinder erreichen. Anfangs, meint er, würde man zwar kaum die erforderliche Anzahl solcher Männer in Deutschland auffinden; aber wenn man nur mit dem Professorat der neuern Sprachen, wie mit andern Professoraten, Ehre und reichliches Einkommen verbinden wollte: so würden sich bald junge Leute finden, die das Sprachstudium zu ihrem Hauptsache erwählten.

In der Errichtung eines öffentlichen Lehrstuhls auf Universitäten für die deutsche und die gangbarsten fremden Sprachen sieht der Verf. das einzige Mittel, wodurch die von ihm angezeigten Vortheile einer bessern Methode im Sprachunterrichte von Seiten des Staats erreicht werden können. Auch hält er die baldige Realisirung seines Vorschlags für keine zu sanguinische Hoffnung, und legt daher über die Organisation dieses Unterrichtszweiges seine unmaaßgeblichen Gedanken vor. Es sind folgende:

Um das Studium der Muttersprache allgemeiner zu befördern, muß der Unterricht in derselben unentgeltlich seyn. Der Prof. der deutschen Sprache muß jedes Jahr ein sogenanntes collegium publicum über dieselbe lesen, und zwar mit eben dem Fleiße und mit eben der Gewissenhaftigkeit, als wenn es ein collegium privatum wäre. Der Kursus muß halbjährig seyn. Das beste und fruchtbarste Mittel zur Bildung guter Sprachlehrer ist ein Seminarium für die deutsche Sprache. Auch dieses muß unentgeltlich seyn. Jedes vorgetragene Kapitel aus der Sprachlehre, die der Seminarist schon im collegio publico gehört haben muß, katechisire der Lehrer recht eigentlich durch. In der folgenden Stunde stelle dieser dann praktische Uebungen

an,

an, und lasse die Sobalen an Kindern versuchen, ob sie im Stande sind, ihnen die grammatischen Begriffe beyzubringen. Werden alle, die sich dem Schulstande widmen, angewiesen, das Seminarium zu besuchen: so werden wir in wenigen Generationen einen Hauptmangel in unsern Schulen ersetzt sehen, und damit wären alle vom Verf. angegebenen Vortheile einer bessern Methode im Sprachunterrichte auf Schulen erreicht.

Möchte doch, das ist der Wunsch des Rec., möchte doch diese kleine Schrift in die Hände recht Vieler gelangen, von denen die Realisirung der Vorschläge des Verf. abhängt, damit diese Worte, geredet zu ihrer Zeit, nicht gleich der Stimme eines Predigers in der Wüste angehört und unbefolgt verhallen.

Handwörterbuch der Deutschen (deutschen) Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Synonymen derselben; für alle diejenigen, welche das Deutsche richtig reden und schreiben wollen. Halle, bey Kümmel. 1804. 716 S. gr. 8. 2 Rg. 14 K.

Dieses Handwörterbuch gab die Veranlassung zu einem heftigen Kampf zwischen seinem Verleger und dem Verleger des synonymischen Handwörterbuchs von Eberhard. Nicht bloß eine, sondern mehrere Zeitungen wurden zum Kampfplatz gewählt, und mit einer Hitze gefochten, als ob der Landfriede gebrochen werden sollte. Dieser Kampf war indessen unnöthig, da beyde Handwörterbücher sehr gut neben einander bestehen können, ohne sich den geringsten Abbruch zu thun, und besonders das vortreffliche Eberhardsche Werk, durch das gegenwärtige noch höchst mangelhafte Produkt auf keinen Fall entbehrlich wird.

Bey allen Mängeln des vorliegenden Werks hat es doch auch seine wesentlichen Vorzüge. Sie beruhen hauptsächlich auf der Anlage des Ganzen, und auf der im Allgemeinen guten Erklärung der meisten in demselben aufgestellten Wörter. Die Fehler desselben sind mehrentheils Unterlassungs- oder vielmehr Auslassungssünden. Der Verf. wünscht in der Vorrede nichts mehr, als daß dieses Handwörter-

wörterbuch von billigen Richtern, wenn es des Beyfalls derselben nicht ganz unwerth seyn sollte, seiner Bestimmung gemäß empfohlen werden möchte. Wenn dieses nun gleich jetzt mit gutem Gewissen nicht unbedingt geschehen kann: so hofft Rec. doch mit Zuversicht, daß es schon bey der zweyten Auflage der Fall seyn werde, und freut sich daher um so mehr, daß der Verleger nach seiner Versicherung bereits von dieser Auflage einen so starken Absatz gehabt hat, wodurch vielleicht bald eine zweyte Auflage nöthig wird. Vier Vorzüge sind es nach der Meinung des Verfs., wodurch dieses Handwörterbuch sich hauptsächlich empfiehlt, nämlich: **zweckmäßige Kürze; Anführung der Synonymen; Bemerkungen über Deklination, Konjugation und Konstruktion der Wörter und endlich Wohlfeilheit.** Rec. kann wohl nicht billiger und unpartheyischer, zugleich aber auch nicht wohlthuender für die zweyte Auflage zu Werke gehen, als wenn er seine Behauptung, daß dieses Handwörterbuch bis jetzt diese Vorzüge nur noch in einem geringern Grade, als der Verf. glaubt, sich zuschreiben dürfe, durch einen grossen Reichthum von Beyspielen beweiset.

Der Verf. versichert, alle Mühe angewendet zu haben, um den Kern der deutschen Sprache auf zwey Alphabeten zusammen zu drängen, ohne, wie er sich schmeichle, der Deutlichkeit geschadet zu haben. Um dieß bewirken zu können, habe er nur die Hauptbedeutung der Wörter angeführt, und diejenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter weggelassen, die sich jeder selbst erklären kann, der die Stammwörter und deren Bedeutung hier vor sich sieht. Indessen (woran er sehr wohl thut) bescheide er sich gern, daß er bey diesem Verfahren vielleicht bisweilen zu viel, bisweilen zu wenig gethan habe, und hoffe von jedem billigen Richter Nachsicht, der eine so schwierige Arbeit kennt. Rec. stimmt in das Schwierige dieser Arbeit selbst mit ein, und gesteht zugleich, daß der Verf. seltener zu viel, als zu wenig gethan hat. Aber dieses letztere ist oft der Fall. Nicht einmal alle Stammwörter findet man, und in Rücksicht der zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter hat der Verf. zu viel vom Kern der deutschen Sprache abgeschält. Folgende Wörter sollte man doch wirklich nicht vergebens suchen, und dennoch sind sie nirgends auch nur mit einem Worte erwähnt: **Allvater, Anlehen** oder **Anleihe** nebst ihren

Stamm-

Stammverbis; Aufenthalt, Büste, ebben (von Ebbe), Grieche, Gesträb und Geströbde, Geziefer und Ungeziefer, Halskrause, heida! und heisa!, Kleingeist, leider!, ledern (Jemanden), nachten, Nachtisch und Nachtisch, Pip, Pips oder Pfipps (eine Hühnerkrankheit), Pfändner (z. B. Sechspfündner), Reinheit, Schnapps, Schuft, Schulz oder Schultheiß, Scorpion, Tof, Tuf, Tufstein oder Duckstein, Truchseß, Turban, Türke, Turnier, Umstand, unpaß, Unterthan, Verschwender und verschwenden, versehren, vertragen und Vertrag, vollkommen und vervollkommnen, Verwandter, Vorfahr, Wald, Weltall, Wende (z. B. Sonnenwende), Wildpret, Wiedehopf, Wißmuth, zerren, Zetergeschrey, Zwerchfell ꝛc. Vergebens sucht man Zwetsche, Zwetschge, oder wie Adelung dieses Wort geschrieben haben will, Zwetschke; denn unter »Quetsche« kann nach der Erklärung: »ein Name der »gemeinen kleinen Pflaumen« wohl die Zwetsche nicht gemeint seyn.

Da der Verf. auch solche Wörter, die aus fremden Sprachen entlehnt sind, und zum Theil bereits das Bürgerrecht erhalten haben, der Aufnahme in sein Handwörterbuch der deutschen Sprache würdigte: so hätte er besonders darauf Rücksicht nehmen sollen, um hier, so viel möglich, immer die Mittelstraße zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu treffen. Zu viel war es, daß der Verf. Wörter, wie z. B. charmiren, Clique, Eudiometer ꝛc. aufnahm. Unter das Zuwenig gehört im Gegentheil die Auslassung folgender Wörter: Aquavit, condoliren, Corps, Cour machen, Cours, Examen, Gnom, Manual, Museum, Pokal, Porto, Rabbinen, Rescript, Resident, Satyr, Sekretär, Signal, Sonnett, Talar, Tante, Tariff, Temperament, Tenor, Termin, Terpentin, Terzerol, Terzett, Topas, Traktat, Trepan, Tribunal, Tribut, Triumph, Vasall, Ventil, Visir, Vokal, Vomitiv ꝛc. Hierher gehört auch die sonderbare Mittelstraße, die der Verf. bey den lateinischen Benennungen der Beugefälle in Rücksicht des Zuviel und Zuwenig getroffen hat. Drey derselben, nämlich den Genitiv, Accusativ und Ablativ findet man in der Wörterreihe aufgeführt; die drey andern vermißt man aber gänzlich.

Die

Die Aufführung der Synonymen hält der Verf. mit Recht für einen Hauptvorzug seines Handwörterbuchs; wiewohl auch hier Vieles unbestimmt gesagt und erklärt ist, und noch Mehreres gänzlich mangelt. Irrthum ist es indessen, wenn der Verf. glaubt, daß sein Werk das erste sey, dem dieser Vorzug angehöre. Schon in dem bey Rabenhorst herausgekommenen Handwörterbuch ist, wenn gleich nicht in dem Grade, wie vom Verf. auf die nächsten sinnverwandten Wörter Rücksicht genommen worden. Die Ursache der Mängel des vorliegenden Werks, in Rücksicht auf die Synonymen, liegt wieder vorzüglich darin, daß zu wenig abgeleitete und zusammengesetzte Wörter in dasselbe aufgenommen worden sind. Rec. belegt seine Behauptung mit einigen Beyspielen. Bey Ahnen ist gar kein sinnverwandtes Wort angegeben, und die damit synonymen Wörter: Vorfahren und Voreltern fehlen ganz. Hintergehen hätte nicht aus der Wörterreihe ausgelassen werden sollen, da es mit Recht als Synonym bey täuschen und überlisten angeführt ist. Ein Gleiches gilt vom Wort Vorgesetzter, welches als Synonym bey Aufseher angeführt ist. Langsam und saumselig kommen zwar in der Wörterreihe vor; sind aber nicht als Synonyme bemerkt. Verwegen ist bloß mit einem Wort ohne Angabe der sinnverwandten Wörter dreust und herzhaft bey der Sylbe ver bemerkt. Und auch bey diesen sind die genannten Synonymen vergessen. Unhöflich sollte nicht in der Wörterreihe ausgelassen seyn, da es als Synonym bey grob steht. Versehen fehlt ganz, und ist nicht einmal bey dem Synonym Irrthum angegeben. Ein gleicher Fall trifft bey dem Wort unpaß ein, welches man sowohl in der Wörterreihe, als auch bey krank, kränklich und siech vergeblich sucht. Verwundern und leblos sind nur bey ihren Synonymen: bewundern und tod angegeben. Sterben und umkommen; zwingen und nöthigen; dumm und unverständig; wohlhabend, reich und begütert; wahr und wahrscheinlich; Stolz und Dünkel; Verwandter und Vetter; einige, etliche und manche; Sinn und Bedeutung sind gar nicht als Synonymen aufgeführt. Verheeren und verwüsten; Unwahrheit, das Synonym der Lüge; und die eben erst erwähnten Wörter: Verwandter, wohlhabend und unverständig fehlen

len ganz. Erlangen ist nicht als Synonym von bekommen, erhalten und empfangen angeführt. Doch genug von den Mängeln dieses Wörterbuchs in Rücksicht der Synonymen.

Der dritte Vorzug dieses Handwörterbuchs soll in den Bemerkungen über Deklination, Konjugation und Konstruktion der Wörter bestehen. Sehr wahr sagt der Verf.: „Wie nöthig diese sind, da selbst Gelehrte oft nicht „wissen, wie sie in ihrer Muttersprache reden und „schreiben sollen, dies (ß) bedarf keines weitern Be„weises." Und dennoch hat sich der Verf. gerade hier die meisten Unterlassungssünden zu Schulden kommen lassen. In Hinsicht auf Deklination hat Rec. beym Durchblättern folgende Fehler bemerkt: Bursch hat nicht „Burschen" sondern Bursche im Plural, und Cavallier macht ihn jetzt gewöhnlicher auf e, als auf „s." Charlatan bleibt im Plural nicht unverändert; sondern nimmt ebenfalls ein e an. Bey Crucifix ist die Angabe des Genit. Sing. und des Nom. Pluralis vergessen. Bey Faden vermißt man, daß die Mehrheit den Umlaut nicht annimmt, wenn vom Längenmaaß die Rede ist. Genuß und Takt vermissen den Plural nicht, wie der Verf. behauptet; sondern haben Genüsse und Takte. Bey Gesicht ist nicht angeführt, daß es in der Bedeutung: Erscheinung, Bild der Phantasie den Plural nicht auf er, sondern auf e macht, welches auch bey Horn (in der Bedeutung: Hornart) nicht bemerkt worden ist. Von Licht und Mahl ist nur der Plural: Lichter und Mahle angegeben, und der andere: Lichte und Mähler übergangen worden. Das Stift macht den Plural zum Unterschied von: der Stift, nicht bloß auf e, sondern auch auf er; und Strauß (der Vogel) nimmt den Umlaut im Plur. nicht an.

Von den unregelmäßigen Wandelwörtern hat Rec. keine vermißt, als nur zusammengesetzte. Folgende drey sollten indessen nicht fehlen, weil man ihre Unregelmäßigkeit nicht aus ihren Stammverbis erkennen kann: erbleichen, erschallen, verwirren. Wenigstens sollte von letzterem Verbo das Participium: verworren in die Wörterreihe aufgenommen seyn. Bey triefen sollte neben der regelmäßigen auch die unregelmäßige Konjugation bemerkt, und die Verba: befehlen, streiten, verbleichen, verderben, ver-

gessen, sollten nicht bloß nur so mit einem Wort bey ihren Stammwörtern oder Vorsylben angeführt seyn.

Wie viel in Rücksicht der Konstruktion fehlt, sieht man schon beym ersten Blick in dieses Handwörterbuch. Rec. thut, wie er glaubt, keine unbillige Forderung an den Verf., wenn er verlangt, daß wenigstens kein Wort fehle, von welchem in Rücksicht der Konstruktion etwas zu bemerken ist, das beym Stammwort nicht bereits schon angezeigt worden war. Die Zahl solcher hier fehlenden Wörter heißt aber Legio.

Von den Adverbien, die den Genitiv erfordern, vermißt Rec. folgende: überflüssig, verblichen, verlustig. Bey befugt, fähig, froh, los, schuldig, theilhaft, verdächtig, voll, werth und würdig, fehlt die Angabe der Konstruktion mit dem Genitiv.

Von den Adverbien, die den Dativ erfordern, fehlen folgende gänzlich: ähnlich, erklärlich, erträglich, erwartet, gegenwärtig, lästig, nachtheilig, sonnig, treulos, träglich, überflüssig, überlegen, umständlich, unbeschadet, unausstehlich, unverhofft, unvermuthet, verächtlich, verantwortlich, verbindlich, verdaulich, verderblich, verfänglich, vergeßlich, verhaßt, verrätherisch, verstohlen, verwandt, verwehrt, verwerflich, verwickelt, verzeihlich, widerspenstig, widerstehlich, widerwärtig, wissend, wohlgemuth, zugänglich, zuträglich, zulänglich, zulässig, zuständig, ꝛc. — Folgende Adverbien finden sich zwar in der Wörterreihe; aber ohne Angabe der Konstruktion mit dem Dativ: abscheulich, abtrünnig, angenehm, ängstlich, anhängig, anmuthig, anstößig, ärgerlich, bedenklich, begreiflich, bequem, beschwerlich, beweglich (in der Bedeutung: gerührt), beyfällig, bitter, deutlich, dienlich, eigenthümlich, eilig, einträglich, empfindlich, entbehrlich, ergiebig, ergötzlich, erinnerlich, erkenntlich, erklecklich, ernstlich, ersprießlich, feil, feind, frey, füglich, fürchterlich, gebräuchlich, gebührlich, gedeihlich, gefährlich, gefällig, gehässig, gehorsam, geläufig, geneigt, genug, gering, getreu, gewöhnlich, glaublich, gleichgültig, gnädig, gram, gültig, günstig,

heil-

heilsam, heiß, hinderlich, hinlänglich, hold, interessant, jämmerlich, kalt, kläglich, klar, klein, knapp, kenntlich, kund, kurz, lang, leer, leicht, leid, lieblich, merklich, möglich, mühsam, mühselig, muthmaaßlich, nichts, niedrig, nöthig, nothwendig, nütz, nützlich, offen, peinlich, rathsam, räthselhaft, rückständig, rühmlich, rund, schädlich, schändlich, schmeichelhaft, scherzhaft, schimpflich, schmerzhaft, schrecklich, schuldig, schwer, schwindelich, seltsam, sicher, süß, tauglich, theuer, thunlich, traurig, treu, tröstlich, übel, übrig, unterthänig, verdächtig, verdrießlich, verständlich, viel, vortheilhaft, wahrscheinlich, warm, weinerlich, werth, wichtig, widerlich, widrig, willfährig, willkommen, wüst, ꝛc. Manche dieser Adverbien nehmen bey der Konstruktion mit dem Dativ das Wörtchen zu zu Hülfe, z. B. es ist mir zu kalt ꝛc. — Auch hätte der Verf. bey den Sylben bar und werth bemerken sollen, daß alle Adverbien, die sie zur Endsylbe besitzen, den Dativ erfordern. Eben so hätten, wenn er die von Verbis abgeleiteten, oder aus Adverbien mit einer Vorsylbe zusammengesetzten neugebildeten Adverbien, die den Dativ erfordern, der Kürze wegen auslassen wollte, wenigstens die Stammwörter derselben angeführt werden sollen, wenn sie gleiche Konstruktion haben; aber auch dieses ist nicht immer geschehen.

Von den persönlichen Verbis, die den Dativ der Person regieren, sollte man wenigstens folgende nicht vergeblich suchen: abbitten, abschwären, abspringen, anliegen, aufhucken, auftragen, ausbedingen, ausbeugen, entbieten, entfliehen, entlocken, entziehen, erliegen, fruchten, gewachsen seyn, gnaden, heimstellen, lobsingen, übermachen, unterliegen, verbergen, verehren (einem etwas) vergeben lassen, vergüten, vermachen, verordnen, verschweigen, versehen, z. B. ich versehe mir nichts Gutes), versprechen, verstatten, verübeln, verursachen, verweigern, verwilligen, vorbauen, vorbehalten, vornehmen, (in der Bedeutung: sich entschließen), widerstehen, widerstreiten, widerstreben, zudenken, zueignen, ꝛc. — Abfallen, afterreden, anhangen, antworten, arbeiten, aufkündigen, auflauern, befehlen, beypflichten, bey-

U 2 sprin-

springen, beystehen, beytreten, besorgen, betheuern, borgen, creditiren, entgegnen, entlaufen, entwischen, erwiedern, erzählen, fröhnen, frommen, gebieten, gehorsamen, geloben, gereichen, gestatten, gestehen, glänzen, gleichen, gratuliren, holen (einem Etwas) klingeln, kund thun, lauschen, leihen, läugnen, lügen, nachäffen, nicken, pfeifen, pochen, quittiren (einem Etwas), räuchern, sagen, scheinen, schreiben, schwellen, schwören, sichern, sitzen (von Kleidern, beym Mahlen und bey der Beichte), sterben, stimmen, trotzen, überfließen, verbieten, verhehlen, verkündigen, verrechnen, wahrsagen, wehren, weichen, weihen, weissagen, widersprechen, widmen, wirken, wünschen, zeigen, zeugen, zinsen, und andere mehr sind — wiewohl bisweilen nur im Vorbeygehen bey ihrem Stammwort — in der Wörterreihe zwar angeführt; aber ohne Angabe der Konstruktion mit dem Dativ der Person.

Auch von den unpersönlichen Verbis, die den Dativ der Person erfordern, fehlen viele in diesem Handwörterbuch; bey noch mehreren vermißt man die Angabe der Konstruktion. Vermißt hat Rec. unter andern diese: es klebt an, es stößt auf, es blüht auf, es ist beschieden, es entfährt, es erbt an, es ereignet sich, es schlägt fehl, es steht frey, es platzt heraus, es langt hin, es mundet, es hallt nach, es vergeht, es verschlägt, es langt zu, es steht zu, es stößt zu. Folgende fand er zwar; aber ohne Angabe der Konstruktion mit dem Dativ: es bedeutet, es funkelt, es gedeiht, es dauert (von der Zeit), es gelingt, es geräth, es mißlingt, es mißtönt, es nützt, es riecht, es scheitert, es schmeckt, es schwebt, es schimmert, es schmerzt, es steht, es schlägt um, es träumt (bloß bey Traum), es währt.

Von den persönlichen Verbis, welche den persönlichen Gegenstand der unmittelbaren Beziehung im Akkusativ erfordern, konnte Rec. folgende in diesem Handwörterbuch nicht finden: abweisen, anlachen, anreden, anstaunen, auspfeifen, konfirmiren, enterben, hintergehen, hinweisen, halsen, herzen, kreuzigen, übereilen,

über-

überfahren, umgeben, umleuchten, umlaufen, umstimmen, unterjochen, unterstützen, vexiren, viertheilen, witzigen, zurechtweisen. Ohne Bemerkung der Konstruktion mit dem Akkusativ sind dagegen folgende, theils in der Wörterreihe selbst, theils nur bey ihren Stammwörtern angeführt: abdanken, achten, anfallen, anfechten, anschwärzen, bedauern, bessern, blenden, brandschatzen, castriren, dingen, drücken, dulden, einschränken, entblößen, entfernen, firmeln, flöhen, fordern, fuchteln, gängeln, gefährden, gewahr werden, grüßen, hassen, heyrathen, hindern, höhnen, hohlen, kämmen, kasteyen, kirren, kitzeln, köpfen, kratzen, kritisiren, lästern, lausen, locken, martern, meiden, meistern, metzeln, missen, mißhandeln, morden, necken, netzen, nöthigen, peitschen, pfänden, plagen, plündern, preisen, prellen, prügeln, prüfen, pudern, quälen, rächen, rechtfertigen, reiben, reisen (3), reinigen, retten, sättigen, säugen, schänden, schelten, scheuen, scheuchen, schildern, schinden, schlagen, schminken, schirmen, schimpfen, schmücken, schonen, schrauben, schröpfen, schuppen, schütteln, schützen, schwächen, segnen, senden, sichern, sondern, speisen, spießen, spornen, stärken, stäupen, stechen, steigern, steinigen, stellen, stören, stoßen, strafen, stürzen, suchen, tadeln, taufen, täuschen, tödten, tränken, trauen, (ehelich verbinden durch priesterliche Einsegnung), treffen, treiben, trennen, trösten, trügen, trumpfen, tyrannisiren, umarmen, umgeben, unterweisen, waffnen, wählen, wärmen, waschen, wecken, weihen, werben, widmen, wickeln, würdigen, würzen, zähmen, zausen, zeugen, zieren, züchtigen, zupfen, zwacken, zwicken, zwingen, ꝛc.

Von den unpersönlichen Verbis, die den Akkusativ der Person regieren, hat Rec. auch einige vermißt, z. B. es befällt, es verlangt, es wurmt. Bey einigen ist die Konstruktion mit dem Akkusativ anzumerken vergessen worden, z. B. es dürstet, es entzückt, es erschüttert, es friert, es jammert, es lächert, es schmerzt, es spannt, es zieht. Einige andere sind fälschlich mit dem Dativ, statt mit dem Akkusativ, konstruirt, z. B. es gemahnt,

der diesjährige Wuchs eines vorjährigen Reises, das nun in diesem Jahre zum Zweige geworden ist.

Bey stehen ist die Redensart: zur Seite stehen, die wegen der Konstruktion mit dem Dativ nicht fehlen sollte, und bey sticken die Bedeutung: engbrüstige Beschwerden haben, vergessen worden.

Falsch ist es, wenn der Verf. behauptet, daß süchtig nur in Zusammensetzungen vorkomme; denn man sagt z. B. das Schweinefleisch ist süchtig, er hat eine süchtige Haut.

Bey der Sylbe un hätte bemerkt werden sollen, daß sie nichts in der Konstruktion der Wörter ändert, denen sie vorgesetzt wird, um das Gegentheil derselben zu bezeichnen.

Bey werden ist die den Dativ erfordernde Bedeutung: als Theil zufallen, übergangen.

Die Beyspiele der angeführten Redensarten hätten oft besser gewählt werden können. So hätte Rec. bey gereichen statt: „diese Arbeit wird zu Ihrer Ehre gereichen" lieber gesetzt: — wird Ihnen zur Ehre gereichen, wodurch die Konstruktion mit dem Dativ zugleich sichtbar geworden wäre.

Der wohlfeile Preis ist der vierte Vorzug, den der Verf. seinem Handwörterbuche beylegt. Indessen wird die Wohlfeilheit dieses Werkes, wenn Rec. den Preis des gegenwärtigen Handwörterbuchs nach dem eignen Wunsche des Verf. mit den Preisen ähnlicher Bücher vergleicht, von der Wohlfeilheit des 1798 bey Rabenhorst herausgekommenen Handwörterbuchs der deutschen Sprache noch übertroffen. Letzteres kostet nur 2 Thlr., das gegenwärtige aber 2 Thlr. 14 Gr. Und dennoch enthält das bey Rabenhorst herausgekommene, dessen kleineres Format durch die Breite und durch den engen Druck wieder vergütet wird, die 36 Seiten lange Grammatik ungerechnet, 76 Seiten mehr, als das bey Kümmel herausgekommene. Ueberhaupt ist jenes weit vollständiger, als dieses. Rec. fand, als er sich die Mühe nahm, die Artikel des Buchstaben A zu zählen, in dem bey Rabenhorst herausgekommenen Wörterbuche 945 Artikel mehr in der Wörterreihe aufgeführt, als hier; denn das gegen-

wär-

wärtige begreift deren nur 1041, jenes aber 1986. In dieser Rücksicht hat also der Verf. sein Werk auf Kosten Anderer gelobt.

Der Verf. wünschte, die Mängel dieses Werkes zu erfahren, um sie bey einer neuen Auflage zu verbessern. Nicht, um nur zu tadeln; sondern um diesen Wunsch des Verf. zu erfüllen, damit gegenwärtiges in seiner Anlage sonst recht gut entworfene Werk derjenigen Vollkommenheit näher gebracht werde, die ihm derselbe zu geben gedenkt, entstand diese, für dieses Institut eigentlich schon zu lange Recension. Wohl wahr sagt der Verf.: „Nur angestrengter Fleiß, und „eine genaue Sichtung bey wiederholten Auflagen, „können erst einem Buche, wie das gegenwärtige ist, „einige Vollkommenheit geben." Wir wünschen diesen angestrengten Fleiß, und diese genaue Sichtung der folgenden Auflage, und dieses Handwörterbuch wird dann gewiß den Beyfall verdienen, den es nach des Verlegers Versicherungen bereits erhalten hat.

Rz.

Erziehungsschriften.

Gesundheitskatechismus für den Bürger und Landmann, und zum Gebrauche der Feyertagsschulen in den Kurpfalzbaierischen Staaten. Von Joh. E. Wetzler, Kurpfalzbaierischem Medicinalrathe zu Ulm. Ulm, bey Backer. 1804. 155 S. 12. 40 Kr.

Obgleich gegenwärtige Schrift ihrem Inhalte nach in das medicinische Fach zu setzen seyn dürfte: so gehört sie doch zunächst ihrer Bestimmung und Form nach hierher, wo sowohl über die Bedingungen der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit jene zu erreichen, als über die Angemessenheit der letztern zu urtheilen ist, und wobey die medicinischen Gründe der Vorschriften, die hier auch nicht ausgeführt werden konnten, also nur in soweit zu prüfen sind, als sie auch der Nichtarzt, der

darnach sich richten, oder sie wohl selbst erklären soll, verstehen kann. Zuerst möchte man zwar allerdings fragen, wozu noch eine Iliade nach Homer, oder einen Gesundheitskatechismus nach dem trefflichen Faustischen? Da Herr W. den seinigen für ebendasselbe Publikum bestimmte, wie wenigstens der Titel sagt: so wäre doch mit Recht zu erwarten gewesen, daß er selbst in einer kurzen Nachricht angegeben hätte, was ihn zur Herausgabe dieser Schrift bewogen, und welche besondre Vorzüge er derselben vor der Faustischen gegeben habe. Denn jedem Andern wird es doch schwerer werden, hierüber so leicht ins Klare zu kommen, und Mancher wird daher des Verf. sonst wohl gut gemeinte Absichten zu mißkennen verleitet werden. Wenigstens müßte man sich sehr wundern, wenn der allgemein verbreitete, so oft aufgelegte Faustische Gesundheitskatechismus nach Baiern noch gar nicht gekommen wäre; und es daher nöthig seyn sollte, dort den dadurch gestifteten Nutzen erst durch einen frischen Aufguß oder Diluirung seines gedrängten Inhaltes hervorzubringen. Oder sollte der baierische Bürger und Landmann dem Herrn Medicinalrath zu Liebe geneigter oder gar genöthigt seyn, lieber für 40 Kr. zu kaufen, was er sonst für Vier haben kann? Eine Alternative, deren bejahende Beantwortung gewiß auf der einen Seite nicht weniger, als auf der andern befremden müßte. Doch Herr W. giebt schönern Druck und Papier; aber sonst wohl nichts mehr, als Faust in seinem kurzen, jedoch deutlichen Unterricht über den physischen Menschen geben konnte. Ob aber das, was hier anders gesagt wird, besser und nothwendig war; ob es dem Bürger und Landmann nicht nach Abzug dessen, was er im Faustischen Katechismus so wohlfeil haben kann, zu theuer erscheinen; ob es ihn daher, wenn er nun den wohlfeilen nicht haben soll, und den theuern nicht kaufen mag, nicht am Ende um den Vortheil von beyden bringen möchte, wird jeder, der dessen Verhältnisse und Gesinnungen kennt, leicht beurtheilen können. So wie Rec. das Volk kennt, das er oft selbst umsonst erhaltene neue Bücher, und namentlich auch den Faustischen Gesundheitskatechismus, anfangs verächtlich auf die Seite legen sah: glaubt er daher schon in dieser äußern Bedingung ein Hinderniß zu finden, welche es dem Verf. nicht wenig erschweren wird, mit dieser Schrift seinen Zweck zu erreichen. Auch ist besonders zu der Bestimmung für Sonntagsschulen ihre Ausführlichkeit eben nicht,

als Vorzug anzuführen. Da, wie es immer, wenn mehrere Absichten zugleich erreicht werden sollen, seyn muß, jedesmal eine unter der andern leidet: so waren hier nothwendig die der Selbstbelehrung für den Bürger und Landmann, und die des darüber zu gebenden Unterrichts in Feyertagsschulen einander entgegen; indem jene genauere Auseinandersetzung forderte, während dieser dieselbe der mündlichen Erklärung des Lehrers überlassend, gedrängte Kürze verlangt. Wenigstens weiß Rec. nicht, wie ein Lehrer in den wenigen Stunden der Sonntagsschulen, (denn Feyertagsschulen giebt es doch in Baiern, wo außer den hohen Festen, an denen doch Lehrer und Kinder Ruhe haben dürfen, alle Feyertage abgeschafft sind, wohl nicht mehr) eines Sommerhalbenjahrs, wenn er nicht diesen Gesundheitskatechismus zum einzigen Gegenstand seines Unterrichts macht, mit den zwanzig Kapiteln desselben fertig werden soll, da er doch, wie Herr W. der selbst nach seiner Angabe die Schulen gar nicht zu kennen scheint, außer den dazu fähigen, auch noch andre Schüler zu üben hat. Denn auf dieses Ueben des Gelernten schränkt sich doch der Nutzen der Sonntagsschule wohl überall nur ein; und wer die Verhältnisse des Landvolks oder der niedern Klassen in Städten kennt, wird sich auch damit schon begnügen. Doch Rec. muß sich, sogern er sich noch über manches andre Hierhergehörige erklärt hätte, beschränken, um noch über den Inhalt und die Behandlung desselben in vorliegender Schrift selbst nähere Auskunft zu geben, wovon er doch wegen des erstern nur das voranstehende Verzeichniß, und wegen der letztern einige Stellen der Schrift selbst anführen zu dürfen glaubt, um seine Leser in Stand zu setzen, das oben Gesagte zu prüfen, und selbst ein Urtheil fällen zu können. Zuerst giebt der Verf. in der Einleitung bis Seite 6 Auskunft über Gesundheit und Krankheit, und lehrt, daß diese ein großes Unglück sey, und daß man jene durch eigne Schuld und ohne Schuld verlieren könne. Nun handelt er Kap. 1. Von den Nahrungsmitteln. 2. Von den Getränken. 3. Vom Taback. 4. Von der Kleidung. 5. Von den Wohnungen. 6. Von der Reinlichkeit und vom Baden. 7. Von der Arbeit und dem Müssiggange. 8. Vom Tanzen und Wettlaufen. 9. Von Erhitzung und Erkältung. 10. Von der Witterung. 11. Vom Schlafe. 12. Vom Aderlassen. 13. Vom Brechen und Abführen. 14. Von Krankheiten. 15. Von den Schutzblattern. 16. Vom Scheintode und von

von plötzlichen und gefährlichen Zufällen. 17. Vom Verhalten der Schwangern und Kindbetterinnen. 18. Von der Pflege und Erziehung der Kinder. 19. Von der Erhaltung der Zähne. 20. Vom langen Leben. Ein paar Gegenstände ausgenommen, findet sich also hier nicht mehr, als bey Faust, und diese sind, wie z. B. das Kapitel von Schwangern und Kindbetterinnen von solcher Beschaffenheit, daß wohl noch gefragt werden könnte, ob sie nur schon für Schulkinder seyn und besonders von den gewöhnlichen Schulmeistern ohne Anstoß erklärt werden können. Den Blattern hatte Faust in seinem Katechismus auch ein eignes Kapitel gewidmet, nur daß er in den ersten Auflagen noch die Ausrottung derselben von dem Junkerschen Vorschlage zu Blatternhäusern hoffte; in der neuesten aber, die Rec. gerade nicht zur Hand hat, sind dagegen, soviel wir uns erinnern, auch schon die Schutzblattern empfohlen. So wenig Faust sich auf die eigentliche katechetische Methode verstund, und durch seine oft halbe Seiten einnehmenden Fragen dieselbe treffen konnte: so hat er doch durch seine Vorrede an die Schullehrer über den Gebrauch seines Katechismus denselben in etwas erleichtert; ob sich aber Herr W. besser darauf verstanden habe, mögen unsre Leser aus der Vergleichung des Anzuführenden mit dem Faustischen selbst entscheiden. Das eilfte Kapitel vom Schlafe fängt an, Frage: „Ist der Schlaf dem Menschen zur Erhaltung seiner Gesundheit nothwendig? Antwort: Ja. „Ohne Schlaf könnte der Mensch nicht lange gesund bleiben. „Fr. Wie muß ein gesunder Schlaf beschaffen seyn? Antw. „Ein gesunder Schlaf muß ruhig, ohne lebhafte Träume und „erquickend seyn." Fast wörtlich gleich mit Faust bis auf die letzte Frage: „ist es ungesund, wenn mehrere Menschen „in einem Bette beysammen schlafen? Antw. Das ist ungesund, nicht einmal Eheleute und Geschwister sollten beysammen schlafen." Daß aber durch solche strenge Behauptungen, die Herr W. jetzt eher den höhern Ständen sagen sollte, da nach Bonaparte's Weise die Mode Eheleute aufs Neue wieder in ein Bett zusammen vereinigt, was Herr W. auch selbst von seinem Kurfürsten wissen wird, die vom Volk für Uebertreibungen erkannt werden, denen die tägliche Erfahrung widerspricht, auch selbst das Gute gehindert werde, scheint Herr W. nicht bedacht zu haben. So wie z. B. auch die allerletzte Frage darum gewiß den gewünschten Eindruck nicht machen wird. Sie heißt: „Haben diejenigen, die

„der

„der Obrigkeit nicht gehorsam sind, und an den abgeschafften „Feyertagen nicht arbeiten, ein langes Leben zu hoffen? „Antw. Nein." Ist diesem Katechismus ein langes Leben zu prophezeyen? Antw. Nein.

Eb.

Haushaltungswissenschaft.

Phytonomia oder philosophische und physische Grundsätze des Acker- und Gartenbaues, von D. Erasm. Darwin, übersetzt von D. E. B. G. Hebenstreit. Zweyter Band. Leipzig, bey Wolf. 1801.

Was von dem ersten Theile gesagt ist, gilt auch von diesem; einzelne glückliche, scharfsinnige Gedanken machen dieses Werk dem Kenner sehr schätzbar; aber Mangel an anatomischer Kenntniß der Gewächse und daraus entspringende ungegründete Hypothesen, entstellen es wiederum. Zuerst von Kultur und Veredlung der Früchte und Saamen. Aus dem richtigen Satze, daß die erstern aus dem Saamen entspringenden Knospen nie Frucht bringen, wird das frühere Blühen der Ableger und Propfreiser hergeleitet. Die Arten, mehr fruchttragende Knospen durch das Herabbinden der Zweige, durch den Schnitt, durch Verletzungen, das Zusammenschnüren der Zweige, das Verpflanzen hervorzubringen, werden nach größtentheils bekannten Erfahrungen angegeben; aber immer auf die ungegründete Hypothese Rücksicht genommen, nach welcher von jeder Knospe Faserbündel auslaufen, und gleichsam im Stamm wurzeln sollen. Um große Stachelbeeren zu erzeugen, läßt man in Lancashire die unreifen Früchte in ein Gefäß voll Wasser hängen. Was der Verf. von der Beförderung der Reife des Saamens u.s.w. sagt, ist ebenfalls nicht unbekannt. Die Gewinnung der Wurzeln beruht mit darauf, daß man den Anwachs anderer Theile vermindert. D. sah Kartoffeln auf einem geöfneten Kalkmergelboden über der Erde Kartoffeln tragen. Der Anbau der Salepwurzeln wird empfohlen, auch soll Galanthus nivalis, woran Rec. sehr zweifelt, statt derselben dienen. Die

Die Pilze vergleicht der Verf. mit den Thieren, ja er ist geneigt, ihnen eine thierische Natur zuzuschreiben. Ueber den Gebrauch der Rinden. Die Färberey und Gerberey, höchst oberflächlich. Bey dem Abschnitte von der Gewinnung der Blätter, besonders zur Fütterung, gründet der Verf. wiederum Manches auf den unrichtigen Satz, der Halm bestehe aus einer Reihe von Knospen übereinander, und mache keine Seitenäste. Aber dieses thun viele Gräser, vorzüglich ausländische, auch Panicum sanguinale, u. a. m. Die Eschenblätter wurden in England häufig zur Verfälschung des Thees gebraucht. Zum Anpflanzen auf Sanddünen wird die schottische Tanne (eine Abart der gemeinen mit kürzern Blättern) empfohlen. In dem Abschnitte von der Blumenkultur behauptet der Verf. mit Recht, daß bey gefüllten Blumen die Geschlechtstheile sich nicht in Blumenblätter verwandeln; sondern diese sich vermehren, und jene darüber entstellt oder ausgeschlossen werden, und wenn der Uebersetzer erinnert, daß er Antherae an solchen Blumenblättern gesehen habe: so läßt sich antworten, es sey ein Verwachsen gewesen. Die Sache ist nicht ganz Wortstreit. Ueber die Farben der Blumen manche sinnreiche Gedanken. Man soll die Blumen vor dem Aufbrechen pressen, weil der Druck andere Farben hervorbringen würde. Der Sauerstoff bleicht dadurch, daß er mit den andern Stoffen eine farbenlose Säure macht. Das Linneische Sexualsystem findet der Verf. unbequem, weil die Zahl der Staubfäden sehr leicht abändert; er schlägt daher vor auf die Länge, Proportion und Insertion der Geschlechtstheile zu sehen. In der Hauptsache hat er völlig recht; ausgeführt ist sein Vorschlag weiter nicht. Im Anhange wird ein verbesserter Drillpflug und Säemaschine beschrieben.

Ow.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Der berühmte Gleim hat in seinem Testamente einen Preis von 100 Thalern in Golde für den besten Plan, einer in Halberstadt, nach einiger Zeit zu errichtenden Humanitätsschule, (in welcher etwa 12 junge Leute von 2 Lehrern gebildet werden sollen,) ausgesetzt.

Gegenwärtig werden von den Exekutoren des Gleimschen Testaments, dem Herrn Assistenzrath Lucanus, und Dom-Syndikus Rosentreter, diejenigen, welche über nachstehende Fragen:

1. Wie ist eine Humanitätsschule, d. i. eine solche, welche die intellektuelle, ästhetische und moralische Bildung, und insonderheit die Bildung erwachsener Jünglinge zu wohlwollenden Neigungen zu ihrem eigenthümlichen Zwecke hat, einzurichten?
2. Welche Werke der klassischen Literatur sind zu diesem Zwecke vorzüglich zu wählen? und
3. Wie müssen sie behandelt werden, wenn sie zur intellektuellen, ästhetischen und moralischen Bildung des Sinnes des Wahren, Schönen und Guten benutzt werden sollen?

ihre Ideen mittheilen wollen, vor Ostern des Jahres 1806 ihre Preisschriften unter den gewöhnlichen Bestimmungen an sie einzusenden, aufgefordert.

Um

Um Johannis 1806 wird von dem Herrn Geh. Rath und Professor Eberhard zu Halle, der Preis demjenigen zuerkannt werden, dessen Vorschläge die zweckmäßigsten, den Lokalumständen angemessensten, und daher ausführbarsten sind.

Verbesserungen.

Im XCVII. Bd. 2. St. S. 334. Z. 17. st. Naturlehre l. Naturwissenschaft
— — — — — — 342. — 3. von unten st. ewiglich l. freylich
— — — — — — 346. — 25. st. richtig l. nichtig
— — — — — — 350. — 9. st. oder l. weder
— — — — — — 354. — 17. st. wieder l. werden
— — — — — — 382. — 13. st. wie l. nie
— XCIX. — 2. — — 273. — 16. von unten st. Freyheit l. Frechheit
— — — — — — 321. — 8. von unten st. Bole l. Boie
— — — — — — 363. — 5. von unten st. Hawkies l. Hawkins

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Mathematik.

Anleitung zur Arithmetik für Anfänger, entworfen von Joseph Ignatz Hoffmann. Offenbach, gedruckt und verlegt von Brede. 1804. 17 Bog. 8. 16 gr.

Man muß dem Verf. zwar Recht geben, daß ungeachtet der großen Anzahl Rechenbücher, dennoch nur sehr wenige für ganz zweckmäßig zu erklären sind, und es besonders an solchen fehlt, welche Anfängern, ohne doch zu abstrakt zu seyn, eine richtige Darstellung der ersten Gründe faßlich und deutlich zeigen; allein wir glauben schwerlich, daß seine Schrift diesen Mangel ersetzen werde. Nicht etwa, als wenn wir dadurch den Fleiß und die Kenntnisse des Verf. verkennen wollten, keinesweges; allein er leistet auf der einen Seite zu viel, und auf der andern zu wenig, indem er Manches, besonders in der Einleitung mit zu großer Redseligkeit zu weitschweifig vorträgt, und in der Folge bey der wirklichen Anwendung, über manche wichtige Gegenstände zu flüchtig hinweg eilt, oder solche ganz ausläßt. Dadurch erhält sein Lehrbuch eine starke Unvollständigkeit, welches man schon in etwas aus folgender mit Fleiß so genau angegebenen Inhaltsanzeige ersehen wird. Einleitung S. 1–5 1ste Abtheilung: S. 5–22 Von den Zahlen überhaupt. 2te Abtheil. S. 23–68 Von den ganzen

Zahlen. 3te Abtheil. S. 69—84 Von den benannten Zahlen. 4te Abtheil. S. 68—84 Von den gebrochenen Zahlen. 5te Abtheil. S. 85— Von den Vergleichungen der Zahlen. (I. Von der einfachen Regeldetri. II. Gewinn- und Verlustrechnung. III. Zusammengesetzte Regeldetri. Regula de Quinque. IV. Die gesellschaftliche Theilrechnung, regula societatis. V. Die Vermischungs-Rechnung, regula alligationis. VI. Die Kettenregel.) 6te Abtheil. S. 210—215. Von der Ausziehung der Quadrat-Wurzel. Der Verf. hängt noch viel zu sehr an der alten Methode, die Anwendung der Arithmetik in eine Menge Haupt- und Unterabtheilungen zu bringen, welches jetzt wegfällt, da gründliche Rechnungsverständige die Namen Regula Quinque, Coecis, Falsi etc. verbannen. Die Berechnung der Brüche wird der, der benannten Zahlen nachgesetzt, welches Rec. gar nicht billigen kann; denn was ist denn eine kleinere Münz-Eintheilung anders, als ein Bruch der größern Sorte? dadurch kommt der Verf. in die Verlegenheit bey der Division mit benannten Zahlen den letzten Rest, wenn sich ein solcher bey der kleinsten Benennung findet, gar nicht recht ausdrücken zu können; denn von einem Bruch weiß der Leser noch nichts. Eben diese Multiplikation und Division mit benannten Zahlen ist überhaupt, zwar Raumverschwendend genug; im Ganzen aber sehr mager abgehandelt. Z. E. da Alles sehr vollständig erklärt seyn soll, wäre es wohl nöthig gewesen, nicht nur den Quotient von 16 in 4389 Cntn. 85 Pf. 18 Lth. 2 Qt. sondern auch von 27 Cnt 36 Pf. 19 Lth — ½ Qt. in diese Post (S. 82) u. d. m. so wie das Produkt zweyer benannten Sachen zu erläutern: aber man findet von allem diesen gar nichts. Selbst die Berechnung der Brüche, der Regeldetri rc. enthält manches Undeutliche und Falsche und ist viel zu gedrungen abgehandelt. Diejenigen Rechnungsarten, die dem guten Rechner unumgänglich nöthig sind, die Decimal-Brüche, Logarithmen, und Progressionen vermißt man gänzlich. Auf diese Art konnte auch die Ausziehung der Quadrat-Wurzel wegbleiben; da die der Kubik-Wurzel fehlt: so ist es ebenfalls etwas und auch nichts. Alle Beweise werden zwar auf synthetische Manier meistens durch Buchstabenrechenkunst geführt; aber diese trifft so unvorbereitet ein, da keine eigentliche Anweisung hierzu gegeben wird. Wie gewöhnlich verspricht der Verf. bey einer guten Aufnahme dieses Theils, ei-

nen

nen zweyten erscheinen zu lassen, der die Geometrie enthalten soll. Wir wollen ihm zwar dieses nicht eben wiederrathen; aber er muß sich befleißigen in dieser Fortsetzung das hier Vergeßne nachzuholen, und überhaupt sich gewöhnen, bündig und umfassender zu schreiben.

Memoire contenant la valeur rigoureuse et finie *Du Rayon de Courbure* pour tous les azimuths sur la surface d'un Ellipsoide à trois axes; présenté respectueusement a l'Illustre Société Royale des sciences à Londres, par *Rohde*, Capitaine au service de sa Majesté le Roi de Prusse. a Potsdam, chez Horvath, Libraire. 1804. 4. 2 Bogen mit einem kleinen Verzeichnungs-Kupfer auf dem Titelblatt.

Schon La Place in seiner Mecanique céleste (S. 124 Tom. II.) suchte die Krümmungs-Halbmesser (Rayons de Courbure) für jedes Azimuth auf der Oberfläche jedes Ellipsoides besonders mit drey Axen, und war der Erste, der eine Gleichung hierzu angab, ohne solche zu reduciren. Der Hr. Verf., schon durch andre Auflösungen (besonders des ballistischen Problems) bekannt, setzt diese Arbeit hier fort, und zeigt eine Methode diese Halbmesser bestimmt und endlich auszudrücken, die ihm Ehre macht. Die Erklärung ist so deutlich und faßlich, daß selbst Anfänger sie verstehen können, und für diese wird diese Schrift überhaupt, von welcher sich aber kein füglicher Auszug wegen der getheilten Gleichungen geben läßt, von großem Nutzen seyn; den geübtern Mathematikern aber Gelegenheit an die Hand geben, den hier abgehandelten Gegenstand immer mehr zu vervollkommnen. Dieses Urtheil nehme man aber ja nicht auf, als hätte Rec. solche selbst nicht gelesen; nichtsweniger, er studirt sie noch immer. Auch Druck und Papier ist vortrefflich; nur das Kupfer fällt etwas zu klein und verworren aus.

Versuch einer neuen und gründlichen Theorie der Parallellinien. Nebst einer Widerlegung des Hauff-

schen Versuches einer Berichtigung der Euklid'schen Theorie der Parallelen von J. Ignaz Hoffmann. Offenbach am Mayn, gedruckt und verlegt von Brede. 1801. 3 Bog. 8.

Kein Lehrsatz der ganzen Mathematik, den Binomischen ausgenommen hat so viele Beweise, als der von den Parallellinien; worunter sich immer Einer vor den Andern an Schärfe auszeichnet. An und für sich hätten wir deren bereits völlig genug, und wäre zu wünschen, daß geübte Geometer ihren Fleiß noch an andern Materien übten, wozu es der Gegenstände nur zu viel giebt; allein im Ganzen giebt es immer Gelegenheit an die Hand, den Scharfsinn und die Erfindungskraft des Vortragenden zu üben. Gegenwärtiger Versuch beweist sattsam die guten Kenntnisse des Verf. und wir können solche mit Wahrheit rühmen; auch die Deutlichkeit in der Darstellung ist recht gut. Er meint, die Lehre von den Parallellinien sey noch nicht evident genug bewiesen. Allerdings muß man ihm Recht geben; allein viele der größten Mathematik-Verständigen glauben mit Rec., daß es hierbey mehr auf metaphysische Spitzfindigkeiten, als auf wirkliche mathematische Evidenz ankomme. Um seinen Beweis zu führen, trägt er zuerst verschiedene dahin abzweckende Lehrsätze der Geometrie als Voraussetzung vor, und sodann diesen selbst. Der Raum gestattet es nicht, das ganze Verfahren anzuführen, welches man gewiß mit Vergnügen lesen wird; im Ganzen hat es große Aehnlichkeit mit dem von Bendavid; sodann wird Hrn. Prof. Hauffs Berichtigung der Euklid'schen Theorie der Parallelen im 9ten und 10ten Hefte des Archivs der reinen und angewandten Mathematik (das leider auch aufgehört hat) widerlegt oder vielmehr berichtigt. Auch hier kann Rec. unmöglich das Verfahren angeben, da er eine Verzeichnung beyfügen müßte, die in diesen Blättern nur unvollkommen seyn würde; allein man wird bald finden, daß die ganze Sache ebenfalls nicht sowohl gründliche Thatsache, als vielmehr zu weit getriebene logische Forderung enthält, und wir müssen es dem Hrn. Prof. Hauff selbst überlassen, ob er es für nöthig hält, diese Widerlegung zu beantworten; Rec. würde es an seiner Stelle nicht thun, um nicht unnöthigen Streit zu erregen.

Dm.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Abbildungen und Beschreibungen naturhistorischer Gegenstände. Siebzehntes Heft. Berlin, bey Franke. 1803. 8.

Zeichnung und Ausmalung völlig nach der den vorigen Heften eigenthümlichen Art. Besonders sind die Pflanzen größten Theils unkennbar.

Abbildungen naturhistorischer Gegenstände. Herausgegeben von Joh. Friedrich Blumenbach. Siebentes Heft Nr. 61—70. Göttingen, bey Dietrich. 1804. 8.

Mit jedem Hefte dieser gemeinnützigen Sammlung erhält die Naturgeschichte sehr schätzbare Beyträge. So sind in dem gegenwärtigen Ursus lotor, eine neue Gattung von sogenannten Bartvögeln, Bucco atroflavus, von welcher noch keine ausgemalte Abbildung bekannt war, ferner Testudo graeca sämmtlich nach lebendigen Exemplaren dargestellt. Die Schildkröte ist von Mogadore auf der Küste von Marocko und nahe verwandt mit T. graja, marginata und tabulata. Nicht geringern Werth haben die Zeichnungen von Cancer dromia, einer Ostindischen Krabbe, von Lepas anatifera, die doch, ungeachtet der längst bekannten entscheidenden Beobachtungen von Gerrit de Veer, noch immer für das Ey einer Entenart gehalten wurde, von Venus mercenaria und Pentacrinites fossilis. Diese neue Medusenpalme, wozu der Verf. eine in seiner Sammlung befindliche Gattung im Flözkalkstein aus Dorsetshire gewählt hat, mag zur Vergleichung mit dem im vorigen Hefte abgebildeten Encriniten dienen, da diese Versteinerungen zweyer verschiedenen, durch ihren Bau besonders merkwürdigen Geschlechter von Seegeschöpfen der Vorwelt oft verwechselt werden. In den ungeheuern fossilen Ochsenschädeln, die zumal in einigen Gegenden von Sibirien, zugleich mit Elephanten- und Rhinocerosknochen gefunden werden, könnte vielleicht das Urbild Bos Arni seyn. Er lebt in den gebirgigen Gegenden von Nord-Hindostan, soll von der Spitze der Hörner bis auf

den Boden 14 Fuß hoch, von schwarzer Farbe seyn, und in der Bildung Manches vom Hirsch und vom Pferde haben. Auch läßt sich eine solche Verwandtschaft nicht in dem hier abgebildeten Schädel verkennen.

St.

Chemie und Mineralogie.

Dr. *Joh. Christ. Ullmann's* mineralogische Beobachtungen. *Erstes Heft.* Marburg, in der akad. Buchhandlung. 1802. 160 S. mit 4 Kupfertafeln. 8.

Dieses erste Heft mineralogischer Beobachtungen, von welchen mehrere, ohne Bestimmung einer gewissen Erscheinungszeit, versprochen werden, beschäfftigt sich allein mit dem mehr berühmten als bekannten kleinen Gebirge bey der Stadt Frankenberg in Hessen. Dem Verf. gebührt der Ruhm, die natürlichen Verhältnisse dieses Landstrichs zuerst in ein helles Licht gestellt zu haben. Die erste Abhandlung: Von den Gebirgen der Landschaft an der Edder überhaupt, und denen in ihnen und zwar größtentheils in der Nähe der Stadt Frankenberg befindlichen Spuren alter verlassener Grubenbaue enthält einiges Historische und die allgemeine Uebersicht des Gebirgs, die Darstellung seiner Verhältnisse zum nächsten Urgebirge u. s. w.; aber über die innern geognostischen Eigenschaften des erstern wird man darin noch nicht belehrt. Rec. wendete sich nach Durchlesung derselben, nicht ohne einige Unzufriedenheit zur zweyten, in welcher er nur bergmännische Bemerkungen zu finden glaubte, denn sie führt die Ueberschrift: Von den in der Nähe der Stadt Fr. liegenden noch in Betrieb stehenden Kupfer- und Silberbergwerken. Allein sehr angenehm wurde er überrascht, als er hier eine Entwickelung der Gebirgs-Verhältnisse fand, die gewiß zu den wichtigern Beyträgen zur Geognosie gehört, und die den Kenntnissen und dem Beobachtungs-Geist des Vf. zur Ehre gereicht. Die ganz eigene, und — soviel Rec. bekannt — bis jetzt anderwärts noch nicht beobachtete Beschaffenheit dieser Ge-

gend

zend macht die Darstellung derselben um so interessanter. Nur das Wesentlichste davon kann und darf er hier erwähnen, um die Geognosten auf die kleine Schrift aufmerksam zu machen, welche mit Bedacht gelesen zu werden verdient. Das dortige neuere Flötz-Gebirge, welches auf Grauwacke ruht, die sich an die etwas entferntern Uebergangs und Urgebirge anlegt, besteht aus mehreren, ausführlich beschriebenen abwechselnden Lagen von Kalkstein, Sandstein und Thon, und ist durch Gänge und Gangklüfte häufig durchsetzt, und in seiner Schichtung zerrissen und verrückt. Die unterste Flötzlage besteht aus einem kalkartigen Sandstein mit Phytolithen; auf dieser ruhet das sogenannte Erzflötz, welches offenbar zum Schieferthon, und nicht — wie Einige geglaubt haben — zum bituminösen Mergelschiefer gehört. Dieses enthält die häufigsten Phytolithen in Erz verwandelt; (die bekannten Frankenberger Kornähren u. dgl.) darauf ruhen nun die übrigen zum Thon, Kalk- und Sandstein gehörigen neuern Flötze, welche nicht mit den neuern z. B. in Thüringen, am Harze, in Niederhessen u. s. w. beobachteten neuern Flötzgebirgen übereinkommen. Einmal hat man das Schieferthonflötz zum zweytenmal in einer höhern Lage über dem erstern wiedergefunden. Es scheint wohl keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß dieses Schieferthonflötz mit zum Schieferthon der sogenannten ältern Steinkohlen-Formation gehört; die in Erze und zum Theil in Steinkohlen verwandelten Ueberreste von Pflanzen, die sich darin finden, sprechen zu deutlich dafür. Wie sich die darauf liegenden Flötze zu der neuern Flötz-Formation in andern Gegenden verhalten, ist zwar nicht so klar; indessen scheinen sie doch alle aus der Periode der Bildung des Flötz-Sandsteins, und älterer Flötzlagen herzurühren. Neueres wenigstens und besonders der neueste sonst so weit verbreitete Flötzkalkstein mit Seegeschöpfen scheint dort ganz zu fehlen. Sehr gut und charakteristisch beschreibt der Vf. alle Arten von Phytolithen, die man bis jetzt in dem Frankenberger Gebirge beobachtet hat, und vier überaus gut gearbeitete Kupfertafeln erläutern diese Beschreibung. Der Vf. hat sich zugleich bemüht, die Perioden der Metall-Bildung in diesem Gebirge zu erforschen, und glaubt deren zwey in deutlicher Absonderung bemerkt zu haben. Dieser Beobachtung gemäß, numerirt und beschreibt er die vorkommenden metallischen Fossilien in zwey Abtheilungen, 1) die aus der ersten, 2) die aus der zweyten erzbildenden Masse. Bedeckung

kung erzeugten Fossilien. Gleiche Fossilien, welche aus beyden Bildungs-Perioden herzurühren scheinen, werden in einer dritten Abtheilung beschrieben.

Geognostische Untersuchungen über die Südbaltischen Länder, besonders über das untere Odergebiet; nebst einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Wasserstandes auf der nördlichen Halbkugel der Erde, und deren physische Ursachen. Von *E. F. Wrede*, Prof. der Mathematik etc. in Berlin. Berlin, in der Schüppelschen Buchhandlung. 1804. XX und 132 S. Mit 1. Kupf. 8.

Schon im Jahre 1794 erschien von demselben Verf. eine Schrift unter dem Titel: »Geologische Resultate und Beobachtungen über einen Theil der Südbaltischen Länder.« Man darf aber die neuere hier zu beurtheilende Schrift, nicht für eine neue Auflage oder Umarbeitung jener ältern halten. Die ältere beschäfftigt sich mit einer ausführlichen Beschreibung der geognostischen Verhältnisse, unter welchen uns die südbaltischen Länder, oder das Flußgebiet der Oder erscheinen, und legt die Gedanken des Verf. über die Entstehung dieses Küstenlandes dar. Der Verf. würde vielleicht manches in jenem Werkchen Gesagte jetzt berichtigen; aber dazu hat er wenigstens die vorliegende Schrift nicht bestimmt; sondern diese giebt nur einen kurzen Ueberblick der Beschaffenheit des untern Oderthales und der mit den Ufern der Ostsee theils, laut menschlicher Tradition, theils nach unverwerflichen Zeugnissen der Natur vorgegangenen Veränderungen, und geht von da zu Beobachtungen über den allgemeinen Wasserstand auf der Erdkugel, und zu dem daraus hergeleiteten Gedanken von einer Veränderung des Schwerpunkts dieser Kugel über, welchen der Verf. schon in den neuen Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin — III. Band S. 198; wiewohl nicht so ausführlich vorgetragen hat. Alles was derselbe in Bezug auf diesen Gedanken vorlegt, ist überaus scharfsinnig, und so wie der Gedanke selbst höchst interessant.

Der

Der Verf. folgt in seinem Ideengange Schritt vor Schritt den Thatsachen, welche geprüfte Beobachtungen als gewiß dargestellt haben, und entwickelt aus solchen Resultate und Sätze, die seine Hauptidee unterstützen, durch Berechnungen, gegen welche sich nichts einwenden läßt, so lange die Erfahrungssätze nicht geradezu umgestoßen werden. Er nimmt ferner zur Erklärung seiner zur Zeit nur noch durch Schlüsse abgeleiteten vermuthlichen Thatsachen keine andern Kräfte zu Hülfe, als die welche wir kennen, und in der Natur immer fort wirken sehen. Hierin sollte der Gang seiner Untersuchungen von jedem, der aus geologischen Beobachtungen Resultate zu ziehen gedenkt, zum Muster angenommen werden; denn offenbar werden alle sichern und wirklichen Fortschritte in der Geologie dadurch sehr aufgehalten, daß man noch immer zu freygebig in der Bestimmung ungeheurer, uns aber in der That nicht bekannter und nicht begreiflicher Kräfte ist, welche die Erscheinungen, die sich uns so groß darstellen, hervorgebracht haben sollen. Wir dürfen, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, gar nicht daran denken, in der Geologie irgend ein sicheres Gebäude aufzuführen, so lange wie uns nicht strenge darauf einschränken, nur allein aus den unbekannten physischen und chemischen Gesetzen und aus der Anwendung derselben auf erwiesene Thatsachen, Resultate zum Behufe einer Geschichte der Erde, oder vor der Hand nur der Erdrinde zu ziehen. In einigen andern Bemerkungen, und Vorstellungen, auf welche der Verf. von seinem Hauptgedanken nebenher geleitet wird, finden wir nicht ganz dieselbe Behutsamkeit angewendet; und in seiner Art, diejenigen zu bestreiten, deren Lehren, oder auch nur deren Beobachtungsweise von der seinigen abweichend sind, hätten wir einen mildern, weniger absprechenden Ton beyfallswürdiger gefunden. Dieß ist unser Urtheil im Allgemeinen; doch der Gegenstand sowohl als seine Behandlungsart durch den Vf. sind werth, daß wir unsere Leser mit beyden genauer bekannt machen, und ihnen den Ideengang des Vf. in gedrängter Kürze vorlegen.

Bemerkungen über die Wichtigkeit der Untersuchung niedriger aufgeschwemmter Küstenländer für die Geognosie, machen den Anfang. Wir bezweifeln solche im Mindesten nicht, und wir müssen besonders dann der Meinung des Verf. beytreten, wenn solche Untersuchungen mit dem Scharfsinn und dem umfassenden Blicke angestellt werden, mit welchen er die seinigen angestellt hat, und wenn sie von solchen Gesichts-

punkten aussehen, welche der Geognosie allein wichtig seyn können. Hiermit werden aber auch gewiß alle Geognosten einstimmen, und der spöttelnde Ton, in welchem der Verf. S. 2 von der von so Vielen als wichtiger angesehenen Untersuchung der hohen Gebirge redet, ist eben so unbillig als sein Tadel unverdient ist. Die hohen Gebirge bieten nicht allein weit mehrere interessante Gesichtspunkte und weit mehrere Aufschlüsse für Geognosie dar; sondern ihre Untersuchung ist selbst leichter, da die Form der Berge und Thäler, der Bergbau u. s. w. vielmehr von der innern Struktur der Erdrinde zu sehen geben, als dieses in den niedrigern Ländern der Fall ist. Es würden wohl nicht viele aufklärende Resultate aus der Beobachtung der letztern zu ziehen seyn, wenn die der erstern nicht vorausgegangen wäre. Ueberdieses haben wohl unter zehn Geognosten, neune Gelegenheit, irgend ein größeres oder kleineres Gebirg zu untersuchen, wenn es dem zehnten verstattet ist, Niederungen und Seeküsten auf eine so ausgedehnte Strecke zu beobachten, als diese beobachtet werden müssen, wenn etwas daraus geschlossen werden soll. Sehr wohl verdient dagegen der vom Verf. gegebene Wink beachtet zu werden, daß die geognostischen Untersuchungen mit der Frage über die Bildung der Gebirgs-Formen (oder der Formen des festen Erdbodens überhaupt) anfangen und erst, wenn diese beantwortet ist, zu der Frage über die Entstehung der Gebirgs-Massen übergehen müssen. Zur Beantwortung dieser zweyten Frage fehlt es uns noch gar sehr, an Materialien nicht sowohl, als an sichern Grundsätzen. In Ansehung der ersten geht die Hauptvorstellung des Verf. dahin: »das strömende Höhenwasser, also der wässerige Niederschlag aus der Atmosphäre, hat unter Mitwirkung der »Wellenschläge des Meeres bey der Bildung der Bergzüge, »oder, welches eben so viel sagt, bey der Einfurchung der Thäler, sie mögen trocknes Land, oder mit Wasser bedeckt seyn, »fast alles gethan.« Diese Vorstellung ist auch jetzt fast allgemein als die richtige anerkannt, und nur wenige Geologen suchen ihr noch ihre sonderbaren ausschweifenden Hypothesen entgegen zu setzen. Dem Hrn. Geheimen Rath Heim in Meiningen gehört das Verdienst, die Bildung der Gebirgsformen durch Höhen-Wasser zuerst ausführlich und klar dargestellt zu haben, in seinem berühmten Aufsatze: über die Bildung der Thäler (s. Voigts mineralogische Abhandlungen Th. III). Unser Verf. bringt diese Ansicht in eine nähere

Be-

Verbindung mit dem Verhalten der Meere, und bemerkt S. 11, daß der Anfang der Eintiefung des Wassers unstreitig an den Küsten derselben zu suchen sey; daß da wohl die erste Abdachung entstanden sey und den Abfluß der Wasser von den Höhen nach sich gezogen haben möchte. Nun bieten die niedrigsten Seeküsten eine merkwürdige Erscheinung dar. Ungeheure Blöcke von den ältesten Gebirgsarten, Granit und Gneus finden sich an und in der Ostsee und im niedern Odergebiet, isolirt in dem aufgeschwemmten Boden. Soll man diese als Ueberbleibsel von Gebirgen und Felsen ansehen, die sich an derselben Stelle, wo sie jetzt liegen, befanden, und hier zerstört worden, und in sich zerfallen sind, oder haben die Fluthen diese Trümmern von den entfernten noch heut zu Tage vorhandenen Urgebirgen herbeygeführt? Sind sie im letztern Falle weit hergeschwemmt worden, oder erstreckten sich wenigstens von jenen Gebirgen lange jetzt aber zerstörte Arme bis nahe an die Gegenden unserer Niederungen hin, wo wir die Blöcke liegen sehen? Der Verf. erklärt sich für das Herbeyschwemmen, und läugnet selbst das ehemalige Daseyn solcher langen bis in die Niederungen herein reichenden Gebirgsarme. Beydes aus guten Gründen, zu welchen wir nur den einzigen nicht rechnen können, welcher von der Verschiedenheit der Struktur und Mischung, z. B. der Granitblöcke, die sich in kleinen Distrikten nahe bey einander finden, hergenommen ist; denn diese nämliche Verschiedenheit findet man z. B. an den Granitfelsen eines jeden nicht zerstörten Gebirges ebenfalls, wo doch alle übrigen Umstände darthun, daß dieser so verschieden gemengte und geformte Granit doch von einerley Formation ist. Zu den weit bessern und schon für sich allein hinreichenden Gründen gehört: daß die Blöcke, wo man sie nur irgend hat untersuchen können, auf und in den Schichten des aufgeschwemmten Landes liegen, daß Braunkohle, Torflager, Lager mit eingemengten Versteinerungen und Bernstein-Muschel-Bänke u. s. w. ihre Unterlagen ausmachen. Die langen Hügelreihen, die aus solchen Trümmern bestehen, könnten vielleicht manchen verleiten, wenigstens hier auf eine Zerstörung eines Urgebirgs an Ort und Stelle zu schließen; aber auch dagegen führt der Verf. erhebliche Einwendungen an, und Umstände, welche vielmehr in diesen Fällen ganz deutlich auf das

An-

Anschwemmen hinweisen. Hat man sich hiervon überzeugt: so kömmt man auf die ganz natürliche fast zur Gewißheit werdende Vermuthung, daß das ganze flache Land um die Ostsee her bis an die hohen Gebirge, ehemals ein einziges und weit tieferes Meer gewesen sey, welches die von den Urgebirgen und besonders aus ihren jetzigen Thälern herabgeführten Trümmer ausgefüllt haben. Doch auch eine geraume Zeit nach der dadurch erfolgten großen Erhöhung des Meerbodens muß derselbe noch von dem Gewässer bedeckt gewesen seyn, dafür sprechen deutliche Urkunden, und nur allmählig hat sich die Ostsee bis zu ihrem heutigen Wasserstande verkleinert. Dieser Ideengang führt den Verf. auf die bekannte Beobachtung: daß sich noch in den neuern Jahrhunderten der Wasserstand der Ostsee vermindert hat. Er erwähnt der verschiedenen Erklärungen, die man zeither von dieser Erscheinung zu geben suchte, und zeigt wie unzureichend sie sind. Die vermeintliche Zunahme der organischen Körper auf der Erde, die Ausdünstung des Meeres, die angenommene Vermehrung des Eises um die Pole können nicht die Ursachen davon seyn. S. 50 beweist der Verf. durch eine nicht schwere Ausrechnung, daß selbst das Schmelzen alles wahrscheinlich in den Polargegenden befindlichen Eises dem sämmtlichen Meerwasser auf der ganzen Kugel eine sehr geringe Erhöhung geben würde; sie kann kaum 1 Fuß betragen.

Wir kommen nun zu dem Hauptgedanken des Verf., dessen Ausführung der größte Theil dieser Schrift gewidmet ist. Man kann die Erdkugel in zwey Halbkugeln abtheilen, so daß sich auf der einen fast alles feste Land, und auf der andern fast lauter Wasser mit einigen Landspitzen und Inseln, und der tiefste Ocean befindet. Diesem tiefsten Ocean gerade gegenüber stehen die höchsten Länder und Gebirge, unter denen die beträchtlichsten ziemlich genau in einer von Norwegen und Schweden, durch die Alpen und das feste Land von Afrika bis an dessen Südspitze gezogenen Linie hin liegen. Dagegen finden sich in Neuholland und andern großen Südsee-Inseln keine Gebirge, die den Schweitzer und Tyroler Alpen, oder auch nur den nordischen Gebirgen an Höhe gleichkommen. Dieses zeigt, daß die Australischen Inseln eigentlich die Tafeln und Gipfel der südlichen hohen Gebirge sind, deren Basis in ungeheuern Tiefen unter der Oberfläche des Oceans liegen, und es ist nicht Hypothese, sondern Thatsache, wenn

man

man sagt: die eine Hälfte der Erdkugel ist tiefer in das Wasser eingetaucht als die andere, die größtentheils aus trocknem Lande besteht, und deren Meere bey weitem nicht die Tiefe der südlichen großen Oceane haben. Wäre nun der feste Theil der Erdkugel etwas um seinen Mittelpunkt durchaus von gleichförmiger Dichtigkeit und specifischem Gewicht: so müßte sein Mittelpunkt selbst zugleich der Schwerpunkt der ganzen Kugel, oder um astronomisch richtiger zu sprechen, des Sphäroids, seyn. Die Erscheinung, die wir an der Lage der Oceane wahrnehmen, könnte nicht statt finden, sie wäre schlechterdings unmöglich; denn das Wasser würde sich nach den Gesetzen der Schwere, und nach den Veränderungen die der Umschwung der Erde in diesen hervorbringt, vertheilen, d. i. gleichförmig, und nur so, daß es sich nach dem Aequator, als dem größten Rotations-Kreis zu anhäufte. In diesem Falle müßte es in der heißen Zone 10500 Pariser Fuß hoch stehen. Aber wir finden die Sache ganz anders; die heiße Zone enthält mehrere sehr ausgedehnte feste Länder, die höchsten Gebirge, auf der einen Seite zwar einen Theil des großen Oceans; auf der andern aber nur ein Meer von verhältnißmäßiger unbeträchtlicher Tiefe; und in den Gegenden, wo die schwächere Rotation das trockne Land stehen lassen sollte, ist das unergründliche Meer. Der Verf. zeigt wieder durch Berechnung, daß sogar das atlantische Meer den größten Theil seines Wassers nur der schnellen Rotation der Erde verdankte, und daß dieses Meer ein fast ganz trocknes Thal seyn würde, wenn sich die Erde nur in 96 Stunden um ihre Axe drehete. Es ist also unter diesen Umständen gar nicht möglich, daß der Mittelpunkt des festen Sphäroids zugleich der Schwerpunkt des ganzen mit Wasser bedeckten Erdballs seyn kann; sondern eine Excentricität des Schwerpunkts wird zur Thatsache, die aus diesen erwiesenen Voraussetzungen unwidersprechlich folgt. Findet sie statt, oder mit andern Worten, ist die eine Hälfte des festen Sphäroids specifisch leichter als die andere: so werden die Flüssigkeiten, welche leichter als die feste Masse sind, sich auf dieser Seite mehr anhäufen, die andere Hälfte größtentheils trocken lassen, und dadurch eine neue sphäroidische Wasserfläche bilden, die ihren Schwerpunkt wieder in der Mitte hat. Wir wiederholen es: es ist erwiesene Thatsache, daß dieses so ist; man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man es Hypothese nennen wollte. Aber

der

der Gedanke, und die lichtvolle erste Darstellung davon gehört, unsers Wissens, ihm und ist neu.

Eben diese Thatsache aber, in Verbindung mit andern aus dem Gebiete der Geognosie entnommenen, führt ihn nun weiter zu einer wirklichen, aber auch sehr scharfsinnigen Hypothese, nämlich zu dem Satz: daß die Excentricität des Schwerpunkts nicht von jeher vorhanden, oder nicht von jeher dieselbe war; sondern daß sie erst nach und nach entstand; daß der Schwerpunkt verrückt wurde. Die Spuren von ungeheuern Fluthungen und Auswaschungen auf dem trocknen Lande, die Ueberbleibsel von Seegeschöpfen auf demselben, und zwar bis zu einer Höhe von acht bis zehntausend Fuß über der heutigen Meeresfläche, und andere sichere Beweise, daß fast alles jetzige feste Land ehedem Meeresgrund war, führen dahin, und es läugnet Niemand, daß das Meer von den Gebirgen abgeströmt seyn muß. In diesem Satze sind die Geologen einig; aber sie haben sehr verschiedene Mittel und Kräfte auszusinnen gesucht, um die Art wie dieses zugegangen seyn soll, deutlich zu machen. Unser Vf. will dazu keine andern Kräfte aufgeboten wissen, als die der allgemeinen Schwere, deren Wirkungen wir in den größten und in den kleinsten physischen Erscheinungen erkennen; er verlangt nur einen hinlänglichen nicht von Legenden und Traditionen beschränkten Zeitraum dazu; er glaubt durch die Verrückung des Schwerpunktes der Erde, welche die Gewässer von der einen Halbkugel hinweg über die andere herüber zog, die Sache erklären zu können. Die Idee ist gewiß einfach und schön, und die in die Augen fallenden Erscheinungen reden ihr von allen Seiten selbst das Wort. Sehr gut ist es dem Verf. gelungen (S. 87 f.) zu zeigen, wie zu einer solchen Verrückung — allmähligen Verrückung — keine ungeheuern Revolutionen, keine totale Veränderung des Innern unserer Erde erforderlich sind; sondern wie eine im Ganzen nicht sehr merkliche Veränderung, besonders auf oder nahe an der Oberfläche, als dem vom Schwerpunkte am weitesten entfernten Theile, Oxydation und Desoxydation, oder sonst ein chemischer oder mechanischer Proceß dazu den Anfang machen konnte, und wie nach dem einmal erfolgten Anfange zur Störung des Gleichgewichts die Abströmung der Gewässer entstehen und fortdauern mußte. Diese ganze Vorstellung leitet auf manche interessante Folgerungen. Sie kann noch

ime.

immer fortdauern, ohne daß den Erdbewohnern deßhalb vor furchtbaren Scenen bange zu werden braucht. Wenn z. B. die Abnahme des Wassers in der Ostsee und andern nördlichen Meeren noch immer fortgeht, und eine Folge davon ist: so zeigt schon die Langsamkeit, mit welcher sie fortschreitet, und welche sie nur nach Jahrhunderten merkbar macht, wie allmählig dieser Proceß fortgeht. Eine sehr merkwürdige Beobachtung erhält durch die Vorstellung des Verf. Licht und Interesse, indem sie zugleich eine der Thatsachen bestätigt, auf welche sich diese Vorstellung gründet. Wir wissen, daß die Menge der australischen Inseln, die durch ungeheure Meeresstrecken getrennt sind, von Völkerstämmen bewohnt werden, die in Bildung, Sitten und Sprache sich deutlich als die Ueberbleibsel eines einzigen Volkes darstellen, und wir begreifen nicht wie diese Völker bey denen keine Spur von den zu weiten Seereisen nöthigen Kenntnissen zu finden ist, die entferntesten Inseln mit ihren Kolonien bevölkern konnten. Nach der Vorstellung des Verf. aber sind diese Inseln nur die Gebirgsflächen eines zusammenhängenden allmählich aber untergetauchten Landes, und das Wunder ihrer Bevölkerung schwindet, wie alles Wunderbare vor dem Lichte der physischen Gesetze verschwinden muß. Wenn übrigens der Verf. durchaus nur ein einfaches, einmaliges Zurückziehen des Wassers annehmen, wenn er nicht zugeben will, daß solches mehrere Male an einen Ort, den es schon einmal verlassen hatte, wieder zurückgekehrt sey: so können wir ihm darin nicht beystimmen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß gewisse, offenbar in entfernten Zeiträumen auf einander gefolgte Bildungen von Gebirgslagern und andere Veränderungen unter einem und demselben Meere vorgegangen seyn sollten. Es kommen Erscheinungen vor, die das Zurückziehen und Wiederkommen der Gewässer deutlich zu beweisen scheinen; z. B. die verschiedenen Gangformationen, wo Spaltung und Ausfüllung in ganz verschiedenen Zeiträumen sich wiederholt haben. Die bey manchen Gängen sowohl als Flözlagerungen sich aufdringende Vermuthung, daß sie neuer als ein Theil der vom Zurückströmen der Fluthen bewirkten Thalbildung sind, und das Vorkommen von Pflanzen und Thieren, die nicht zu den Wassergeschöpfen gehören in Lagern, welche wieder von neuern unter dem Meere gebildeten Lagern bedeckt sind, gehören ebenfalls hieher. Es widerspricht auch die Idee von einer mehrmaligen Wiederholung der-

sel-

selben Begebenheit, der Vorstellung des Verfassers im mindesten nicht. Der von ihm erforderte große Zeitraum wird nur dadurch vergrößert, und dieses möchte wohl der geringste Grund zu Zweifeln seyn.

Dieß ist es, was wir unsern Lesern vom Inhalte des wesentlichsten Theiles der vor uns liegenden Schrift, umständlich darlegen zu müssen glaubten. Wir haben uns bemüht, ihnen seine Gedanken unverstellt wiederzugeben. Wir hoffen, daß man unser Urtheil darüber der Gerechtigkeit angemessen finden wird, welches für den Verf. durchaus günstig bleibt, so lange er die Grundsätze nicht verläßt, die er selbst für die Einrichtung einer richtigen und analogischen Schlußfolge in geognostischen Untersuchungen aufgestellt hat. Er ist ihnen in dem nur gedachten wesentlichen Theile seiner Abhandlung wirklich treu geblieben; gegen das Ende derselben aber, ungefähr von S. 106 an, behandelt er, weniger befriedigend, Gegenstände, die er füglich mit Stillschweigen hätte übergehen mögen. Die bekannte Beobachtung des Vorkommens von fossilen Ueberresten südlicher Thiere und Pflanzen in den nördlichen Climaten, bewegt ihn, ohne Bedenken eine große Veränderung in der Schiefe der Ecliptik anzunehmen. Er steht nicht an, die Beobachtungen der neuern Astronomen, und besonders die von Laplace über diesen Gegenstand, wenigstens das daraus gezogene Resultat, daß jene Veränderung sich nur in einer sehr engen Gränze halte, für unrichtig zu erklären Er stützt diese kühne Behauptung auf alte unsichere Nachrichten von Hipparch und Erathostenes, obgleich die des Ersten schon von Strabo verdächtig gemacht worden sind, und obgleich wir bey unsern Fortschritten der Astronomie gar nicht nöthig haben, die ungewissen Angaben der Alten mit den Beobachtungen unserer Zeit zusammen zustellen, was wir in der That nicht thun dürfen, ohne Verwirrung zu veranlassen; denn wir wissen zu gewiß, daß die Alten in Beobachtungen dieser Art zu weit hinter uns zurück waren. Er glaubt, durch einige Berechnungen, welche aber auf sehr unsicheren Voraussetzungen gegründet sind, zeigen zu können, daß eine vormalige sehr große Schiefe der Ecliptik, und eine Veränderung derselben mit seiner Hypothese in enger Verbindung stehe, und daß die Abnahme dieser Schiefe nach und nach in vermindertem Verhältnisse statt finde. So macht er auch die Bemerkung: daß

un-

unter den fossilen animalischen Ueberresten bis jetzt keine menschlichen Gebeine gefunden worden sind, verdächtig, und glaubt, daß Untersuchungen in der Südsee und auf den Inseln derselben, welche vielleicht von dem ältesten Menschengeschlechte bewohnt worden seyen, erst hierüber nähere und bessere Aufschlüsse geben könnten. Doch diese Gedanken sind nicht sehr ausgeführt, und machen eigentlich nur einen Anhang des Ganzen aus, welches darum nicht minder scharfsinnig und wichtig bleibt.

Kp.

Botanik.

Flora Britannica, auctore *Jacobo Eduardo Smith*, M. D. Societatis Linnaeanae praeside etc. Recudi curavit additis passim adnotatiunculis *J. J. Roemer*, M. D. *Vol. I.* 1 Alphab. 5 Bog. — *Vol. II.* 1 Alphab. 8 Bog. — Turici, typis Gessneri. MDCCCIV. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Smiths britt. Fl. ist den Pflanzenforschern schon so bekannt, daß wir sie hier nur auf diese schöne Ausgabe derselben aufmerksam machen, und den Herausgeber bitten, die folgenden Theile mit mehreren belehrenden Anmerkungen, aus dem Schatze seiner botanischen Kenntniße, zu bereichern.

Botanische Briefe an Herrn Professor Kurt Sprengel zu Halle. Ein Anhang zu seiner Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse, für die Besitzer dieses Buchs; von Dr. Fr. Weber. (Mit dem Motto: Multum magnorum virorum judicio credo; aliquid tamen & meo vindico.) Kiel, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1804. 7 Bog. 8. 12 gr.

Der Verfasser, überzeugt, daß Manches in Sprengels bekannter Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse, so wie es da stehe, besonders den Anfänger leicht auf Abwege leiten könne, legt hier dem botanischen Publiko seine scharf-kritischen Bemerkungen über jene Schrift, und insonderheit über den systematischen Theil derselben, in vier Briefen an den Herrn Professor öffentlich dar. Er bedauert es in dem ersten und zweyten Briefe, daß jener in seiner viel gelesenen Schrift die Algen und Schwämme ganz übergehe; keine Definition von den kryptogamischen Gewächsen gebe, und doch die Definition des Linné und Willdenow so streng tadle, und bey den öftern Vergleichungen der Kryptogamen mit Sexual-Pflanzen fast immer nur die Alltäglichsten Arten als Beyspiele anführe, was dem Anfänger sehr unangenehm seyn müsse. Hierauf rügt er es, daß dort von den Opegraphen behauptet werde: sie wären den Salzblüthen ähnlich; und von den Farnkräutern: es zeige sich bey den meisten derselben nichts, was auf Duplicität der Befruchtungswerkzeuge schließen laße; und es doch gleichwohl in der Folge hier von ihnen heiße »sie pflanzten sich aus Saamen »fort« da man sich denn beyde Behauptungen mit einander vereiniget nicht leicht als wahr und richtig denken könne. Er mißbilliget es sehr, daß dort das Daseyn oder die Abwesenheit des Annulus als das einzige Merkmal, welches man von der Gestalt der Früchte entlehnen könne, angegeben sey; da es doch bekanntlich, nach Mohrs Observ. bot. vier Haupt-Arten von Kapseln, geschickt, die ersten systematischen Eintheilungen jener Gewächse zu begründen, gebe — und zeigt dann Herrn Sprengel ausführlich, wie bey Bestimmung, Beschreibung und Zeichnung der einzelnen Gattungen und Arten; so wie auch ihrer besondern Theile, in jener Einleitung so Manches offenbar weit genauer und richtiger hätte bestimmt, beschrieben und abgezeichnet werden können und sollen, als es, leider, geschehen sey. In dem dritten und vierten Briefe rügt er wieder eben so höflich und kalt, aber daher nur desto schärfer das Undeutliche und Ungewiße, das Mangelhafte und Irrige, was dort, theils im Allgemeinen, theils von den einzelnen Gattungen und Arten der Laub- und After- (Leber-) Moose und der Flechten gesagt und behauptet worden ist. Und nachdem nun der Verfasser den Herrn Professor

fessor so überall artig zurecht gewiesen hat, gesteht er freymüthig, daß auch er da, wo er in neue Irrthümer gerathen zu seyn überwiesen werden könne, sich gern belehren, und als Wahrheitsfreund und Forscher von seinem Gegner sich gern zu recht weisen lassen werde. Das botanische Publikum, was immer dabey gewinnt, wenn zwey ihm so rühmlichst bekannte Männer einen so schwierigen Gegenstand, als die Kunde der kryptogamischen Gewächse ist, wiederholt untersuchen, wird diese lehrreichen Briefe mit Nutzen und Vergnügen lesen.

Phytographische Blätter. Verfasset von einer Gesellschaft Gelehrten und herausgegeben von *G. F. Hoffmann*, Prof. etc. *Erstes* und *zweytes Stück*. Göttingen, bey Schröder. 1803. brosch. 8½ Bog. mit 8 ausgemalten Kupfern. 8. 1 Rg. 16 gl.

»Der Plan zur Errichtung einer literärischen Verbindung, »welche allein die Aufnahme und Verbreitung der wissen»schaftlichen Pflanzenkunde zum Endzweck hat,« — sagt der Herausgeber in der Vorrede — »ist gleich Anfangs »mit so vieler Theilnahme unterstützt worden, daß gegen»wärtige phytographische Blätter herausgegeben werden »konnten, zu deren weitern Fortsetzung die folgende An»zeige der Mitglieder keiner weitern Verbürgung bedarf.« Nach Angabe dieses Verzeichnisses sämmtlicher Ehren- ordentlicher oder aktiver und außerordentlicher Mitglieder jener Gesellschaft, an der Zahl 72, worunter man mit Vergnügen die rühmlichst bekannten Namen unserer vorzüglichsten Pflanzen-Forscher erblicken wird, findet man denn hier so gleich von Einigen derselben für das Studium der Gewächskunde mehr oder minder wichtige Beyträge. Als besonders wichtig zeichnen sich aus: Novae Species Plantarum Capensium, vom Hrn. Ritter Thunberg, und: Supplementa ad Observationes botanicas, vom Hrn. Prof. Retzius, (mit einem Kupfer, Holmskioldia sanguinea.) — indem man aus jenen schönen Beschreibungen über 50 neue Kap-Pflanzen-Arten, und aus diesen Zusätzen gleichfalls einige neue Arten, die alle noch in den Spec. Plantarum von

Willdenow fehlen, kennen lernen kann. Auch sind die hiernächst vom Herrn Prof. Link mitgetheilten Beobachtungen über Cardamine hirsuta und C. sylvatica, nach welchen jene vier, diese aber sechs Staubfäden hat, und in Deutschland einheimisch ist, so wie Ebendesselben Bemerkungen über einige Arten der Gattung Carex, nicht weniger lehrreich. In den übrigen Beyträgen aber, worin z. B. der Herausgeber einige Aster- und Ehrenpreis-Arten, als merkwürdige oder seltene Pflanzen aus dem botanischen Garten zu Göttingen, desgleichen auch das Satyrium Epipogium Lin. und Equisetum pratense Ehrh. beschreibt und abgebildet darstellt, haben wir eben nichts Neues oder Merkwürdiges finden können.

Az.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Jo. Gurlitti Lectionum in Novum Testamentum Specimen tertium. Hamburgi. 1805. 20 Seit. 4. Specimen quartum. Ebend. 1805. 28 Seit. 4.

Die Freunde der biblischen Exegese kennen bereits des Hrn. Direktor Gurlitt's zweckmäßige Methode, die Schriften des N. T. zu interpretiren, aus den früheren Abtheilungen dieser gelehrten Arbeit; sie werden auch diese Fortsetzung gewiß mit Dank annehmen. Im Wesentlichen ist seine Manier zu interpretiren, ganz die des sel. Morus. Der Sinn und Zusammenhang der einzelnen Verse wird in einer deutlichen und schönen Sprache dargelegt und die erforderlichen grammatischphilologischen Erläuterungen aus dem hebräischgriechischen und reingriechischen Sprachgebrauch werden in einem solchen Maaße hinzugefügt, daß die Gränzlinie zwischen dem zu viel und zu wenig gehörig beobachtet wird. Mit eben der Mäßigung werden auch die Erklärungen anderer Ausleger angeführt und gewürdigt. Nur einmal, nämlich S. 19 und 20 in dem Specim. quarto (über die

Frage:

Frage: ob die Juden zur Zeit ihrer Abhängigkeit von den Römern das Recht über Leben und Tod hatten) scheint uns der Verf. eine ausführlichere Erörterung geliefert zu haben, als für die nächste Bestimmung dieser Lectionum nöthig war. — Beyde Specimina behandeln übrigens Abschnitte des Johanneischen Evangelium's. In dem 3ten Specim. ist nämlich das 21te Kap. erklärt und zugleich die Aechtheit desselben untersucht. Das Spec. quartum aber enthält eine Erklärung des 18ten Kap. Kann man freylich über so oft bearbeitete Abschnitte nicht viel Neues erwarten: so wird man dennoch hin und wieder eigenthümliche Ansichten und Bemerkungen, welche Prüfung verdienen, mit Vergnügen antreffen. Rec. will Einiges ausheben. Bey der schwierigen Stelle Kap. 21, 20 — 22 verwirft Hr. G. die bisherigen Erklärungen; er nimmt an, daß V. 20 das Wort ἀκολουθοῦντα auszustreichen sey, so daß Petrus bloß durch einen Blick auf Johannes veranlaßt, Jesum frage: κύριε, οὗτος δὲ τί; und zwar in dem Sinn: »Was »wird denn diesen für ein Loos treffen?« Die Worte Christi V. 20 ἀκολούθει μοι soll Petrus wirklich von dem ihm bevorstehenden Kreuzestode verstanden und Jesus soll die Frage οὗτος δὲ τί; V. 22 ganz im Sinne des Petrus beantwortet haben. Allein dieser Vorschlag ist doch etwas gewagt. Das Wort ἀκολουθοῦντα scheint hier einem spätern Einschiebsel gar nicht ähnlich. Auch sehen wir nicht ein, wie schon Petrus bey den Worten Christi V. 18 und 20 an seine Todesart habe denken können. Uns deucht es daher auch am besten, die Frage οὗτος δὲ τί im natürlichsten Sinne zu nehmen: »Was soll denn dieser? Wozu soll dieser dich »jetzt begleiten?« Für den lebhaften Petrus, der so gern der Erste im Besitz des Vertrauens und der Liebe seines Lehrers seyn wollte, paßt diese Frage recht gut. Die Antwort Jesu nehmen wir nun auch ganz im eigentlichen Sinn, so daß wir bey μένειν suppliren σὺν ἐμοί. Die ganze Erzählung aber V. 18 — 22, die offenbar ein fragmentarisches Ansehen hat, scheint uns aus einer Unterredung herzustammen, welche Jesus vor seinem Tode mit seinen Jüngern hielt. Die Erzählung war durch Tradition dunkel und unbestimmt erhalten worden, und würde nachher auf eine nicht ganz richtige Weise angewandt. Vielleicht daß Jesus die Worte ἀκολούθει μοι V. 19 gar nicht zu Petrus; sondern zu Johannes mit einem Blicke auf ihn sagte, und als darauf

Petrus seine Verwunderung bezeugte, daß nur Johannes den Herrn begleiten sollte, ihm die Antwort gab: »Wenn ich »nur diesen bey mir haben will, bis dahin daß ich zu euch zu»rückkehre, was geht das dich an?« An ein prorsus abire und evanescere braucht man bey ἔρχομαι nicht zu denken. — Hr. G. hat übrigens mit mehreren und einleuchtendern Gründen als seine Vorgänger (unter denen aber Paulus im N. Repertorium für bibl. und morgenl. Lit. 2ter Th. S. 327 ff. von ihm nicht verglichen zu seyn scheint) gezeigt, daß das 21ste Kap. nicht vom Johannes herrühren könne. (Unter Nr. 2 S. 17 hätte noch wohl angeführt werden können, daß von dem Inhalte des 21ten Kap. bey den übrigen Evangelisten nichts gefunden wird.) Hr. G. nimmt übrigens an, daß das 21te Kap. zweyen verschiedenen Verfassern zugeschrieben werden müsse; Einer habe V. 1 — 14 die Erzählung von der dritten Erscheinung Christi, ein anderer aber V. 15 bis zu Ende die Weissagung von Petrus und Johannes hinzugefügt. Hr. G. glaubt nämlich wegen des 14ten V., daß das ganze Kap. nicht von einem und demselben Verfasser seyn könne; dieser würde den 14ten V. am Ende des Kap. gesetzt haben. Wie aber wenn der 14te Vers ein späteres Einschiebsel wäre? Er hat ganz das Ansehen; der 15te Vers schließt sich nur an den 13ten gut an. Schließen wir den 14ten Vers als Glossem in eine Parenthese, so läuft die Erzählung sehr gut fort, und das ganze Kap. kann ohne Bedenken als das Produkt eines spätern Verfassers gelten. — In dem Specim. quarto über Kap. 18 zeigt Hr. G. sehr richtig, daß der 24te Vers, wie auch schon andere Ausleger behauptet haben, nach dem 13ten Verse zu setzen sey, und zugleich äussert er die, so viel wir wissen, noch von keinem andern Interpreten vorgetragene Conjectur, daß die Verse 25 — 27 entweder vor dem 19ten Vers stehen, oder für unächt gehalten werden müßten. Rec. möchte für die Versetzung stimmen. Die in den Versen 17, 18, 25 — 27 enthaltene Erzählung von der dreyfachen Verläugnung des Petrus ist durch die jetzige Stellung auf das unnatürlichste zerrissen; auch unterbrechen die Verse 25 — 27 die Erzählung von dem Verhör bey'm Caiphas und von der Wegführung Christi zum Pilatus eben so unpassend. Sicher hatte ein Librarius in sehr alten Zeiten in seiner Handschrift die Stelle (V. 25) von εἶπον οὖν αὐτῷ bis ἐφώνησεν (V. 27) nach Vers 18 durch ein Versehen aus-

ausgelassen; als er bis τὸν ἀρχιερέα (V. 25) fortgeschrieben hatte, entdeckte er die Auslassung und ließ nun die ausgelassenen Verse hinterher folgen, indem er die letzten Worte des 18ten Verses ἦ δὲ μετ' αὐτῶν ὁ Πέτρος ἑςὼς καὶ θερμαινόμενος mit einer unbedeutenden Veränderung wiederholte, um die ausgelassenen Verse an der unrechten Stelle einigermaaßen schicklich anzuknüpfen. Wer den gewöhnlichen Text unbefangen überließt, wird gewiß an der hohen Wahrscheinlichkeit dieser Conjectur gar nicht zweifeln. — V. 38 sollen die Worte des Pilatus: Τί ἐσω ἀλήθεια den Sinn haben: »Was willst du doch mit dem Worte Wahrheit sa»gen, das kann und mag ich nicht untersuchen; ich sehe »wohl, ein Civilverbrechen hast du nicht begangen.« Hr. G. nimmt nämlich jene Worte nicht interrogative; sondern exclamative. Hierin stimmen wir bey; wenn gleich wir zugeben möchten, daß Pilatus als gebildeter Römer jene Worte mit Hinsicht auf die Unsicherheit alles subjectiven Forschens nach Wahrheit ausgesprochen haben könne. Die Richtigkeit der Bemerkung des Hrn. Verf. »Si hic esset »dicti sensus, Pilatum philosophum fuisse, certe philoso»phia quodammodo imbutum, aliunde constare de»beret« — will uns nicht einleuchten. Doch die Unterredung zwischen Pilatus und Jesus ist uns wahrscheinlich nicht vollständig überliefert; es läßt sich also über den Sinn jener Worte nicht streiten. — Bey'm 40ten Vers äussert Hr. G. die Vermuthung, daß die Juden (natürlich von schurkischen Priestern angefeuert), da Pilatus Jesum nicht verurtheilen wollte, einen starken Tumult erregt hätten, und daß dadurch Pilatus, weil er nicht Truppen genug hatte, den Tumult zu unterdrücken, bewogen worden wäre, den Unschuldigen aufzuopfern. Man kann es auch in diesem Falle nur bedauern, daß wir so dürftige Nachrichten über die nähern Umstände bey der Verurtheilung und Hinrichtung Jesu haben.

Fm.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Düdsge ör Sassisge Singedigte, Gravsgriften, Leder, singbare Vertelsels un wunderbare Eventüre sunst nömt Romansen un Balladen mit ener Anwising, dat Högdüdsge un dat Düdsge in hël korter Tid rigtig uttospreken, to lesen un to sgriven van C. H. Wolke. Leipsig, (Lips) bi Reclam. 1804.

Oder:

Düdsge or Sassische Singedigte, Gravsgriften, singbare Leder, Vertelsels un wunderbare Eventüre (Romansen un Balladen nömt,) mit ener Anwising, dat Högdüdsge un dat Düdsge in hël korter Tid rigtig to lesen un to sgriven. Van C. H. Wolke. In Commission bei den Heren Bockhändlern Crusius in Leipsig, Vieweg in Brunswik un Campe in Homborg. 1804. 24 Bog. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Es war dem Rec., der schon vor mehreren Jahren in mehreren Blättern des Allgem. Literar. Anzeigers, der zu Leipzig herauskam, einen ähnlichen Gegenstand behandelt hat, ein nicht unangenehmer Anblick, Herrn W. auf demselben Wege zu finden, die vernachlässigte Sassensprache ihrer unverdienten Verachtung, so viel es sich jetzt noch thun läßt, zu entreißen. Die Vorerinnerung des hier anzuzeigenden Buches enthält gegründete Klagen über diese Vernachläßigung und Herabwürdigung einer Sprache, die, wie

wie schon der verstorbene Michaelis in einer 1750 zu Göttingen gehaltenen Rede, woraus auch hier Auszüge gegeben werden, zeigte, unläugbare Vorzüge vor der Meisner oder Obersächsischen und Oberdeutschen Mundart hat. Die Gründe und Veranlassungen dieses Sinkens sind hier ganz richtig angegeben; es ist aber eine Aenderung, wodurch die Sassensprache wieder gehoben werden könnte, so lange nicht zu erwarten, als noch, wie z. B. im Hannöverschen, sogar obrigkeitliche Befehle vorhanden sind und ausgeführt werden, in den niedern Schulen das sogenannte Hochdeutsche zu Verdrängung des sogenannten Plattdeutschen zu reden und zu schreiben, was, wie Jedermann einsieht, ein sehr kräftiges Mittel ist, die Sassensprache immer mehr zu verdrängen. Die verschiedenen plattdeutschen von Jahr zu Jahr gemischter, mangelhafter und regelloser werdenden Mundarten, worein die Sassensprache allmählig herabgesunken ist, beweisen dieß sehr augenfällig. Mit welchem Rechte man aber dieß thue, mögen diejenigen beantworten, die dergleichen Befehle geben. Man sieht vermuthlich schon aus diesen Aeusserungen, daß ich der Meinung bin, die vielleicht Herrn W. Aeusserung S. XX zu widersprechen scheint — aber auch nur scheinet — daß die Kultur der plattdeutschen Mundart uns der Sassensprache wieder näher bringen würde.

Diesem immer mehr zunehmenden Absinken und Verschwinden der Sassensprache entgegen zu arbeiten, sind, wie Hr. W. ganz richtig bemerkt, auch hier nur diejenigen Mittel anwendbar, durch welche jedes andere Volk zur Kenntniß einer fremden Sprache gelangt. Diese sind — S. XVII. 1) ein vollständiges Düdsch-Deutsches und Deutsch-Düdsches Wörterbuch. 2) eine Deutsch-düdsche Sprachlehre. 3) eine Anzahl sprachrichtig verfaßter Sassischer Lesebücher.

Wären diese aber auch alle vorhanden, wie sie es doch bekanntlich noch nicht sind: so müßten sie vor allen Dingen, wenn anders sie nicht vergeblich vorhanden seyn sollten, auch in den Lehranstalten gebraucht werden. Bis dieß aber geschieht, dürfte wohl noch mancher Tag vergehen, wie Herr W., der wohl weiß, welchen langsamen Gang Schulreformationen nehmen, ohne mein Erinnern selbst einsehen wird.

Diese trübe Aussicht darf uns indessen nicht abhalten, zur Aufhellung derselben aus allen Kräften beyzutragen.

 Und

Und schon um deswillen verdient Herr W. für seinen Beytrag Dank.

Wirklich ist die Sassensprache, wenn gleich seit zweyhundert Jahren unterdrückt, vernachläßigt und gelähmt, der Rettung eben so würdig als empfänglich. Sie lebt noch in den Schriften des 14 bis 17 Jahrhunderts; sie lebt in den gangbaren plattdeutschen Mundarten, und in fünf bis sechs Schwestersprachen, sie hat seit mehreren Jahrtausenden viele Wurzeln rein, oder unabgeändert bewahrt, aus welchen die Griechen, die Römer, die Deutschen, die Holländer, die Engländer, die Dänen, die Schweden und andere Europäer abgeleitete Wörter besitzen, und welche nur durch jene erklärbarer werden.

Daß dem so sey, darüber muß jeder, der noch nicht davon überzeugt ist, und doch darüber belehrt seyn will, Hrn. W. selbst in den dem Sassischen Texte dieser Lieder untergesetzten Sprachbemerkungen und erklärten Wörtern nachlesen. Die Beweise hier zu liefern, liegt ausserhalb der Gränzen einer Recension.

Des Verfassers Anweisung zum Lesen ist zwar zunächst für das Sassische berechnet; es wird aber einem verständigen Lehrer leicht seyn, sie für jede Mundart und für jede Sprache zu brauchen. Der Anfang scheint mir etwas zu preziös vorgetragen, und der Fortgang fällt hier und da in die Spielmethode, z. B. die Buchstaben auf Nüsse, Aepfel u. s. w. zu kleben, und diese Früchte nach und nach zum Genuß zu geben, wenn der Lehrling die Buchstaben drauf nach Namen und Kennzeichen angeben kann.

Die Grundzüge der Wolkeschen Methode sind zwar nicht neu, aber gut und erprobt; sie nähern sich den Olivierischen. Ueberhaupt enthält diese Anweisung viel Wahres und Zweckmäßiges.

Ob aber des Verfassers Auszug der Deutschen Regtschreibe-Lere viel Glück machen werde, ist sehr zu bezweifeln. Seine Rechtschreibelehre gründet sich auf den schon ehemals unter uns in Umlauf gebrachten Satz, den ich, um die Leser sogleich damit bekannt zu machen, nach seinen Grundsätzen hier abdrucken lasse:

Jeder Deutscher mus so sgreiben, als er wil gelesen werden, oder die Regel befolgen: sgreibe wie du sprichst, oder

oder ſgreibe der als rigtig geltenden Ausſprache gemäs, die Wörter ſo, das ein Anfänger im Lēſen ſie ausſpreche. Dis iſt das ērſte, högſte und vorzüglichſte Sgreibgeſets, von allen Sprāchkennern dafür anerkannt.

Man kennt die Hauptſache ſchon aus Hrn. W. Anweiſung für Kinder und Stumme. Sehr oft aber möchte doch wohl Herrn W. Rede pro domo ihn zu vielen Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten gegen die, wie er ſie etwas ſonderbar nennt — regirende Falſchregtſgreibung gemacht haben. Und wenn er ſelbſt konſequent ſeyn will, warum ſchreibt er nicht auch ſtatt die nur di oder dī, wi oder wī, ſī oder ſi?

Es bleibt uns noch übrig, unſern Leſern eine Probe der von Hrn. W. gelieferten ſaſſiſchen Gedichte zu geben. Zu bemerken iſt dabey, daß einige aus Saſſiſcher Urſchrift, andere aus (Hoch) deutſchen ältern, neuern und neueſten, einige aus däniſchen Gedichten übergetragen ſind; doch mehr den Gedanken als den Worten nach, und zuweilen mit Hrn. W. eigenen Vorſtellungen durchflechten, ſo daß ſie keine Ueberſetzung heißen können. Ich wähle einige nach dem Urtext den meiſten Leſern wohl ſchon bekannte Gedichte, um die Erklärung der Saſſiſchen Ausdrücke nicht mit abdrucken laſſen zu dürfen. — Ein Epigramm von Göckingk:

Gravſgrivt up Junker Hans.

Ik Iunker Hans van ſöſtein Anen
Oldings de Dōd der Haſen un Faſanen,
Töv up der Sturvnen Upſtān hi.
Dog, ſgüll' er, og! in günnen Levēn
Nig Haſen nog Faſanen gēven,
Hēr Jēs! ſo lāt mi rown, was wult du den mit mi?

Hier auch ein bekanntes Lied von Claudius:

De grote Gōliad un de lütge David.

Ins wēr en Hüne Gōliad
En ſisgen Bullerjān!
He hadde Treſſen up dem Hōd
Un enen Klunker dran;

Ok

Ok enen Rok van Sülvermōr,
Den Rest dem lik vam Fōt to'm Ōr.

Un sinen Snurbārt seg men man
Mit Gräsen an der Snūt:
Im Gansen sēg de Uriān
Pūr as de Düvel ūt.
Sin Sarras wēr, hīr sprikt nēn Drōm
Der Gröte lik van Wēverbōm.

He hadde Knaken as en Gūl,
Noes, Verhövd, Bakken, Kin
Wērn oeverūt grōt, as sin Mūl,
Dog wēr de Runks an Sin.
He flunkerde un flemde vēl,
Un wat he flōtde, ful to'r Dēl.

So kēm as Find he dāglik hēr
Un sprōk Israel Hōn:
»Wār is en Wigt, de mi kumt kwēr,
»Ick gēv em glīk den Lōn —
»Si't Vār ar Saen, de Lumpenhund!
»Ik baks em nedder up den Grund.

»So'n Āftūg, Devpak, giftig Krūd,
»Dat sik hat wurtelt in
»In unsem Land, si rodet ūt!
»Et har den Satans-Sin,
»De Hūd uns oevern Kop to tēn,
»Uns dōd or'n Slavenvolk to sēn.«

Drup kēm in finen Sgäpker-Wams
En tedern Enk hēr drok
De nēm drīst up mit em den Dans
Har'n Slinglap, Stēn un Stok;
Dog ōk en Hart so gōd as grōt,
Dat anfürt wēr van Heldenmōd.

Gol.

Goliad.

Og Marná! Dagon! Astarot!
En Melkbart wipst daher —
Mit enen Stok — Wat mënst du, Sot!
Dat ik en Koeter wer?
Ei, Knirps! Dre - Kës - hog! knap büst god
Feer minen Hund to'm Morgenbrod.

David.

Hör, Flembuks, Plumberjan un Riks,
Lobs, Wraksnüt, Satrian,
Wat du daher snakst, rakt mi niks
Löv mi, du Pulterjan:
Din Hövd nimt hüd to uns dat Pad
Din Liggam ward der Giren Frat.

Sü, ik bún ane Glëv, an Sgild,
An Swerd, un bún allen
Bún jung un têr, min stark, nig wild,
Dog ward, wat nig denkst, sgën.
Du trost, du häst vël Stolt un Wër,
Ik — kam im Namen Goddes hër.

Goliad.

»Bliks, Donner, Hagel, Schok — swër — Nöd!
»Wat segst du, Knirfik, mi?
»Ik knik jo as'ne Lus di död
»Un gev den Hunden di,
»Sü to, dat nig min grote Tan
»Di straks verdrivt dat Stan un Gan!

»Du Purtselmänken büst nig werd,
»Dat'k utstrek mine Hand,
»Nog minner, dat ik nëm min Swerd,
»Di hensla in den Sand.
»Et makt to min mi Er un Glük,
»Wen'k di as ene Spin terdrük.«

Drup

Drup slingert David sinen Stên
Un drâpt den Vorkop gâr!
Nu ward de grote Esel Klên
Un fölet Döderfâr.
He stört do Bodden, dat et pust,
Un sleit in't Mul hen, dat et stuvt.

As Âr un Lau sik David nâke
To dem bedüsten Riks;
Ergript sin Swerd, dat in — is hâkt,
Un haut, snel as de Bliks,
De Gurgel doer un dan in Ro
Hakt he nog av den Kop dato.

Trost nig up dinen Tressenkôd,
Nog up den Klunker dran!
Ok hilpt nig't Mul, si't nog so grot,
Dit lernst vam lengen Man.
Des Lürgen Dâd lêrt di nig Mal,
Wo men mit Eren fegten sgal.

Zum Schluß giebt Rec. noch zu bedenken: Ob die Sassensprache nicht, wie andere lebende Sprachen ihre verschiedenen Provinzial Mundarten, Aussprache und Rechtschreibeart gehabt haben, und welches denn wohl die reinste und richtigste gewesen seyn möge? Herr W. scheint darauf nicht Rücksicht genommen zu haben. Zu wünschen wäre auch gewesen, daß sich Herr W. nicht bloß auf poetische Stücke eingeschränkt; sondern auch prosaische in einer Sassischen Uebersetzung geliefert hätte oder wenigstens noch lieferte.

Eine Menge Druckfehler entstellen übrigens diese Schrift auf eine scheußliche Art, was bey der dem größten Theile der Leser ungewöhnlichen und seltsamen Orthographie das Lesen um so mehr erschwert, und sie leicht dahin bringen könnte, das Buch mit Unwillen wegzulegen.

W.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Vollständige Anleitung zu einer nützlichen und dauerhaften Magazin-Bienenzucht, von M. S. F. Wurster, Pfarrer zu Gönningen im Würtembergschen — — —. Mit 6 Kupfern. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen, bey Heerbrandt. 1804. 605 Seit. nebst dem Register, und LXXX Seit. Vorrede. 8. 1 Rthl. 20 Gr.

Gegen die vorige Auflage v. J. 1790 hat der Verf. die jetzige sehr vermehrt; jene bestand aus LVI S. Vorrede und 520 S. Text und Register; die neue Auflage enthält also 109 Seiten mehr, wie die alte. Nur in der Vorrede findet man merkliche Umarbeitung; dagegen diese im Texte, ausschließlich §. 177 und 235, desto unmerklicher ist, da bey diesem meistens Noten die Vermehrung ausmachen; obgleich manche der älteren weggelassen worden.

Der Preis dieses guten Buches würde nicht so sehr vertheuert worden seyn, wenn es dem Verf. gefallen hätte, die vielen Noten voll Streit, besonders mit Lukas und Matuschka, hier kürzer zu faßen; dagegen in seiner dieses Jahr erschienenen sehr passenden ersten Lieferung eines Bienen-Journals ausgedehnter aufzustellen.

Alle alte Noten übergehen wir ganz, und bleiben nur bey den neuen, so weit als sie uns wichtig sind, stehen. S. 2 f. ist sehr billig ein Sicherheitsgeld zu 3 Kreuzer von jedem Stocke, von 10,000 Stöcken mit 500 Gulden angesetzt, wo denn der Landesherr, wenn auch 100 Stöcke gestohlen würden, und derselbe jeden Stock, zu 5 Gulden gerechnet, vergütete, doch keinen Schaden haben könnte.

Der Vorschlag zu einer solchen Assecuranz-Kasse ist wohl für mehrere Gegenden, wo der Bienendiebstahl unvermeidlich ist, paßend. So ist es auch nicht unangenehm gewesen, in des Verf. Abhandlung von der Weisellosigkeit

keit der Bienen S. 70 — zu lesen, daß der jährliche Ertrag verkauften Honigs im ganzen Chur-Würtembergschen an 25,000 Gulden betragen könne: wozu die neue Note zu §. 14 S. 21 f. zum Theil Beweis giebt. S. 10 — 12 ist diese neue Note gegen Nordbienenstände nicht richtig calculirt; Verf. würde, wenn er mehr Erfahrung und richtigere Versuche hätte, anders reden. Rec. hat bereits die erste Liefr. von Riems Halbjahr Beyträgen 1805 und findet Alles, was der Verf. hier sagt, S. 337 — 356, und daselbst vorzüglich S. 353 f. hinlänglich entkräftet; obgleich nicht gerade zu auf die Wurstersche Angabe, sondern auf mehrere Zweifeler daselbst geachtet zu seyn scheinet.

Die Note F. entkräftet dieß lange nicht, und Rec. kann aus Erfahrung sagen, daß er es mit Standtmeistern hierin lieber, wie mit Wurstern halte; und daher gefällt ihm auch das Ende des 9ten §. im 1. Kap. S. 137 welcher unverändert in der alten Aufl. S. 10 f. steht, weit besser, als die neuen Noten (die sich gar oft widersprechen) über diese Materie; denn nach diesem § hatte der Verf. selbst gesagt: je größer die Abweichung des Standes gegen Morgen ist, desto weniger hat er von der Mittagshitze zu befürchten. Und so einen würde Rec. vorziehen, selbst je mehr er nach Ost-Nord als nach Ost-Süd ginge; denn des Verf. Vorbau von Bretern gegen die Sonnenhitze kann niemals zu gewißen Jahrszeiten das leisten, was die Natur in ihrer Lage sichert. Auch die Lage in der Note S. 19 redet diesem das Wort.

S. 27 rühmt der Verf. den Bewohnern bey Heidenheim in der Note m viel Gutes nach, so, daß man da im Freyen und Walde Bienenzuchten anlegen könnte. Die Note S. 35 räth das Bedecken der Stöcke im Winter bis warme Nächte kommen, an: was auch S. 37, 56 und 140 geschiehet, und selbst von Christ empfohlen wird.

S. 36 ist im Texte Veränderung, aber in Widerspruch mit der dazu gehörigen Note p; in der Note q wird es noch mehr geändert, so, daß man des Fütterns wegen die Hinterlage der Stöcke gar nicht mehr erhöhen soll. Da man sich aber hüten muß, viele Futterstöcke zu behalten, indem sie nur Qualstöcke sind; so kann man in den wenigen, die man

man zu füttern hat, leicht etwas unter dem Futterteller legen, daß er eben steht; oder dieß ist vielmehr entbehrlich, da der Verf. des Hrn. Schmid's Methode oben in Stutzgläser zu füttern, lehret.

S. 47 lehrt eine neue Note, daß es mehr auf den guten Stamm der Bienen ankomme, als man glaubt; und die folgende, S. 48, führt zum Beleg Einiges aus der Geschichte der Bienenzucht in Zainingen vor.

Die neue Note S. 51 handelt vom Verstellen der Bienen, und widerlegt zugleich Hrn. Lukas, so wie die alte Note S. 52 Hrn. Hampel. S. 71 das Wegtragen volkreicher Stöcke ist bey heißer Witterung nachtheilig, und so das Tragen auf dem Kopfe, S. 75, nicht minder.

S. 79 macht der Verf. eine Wette mit Hrn. Lukas, daß die Königinn alle Eyer lege. Nur ist er irre, wenn er es von fruchtbaren Arbeitsbienen schon über Nacht verlangt. Diese müßen erst mehrere Tage eingesperrt und an den Stock ohne Königinn gewöhnt werden; dann werden sie, — weil es nicht immer, sondern nur in der Schwarmzeit geschiehet, — Drohneneyer legen.

Die Note 1, S. 83, über das Schwärmen, ehe die Altmutter gestorben wäre, ist so merkwürdig, wie die S. 87 gegen Matuschka'n gegründet; und die S. 88, auf eine billige Art Hrn. Lukas lehrt: für ungelegte Eyer zu sorgen.

S. 89, 94, 125, so wie an mehr Orten, kömmt immer noch die Benennung: Wurm statt Made vor; was man schon an Hrn. Christ (m. s. unsere alt. Bibl. B. 106, S. 197) aussetzte und erörterte.

S. 96 giebt Verf. Beweise, daß geschwächte Mütter nichts als Drohneneyer legten, die richtig sind; denn er sagt: es waren wahrhaftige Königinnen, und was Andere fälschlich Drohnenweisel nennten. Der Verf. hat sogar sich von solchen ihre Drohneneyer auf der Hand fallen lassen. M. s. §. 55, die Note q; S. 112 ist der angeführte Fall von ähnlicher Art, da eine solche Mutter alt, schmutzig und mit abgenützten Flügeln versehen war.

S. 97. widerlegt der Verf. die Lukas'sche Begattungsart durch Beschnäbelung sehr gründlich, und bleibt bey der natürlichen stehen.

S. 101 f. sind neue Beweise, daß sich Königinnen unter sich selbst verfolgen und todtstechen, welche Fälle auch Rec. mehrmals gehabt und gesehen hat, daher bestätigen kann.

S. 115. Seltener Fall, daß eine Königinn ihr Leben auf 2 Jahre, meistens 1 Jahr, oft noch darunter bringe, welches wohl am richtigsten ist. Seltene Fälle machen keine Sache zur Regel; so auch hier nicht.

S. 112 eine neue Note, worin der Verf. seine Wette gewinnen kann, daß man von 8 Tage eingesperrten Arbeitsbienen keine Eyer gelegt bekommt; aber desto eher wird er die Wette verlieren, wenn solche Bienen einmal mit etwas Brut ohne eine Königinn zu haben, an einen freyen Ausflug gewöhnt, als man ihnen die Brut weggenommen, und sie mit leeren Wachstafeln versehen, und so uneingesperrt belassen worden; auch muß dieß wie oben gedacht zur Schwarmzeit geschehen; vorher und im August — September bringt man sie selten zum legen.

S. 129 finden wir eine Note beybehalten, die nur für die alte Aufl. paßte, da nur in dieser von den daselbst gedachten Fundamentalgesetzen 1775 geredet werden konnte, die der Vf. wohl auch nur jetzt besitzen mochte; denn in seiner jetzigen neuen Aufl. 1804 sollte er doch auch nur von der neuen Aufl. dieser Fundamentalgesetze 1795 reden, deren Seitenzahlen auch ganz anders sind, als sie Hr. W. angab; zumal dasjenige, wovon der Vf. redet, S. 304 nicht zu finden ist, ja gar nicht mehr darin steht. Denn der Glauben dieses Autors ist jetzt ein anderer.

S. 135 wird in einer neuen Note der Satz, daß die Bienen das Wachs ausschwitzen, vom Blumenmehle, noch mehr aber vom reichlichen Genuße des Honiges hergeleitet; welches auch wirklich die sicherste Bestimmung ist.

S. 140 ist eine hauptsächlich auf das Bedecken der Stöcke im Winter und Frühjahr gerichtete neue Note, die S. 34, 37 und 56 unterstützt wird. S. 142 soll eine Ar-

Arbeitsbiene in den Arbeitsmonaten des Sommers nicht über drey Monate alt werden; des Verf. Gründe sind richtig, aber solchen nach kann manche junge Biene nicht 8 Tage alt werden.

S. 251 blieb der Verf. bey dem Satze stehen, daß alle Drohnen über Winter weg seyen; wenn Andre aber, nebst uns, Drohnen, und zwar bey manchen Stöcken einzelne — denn viele sind jetzt Anzeige von Weisellosigkeit — um Weyhnachten, auch im Januar, u. s. w., bey schönen Tagen bis zum Flugloche kommen sahen: so müssen doch nicht alle getödtet gewesen seyn, und manche Stöcke Ursache haben, sie einzeln zu behalten; alles Uebrige dieses V. Kapitels übergehen wir.

Im VI. Kap. von Krankheiten der Bienen, kommt mehr Neues vor, und ist die neue Note S. 158 gegründet, daß andere Ursachen, als hölzerne Magazine Ursache an der Ruhr seyn können; zumal der Verf. nach 15 Jahren, vermöge der Note S. 159, alles bestätigt fand, was er daselbst sagt; und so finden es Mehrere wahr. — Von der Faulbrut hat er S. 163 — 178 vieles neu zugesetzt; aber doch muß er erst die neue Schrift: über die Faulbrut oder Bienen-Pest von D. H. 1804. lesen, und was ihm vom Verf. entgegen gesetzt wird, beantworten.

Das VII. Kapitel: von der Weisellosigkeit; hat von S. 186 — 219 lauter gute Lehren, und neue Noten; besonders sagt der Verf. am Ende der Seite 192 selbst: »Königinnen, welche aus einem besonders gelegten kö»niglichen Eye entstehen, existiren gewiß nicht.« Also fällt auch die obgedachte Note und S. 129 zu §. 71 gänzlich weg?

Kap. IX. von den Bienenwohnungen; S. 253 — 284, ist gut gegründet. Auch erläutert der Vf. manche ältere Gegenstände, z. B. S. 263, wo gute und dauerhafte Strohkörbe geflochten werden, die den hölzernen nichts nachgäben, und doch wohlfeiler seyen. Er sagt nur: die Fertiger seyen zwey Bienenhalter zu Mühlen am Bach; (muß im Würtembergischen liegen?) sie verdienten aber wohl mit Namen genannt zu werden, damit man sich nahe und fern an sie wenden, und dergleichen Halbkörbe

Körbe bestellen könnte; welches auch Hrn. Pfarrer Christ angenehm seyn dürfte. Besonders hat der Verf. noch S. 264 über das Wort: Schließ, worüber wir in unsrer A. Bibl. B. 73, S. 612 Erläuterung zu der ersten Auflage wünschten, solche gegeben; wie wohl sie schon in der 2ten Aufl. (die wir in unsrer alten Bibliothek B. 113 beurtheilt haben) hätte ertheilt werden sollen. Es ist ein Provinzialwort der Schreiner (Tischler) in Schwaben und so viel, als ein Keil, um Kästen an einander zu keilen, damit sie fester schließen; in Tab. II. Fig. 2 ist bey kk solches verdeutlichet. Hätte es dem Verf. doch gefallen mögen, mehrere Provinzialismen zu erklären; was ist z. B. S. 363 das Wort: gesetzartig, welche Eigenschaft zu lang gesottener Obstsaft erhalte? Vielleicht gallertartig? Die Erzählung von den in Aegypten üblichen Bienenkörben in einer neuen Note S. 279 f. ist angenehm; besonders daß der Verf. es dabey verspricht: Eyrichs unvollendetes Bienenlexicon, zu beendigen; vorläufig hat er diese Körbe hier beschrieben, so daß man ihre Bereitung leicht verstehen kann. Sie sind unten und oben offen, bekommen über die obere Oeffnung breite Stäbe, worauf der Deckel gelegt und befestiget wird, so, wie Christ, Schulze, Riem u. a. m. es abgebildet haben, auch beym Verf. Tab. II. Fig. 2 und 3 zu finden ist. — Man siehet daraus, daß die Aegypter so gut, wie wir Deutsche, gute Behandlung der Bienen haben.

Kap. X. S. 285 — 309, folgen die Geräthschaften, die mit denen in der alten Aufl. übereinstimmen; doch sieht man, S. 288, daß die Bienenkappe nicht mit der Kappe S. 105 einerley ist; da soll es Aufsatz in Mützen- oder Haubenform heißen; dagegen die Kappe S. 288 eine wirkliche Haube, mit Drathgitter vor dem Gesichte ist, um sich damit gegen den Stich der Bienen zu schützen, gegen dessen Schmerz das destillirte Roßmarinöl empfohlen wird; aber mit äußerst wenigen Wasser angenetztes Salz ist besser und neuerdings als das sicherste Gegenmittel, das man immer haben kann, empfohlen worden; dagegen das Pflaster S. 291 dafür nichts taugt, mehr zu andern Wunden. Die Wage hat der Verf. als ein Geübter im Abschätzen des Gewichts nicht mehr nöthig; indeß, obgleich Rec. auch gut abschätzen kann: so behält er doch die Wage

bey

bey, die der Verf. Tab. VI. Fig. 20, abgebildet hat: denn auf 3 — 4 Pfund kann es der beste Abschätzer oft nicht gewiß treffen; und das macht zuweilen viel aus.

Kap. XI. S. 310 — 326: vom Reinigen im Frühjahre; liefert nur das Alte.

Kap. XII. S. 311 — 368: vom Füttern; hat desto mehr Neues; wie dann der Anhang S. 356 bis Ende des Kap. ganz neu, und aller Nachahmung werth bleibt; besonders darin das Aufsetzen abgenommener Halbkörbe sammt Honige; was denn eine sehr leichte Arbeit, und Ueberhebung vieler künftigen Fütterungs-Mühe ist. Desgleichen ist die andere Fütterungsart, die Hr. Hauptmann Schmid zu Ludwigsburg — wie auch der Verf. S. 346 in der neuen Note sagt — erfunden und in seinem Bauerncatechismus, S. 341, gelehrt hat, eben so empfehlbar, als man durch diese, so wie durch jene, kein Rauben der Bienen veranlaßet. Sie besteht bekanntlich darin, daß man Honig in ein Trink- oder Zuckerglaß — besser, in ein trichterförmiges, das oben offen und mit einem Stöpsel verschlossen wird — füllt, dieses nach Schmid's Art mit nicht gar dichter Leinwand verbindet — Neuere, und so nun auch Herr Wurster und Herr Schmid, nehmen Papier mit einer Stecknadel durchstochen — und solches oben umgestürzt auf die Oeffnung eines Stocks stülpt. Leinwand lassen die Bienen ganz, Papier aber durchfressen sie zuletzt, so, daß man immer neues anwenden muß; daher obgedachte, schon von Coppons vorgeschlagene Trichterform bequemer ist, da man hierbey das Glas nicht ganz leer werden läßt, sondern zeitlich nachfüllet; dann entbehret man das öftere Zubinden; worauf der Verf. S. 347 natürlich auch verfallen mußte, und daher dem, der es zu sehen wünscht, ein Glas dieser Form senden will. Die Fütterungs-Surrogate werden im gedachten Anhange übrigens richtig gelehret.

Kap. XIII. S. 368 — 393: vom Rauben; enthält durchaus gute Bemerkungen, besonders S. 390, daß man nicht am Tage füttern dürfe, weil man dadurch fremde Bienen in die Stöcke locke, und so zu Raubbienen selbsten mache; nur nach Schmids neuer Art — der Verf. nennt sie hier die seinige, da er sie doch S. 346 schon Herrn

Schmid zuerkannt hatte — dürfe man ohne Gefahr am Tage füttern. Die neue Note ebd. lehrt, daß die Verkleinerung des Flugloches nur dann nicht helfe, wenn die raubenden Bienen schon gewonnenes Spiel haben; das ist wahr.

Kap. XIV. S. 39 — 412: vom Untersetzen, ist durchaus befolgungswerth. Desgleichen

Kap. XV. S. 412 — 436: vom Verpflanzen in Magazinstöcke. Nur kann die abgeänderte Note S. 430 f. nicht durchaus und um so weniger angenommen werden; als sie mit der S. 447 — 451 streitet, wo er S. 449 sagt: daß die Königinn wenigstens alle Jahre sterbe, eine seltene Ausnahme von der Regel mache in der Hauptsache nichts aus, und daß ihr Tod die Hauptursache aller Schwärme sey. Diese Noten hätten also mit einander übereinstimmend verbunden, oder eine weggelassen werden sollen. Der Verf. neigt sich am Schluße auf eine andere Seite; und doch ist auch dieß wahr: es kann bey Abgang eines Schwarms, wenn keine 2 Königinnen frey im Stocke wären, eine in der Zelle reif und von den Bienen eingeschlossen gehalten worden seyn, so, daß die Altmutter sich aus Furcht noch mit dem für sie entschlossenen Volke vor deren Ausschlupfen abzuziehen lieber ohne Streit fügt. Es ist auch gegen die Note 447 streitend, die bey diesem Hinken hätte abgeändert seyn sollen.

Kap. XVI. S. 437 — 501: vom Schwärmen. Darinnen ist meistens das Alte beybehalten worden, ausgenommen die neuen Noten S. 438, 440, 452, 454, 463 und 464, 466, 485 und 499; desgleichen einige Kleinigkeiten, die manchen alten Noten zugesetzt worden, z. B. S. 444, wo hingegen die Note c, S. 447 hätte sehr abgekürzt werden können, da sie mit dem Schluße der Note S. 431 f. nicht übereinstimmt. Eben so hätte mit den Noten S. 471, 494 und 498 gehandelt werden mögen.

Kap. XVII. S. 501 — 521: vom Ablegen. Darinnen sind nur die zwey Noten S. 502, und die eine, S. 520, neu.

Kap. XVIII. S. 522 — 542: vom Austrommeln. Mehrere neue Noten sind hier zu finden, und das vorzüglichste

letzte derselben besteht in Erleichterung des Ablegermachens durch das Austrommeln darin, daß der Verf. hierzu Reserve-Königinnen anwendet, welche er von Nachschwärmen, und besonders solchen Stöcken auffängt, worinnen er die Mütter rufen hört; eine Sache die alle aufmerksame Bienenwirthe besorgen, und den Unaufmerksamen so zu empfehlen ist, als es der Verf. gethan hat.

Kap. XIX. S. 543 — 562: vom Honig- und Wachsärndten. Eine neue Note S. 545 lehrt die vortheilhafte Anwendung der Kappen (Mützer aufsätzchen,) wovon schon S. 105 die Rede war; so wie S. 555 die von den Bienen abgenommenen Halbkörbe mit leeren Waben (Wachstafeln) eine nützliche Anwendung in die Hände giebt.

Kap. XX. S. 563 — 583: von den Feinden der Bienen. Unter den Feinden der Bienen hatte der Berliner Recensent, (so nennt der Vf. S. 571 vermuthlich den Rec. an der A. D. Bibl., der aber nicht zu Berlin sondern ihm mehr als 20 Meilen näher ist) gewünscht, daß er angeben möchte, welche Gattung (bey uns heißt es nicht Gattung sondern Art) Schwalben seine Bienen hinweg gefangen hätte? Er antwortet hierauf: daß es die gewöhnlichen Hausschwalben mit einer rothen Kehle und einem Gabelschwanze seyen. In welcher Recension ihm diese Frage geschehen, sagt er nicht; es ist aber im 73. Bde. unsrer alten Bibl. S. 614 über die erste Aufl. zu finden, und hätte daher schon in der zweyten Aufl. beantwortet werden können; denn hätte unsre Antwort schon in der Recension im 113 B. S. 481 stehen können; welche Unterlassung der Bandanzeige dem Rec. und Mehrern große Mühe im Aufsuchen verursachte.

Kap. XXI. S. 584 — 594: vom Ueberwintern. Alles ist gut, nur will uns das Einstellen der Stöcke in eine Kammer mit einem kleinen offengelassenen Flugloche nicht gefallen; es hat vielleicht ein vergittertes Flugloch heißen sollen? Denn wie manche Bienen werden ohne solches bey gelinder Witterung in die Kammer kommen, und zu Grunde gehen. Eher billigen wir dieß Offenlassen des Flugloches auf dem Bienenstande, in der Art,

als der Verf. die Stöcke darinnen — wie der Text besagt — mit Stroh umstellen lassen will; welches weniger Kosten und Mühe machen kann, als das von ihm oft anempfohlne Bedecken mit Säcken.

Mehr leidet der Raum nicht, vom Uebrigen dieses guten Buches zu sagen. Nur ist zu bedauern, daß es der Verf. nicht umgearbeitet hat, als wodurch manche Stellen wegfallen, und alles kürzer gesagt, folglich auch wohlfeiler werden können; denn 1 Thlr. 20 Gr. ist für die meisten Bienenwirthe eine zu starke Ausgabe für ein praktisches Bienenbuch, dessen Titel nur die Magazinbienenzucht liefern will. Um so angenehmer ist die Kürze in dem Andreäschen Bienenbuche, von dem wir gleich auch, als einem in eben dieses Land gehörigen Werke, reden wollen.

Die Bienenzucht nach den neuesten Erfahrungen (,) vorzüglich zum Gebrauche für den Bürger- und Bauernstand möglichst faßlich dargestellt (,) von Friedrich Valentin Andreä (,) Chur-Wirtembergischem Rath (e). Stuttgart, bey Steinkopf. 1804. 8. XVI Seit. Vorrede und Inhalt, und 248 Seit. Text. 16 Gr.

Der Verf. fällt ein richtiges Urtheil über seine Schrift, wenn er versichert, der Erfahrne würde wenig Neues; der Anfänger aber alles Nöthige darinnen finden. Ob er nun gleich Kennern und Geübten nur bekannte Dinge sagt: so mißbilliget doch Rec. sein Unternehmen nicht, da er nicht nur nach richtigen Grundsätzen und auf eine faßliche Art, die Magazinbienenzucht vorgetragen hat; sondern auch diese den Landleuten seines Vaterlandes, für welche er insonderheit schreibt, noch ziemlich unbekannt seyn müßte; wenn sie keinen Wurster hätten.

In der Einleitung werden die Vorzüge der Magazine gegen die einfachen Körbe ausgeführet.

Daß man durch dieselben das Schwärmen hintertreiben könne, kann nicht gerade zu, wie S. 4 geschieht, behaup-

tet

tet werden. Das Werkchen zerfällt in 7 Abschnitte und diese wieder in mehrere Kapitel und Absätze. (§.)

Der Verf. handelt im ersten Abschnitte von den nöthigen Einrichtungen zur Bienenzucht, S. 21 — 43 in drey Kapiteln, und darinnen insonderheit von den Ständen, Wohnungen und dem Einkaufe der Bienen.

Der zweyte Abschnitt lehrt von der Behandlung der Bienen im Frühjahre, S. 44 — 87, das Nöthige im 4 — 9ten Kapitel, als: vom Bretterwechseln; von Stöcken, welche sehr viele Todte haben; vom Füttern leichter Stöcke; vom Verstellen der Stöcke; von mutterlosen Stöcken, vom Rauben der Bienen.

Der dritte Abschnitt redet: von der Behandlung der Bienen im Sommer, S. 88 — 158 im 10 — 17ten Kapitel, nämlich: vom Erweitern der Fluglöcher; von (der) Entstehung der Schwärme; von den schädlichen Folgen, die das viele Schwärmen hat, und den Mitteln dagegen; vom Fassen der Schwärme; von den künstlichen Vermehrungsarten; von dem Austreiben; von der künstlichen Vermehrung in Verbindung mit der natürlichen; von Honigmagazinen.

Vierter Abschnitt, enthält: vom Untersetzen und Verpflanzen der Stöcke.

Fünfter Abschnitt von der Behandlung der Bienen nach der Schwarmzeit. Hier handelt der Verf. wieder von der Spätlings-Rauberey und Mutterlosigkeit, dann: vom Verkürzen, nämlich der Wachskuchen; vom Abnehmen des Honigs und seiner Benutzung; von (der) Bereitung des Wachses.

Sechster Abschnitt, von der Behandlung der Bienen im Winter und zwar: von einigen Feinden der Bienen; von dem schädlichen Einfluß (e) der Sonne im Winter; vom Vergraben der Stöcke; von dem Lüften und Reinigen derselben.

Siebenter Abschnitt, von den Krankheiten der Bienen, und das: von der Faulbrut, und der Ruhr.

Schlüßlich will Rec. noch einige Bemerkungen hinzufügen. Die hin und wieder ihm aufgestoßenen Druck- und Sprachfehler z. B. S. 23. §. 2 in der Ueberschrift: Morgen für Mittag, S. 37, satter, für: fester; S. 147 in Bälde, für bald, übergehen wir. Wenn dem Verf. nach S. 37 die Kästchen besser gefallen als die theilbaren Körbe, so zieht Rec. diese zwar jenen nicht im strengsten Sinne vor; denn man muß, wenn man Liebhaber ist, von allem haben; und so entscheidet sichs bald local, was uns für unsere Gegend am besten dient. Rec. zieht die Körbe seines Ortes deswegen vor, weil insonderheit die Bienen im Winter wärmer, und im Sommer kühler darinnen sind, als in allen hölzernen Stöcken; zumal wenn man, wie Wurster in seiner vermehrten und verbesserten dritten Auflage der Magazin-Bienenzucht S. 263 in einer neuen Anmerkung versichert, zu Mühlen am Bach sogar die runden Körbchen mit Glasschiebchen versehen, vortrefflich verfertiget.

Dahingegen loben wir, daß der Verf. (ebd. S. 37) viereckte Strohdeckel auf hölzerne Kästchen machen läßet, weil sich diese stroherne Deckel niemals werfen, wie es bey hölzernen, aller sogenannten Hienleisten ungeachtet der Fall ist.

Daß nach S. 91 und 187 die bekannten Schmetterlinge, welche er auch Flügelfalter nennt, (Phalaena Mellonella,) die ihre Eyer in den Stöcken absetzen, sich erst im August einstellen sollten, ist wider die Erfahrung; sondern es geschieht weit eher. Nur vermehren sie sich im August am meisten.

S. 140, hätte der Verf. das Abtrommeln eines Schwarms, in dessen Mutterstocke man angesetzte königliche Zellen wahrnimmt, widerrathen sollen, weil es möglich ist, daß der Stock mutterlos und das Austrommeln denn eine vergebene Arbeit wäre; wenn man auch noch so oft und sehr austrommelt: so bekommt man jetzt doch keine Königinn, weil noch keine ausgeschlüpft, und die alte Mutter gestorben war. Jetzt ist sein Rath, den Stock liebe zum Schwärmen stehen zu lassen; der gemeine Bienenwirthe der beste; wer es aber kann, schneidet 2 — 3 von den angesetzten königlichen Zellen aus, und setzt sie dem abgetrommelten

wellen Schwärme zu. Daß man die Bienen aus einem Korbe auf ein Tuch schlägt, und geschwind einen andern darauf setzt, ist eine bekannte Copulirmethode.

Bey S. 154 hätte angemerkt werden sollen, daß man nach dem Ablegen dem mutterlosen Stocke, so lang er noch unruhig ist, keine Mutter zu setzen darf, weil sie unfehlbar würde ermordet werden. Nun muß man sie ihnen wenigstens bis zum Abende eingesperrt zu setzen, damit sie einerley Geruch annimmt, da sie denn willig aufgenommen werden.

Das S. 243 empfohlne Austreiben der Bienen aus einem faulbrütigen Stocke in einen andern ist kein sicheres Mittel den Stock zu retten; denn der neue wird bey der wahren Faulbrut oder Bienenpest, wieder faulbrütig werden, weil manche Königinnen Mitanlaß an der Faulbrut seyn möchten, wie ein gewisser sich bezeichnender H. D. in seiner Schrift: die Faulbrut oder Bienenpest, behauptet. Wir sagen daher: manche können es seyn, denn alle sind es nicht; weil man doch mehrere Stöcke in neue Wohnungen samt der vorigen versetzt, kurirt hat.

Wenn nun Rec. übrigens des Verf. Bienenbuch als sehr brauchbare für dortige Gegenden erklären kann: so muß er zugleich bemerken, daß es daselbst Nothdurft war. Denn des Pfarrer Wurster's zweyte, und noch mehr die dritte Auflage seiner Magazinbienenzucht ist zu voluminös, und durch die allzu vielen neuen und alten Anmerkungen sich dabey oft widersprechend geworden; daher es für den Landmann der Würtembergschen und andrer Lande nicht mehr so angenehm zu lesen ist, wie die erste Auflage, welche als ein Handbuch kurz und ohne allen Streit und andere Nebensachen hätte verbessert aufgelegt werden mögen. Hr. W. würde zweckmäßiger gehandelt haben, wenn er das hier Unbrauchbare immer für sein jetzt herausgegebenes Bienenjournal aufgehoben und darinnen aufgestellt, der Kürze halber allenfalls auch darin für die Kenner auf seine Magazinzucht sich bezogen hätte.

Des Verf. Empfehlung für die Richtung der Bienenstände gegen Mitternacht, ist im 1. Kap. auch sehr richtig, und wird gewiß nicht ohne Wirkung bleiben, da er

Alles

Alles von ihr sagt, was in der von ihm überall beobachteten Kürze gesagt werden kann. Wir wünschen sehr, daß Hr. Pfarrer Wurster sich dem Hrn. Rath André hierin beygeselle; denn alles was er in seiner Magazinbienenzucht dagegen sagt, ist nicht gegründet genug.

Landwirthschaftliche Vorschläge nach praktischen Erfahrungen und theoretischen Grundsätzen, wie die Wintersaat zu behandeln, um solche nach Möglichkeit vor dem Verderben zu verwahren, nebst einigen andern landwirthschaftlichen Winken von einem Freund(e) der Landwirthschaft A***r. Coburg, bey Ahl. 1804. 104 S. 8. 8 gr.

In dem Coburger Wochenblatte befand sich ein Aufsatz: Welches sind die Mittel, dem völligen Mißrathen der Wintersaat vorzubeugen? Der Verf. fand in demselben Manches zu berichtigen; ohne jedoch darüber, wie es bey Schriften dieser Art so oft geschieht, in Feuereifer zu gerathen, und die Gränzen der Urbanität zu überschreiten. Doch kommt er manchmal, z. B. S. 30, 60 u. a. m. auf ganz fremde Gegenstände, die man in seinem Gegenaufsatze nicht sucht; welche er aber vermuthlich zu den landwirthschaftlichen Winken rechnen wird. Auch läßt sich seinen Behauptungen Eins und das Andre entgegensetzen; und das, was er von der Nahrung der Pflanzen sagt, stimmt mit der neuern Chemie gar nicht überein.

D. G. Begtrub's, Professor(s) der Oekonomie, Bemerkungen über die englische Landwirthschaft, gesammelt auf einer Reise in England (,) in dem Jahre 1797. Zweyter Theil. Aus dem Dänischen übersetzt, von D. P. Jochims, Landinspektor in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Mit Kupfern, 5, 6, 7. (V, VI, VII.) Kopenhagen und Leipzig, bey Schubothe. 1804. 278 Seiten 8. 1 Rh. 12 gr.

Der

Der erste Theil ward, durch ein Mißverständniß des Buchdruckers, mit lateinischen, statt mit deutschen Lettern abgedruckt. Da aber der Verleger besorgte, daß manchen praktischen Landwirthen das Werk in diesem Gewande mißfallen möchte: so veranstaltete er, mit der Herausgabe des zweyten Theils, zugleich eine umgeänderte Auflage des ersten; die aber, mit Ausnahme der abgeänderten Lettern und verbesserten Druckfehler, mit jener gleichlautend ist.

In den vorhergehenden Kapiteln hatte der Verf. einzelne Bemerkungen aufgestellt, welche die Leser zu einer nähern Bekanntschaft mit dem Eigenthümlichen der englischen Landwirthschaft führen konnten; hier aber werden einige der wichtigsten Punkte wieder aufgenommen, welche die Landwirthschaft jener Insel im Allgemeinen am besten charakterisiren.

Der zweyte Theil besteht aus fortgesetzten Kapiteln; und da der Verf. mit dem 9ten den ersten Theil beschlossen hatte: so macht er mit dem 10ten hier den Anfang, in welchem er die Leser mit dem Charakteristischen der englischen Landwirthschaft unterhält. Jedoch nimmt der Verf. mehr auf den Ackerbau, als auf das Ganze der Landwirthschaft, Rücksicht. Wenn er den Saatwechsel beschreibt: so sieht man, daß derselbe in England verschieden ist, da man sich nach dem Boden richten muß. Denn an einem Orte ist, nach S. 26, der Saatwechsel: 1) Grüne Erbsen, die zu Johannis reif sind. Dann wird das Erbsenfeld gedüngt, und mit Rüben bepflanzt, die man im Herbste benutzt. 2) Kartoffeln. 3) Waizen. 4) Winterwicken. Nach Johannis folgenden Jahres wird der Acker zur Turnips gedüngt, statt Braache. 5) Gerste, oder Hafer, mit Klee. 6) Klee. Hingegen von einem andern: 1) Hafer mit Klee. 2) Klee. 3) Waizen im Dünger. 4) Erbsen. 5) Gerste, oder Kartoffeln in Dünger, Waizen, Erbsen, Gerste mit Klee; Klee; Hafer.

Das 11te K. hat den Anbau der Korn= (Getraide=) Arten und Hülsenfrüchte zum Gegenstande, als: des Waizens (von dem man verschiedne Arten hat); des Roggens, (von welchem in England wenig erbaut wird; wiewohl man sich gegenwärtig mehr darauf legt); der Gerste; des Hafers; der Erbsen; der Wicken; der Pferdebohnen.

Im

Im 12ten Kap. werden die gewöhnlichsten Futtergewächse aufgeführt, als: die Turnips, (rapa sativa oblonga); obgleich man auch andre Arten nicht verachtet; die Kartoffeln; die gelben Wurzeln; der Kohl.

Im 13ten Kap. wird von dem Anbau der vornehmsten und in England gewöhnlichsten Futterkräuter, wie auch von der Heuärndte, Nachricht ertheilt. Man legt sich daselbst besonders auf den Klee (Trifol. prat.), die Lucerne und Esparcette.

Das 14te Kap., von den Hausthieren, ist am ausführlichsten gerathen; wie es von diesem, bey den Engländern so vorzüglichen Zweige der Oekonomie auch nicht anders seyn kann. Wenn man sonst auch in England das Zusammenpaaren in einer Linie vermied, weil man glaubte, daß dadurch eine schwache Nachkommenschaft erzeugt würde: so weicht man hingegen jetzt davon ab, und hält eine solche Paarung vielmehr für zweckmäßig; welches insonderheit von dem bekannten Bakewell geschieht. Daß die Engländer auf die Veredlung ihrer Hausthiere viele Mühe und Kosten verwenden, ist bekannt; es werden aber auch dieselben theuer bezahlt. Bakewells und Princeps Schaafböcke werden beständig mit 100 bis 200 Guineen, und darüber, bezahlt. Bey dem Herzoge von Redford sah der V. einen Wettrennerhengst, für den derselbe 3000 Guineen gegeben hatte; und eine Stutte derselben Art für 2400 Guineen.

Handbuch der Fischerey (,) von K. Jokisch (,) Churfürstl. Sächs. Kammerrath. Zweyter Theil. Von Anlegung der Teiche, denen (den) zum Fischfang nöthigen Geräthschaften, und dem Fang der Fische selbst. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1804. 244 S. 8 nebst Register. 1 Mk. 4 ß.

Rec. hatte, bey Beurtheilung des 1sten Theils, ein weitläuftigeres Werk vermuthet; allein der Verf. hat seinen Plan etwas abgeändert; und besonders das, was zur Meerfischerey gehört, nur kurz berührt; deßwegen er mit diesem 2ten Theile die Bearbeitung seines Gegenstandes beschließt.

Nach

Nach einer kurzen Einleitung, handelt der Verf. in der 1sten Abtheilung in 3 Abschnitten: von der Anlegung der Teiche, S. 5—71. Doch giebt uns hier der Verf. mehr, als er versprochen hat; denn der 3te Abschn. beschäfftigt sich mehr mit der Besetzung, als Anlegung der Teiche. Er theilt die Teiche in Streich-, Streck-, oder Wachs- und Winterteiche ein, anstatt daß Manche die Wachs- und Winterteiche für Eins halten. Recens. gefällt des Vfs. Eintheilung sehr wohl; und sie ist auch die richtigste.

In der 2ten Abtheilung beschreibt uns der Vf. in 4 Abschnitten die zum Fischfange nöthigen Geräthschaften und Instrumente, S. 72—118. Die 3te Abth. in 5 Abschn. von dem Fange der Fische, S. 129—167. Die 4te Abth. vom Fange und (von) Verfolgung derer, der Fischerey schädlichen Raubthiere, S. 168—179. Die 5te Abth. von der Aufbewahrung der Fische, S. 180—197. Die 6te Abth. von der besten Behandlung der Fischereyen in wirthschaftlicher Hinsicht, S. 198—207. Die 7te Abth. vom Fange der oben erwähnten Meerthiere, S. 208—229. Das Register, S. 229—244, ist gut und vollständig.

Journal für Bienenfreunde. Herausgegeben von J. L. Büsching und E. F. Kaiser. Vierten Jahrganges Erstes Heft. Wolfenbüttel, bey Albrecht. 1804. 108 S. 8. ghft. 8 gr.

Auch dieses Heft bleibt sich immer noch, in Rücksicht der Aufsätze, wie wir zeigen werden, gleich. Von Recensionen sind dießmal nur zwey eingerückt, bestehend in Wäsers Ganzem der Bienenzucht, und D. Apels Bienenschrift: über künstliche Bienenfütterungen; weil, nach S. 108, mehrere neue Bienenschriften zu spät eingetroffen sind. Beyde sind mit Würde; jenes mit wörtlichen Beweisen als Compilation, und dieses als Original, daran wenig auszusetzen ist, beurtheilt. S. 1 und 11 sind in Briefen zweyer Bienenfreunde, bey 2 Geschichten der Bienenzucht vom Jahre 1803, große Klagen über die seltherige Witterung aufgestellt; S. 16: über die Errich-

tung

tung der Magazinbienenzucht in Haidegegenden, ist Beweis, daß die Meisten diese Zucht immer noch nicht praktisch richtig zu behandeln verstehn, weil Manche so unrichtige Widerlegungen gegen sie machen; und es sollte doch um so mehr mit Richtigkeit von ihr öffentlich gesprochen werden, als man S. 39 eingesteht, daß, seit dem Jahr 1800, also in drey Jahren, die Hälfte der Bienenstöcke, gegen sonst, fehlten. Der eine und sehr gründliche Bienenfreund räth in seinen Briefen dem andern daher die Magazinzucht S. 57 sehr an; denn daß er um solche Stöcke, nach Rahmdors (Ramdohrs) und Riems Vorschriften behandelt, gekommen wäre, rühre nicht daher, daß solche nicht so vortheilhaft, wie Stülpstöcke seyen; sondern weil sie ihm durch unvorsichtige Behandlung (was immer der Fall nur seyn kann) von unwissenden Leuten ruinirt worden. Dabey habe er hinlängliche Gelegenheit gehabt, zu erfahren, und sich zu überzeugen, daß die Magazinbienenzucht die vortheilhafteste und zugleich sicherste Art sey. Eben dieser Freund beweist den ungläubigen Haidebienenpflegern, daß sich Magazine auch in die Haide fahren lassen; und er hat vollkommen Recht; sein Beweis ist zu triftig, als daß er nicht hier stehe, indem er sagt: »Viermal ist mir ein wichtiger Stülpstock todtgefahren »worden; aber niemals habe ich an Magazinen dieß »Schicksal gehabt, weil ich denen mehr Luft (das ists, was »die Meisten verfehlen) und eine andre Einrichtung geben »konnte, die sich bey Stülpstöcken nicht anbringen ließ; »von dieser Seite habe ich also auch Vortheile bey den »Magazinen gehabt.« Daraus entnimmt man klar, daß die Furcht eitel ist, die man hatte, daß sich Magazine nicht würden transportiren lassen; denn man findet (wie es da heißt) den Beweis des Gegentheils. Aber, obgleich der Verf. noch mehrere Vortheile, z. B. vom Schwärmen der Magazine, darlegt: so folgen, was man kaum von einsichtsvollen Bienenkennern erwarten sollte, dennoch Widersprüche! Recensent kann, was da verlangt wird, aus Sächsischen und Preußischen Gegenden versichern, daß Magazine darinnen recht gut verfahren werden, wenn man die Sache richtig angreift. Wer kennt nicht die Leitern, auf welche man sie ohnehin auch zu Hause legt, (und beym Verfahren sogar noch fest darauf anbinden kann,) da man sie in Riem, Werners Bienenvater, 1. u. 2. Aufl., Fig. 8, abge-

abgebildet findet? Daraus ersieht man, daß bey allen schönen Vorträgen doch die Sache nicht erschöpft worden ist. Für mechanische Bienenwärter wollen wir demungeachtet die Magazinzucht nicht so sehr empfehlen; denen lasse man die Stülpzucht, da sie nur dazu die Handgriffe verstehen. S. 62—76 beweist Spitzner und Büsching, daß der geschwefelte Honig zum Futter unschädlich sey; und es ist praktisch wahr. Obgleich Herr Sp. darin, daß der Honig in gehöriger Wärme nicht körnig werde, S. 63 irret, weil man ihn eben durch gehörige Wärme in Zucker verwandeln, und durch Abwaschen dieser Körner trocken aufbewahren kann: so hat er doch darin ganz recht, wenn er S. 66 behauptet, daß die Bienen körnigten Honig wieder flüssig machen, und genießen können. Rec. hat ähnliche Erfahrungen, sogar von Farin- und Candiszucker; welche beyde seine Bienen mit Vortheile unverdünnt, genießen. Die Miscellen S. 83—92 sind unbedeutend.

Fö.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Einige Bemerkungen über den Galvanismus, von C. S. H. Kunze. Kiel, bey Mohr. 1804. 79 Seit. 8.

Eine kleine aber interessante Schrift. Der Verf. macht auf Pfaffs Versuche aufmerksam, welcher bemerkte, daß Lakmuspapier auf einer feuchten Zinckscheibe geröthet wird; daß aber gerade die Stellen, wo das Papier unverändert bleibt, das Curcumepapier dunkler färbt. Ein glücklicher Gedanke scheint es Rec., wenn der Verf. die Wirkung des feuchten Leiters in der Säule mit der stärkern Wirkung der Halbleiter bey Entzündungen vermittelst der Elektricität vergleicht. Das zu schnelle Durchströmen der Elektricität wird dadurch verhindert; der Funke muß gleichsam ein Hinderniß überwältigen, um sich mehr zu koncentriren. Bey der Anwendung des Gummiwassers erhält man eine sehr gute Wirkung von der Säule; welche aber durch den Zusatz von 1 Theil Alaun

auf 10 Theile Gummiwasser ungemein verstärkt wird. Durch gefirnißte Taffetscheiben suchte der Verf. vergeblich eine wirksame Säule zu errichten, eben so auch durch mit fettem Firniß überzogene Platten; vielleicht, setzt er hinzu, wäre Weinsteinfirniß besser. (Rec. machte von denselben Gründen geleitet, ähnliche Versuche. Die Zinkplatten wurden mit einer dünnen Schicht von Weinsteinfirniß überzogen; aber sie thaten keine Wirkung). Er schichtet die Säule auf folgende Art: Erreger, Feuchtigkeit, Leiter, und sagt, der bekannte Zeugenversuch beweise, daß dieses die einfache Kette sey. (Aber Volta's Versuche sind dagegen. Die Elektricität wird zwischen den beyden Metallplatten entwickelt, folglich ist die obere und untere Platte in dieser Schichtung überflüssig). Es ist einerley, ob man die Säule gut isolirt oder nicht; nur darf man sie nicht auf guten Leitern errichten. (Rec. hat dieselbe Bemerkung oft gemacht). Viele von Davy vorgeschlagene Säulen leisteten (auch Rec.) nichts. Viereckige Platten wirken nicht schlechter als runde. Die Stärke der Wirkung hängt durchaus nicht von der Oxydation der Platten ab; verdünnte Schwefelsäure wirkt nichts, Gummiwasser hingegen beträchtlich. Der Verf. will Wirkung des Galvanismus auf das Wachsthum der Pflanzen bemerkt haben. Was über den medicinischen Gebrauch des Galvanismus gesagt wird, ist unerheblich.

Om.

Anfangsgründe der reinen Mechanik, die zugleich die Anfangsgründe der reinen Naturwissenschaft sind, von Joh. Schulz, Königl. Hofprediger und ordentl. Professor der Mathematik. Königsberg, bey Nicolovius, 1804. 134 Seit. 8. mit 2 Kupfertafeln.

Nach Vorausschickung dessen, was Kant in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft gelehrt, hat, wird hier von der gleichförmigen Bewegung, von der einfachen und zusammengesetzten Bewegung, von den bewegenden Kräften, von den Grundgesetzen der Bewegung, vom Stoß

der

der Körper, von den Wirkungen der Anziehungskraft, von den Central- und Schwungkräften, von der krummlinigten Bewegung, von der Schwere, von der Bewegung geworfener Körper, das Allgemeinste beygebracht, so daß diese Schrift für den ersten Unterricht in der Mechanik sich durch Deutlichkeit und Gründlichkeit empfiehlt.

Lw.

Taschenbuch für Naturforscher besonders auf Reisen, von J. Coakley Lettsan. Nach der engl. dritten Ausgabe übersetzt. Breßlau, bey Korn d. ält. 1804. 280 Seit. 8.

Der Verf. ist durch seine Schrift über den Thee und einige andere Kompilationen in diesem Fache bekannt. Auch dieses Buch ist von keinem besondern Werthe. Den größten Theil desselben nimmt ein hier sehr überflüssiger Auszug aus Kirwans Mineralogie ein, nebst einer weitläuftigen Anleitung Mineralwässer zu prüfen; die doch äußerst oberflächlich und mit Weßtrumbs vortrefflicher Anleitung nicht zu vergleichen ist. Den Anfang macht eine Anweisung, Insekten zu fangen, zu tödten und aufzubewahren, wo die bekannten Mittel, nämlich ein Druck auf die Brust, Wasserdämpfe, und Glühen der Nadel, worauf sie gespießt sind, angegeben werden. Die hierauf folgende Anleitung Vögel auszustopfen, und aufzubewahren, ist mangelhaft und undeutlich; man sollte glauben, der Verf. wolle das Brustbein in den Vögeln gelassen haben. Uebrigens ist sie nach Kuckhan's Methode. Nur wenig wird von der Präparation und Aufbewahrung der übrigen Thiere gesagt. Das Kapitel über die Mittel Saamen aufzubewahren und zu transportiren, ist größtentheils aus Ellis bekannter Schrift genommen. Kurz der deutsche Naturforscher wird hier sehr wenig Belehrung finden. Der Uebersetzer hat keine Anmerkungen und Ergänzungen hinzugefügt, und so nöthig dieses auch gewesen wäre; so kann man doch zufrieden seyn, daß es von ihm nicht geschah. Denn überall zeigt er seine Unbekanntschaft mit Gegenständen dieser Art. Rec. schlägt zufällig auf, und findet sogleich Bauerstoffe des Arsenics statt Arsenikomyd; so auch Sal-

Salpetersäure der Pottasche statt salpetersaure Pottasche, u. s. w. Einige Seiten weiter heißt es: Boracit krystallisirt sich in Cuben mit abgespitzten Seiten und Winkeln, statt mit abgestumpften Kanten und Ecken. Auf Verlangen kann Rec. mit einem langen Sündenregister dienen.

Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Wirkt die Elektricität auf Stoffe, die gähren, und wie? Befördert oder hindert sie die Gährung, und verändert sie die Produkte derselben? Wie ließe sich durch die elektrische Materie die Kunst Wein zu machen, das Bier und Essig brauen, und das Destilliren des Weingeists vervollkommnen? welche von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgeworfen worden ist. Von *E. F. Wrede*. Berlin. 1804.

Durch einige Versuche bewogen, scheint es dem Verf. als ob durch die Elektricität die Gährung befördert werde. Er stellte diese Versuche mit Franzwein, jungen schlesischem Landwein, der Würze von Bier, mit Branntweinschrot und Bier an; bemerkte dabey eine Beschleunigung der Weingährung; aber eben nicht der Essiggährung. Auf Weingeist wirkte die Elektricität nicht. Die Versuche mit Milch gaben kein bestimmtes Resultat. In allen Fällen ließ er elektrische Funken durch die Flüssigkeit schlagen, oder die Elektricität aus einer metallenen Spitze durch dieselbe strömen. Ob die Produkte der Gährung durch die Anwendung der Elektricität besser oder schlechter werden, wagt er nicht zu bestimmen. Uebrigens schien aus der elektrisirten Flüssigkeit die Kohlensäure stärker geschieden zu werden. Zur Anwendung der Elektricität im Großen, schlägt er sehr sinnreich die Blitzableiter vor; nur Schade, daß man der Elektricität der Luft nicht gebieten kann. Diese äußerst schwierige Materie scheint Rec. durch diese Versuche bey weitem nicht genug untersucht. Sie sind nicht oft genug wiederholt, nicht oft genug abgeändert. Es war nicht hinreichend nur zwey Gläser zusammenzustellen; es mußten mehrere neben einander gestellt, und

und einige davon elektrisirt werden. Die Versuche waren oft zu wiederholen. Man mußte mit dem reinsten gährungsfähigen Stoff, mit einer Auflösung von Zucker anfangen. Es mußte Rücksicht auf die Luft in den Gefäßen genommen werden, und eine viel sorgfältigere auf die Temperatur, als hier geschehen ist. Man mußte mit sehr stark wirkenden Maschinen operiren, um die Unterschiede auffallender zu machen. Man weiß, wie oft man sich bey Versuchen getäuscht hat, wodurch man erfahren wollte, ob die Elektricität das Wachsthum der Pflanzen und die Verdünstung befördere. Auch läßt sich wohl nicht die Wirkung des Gewitters, welches bloß die Luft elektrisirt mit den Erfolgen vergleichen, wenn man einen schon gebildeten Funken durch die Flüssigkeiten schlagen läßt. Kurz, äußerst große Schwierigkeiten bey Versuchen dieser Art entschuldigen den Verf., wenn er nicht Viel leisten konnte.

Om.

Chemie und Mineralogie.

D. Jos. Blacks Vorlesungen über die Grundlehren der Chemie, aus seiner Handschrift herausgegeben von D. Joh. Robinson. Aus dem Engl. übersetzt mit Anmerkungen von D. L. von Crell. Hamburg. 1804. Erster Theil. 444 Seit. Zweyter Theil. 548 Seit. Dritter Theil. 480 Seit. 8.

Herr Bergr. von Crell verdient unsern Dank, daß er diese Vorlesungen durch eine gute Uebersetzung unter uns bekannter gemacht hat; obgleich das Publikum nichts verloren hätte, wenn dieses weitläuftige Buch hin und wieder abgekürzt erschienen wäre. Ueberdieß rührt die Darstellung des Ganzen nicht von dem großen Manne her, dem das Buch zugeschrieben wird; sondern der Herausgeber stellte es aus einzelnen Papieren desselben in einen zusammenhängenden Vortrag zusammen. Um so mehr konnten manche Kapitel wegbleiben, da sie bekannte Sachen enthalten, und gewiß Niemand die-

 ses

ses Buch in die Hände nehmen wird, um daraus eine Menge gesammelter Thatsachen zu lernen. Zu diesem Zwecke fehlt es uns nicht an neuern vollständigern Schriften. Es ist uns hier nur um Blacks Geist zu thun; eines Mannes, welchen man als den Stifter der Chemie in den neuern Zeiten verehren muß. Auch findet man die Spuren desselben an vielen Stellen; diese Behutsamkeit in Folgerungen, diesen Widerwillen gegen alle Theorien, diese genaue Verfolgung der Thatsachen, woraus sich die Theorie von selbst bildet. Der erste Theil ist bey weitem der wichtigste; er enthält die Lehre von der Wärme sehr ausführlich, und die Bestimmung der allgemeinen chemischen Begriffe; die andern enthalten die Lehre von den chemischen Producten insbesondere, und stehen dem ersten weit nach. Black legte die Grundlage zu einer Theorie der Wärme, und billigte die übertriebenen Erweiterungen derselben nicht, welche sich einige seiner Schüler erlaubten. Er äußert sich bestimmt gegen Irvine's Meinung, welcher das Wort Capacität zu buchstäblich nahm, und die Erweiterung des Raums beym Schmelzen und Verdampfen für die Ursache; das Einströmen des Wärmestoffs in den erweiterten Raum für die Folge hielt. Black zeigt ungemein gut, wie verkehrt dieses Verfahren sey, und wie wenig man in dieser Theorie einen Grund für jene Erweiterung des Raums angebe. In den Anmerkungen erläutert Robison dieses nicht übel durch einen ins Wasser getauchten Schwamm, wo die Anziehung des Schwammes zum Wasser die Ursache einer Erweiterung, das Einströmen des Wassers zugleich eine Folge derselben ist. Latenter Wärmestoff ist also nach Black die Ursache der Flüssigkeit; aber er geht noch weiter, und leitet auch die Weichheit und Zähigkeit von dieser latenten Wärme ab. Wenn Eisen, sagt er, durch Hämmern rothglühend gemacht, und nach dem Erkalten wieder gehämmert wird: so bekommt es Risse, und kann nur dann erst wieder gehämmert werden, wenn es im Feuer vorher geglühet wurde. Hier sieht man deutlich, daß ein Zusatz von Wärmestoff das Metall geschmeidig macht, welcher im ersten Falle durch das Hämmern entzogen wurde. Zur Krystallisation hält er, wie zum Gefrieren, die Entwickelung des latenten Wärmestoffs für nothwendig, und führt dabey einige sehr passende Erscheinungen an. Die Stellung der Theilchen unter bestimmten Winkeln beym Gefrieren des Eises, so wie die regelmäßige Zusammenstellung derselben beym Erkalten des

Spieß-

Spießglanzes und anderer Halbmetalle, hält er für eine Folg
der Polarität der Theilchen. Es ist angenehm den Entdecke
von seinen Entdeckungen und den Veranlassungen dazu rede
zu hören; bekanntlich legte Black durch seine Versuche übe
die Kohlensäure die Grundlage zur Chemie der Gasarten, s
wie durch seine Versuche über die latente Wärme den Grun
zur Lehre von der Wärme überhaupt; man findet hier, wi
er zu manchen andern Erklärungen die ersten Vermuthunge
hergegeben hat; so vermuthete er z. B. die Zusammenziehun
des Quecksilbers beym Gefrieren zuerst, so stellte er Versuch
über die Verhältnisse an, worin die ausdehnende Kraft de
Wärme mit den Ausdehnungen des Quecksilbers im Thermo
meter steht; erwähnt aber dabey aufrichtig, daß ihm nach
her ähnliche Bemühungen vieler Physiker vor ihm bekann
wurden. Ueber die Grundbegriffe der Chemie, Verwandt
schaft, Sättigung, u. s. w. hat er wenig Eigenes; er häl
die erstern für eine Folge der allgemeinen anziehenden Kraft
Blacks heller vorurtheilsfreyer Geist gab sogleich der anti
phlogistischen Theorie seinen Beyfall, da sie auf Thatsache
gegründet war, ohne sie doch für das Aeußerste zu halten
was man in der Chemie erreichen könne, wie es auch kein
Vernünftiger je gethan hat. In Vergleichung mit der ältern
phlogistischen Theorie, war die neuere allerdings der Natu
viel näher gekommen. Mit Vergnügen hat Rec. Robinson'
Anmerkungen gelesen. Sie sind oft sehr treffend, und ent
halten manche schätzbare Bemerkungen. Den wahren Be
griff von Flüssigkeit, als leichte Verschiebbarkeit der Theil
chen, erörtert er sehr gut, und zeigt, daß nicht die gering
Anziehung der Theilchen zu einander die Ursache derselbe
seyn könne. In unsern Handbüchern wird sinnlos genu
die alte Definition fast immer wiederholt. Neu und inte
essant waren Rec. die historischen Nachrichten von Hook, we
cher zuerst die beyden unveränderlichen Punkte am Therm
meter angab, und über das Verbrennen Aeußerungen, la
ge vor Mayow, machte, welche sich noch mehr der neu
antiphlogistischen Theorie nähern, als die Theorien des letzter
Etwas Gallimathias über die neue dynamische Philosoph
muß man dem Vf. der Schrift über die Wirkungen der Fr
maurerey und des Illuminatismus verzeihen. Auch He
von Crell hat einige Anmerkungen hinzugefügt, die, wie
erwarten läßt, manche lehrreiche Nachweisungen enthalt
Er vertheidigt darin, wie sich auch erwarten läßt, das Ph

giston, welchem er mit Gren, den Lichtstoff, unterscheidet. Es ist sehr gut, die Chemisten auf die feinen Stoffe aufmerksam zu machen, welche beym Oxydiren der Körper weggehen oder hinzukommen können; aber es ist ein sonderbarer Starrsinn, ungeachtet aller Erinnerungen, eine Hypothese, sie mag seyn, welche man will, (diese ist wahrlich schlecht gegründet) mit einer Theorie vermengen zu wollen; in sofern in ihr die Lehren auf Thatsachen gegründet sind. Daß beym Verbrennen Sauerstoffgas, oder wie es Herr von Crell nennen will, zu dem brennenden Körper tritt, läugnet er selbst nicht. Ob Etwas dabey weggeht, wissen wir noch nicht, und daß Etwas dabey weggeht, muß erst bewiesen werden. Aus der Lehre von der Verwandtschaft läßt sich kein Beweis hernehmen; die ganze Lehre wird angefochten. Daß Lichtstoff weggehe, ist durch nichts bewiesen; denn es giebt eben so viele Fälle, wo sich bey der Oxydirung kein Licht zeigt, als wo sich Licht zeigt. Ueberdieß ist noch gar nicht dargethan, daß Lichtstoff von Wärmestoff verschieden sey. Auch die Anmerkung, wo gegen Black das Raisonnement in der Naturkunde vertheidigt wird, mißfällt Rec. Ganz konnte und wollte Black es nicht verbannen, und gerade die Behutsamkeit, welche Black empfiehlt, und beständig anwendet, ist in den jetzigen Zeiten sehr zu schätzen, wo sich die willkührlichen, phantastischen Theorien in unserm Vaterlande einander drängen.

Om.

Handbuch eines Kursus der Chemie, oder zusammengeordnete Versuche und Demonstrationen, die zu einem vollständigen Kursus dieser Wissenschaft gehören, von E. J. B. Bouillon Lagrange, öffentlichem Lehrer an den Ecoles centrales zu Paris u. s. w. Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Daniel Jäger. Zweyter Theil. Leipzig, bey Grieshammer. 1803. Mit einer Kupfertaf. 513 Seit. 8. 2 Rt.

Es

Es fängt sich dieser Band mit der ein und dreyßigsten Vorlesung an — diese handelt von den metallischen Substanzen, und zwar vom Arsenik; der Verf. behält nämlich die Eintheilung der Metalle nach Fourcroy bey, und ordnet sie 1) in spröde, säurungsfähige: Arsenik, Wolfram, Molybdän und Chromium; 2) in spröde, bloß oxydirbare: Titanium, Uranium, Kobalt, Nickel, Magnesium, Wißmuth, Spiesglanz und Tellurium; 3) in halbdehnbare und der Oxydirung fähige: Quecksilber und Zink; 4) in sehr dehnbare und leicht oxydirbare: Zinn, Bley, Eisen und Kupfer; 5) in Metalle, die einen vorzüglichen Grad von Dehnbarkeit besitzen, aber schwer zu oxydiren sind: Silber, Gold und Platina. — Die zwey und dreyßigste Vorlesung verbreitet sich über Wolfram, Molybdän, Chromium, Titanium, Uranium, Nickel und Kobalt. Die drey und dreyßigste handelt vom Magnesium und Wißmuth. Die vier und dreyßigste vom Spießglanz und Tellurium. Die fünf und dreyßigste und sechs und dreyßigste beschränken sich bloß aufs Quecksilber. Die sieben und dreyßigste begreift den Zink in sich. Die acht und dreyßigste das Zinn, und die neun und dreyßigste das Bley. In der vierzigsten und ein und vierzigsten handelt der Verf. vom Eisen — in der zwey und vierzigsten vom Kupfer — in der drey und vierzigsten vom Silber, und in der vier und vierzigsten vom Golde und der Platina. Bey einem jeden werden die Eigenschaften, Verhalten mit andern Körpern, u. s. w. bestimmt und richtig angegeben.

Die fünf und vierzigste Vorlesung beschäfftigt sich mit den Körpern des Gewächsreichs im Allgemeinen; der Verf. betrachtet in solcher zuvörderst das lebende Gewächs nebst seinen Funktionen und Produkten — dann das todte Gewächs und die Veränderungen, die es erleidet; er gehet darauf in den folgenden Vorlesungen zu den speciellern desselben über. Dem zufolge handelt die sechs und vierzigste Vorlesung von den Pflanzensäften — die sieben und vierzigste und acht und vierzigste von den Pflanzensäuren. Die neun und vierzigste von den fixen Oelen. Die funfzigste von den flüchtigen Oelen. Die ein und funfzigste von den Harzen, Balsamen, Gummiharzen und Federharze. Die zwey und funfzigste von Satzmehlen. Die

drey und funfzigste von den vegetabilischen Pigmenten; hier werden zugleich die Beizmittel nebst andern in die Färberey einschlagenden Dingen mit aufgestellt. Die vier und funfzigste befaßt sich mit der Gährung überhaupt. Die fünf und funfzigste handelt vom Alkohol und Aether. Und die sechs und funfzigste von der sauren Gährung.

In der sieben und funfzigsten Vorlesung folgt die Lehre von den thierischen Substanzen im Allgemeinen. Die acht und funfzigste befaßt sich mit der, über Milch, Galle und Fett, so wie die neun und funfzigste mit dem Harne, und die sechzigste mit den festen Theilen des Thierreichs.

Noch muß Rec. diesem einige Bemerkungen beyfügen. Man vermißt hin und wieder die oft nothwendige Bestimmung — so heißt es zu Ende der ein und dreyßigsten Vorlesung: „über diesen Gegenstand verdient hauptsächlich das von „Navier, Arzte in Chalon, gelieferte Werk in 2 Theilen 8. „empfohlen zu werden.“ Welches Werk ist hiermit gemeint? Vermuthlich Navier's Gegengifte des Arsenits, ätzenden Sublimats, Spangrüns, u. s. w. von welchem Weigel eine deutsche Uebersetzung geliefert? S. 113 heißt es: „das „schwefelsaure Quecksilber wird durch Schwefelsäure und „schwefelsaure Neutral- und Mittelsalze zersetzt;“ es muß aber heißen: das salpetersaure Quecksilber u. s. w. S. 126 führt der Verf. das fleißige Auswaschen des versüßten Quecksilbers mit Wasser, als das sicherste und einfachste Mittel an, um es von anhängender Corrasiv zu befreyen — salzsaures Ammonium in diesem Wasser aufgelöst, bewirkt aber zugleich mehr Sicherung! S. 360 ist die Cochenille unter die vegetabilischen Pigmente gerathen. S. 426 werden um flüchtiges Essigsalz zu bereiten mit Essigsäure benetzt — besser erhält man aber dasselbe, wenn essigsaures Kali oder Natron nach und nach behutsam mit Schwefelsäure vermischt wird.

Daß kein Register, ja nicht einmal ein Inhaltsverzeichniß beygefügt ist — ist der Brauchbarkeit dieses Werks auch nicht vortheilhaft!

Jz.

D. H.

D. H. L. W. Völkers Handbuch der ökonomisch-technischen Mineralogie. Erster Band. Weimar, bey den Gebr. Gädike. 1804. 426 S. 8.

Ein brauchbares Handbuch! Mit vielem Fleiße hat der Vf. das Wichtigste, was von der ökonomischen und technischen Benutzung der Mineralien bekannt ist, aus den neuesten Schriften gesammelt. Den oryktognostischen und geognostischen Theil hat er aus den bewährtesten Schriftstellern der Wernerschen Schule genommen; mit einigen kleinen, aber zweckmäßigen Veränderungen. Die Kennzeichen theilt er überhaupt in innere und äußere; mit Recht, da die Wernersche Eintheilung in äußere, physische und chemische Kennzeichen nicht allein unbequem; sondern auch sehr unrichtig war. Mit den brennbaren Körpern macht er den Anfang, hierauf folgen die Salze, womit der erste Theil schließt. In den oryktognostischen Beschreibungen befolgt er eine andere bequemere Ordnung; er stellt nicht die Farbe voran. Die Arten der Steinkohlen sind bey ihm Schieferkohle, Blätterkohle, Lattenkohle, Rußkohle, Glanzkohle, Stangenkohle, Pechkohle, wozu die Kennelkohle als Unterart gebracht wird. Ueber den Diamantenhandel und ihre Bearbeitung hätte er noch einige neuere Schriften nutzen können; beym Artikel Schwefel ist nichts von der in England gewöhnlichen, auch in andern Ländern nachgemachten vortheilhaften Gewinnung gesagt worden; auch hätte der Bau auf Bernstein an der ostpreußischen Küste eine kurze Beschreibung verdient.

Om.

D. J. B. Trommsdorff's Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Pharmaceutiker auf das Jahr 1805. Mit 1 Kupfer. (Portrait des verewigten Gren.) Erfurt, in der Henningschen Buchhandl. 1805. 127 Seit. 8. 16 gr.

Das gute Urtheil, welches wir bey Anzeige des ersten und zweyten Bändchens dieses Taschenbuchs von denselben fällten; bestätigen wir in Allem auch von diesem. Es hebt in der Ge-

schichte

schichte mit Stahls Nachfolgern an, und gehet bis auf die neueste Zeit fort. Wer stimmt nicht demjenigen gern bey, womit der Herr Verf. dieses Werk beschließt? „Alle die „Männer, welchem die Chemie glückliche Epochen verdankt, „waren zugleich tiefe Kenner der Geschichte der Wissenschaft „und fleißige Praktiker; allerdings ein sehr ehrenvolles Zeug„niß für den Werth der Geschichte der Chemie und der Pra„xis! Die Geschichte warnet vor dem Abwege, schreckt den „Neuerungssüchtigen von jedem übereilten Versuche zurück, „und zeigt ihm die Bahn, die früher betreten zu unsterbli„chem Ruhm führte.“

Jj.

Systematisches Handbuch der gesammten Chemie, von D. J. B. Trommsdorff. Siebenter Band. Erfurt, in der Henningschen Buchhandl. 1804. 568 Seit. 8.

Dieser Theil enthält die Gewinnung der Salze und ihrer Produkte, die Bearbeitung erdiger Substanzen, die Bearbeitung leicht entzündlicher und metallischer Substanzen, endlich die künstliche Bereitung der Mineralwässer. Der Verf. hat zwar auch hier sorgfältig gesammelt; doch sind ihm manche Nachrichten von Fabriken aus neuern Journalen und Reisebeschreibungen entgangen; z. B. die Art wie in England Salz aus Meerwasser gesotten wird, wie dieses in Norden durch den Frost geschieht, die Salmiaksfabrikation in England aus Knochen, wobey zugleich Seife gewonnen wird, die Bereitung desselben vermittelst des Steinkohlenrußes in Flandern, die Schwefelgewinnung in England, und einige andere Fabrikationen.

Om.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Todesfälle.

1805.

Am 22sten Jun. starb zu Coburg der verdiente und gelehrte Konsistorialrath und Direktor des Casimirischen Gymnasiums, Herr Joh. Christ. Briegleb, in dem 64sten Jahre seines Lebens, nachdem er 37 Jahre als Lehrer da gewesen war, der Welt viele brauchbare, und zum Theil vortreffliche Männer gebildet, und sich den Ruhm eines musterhaften Lehrers, und was noch mehr ist, eines sehr edlen und rechtschaffenen Mannes erworben hatte.

Am 16ten Jul. zu Hildesheim, Herr C. H. Ruhkopf, Dr. der Philosophie und Direktor des Andreaneums, 50 Jahre alt.

Im Monat Jul. zu Untersteinach bey Baireuth; der dasige verdiente und geschickte Pfarrer, Herr Mag. Kirschner, im 54sten Jahre seines Lebens. Seine Schriften, meistens ascetischen Inhalts, stehen in Meusels gelehrtem Deutschlande.

Chronik deutscher Universitäten.

Heidelberg. 1805.

Am 19ten Mai wurden den, in dem großen Hörsaale des Universitätsgebäudes versammelten hier Studirenden in

in Gegenwart des Prorektors und des akademischen Senats, die, nun auch gedruckt erschienenen akademischen Gesetze, welche jetzt neu entworfen worden, durch den Syndikus der Universität vorgelesen, und dann unter dieselben vertheilt.

Der, auf Befehl des Kurfürsten von Baden, in eine forst- und landwirthschaftliche Plantage umgeschaffene, unter Herrn Bergrath Gatterers Aufsicht stehende Schloßgarten, wird nicht nur noch erweitert; sondern beträchtlich vervollkommt, wozu aufs Neue unbestimmte Summen verwilligt worden sind.

Vom Herrn C. F. Mühlenbruch, welcher bereits im April d. J. von der hiesigen Universität die juristische Doktorwürde erhielt, ist gegenwärtig eine Inauguraldissertation unter folgendem Titel erschienen: De vera origine, genuina vi ac indole Stipulationis, Commentatio historico-juridica. Manhem. 48 S. 4.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Fürstl. Jablonowskysche Gesellschaft zu Leipzig hat den, in einem Medaillon 24 Dukaten an Werth, bestehenden Preis ihrer letzten historischen Aufgabe:

„Darstellung des Ursprungs, der Rechte und vornehmsten „Schicksale der Jarls-Würde in den nordischen Reichen."

dem Königl. Großbritannischen Hofrathe und Professor der Geschichte, Herrn A. L. Schlözer in Göttingen, zuerkannt.

Anzeige kleiner Schriften.

Rüge über die Rede an dem Grabe des Herrn D. Storr's, Kurfürstl. Würtemberg. Oberhofpredigers und Konsistorialraths, am 21sten Jan. 1805. von G. H. Rieger, Special-Superintendenten zu Stuttgard. Konstantinopel. 1805. 20 S. 8.

Bie

Wie sehr eine gewisse Obskurantenparten im Würtembergischen, die sich dort immer mehr verbreitende vernünftige Aufklärung über theologische Gegenstände zu tadeln und zu verunglimpfen sucht, ersieht man aus der, im Druck erschienenen Gedächtnißrede, welche der Specialsuperintendent Rieger dem Dr. Storr gehalten hat, und auf deren wesentliche Mängel und gehässige Tendenz die vorliegende kleine Schrift aufmerksam macht. So wird z. B. in jener Rede, ganz nach der Weise und mit dem Feuereifer alter Zeloten, S. 23 „von der falschen, unvernünftigen Aufklärung „gesprochen, die nur niederreiße, und nicht aufbaue, „alle häusliche und bürgerliche Tugend hinwegnehme, ja sogar das Wohl der Staaten untergrabe." Von dem sel. Storr wird gerühmt: „daß er sich diesem „Unwesen, nicht ohne Gefahr, verkannt zu werden, „widersezt habe." Hieraus ergiebt sich deutlich, daß die Bemühung des Redners darauf gerichtet ist, alle diejenigen, welche über theologische Gegenstände andrer Meinung sind, als er und der Dr. Storr, als moralische Mordbrenner darzustellen, von deren Bemühungen nicht nur für das häusliche und Familienglück; sondern sogar für das Wohl ganzer Staaten und Länder Gefahr zu besorgen sey. — Eine Ketzermacheren, welcher sich selbst Melchior Götze streitbaren Andenkens, nicht zu schämen gehabt haben würde! — Die Intoleranz und feindselige Verketzerungssucht, welche ein so unzeitiges Obskurantengeschrey verräth, (wofür die Kanzel wahrlich! der unschicklichste Ort ist!) werden von dem ungenannten und uns ganz unbekannten Verfasser der Rüge in ihrem wahren gehässigen Lichte dargestellt, und bey der willigen Anerkennung von Storr's Vorzügen und Verdiensten, auch seine Mängel und Schwächen, als Exeget und Volksredner, jedoch mit milder Schonung berührt. — Der überall sichtbare Eifer für Wahrheit und Recht, so wie die männliche Freymüthigkeit, welche diese, überdieß in einer, dem Gegenstande angemessenen kraftvollen Schreibart abgefaßte Schrift auszeichnen, machen sie einer rühmlichen Erwähnung werth.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Baireuth. Am 3ten August d. J. feyerte das hiesige Illustre Christian-Ernestinische Kollegium den Geburtstag des Königs, wozu der Herr Adjunkt und Bibliothekar Wagner mit einem deutschen Progamm allgemein pädagogischen Inhalts einlud. Die lateinische Rede hielt der Herr Professor Fickenscher, und handelte in derselben von den Schicksalen des illustren Kollegiums. Der Herr Konsistorialrath Degen aber sprach in der deutschen Rede davon, wie unsere Schulen unsern König am würdigsten verehren können.

Des verstorbenen Kreissteuereinnehmer Weisse's Gedächtnißfeyer, ist auf dem Leipziger Theater viermal gehalten worden. Herr August Mahlmann ist Verfasser des Textes, welchen Herr Bierey komponirt hat. Das erstemal wurde hinterdrein die Jagd des Verewigten gegeben, und die Einnahme zum Besten der Armen verwendet.

Verbesserungen.

Im C. Bd. 2. St. S. 288. Z. 10. und 13. st. Orodeldocs l. Opodeldocs
— — — — — — — — 12. von unten st. Geneeskundige l. Geneeskundige
— — — — — — — — 18. st. Eugen l. Eupen

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Erziehungsschriften.

Ueber den Einfluß des Schauspiels auf die Bildung der Jugend; von A. L. P. Schröder, Prediger in Nordhofen. Gotha, bey Perthes. 1804. 12 B. 8. 14 gr.

Zu dieser Schrift gab dem Verfasser ein Bändchen Schauspiele für die erwachsenere Jugend, welches er ein Jahr früher herausgab, die erste Veranlassung. Sein weiteres Nachdenken über den hier behandelten Gegenstand führte ihn auf neue Ansichten, die er einer ernsten Prüfung unterwarf, und nun öffentlich mittheilt. Er geht dabey von der richtigen Bemerkung aus, daß man in neuern Zeiten der Erziehung in mancher Hinsicht zwar eine bessere Richtung gegeben hat, und es zwar anerkennt, daß muntere, fröhliche Thätigkeit ein Bedürfniß des jugendlichen Alters sey; daß man aber gemeiniglich in dieser Hinsicht Alles gethan zu haben glaube, was man den Kindern schuldig ist, wenn man ihnen erlaube zu spielen, und ihnen die Zeit dazu gönne, und dann diese Erholungsstunden weiter keiner Leitung oder Aufmerksamkeit würdige. Selbst der Staat sollte nicht bloß auf Gelegenheiten zum Unterrichte der Jugend; sondern auch auf zweckmäßige Erholungs-Anstalten für dieselbe, durch Spiel- und Uebungsplätze bedacht seyn, die der Aufsicht sittlich bewährter Jugendfreunde übertragen würden. So lange dieß

indeß nicht ist, müssen wenigstens Aeltern und Erzieher thun, was sie können. Ihre Gegenwart bey den Spielen, ohne Theilnahme, ist noch nicht hinlänglich. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kommt der Verfasser auf den eigentlichen Zweck seiner Schrift, diejenige Art von Erholung zu würdigen, die man der Jugend beyderley Geschlechts durch Besuchung oder eigne Aufführung der Schauspiele zu verschaffen sucht. Er bestimmt zuvörderst den Zweck des Schauspiels, und folgert daraus, daß es allerdings zur Beförderung sittlicher Ausbildung und Veredlung bey der Jugend benutzt werden könne; vornehmlich in der Hinsicht, daß sie dadurch mit den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens bekannter werde, in welchen das höchste Sittengesetz anzuwenden sey. Zur Erwerbung der Menschenkenntniß die Jugend in die Welt selbst einzuführen, habe unüberwindliche Schwierigkeiten und unvermeidliche Nachtheile. Auch die Geschichte könne diesen Vortheil nicht in dem Maaße gewähren, als Schauspiele, wenn sie aus einer treuen Beobachtung des menschlichen Thuns und Lassens genommen sind. Hier lasse sich der Unterricht der Moral unmittelbar an den Unterricht in der Menschenkenntniß anknüpfen; und erst dadurch erhalte diese letztere ihren wahren Werth. Der Verf. wünscht daher, daß, so, wie wir Sittenlehren in Beyspielen haben, wir sie auch in Schauspielen haben möchten. — Nicht für die frühere Jugend indeß, vor dem zehnten oder zwölften Jahre, wäre dieser Vortheil zu erwarten; aber für das spätere Jugendalter könne das Schauspiel eins der wirksamsten Mittel zur Vollendung der sittlichen Erziehung werden. Aber durch die Einführung der Jugend in öffentliche Schauspielhäuser stehe dieser Zweck nicht zu erreichen; vielmehr sey davon mancher wesentliche Nachtheil zu fürchten. Die Ausführung hievon, und die Prüfung der vermeinten Vortheile, verdienen bey dem Verfasser selbst nachgelesen zu werden; und besonders ist das beherzigungswerth, was er über den schädlichen Einfluß öffentlicher Schauspiele auf die Sittlichkeit der Jugend sagt. — Der Wunsch des Verf. geht nun dahin, daß, wenigstens in größeren Städten, neben den Theatern für das größere Publikum, auch ein eignes Theater für die Jugend möchte errichtet werden, auf dem nur für sie, und in der Absicht geschriebene Stücke gespielt

wür-

würden, sie auf eine unterhaltende und ihrem Alter angemessene Art immer weiter auszubilden. Dadurch, glaubt er, würde auch Gemeingeist verbreitet, und Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Staat dem Herzen der Jugend tiefer eingeprägt werden. Von den bisherigen zahlreichen Schauspielen für das kindliche und jugendliche Alter würden freylich nur wenige oder gar keine für solch eine öffentliche Anstalt zu gebrauchen seyn; wäre sie aber einmal gegründet: so würden sich auch bald Dichter finden, die für diesen Zweck Schauspiele lieferten, wenn gleich ihre Ausarbeitung nicht so leicht seyn würde. Auch an Schauspielern für ein solches Theater würde es nicht fehlen. Aber bedenklicher wäre die Schwierigkeit, ob die Jugend von zwölf bis achtzehn Jahren dieses ihr bestimmte Schauspiel auch gern und ungezwungen besuchen würde. Die Bemerkung des Verf. hat leider wohl ihre Richtigkeit, daß wir in gewisser Hinsicht keine solche Jugend haben, und daß der Zwischenraum zwischen dem Kinderalter und dem Eintritt in die erwachsene Gesellschaft gewöhnlich mit einem *Salto Mortale* übersprungen werde. Eine weisere Erziehung und die theilnehmende Sorgfalt des Staats für anderweitige Bildung der Jugend, außer den eigentlichen Lehranstalten, würde jedoch auch dieser Schwierigkeit abhelfen können. — Der Verf. wendet sich nun zur Beantwortung der Frage, ob das eigne Aufführen von Schauspielen als ein Mittel zur Bildung der Jugend zu empfehlen sey? und er zeigt, daß der Einfluß davon, unter den nöthigen Voraussetzungen sehr wohlthätig und wichtig werden könne. Es findet sich bey Kindern und jungen Leuten ein entschiedener Trieb zur Nachahmung der Handlungen und Geschäffte des spätern Lebens, und selbst zur dramatischen Darstellung derselben, worauf sich auch so viele ihrer Spiele beziehn. Dieser Trieb müßte nur gehörig entwickelt und geleitet werden. Denn gewiß schenkte die Natur dem Kinde nicht umsonst diese Nachahmungsfähigkeit. Was hierüber in der angezeigten Schrift gesagt wird, verdient gelesen und befolgt zu werden. Besonders wird gezeigt, wie das von Gutsmuths vorgeschlagene Spiel, die Mimik, und das so gangbare Sprüchwörterspiel zu dieser Absicht und als Vorbereitung zu größern dramatischen Uebungen benutzt werden könnten. Alsdann würde das Aufführen vollkomme-

nerer, von geübtern Händen verfertigter Schauspiele ein heilsames Mittel zur weitern Ausbildung der Jugend werden; aber nur unter gehöriger Leitung und zweckmäßiger Veranstaltung, weil es sonst auch sehr schädlich werden kann; wie dieß letztere auch bey den gewöhnlichen Liebhaber-Theatern der Fall ist. — Es wird nun ferner gezeigt, wie die Schauspiele für die Jugend beschaffen seyn müssen, wenn sie wohlthätig wirken sollen. Ihre vornehmsten Erfordernisse sind: daß in ihnen reine Sittlichkeit herrsche; daß durch sie der sittliche Gesichtskreis der Jugend erweitert werde; daß sie auch in Ansehung der in ihnen dargestellten Fehler und Abweichungen von der Pflicht mit Vorsicht und Behutsamkeit gewählt und behandelt werden; eigentlich lasterhafte Charaktere und heftige Leidenschaften aber in ihnen gar nicht vorkommen. Innere Wahrheit und Interesse der Haupthandlung sind gleichfalls darin nothwendig. Auch auf das Kostum und eine nicht zu große Länge der Stücke, müßte man dabey bedacht seyn, und die Rollen mit Klugheit vertheilen; an der Vorstellung auch Erwachsene Theil nehmen lassen. — Der gute Erzieher hat dann endlich auch die Wirkung sorgfältig zu beobachten, die das Stück überhaupt, und die Darstellung einzelner Rollen, auf seine Zöglinge macht. — Rec. hat sich bey dieser kleinen Schrift und ihrem Inhalte um so lieber verweilt, weil sie ihm viele richtige und feine Bemerkungen zu enthalten schien, und weil er glaubt, daß die Befolgung der darin gegebenen Winke und Vorschläge für die Verbesserung der Jugendbildung und für die Erweiterung des Gesichtskreises, woraus man dieselbe anzusehen und zu betreiben gewohnt ist, von manchen heilsamen Folgen seyn könne.

Sm.

Von der Erziehung zum Patriotismus, und über Bürgerschulen. Zwey pädagogische Abhandlungen von Fr. Rambach, D. der Phil. Mitglied des akad. Senats, u. s. w. Prof. der Alterthumskunde rc. am Friedrichsgymn. auf dem Werder zu Berlin. Berlin, bey Müller. 1802. 154 S. Dem Kaiser von Rußland zugeeignet.

Nach

Nach vorausgeschickten theils mildernden, theils schielenden, theils sich einander aufhebenden, ganz, halb oder auch gar nicht wahren Bemerkungen über alte und neue Erziehung und Erziehungskunst, tritt der Verfasser S. 12 mit den beyden Behauptungen auf: »Der Gesellschaft des Staates kömmt es überhaupt nicht auf Menschen, sondern auf Staatsbürger an.« — »Der möglichst vollkommene Mensch ist darum noch nicht ein guter oder vollkommener Bürger dieses oder jenes individuellen Staats.« Diese Sätze möchte Rec. nicht zu verantworten haben. Der möglichst vollkommene Mensch ist doch wohl, der im höchsten Grade Muth, Rechtschaffenheit, Klugheit und Geschicklichkeit in sich vereint; welcher Staat würde einen solchen Menschen, einen solchen Bayard, diesen Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, nicht gern zu seinem Bürger aufnehmen? Was könnte er denn noch an ihm vermissen? Ein solcher Mann kann diesem oder jenem Regenten, Minister, u. s. w. zu muthig, zu rechtschaffen seyn; aber dieser und jener Regent, Minister, u. s. w. ist ja nicht dieser und jener Staat. Neben diesen Ungehörigkeiten, deren es nicht wenige theils in der Sache, theils in ihrer Darstellung giebt, findet sich hier manches Gute, das zwar nicht neu; aber darum nicht minder gut ist, und nicht oft genug gesagt werden kann, z. B. S. 47ff. daß der junge Staatsbürger nirgends Belehrung über die Verhältnisse, die ihn schon beglückten, und in welche er bald thätig mitwirkend eintreten solle, erhält, bey welcher Gelegenheit S. 49 folgender Gedanke, der Aufmerksamkeit verdient, geäußert wird: »Man liest die Gesetze auf den Kanzeln ab; warum wird es dem Vorleser nicht zur Pflicht gemacht, die einfachen verständlichen Begriffe, auf denen das Gesetz ruht, beyzufügen, und mit wohlwollender Wärme an das Herz derer zu legen, die das Gesetz beobachten sollen? So verhallt der todte Buchstabe an dem Ohre der Zuhörer, wie an dem öden Gemäuer der Kirche, ohne eine Spur zurückzulassen. Ein nicht verstandenes Gesetz kann keinen freyen Gehorsam erwarten, (es kann ja überall keinen Gehorsam erwarten, und Ungehorsam gegen ein unverstandenes Gesetz kann ja überall nicht Statt finden; denn was wir nicht verstehn, ist ja für uns so gut als gar nicht da. So verfehlt es der Verf. oft in der Darstellung, wo er in der Sache recht hat) nur den for-

 dern

dern, welchen die Furcht erzeugt, und der von rechter Art ist; denn auch der Gehorsam muß freywillig, d. h. durch Ueberzeugung bewirkt, herzlich und mit Eifer dargebracht seyn, wenn er die segenvolle Wirkung erzeugen soll, die das Gesetz beabsichtiget. Wenn ein Gesetz mit allen seinen heilsamen Wirkungen auch für das Individuum einleuchtend dargestellt wird: so wird man die Gemüther zur Beobachtung bereit und geneigt machen, die Strafe ersparen, und die Zahl der Unglücklichen wird sich mindern.« — Auch das verdient beherziget zu werden, was der Verf. S. 102 ff. sagt: »Es ist billig, daß man hier (in der Bildung, welche die sogenannten Bürgerschulen zweckmäßig eingerichtet geben können) zwischen Städtern und Landleuten keinen Unterschied macht; denn sie haben gleichen Beruf und gleiche Ansprüche; es ist eben so billig, daß der Soldat diese Erziehung theile, denn die Soldatenkarriere ist ja nur ein Theil des Lebenslaufs jedes Bürgers, oder sollte es seyn.« Hierher gehört auch S. 145 ff. der Nachtrag über die Vereinigung der Bürger- und Soldatenschulen, der dem Rec. das Beste in dieser ganzen Schrift scheint, und im Preussischen Staate, besonders damals, als der Verf. schrieb, vorzügliche Aufmerksamkeit verdiente.

Plan der neuen Einrichtung einer Bürgerschule und einer Gelehrtenschule für den Kanton Zürich. Erste Hälfte. Zürich 1802. Zweyte Hälfte. Zürich, bey dem Aktuariat des Erziehungsrathes. 1803.

»Man hatte den Muth, (heißt es S. VIII.) sich allervörderst zu einer nicht palliativen; sondern radikalen Verbesserung zu entschließen, nach folgendem Grundsatze: »» Diese Schule muß mit allen andern nach dem einzig wahren Zweck jedes öffentlichen Unterrichtes eingerichtet werden, mit steter Rücksicht auf das Bedürfniß der Zeiten, zur völligen Befriedigung des gesammten Publikums, so daß die Kinder eines jeden Bürgers auf jeder gegebenen Stufe des Alters und Geschicks, nach ihrer verschiedenen Bestimmung in dem gemeinen Leben, darin den fruchtbarsten Unterricht finden, und nichts für künftige Vergessenheit und zum bloßen Schul-

gebrauche; sondern immer und Alles zur praktischen Anwendung lernen können.«« Und bey Verfolgung dieses Zwecks waren es nicht Ideale, die man ins Auge faßte; sondern man zog alte und neue Beyspiele in der Nähe und Ferne zu Rathe; es waren nicht etwa jene kühnen Bestürmer des ehemaligen Erziehungswesens, Rousseau, Basedow, Bahrdt, u. s. w., deren Maximen man anwendete; sondern die durch mehr als ein Menschenalter gemäßigten, berichtigten, erprobten Grundsätze, die dermalen in den vortrefflichsten Schulen des nördlichen Deutschlandes herrschen und gelten.« — Rec. findet den Plan diesen Grundsätzen gemäß abgefaßt; es ist nichts Neues darin, und wo etwas einer Neuerung ähnlich sehen möchte, z. B. S. 24, daß man die französische Sprache füglich vor der lateinischen lernen könnte, da ist der selige Gedike als Gewährsmann aufgeführt, gegen den Niemand etwas haben kann.

E.

Der Weihnachtsabend in der Familie Thalberg. Für Kinder beschrieben von J. A. C. Löhr. Mit 15 Kupfern. Leipzig, bey Fleischer dem jüngern. (Ohne Jahrszahl.) 133 Seit. 2 Rg. 8 gr.

Unter den für das Jahr 1805 erschienenen Weihnachtsgeschenken, zum Besten der Jugend, dürfte das gegenwärtige leicht eines der vorzüglichsten seyn. Nützlich und angenehm, belehrend und unterhaltend, nicht nur durch seinen Inhalt, auch durch seine äußere Gestalt anziehend, ist es allen Aeltern, Erziehern und Kinderfreunden, als ein Buch zu empfehlen, das Alles in sich vereinigt, wodurch die Aufmerksamkeit der Kinder angezogen, zur Wißbegierde gereizt, zum Streben nach fortrückender Kenntniß und zum Wohlgefallen an dem Nützlichen geleitet werden kann. Der freundliche Familienkreis, in den das junge Volk hier eingeführt wird, der allen Kindern so interessante Zeitpunkt, der ihm vorgeführt wird; die so natürlichen Veranlassungen zu den ihm mitgetheilten Belehrungen, Alles trägt dazu bey, die jugendliche Phantasie lebhaft zu beschäfftigen, Unterricht und Zurechtweisung zu verlebendigen, und so das Gelernte blei-

hend in Verstand und Gedächtniß zu erhalten. Dazu kommt noch, daß dieß Buch für Väter, Erzieher und Kinderfreunde selbst mannichfache Gelegenheit zu näheren Erläuterungen, Entwickelungen und Berichtigungen darbietet, durch die sie es ihren Zöglingen doppelt lehrreich und nützlich machen können. Indem nämlich, nach des Verfassers Wunsch, die Kinder, unter ihrer Aufsicht, das Buch selbst einander vorlesen, werden sie nicht nur hinlänglichen Stoff finden, die Vorlesenden in der Kunst der Stimmabwechselung, der Betonung, des grammatischen und oratorischen Vortrags zu üben, so wie das Selbstdenken der jungen Leute dadurch zu beschäfftigen, daß sie, theils die mehr Unterrichteten, die minder Unterrichteten über das belehren lassen, was hier, als schon bekannt, vorausgesetzt wird; theils durch sokratische Fragen sie auf eigene Vorstellungen, Bemerkungen und Betrachtungen leiten; sondern auch mehr, als eine Veranlassung erhalten, den Kenntnissen ihrer Zöglinge nachzuhelfen, sie zu erweitern und zu berichtigen.

Sehr glücklich hat der Verfasser die Freuden des Weihnachtsfestes und die rauhere Zeit des Jahres benutzt, die durch sein Buch so angenehm beschenkten Kinder über mehrere große Naturerscheinungen, geographische Merkwürdigkeiten, gesellschaftliche Bedürfnisse und Erfindungen des menschlichen Fleißes zu unterrichten. Er läßt sie mit der Familie Thalberg, den Christmarkt besuchen; macht sie zu Augenzeugen von ihren Weihnachtsbescherungen, und den um diese Zeit gewöhnlichen Gebräuchen, läßt sie mit ihr die Unannehmlichkeiten und Freuden dieser Jahrszeit empfinden, und führt so, wie von selbst, und ungezwungen ihre Neu- und Wißbegierde zu dem hin, wodurch er sie unterhalten und belehren will. Es fehlt dabey nicht an Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Gegenstände, die ihre Phantasie immer thätig erhalten, ohne sie zu bunt zu durchkreuzen und durch zu große Absprünge zu zerstreuen und zu überladen. Kurz, Hr. Löhr bewährt sich in seinem Unterricht, als ein einsichtsvoller, erfahrner und weiser Kinderfreund.

Zur Begründung dieses Urtheils will Rec. hier einige vorzüglich gelungene Abschnitte des Buches auszeichnen, und zugleich einige Proben von des Verfassers Vortrag geben.

hen. Was den letzten betrifft, so ist er, im Ganzen, lebhaft, korrekt und versinnlichend; in mehrern Stellen aber auch nachlässig, eintönig und unkorrekt. Recensent wird dieß hier und da dadurch rügen, daß er in eingeschlossenen Klammern eine verbesserte Leseart vorschlägt.

Zu den vorzüglich gelungenen Abschnitten gehören nun 1) der: Von dem Winter in nördlichen Gegenden, besonders in Stockholm. Eine sehr lebhafte Beschreibung dieser Jahrszeit in Schweden. Das Gemälde von Stockholm und der Geschäfftigkeit seiner Einwohner auf den zugefrornen Seen und Kanälen, wird mit großer Veranschaulichung gegeben, und der Phantasie der Kinder, wie gegenwärtig, vorgeführt.

2) Von einem mit Eis überzogenen Hause. Wieder eine sehr versinnlichende Darstellung. Es wird hier eine zu Stockholm in Brand gerathene Zuckersiederey beschrieben. Alle Hände eilten zum Löschen herbey. Um aber das dazu nöthige Wasser zu erhalten, mußte man erst ellentief in das Eis hauen. Auch dieß fror, wiewohl man es mit hölzernen Stäben umrührte, unterwegs über die Hälfte ein. Indeß brannte nur das Dach des Hauses ab; aber beym Einsturze zerschlug es die Syrupsfässer im ersten Stock. Das hereingesprützte Wasser vermischte sich nun mit den Syrupströmen, die sogleich zu Eis wurden, noch eh' es die Wände und Treppen herablaufen konnte. Dadurch erhielt dann das Haus ein sonderbares Ansehn. Seite 9: »Ueberall war es mit einer Eisrinde kandirt. Große Eiszapfen hingen von den Decken und an den Seiten der Zimmer herab, die wegen der Vermischung mit dem Syrup, zum Theil gelblich aussahen. Die Eingänge durch Thüren und Fenstern waren durch das Eisholwerk versperrt, (versperrte das Eisholwerk) und man mußte sich erst mit Beilen und Aexten Oeffnungen hauen. Schien die Sonne auf dieses Haus: so hätte man glauben sollen, es sey ein Zauberpallast oder Feenschloß, wie es in den alten Mährchen beschrieben wird, mit lauter Diamanten besetzt.«

3) Der Winter zu Torneå, dem letzten europäischen Städtchen, nach Norden zu, einem französischen Reisebeschreiber nachgeschildert. Ein schauerliches Wintergemälde; wiewohl mehr durch die dargestellte Szene selbst, als durch des Darstellers Kunst. »Die Häuser, heißt es

S. 33 und 34, wären bis an das Dach in Schnee versunken, und nirgends konnte das Tageslicht eindringen. Im Grunde war gar kein Tageslicht vorhanden; denn die Schneewolken hingen so dick und tief, und die dicken (dichten) Flocken fielen so gedrängt und stark, daß kaum zuweilen am Mittage einige Minuten die Sonne sichtbar wurde, (die Sonne einige Minuten sichtbar wurde) dabey wurde die Kälte immer heftiger, und nahm täglich zu. Das Holzwerk an den Häusern knasterte und sprang, daß man beynahe hätte fürchten sollen, die ohnedieß nicht festen Häuser möchten sich aus ihren Fugen begeben und einbrechen. (knisterte und sprang, als wollten die ohnedieß nicht sehr festen Mauern aus ihren Fugen weichen und einstürzen) Niemand begab sich (wagte sich) aus seinem Hause; alles war in dem Städtchen so öd' und still, als wär es ausgestorben, oder, als ob die Einwohner im Schnee versunken wären.« (als wär es ausgestorben, und der Schnee hätte alle seine Einwohner lebendig begraben.) Unstreitig ist die hier angeführte Stelle, in Rücksicht des Vortrags, eine der vernachläßigsten. Schleppende und unrichtig gestellte Perioden, mißtönende Wiederholung eines und desselben Ausdrucks in einer und derselben Zeile, nebst falschen Verbindungswörtern, schwächen nicht nur den Eindruck dieser Beschreibung auf die Phantasie der Kinder; sondern machen ihnen auch das Vorlesen schwer. Die jugendliche Aufmerksamkeit zu fesseln, ist kurze, gedrungene Erzählung durchaus nothwendig, und, wenn Kinder nicht bloß zum lernen; sondern eben so sehr zu der Kunst, das Gelernte geordnet und bestimmt wieder zu geben, angeführt werden sollen: so muß ihnen auch das Buch selbst, aus dem sie Kenntnisse schöpfen, hierin Muster und Anleitung seyn.

4) Das Nordlicht; gehört zu den geglücktesten, anschaulichsten, am lebhaftesten der jugendlichen Phantasie vergegenwärtigten Schilderungen des Verf. Z. B. Seite 37: »Die Pracht, in welcher dann gleichsam der Himmel flammt und brennt, ist vielleicht keine Beschreibung auszudrücken im Stande. Ganze Ströme von Licht verbreiten sich über den Himmel, der mit lauter Rubinen und Saphiren besetzt zu seyn scheint, und die Sterne funkeln durch die Feuerflammen mit größerem Glanze. Zuweilen entsteht auch eine lichte Wolke, die, wie ein glänzender (leuchtender) Bogen sich

sich über den Himmel ausspannt. Von diesem Bogen gehen Lichtsäulen aus, bis an den Horizont. Diese Säulen sind abwechselnd roth und weiß. Um Mitternacht verwandelt sich der oberste Theil derselben in ein strahlendes Feuer, etwa wie feuerfarbige Garben, und aus den Garben scheinen gleichsam Raketen aufzusteigen. Nach Mitternacht bilden sich wieder neue Säulen, die wunderbar untereinander geordnet, wie ein Gemisch von feurigen Kegeln, Spitzsäulen, Stralen-Garben und Feuer-(Flammen-) Kugeln anzusehen sind. So giebt es fast immer neue Erscheinungen, bis das Nordlicht allgemach immer mehr verlöscht; wiewohl es noch sehr lange darnach helle bleibt.«

5) Die Kalmückische Fabel vom Wundervogel Garudin. Eine sinnreiche Dichtung.

6) Geschichte einer Indianerinn. Sehr lehrreich, indem sie zeigt, wie erfinderisch die Noth ist, und wie der Mensch sich fast überall selbst helfen kann, wenn er nur will, die in ihm wohnenden Kräfte übt, und seinen Verstand anwendet.

Doch genug zum Beweise der Nützlichkeit dieses Büchleins; selbst die 15 dasselbe schmückenden Kupfertafeln sind kein überflüssiger Zierrath desselben. Sie dienen zur höhern Versinnlichung mehrerer darin vorkommenden Familien- und Freundesszenen, erhöhen das Interesse des Erzählten für die jugendliche Phantasie lebhafter, und geben dem Unterrichte die Würze der Unterhaltung, deren jede Belehrung bedarf, die Kinder anziehn, und ihre Bereitwilligkeit dazu festhalten soll. Die Erfindung dieser Kupferbilder ist glücklich, und die Ausführung geschmackvoll und fleißig.

Pl.

Der Gesellschafter für die Jugend und auf ländlichen Spaziergängen. Erstes — fünftes Bändchen. Zweyte Auflage. Dresden, bey Gerlach. 1802. 1803 und 1804.

Der dritte und die folgenden Bände führen auch den Titel:

Oeconomisches Bilderbuch, oder historisch (?)- bildliche Darstellung der Landwirthschaft in allen ihren Theilen ꝛc.

Der sächsischen Landwirthschaft sollte der letztere Titel heißen. Da die Landwirthschaft in andern Ländern von der hier beschriebenen sehr abweicht; die Ackergeräthe, mit denen in andern Provinzen nur Aehnlichkeit haben, und die Kunstwörter bey der Benennung einzelner Theile sehr verschieden sind.

Erster Band. Beschreibung der Waldbäume, der Obstbäume, der Straucharten und verschiedener Beeren. In der Beschreibung werden die Kennzeichen des Baumes angegeben, der Rinde, der Blätter, des Holzes, der Blüthen und Früchte, und zuletzt der Nutzen von jedem angeführt. Die Abbildung des Laubes, der Blüthe und Frucht sind gut gezeichnet und schön illuminirt.

Was den Werth der Beschreibung betrifft: so ist sie kurz aber richtig; von den meisten Baumarten zwar das Nöthigste gesagt; aber einige, als die Nadelholzbäume sind zu kurz beschrieben; doch haben den Rec. die beyden ersten Bände hierin noch mehr als die drey letzten befriedigt.

Der zweyte Band enthält die Getraidearten, die Gartengewächse, Futter- und Färbekräuter und die Giftpflanzen. Die Kennzeichen sind auch bey diesen Gewächsen richtig angegeben, und bey jedem Artikel der Gebrauch und Nutzen angeführt. Von den Farbekräutern und Giftpflanzen sind fast alle bey uns bekannte beschrieben.

Der dritte Band ist der Landwirthschaft gewidmet. Nach der Aeußerung des Vfs. S. 5. in der Einleitung, hatte er die Absicht im landwirthschaftlichen Fache die Neugierde zu befriedigen, der Unwissenheit abzuhelfen, und durch sein Werkchen unsern Kenntnissen die erforderliche Vollständigkeit zu verschaffen. Die beygefügte Beschreibung ist wohl nicht ganz zur Erreichung dieser Absicht geeignet. Zwar wird das hieher Gehörige ziemlich zahlreich; aber nur oberflächlich berührt, und im Ganzen ist die Reihenfolge ganz gut beobachtet und der Bericht ziemlich treu. Dennoch ist

das

das Ganze zu sehr mit einem Skelett ähnlich, daran der Meister zwar jedes Glied treulich zeigen kann; dem aber die Persönlichkeit mangelt, oder man kann es als ein Modell von einem Gebäude betrachten, das man auf den Tisch stellen kann, das die Neugier des Unwissenden nur flüchtig reizt, und wenig zur Vermehrung seiner Kenntnisse beyträgt, wenn gleich der Kenner sich gut dabey zurecht zu finden weiß. Zur Belehrung für die Jugend würde sowohl dieser Band, als die übrigen Bände nur dann sich eignen, wenn ein erfahrner Lehrer ihn als Leitfaden gebrauchte, um seine vollständigere Kenntniß daran anzureihen, und durch geistreiche Erläuterungen ihm das Trockene zu benehmen.

Ob der Verf. sein Werk aus andern ökonomischen Schriften zusammengetragen, oder aus eigenem Schatze der Kenntniß und Erfahrung geschöpft hat, darüber findet man in einer Vorrede nichts angeführt. Hätte der Verf. die verschiedenen Ackersysteme, und unter andern die Dreyfelderwirthschaft genauer gekannt; so würde er nicht Alles so kurz abgefertiget, und von einer Eintheilung in 10 bis 16 Theilen geredet haben; sondern als von solcher, die schon von 7 Schlägen, als der jetzt gewöhnlichsten Abtheilung anfängt, und so weiter hinaufsteigt. Hat diese Wirthschaftsart bey übermäßig großen Landgütern, und wo es an Menschenhänden fehlt, ihre großen Vortheile, und führt sie sicher mit der Zeit zu einer höhern Ackerkultur: so hat sie doch auch große Mängel, z. B. daß die größere Hälfte des zum Anbau bestimmten Feldes fast öde liegt, und eine Reihe von Jahren hindurch bloß zur Viehweide dient. Nur selten wird der unbeackerte Theil als künstliche Wiese genutzt, wie unser Verf. angiebt. Auffallend muß also dessen Behauptung S. 101 seyn: daß der Vortheil dieser Eintheilung einleuchtend in einer 10 bis 16 Jahre ununterbrochen fortdauernden Benutzung der Grundstücke ohne Brache bestehe, da doch gerade dieß der vornehmste Anklagepunkt ist.

Auch in seinem ausführlich behandelten Systeme werden andre Landwirthe manchen Satz theils unbestimmt, theils unstatthaft finden. Wenn (S. 40) Asche, Mergel, Kalk und Gyps als Düngungsarten angeführt werden: so gehören sie zwar zu den Mitteln, welche die Vegetation befördern; da sie aber eine bloß auflösende Kraft haben, und

ohne

ohne sonstige Düngung endlich den Boden unfruchtbar machen: so sollten sie eigentlich nicht zum Dünger gezählt werden. Wenn (S. 53) unter der Benennung Rühren des Pflügens zum zweytenmal im demselben Herbst, vom Acker, der vorher Winterfrucht getragen, erwähnt wird, und eben dieser Acker im folgenden Frühling, ohne ihn zu wenden, gleich zur Sommersaat gepflügt werden soll: so werden sonstige Landwirthe die zweyte Furche im Herbst lieber sparen, und solche im Frühling mehr geben. Wenn nach S. 60 zwar im Frühling wohl gedüngt wird, wenn man es nicht ändern kann: so hätte dabey angeführt werden können, daß dieß die schlechteste Methode sey, wodurch, da wo sie als Regel angewandt wird, der Ackerbau in Verfall geräthe. Wenn (S. 84) unbedingt behauptet wird, daß, je öfter man den Acker bearbeite, desto milder und fähiger werde derselbe Frucht zu tragen: so könnte die Befolgung davon sehr nachtheilig werden. Zwischen jedesmaligem Pflügen muß nothwendig wenigstens vier Wochen der Acker durchwittern, gähren und sich zusammenliegen, weil er sonst eine Lockerheit annehmen würde, die dem Wachsthume des Getraides eben so nachtheilig als dem Entstehen des Unkrauts beförderlich ist. Wenn zum Unkraut unter dem Winterroggen (S. 45) auch der Losch gezählt wird: so hat man wohl nicht bedacht, daß solcher nicht perennirend ist; sondern sich bloß unter dem Sommergetraide befindet. — Sollte wohl, wie S. 95 behauptet wird, der Waizen ein Dritthell dünner wie der Roggen gesäet werden? Möchte wohl nicht daher der Roggen zu dicht und der Waizen zu dünne stehen?

Viertes Bändchen enthält die Kultur verschiedener zum Ackerbau gehörigen Gewächse und Getraidearten, und den Wiesenbau.

Daß das Erbsenstroh ein sehr nahrhaftes Futter giebt, und daß das Bohnenstroh bey den Pferden zu Heckerling geschnitten, fast die Stelle des Hafers vertritt, heißt doch wohl den Nutzen von beyden zu hoch berechnen. Das Kartoffelkraut wird zwar gewöhnlich nur im Nothfall gebraucht; allein man benutzt es nicht nur getrocknet zum Verfüttern; sondern schneidet es grün und salzt es ein, da es dann ein vortreffliches Nahrungsmittel für die Kühe giebt, und in manchen Haushaltungen, da wo nur das Salz nicht zu theuer ist, mit großem Vortheil gebraucht werden könnte. Daß der Leinsaamen dick gesäet werden müsse, so

daß

daß man die nämliche Stelle dreymal wie Saamen überwirft, ist unrichtig. — Bey dem Nutzen der Runkelrübe hätte es angeführt werden können, daß der sehr süße Saft zum Syrup eingekocht wird. In vielen Haushaltungen geschieht dieß mit großem Vortheil; den Gebrauch des Zuckers mag er hie und da vermindern; aber schwerlich wird es ein Surrogat desselben werden.

Das fünfte Bändchen enthält den Gartenbau. Da hierin Alles, was von der Kultur der Gartengewächse hat gesagt werden sollen, (S. 1 — 26) der einheimischen und auswärtigen Obstarten (S. 28 — 98), die Blumenkultur, die Thiere, die den Gewächsen schädlich sind, und den Weinbau, auf 50 Seiten in klein Format, abhandelt: so scheint es dem Rec. weniger zweckmäßig, als wenn man einen kleinern Theil von Gegenständen etwas ausführlicher bearbeitet hätte. Alles was von den Arten und der Behandlung des Kernobstes angeführt ist, begreift nur 4 Seiten, des Kernobstes 3 Seiten, wem kann diese Belehrung nützen? Die Blumen werden, wie sie den Monaten nach blühen, angeführt; in allen 64 Arten. Von den Lustgärten, der verschiedene Geschmack der Englischen, Holländischen, Französischen Gärten, im Kurzen geschildert, und bey dem Weinbaue, die Behandlung des Weinstocks und das Auspressen der Trauben. — Für reiche Familien ist dieß Werk, das von dem Verleger durch schöne Kupfer reichlich ausgestattet ist, ein Geschenk zur Unterhaltung ihrer Kinder, das nach seinem Preise aber nichts nützt, und den Neugierigen unterhält; den Wißbegierigen aber nicht befriedigt.

Anthologie für Knaben und Mädchen. Ein unterhaltendes Lesebuch zur Bildung des Verstandes und Herzens. Nürnberg, in der Raspeschen Buchhandlung. 1804. 8. 12 gr.

In einem Sträußchen, wie der Verfasser seine Sammlung in der Vorrede nennt, erwartet man Blumen, die das Auge erfreuen und lieblich duften. Eine Sammlung von auserlesenen Blumen findet man hier zwar nicht; indessen wird der größere Theil der Erzählungen Jünglinge angenehm unterhalten

tern

terhalten, wenn nicht schon manche aus ähnlichen Sammlungen ihm schon bekannt sind. — Von den Denksprüchen sind einige nur Regeln und moralische Bemerkungen; und von den moralischen Anekdoten sind einige von geringem Werth, und manche zu bekannt. Der Abschnitt: Moralische Maximen, enthält Bemerkungen über die Kenntnisse, Wissenschaften und das Betragen eines Jünglings, und das Studium seiner selbst, die zur Belehrung sich eignen; aber nur in wenigen Zügen den Gegenstand zu wenig berühren. Die Beyspiele der Weisheit und Tugend, und die morgenländischen Fabeln, sind der beste Theil dieser Sammlung, in der man noch mehr Züge aus der ältern und neuern Geschichte hätte aufnehmen, und dafür manches Kleinliche, als die Erzählung von der Dürftigkeit eines Pfarrers, weglassen können.

Le Fabuliste des enfans par l' *Abbé Reyre*. Der neue Kinderfreund in Fabeln und Erzählungen nach dem Französischen des Abbe Reyre metrisch bearbeitet. Mit 96 kolorirten Abbildungen. Leipzig, bey Richter. 1804. 7 Rg. 12 gr.

Diese Fabeln sind dem Unterricht der Jugend angemessen. Sie erwecken den moralischen Sinn, leiten im anmuthigen Gewande gehüllt, auf Ideen und Reflexionen, und empfehlen die in diesem Alter zu übenden Tugenden. Ein leichter und gefälliger Styl, eine korrekte Sprache, und ein anziehender Ton in der Einkleidung, zeichnen sie vortheilhaft aus; wenn sie gleich einem Lafontaine an Eleganz und im Versbau nachstehen. Der Verf. malt manche Züge zu sehr aus, und wird dadurch geschwätzig, wodurch sie indessen weniger bey der Jugend als bey den Erwachsenen verlieren.

Der Uebersetzer hätte durch diese Herausgabe der Jugend mehr genützt, wenn er eine kleinere Sammlung gemacht, und einige, die mehr für Erwachsene als Kinder sich eignen, z. B. Fab. XI. und LXXV., weggelassen hätte.

Sollten diese Fabeln im Original gelesen werden; so würde der Herausgeber zweckmäßiger gehandelt haben, wenn er die Uebersetzung nicht gegenüber hätte abdrucken lassen.

Die

Die Uebersetzung ist treu und zeugt von Sprachkenntniß, und drückt den Sinn des Originals mehrentheils richtig aus; sie würde sich aber angenehmer lesen lassen, wenn der Verf. sich nicht die Fesseln des Metrums aufgelegt hätte. Die Moral der Fabel ist mehrentheils in Reime übersetzt, so daß einige Strophen sich reimen; aber sie sind dem Verf. nicht immer gerathen, z. B.:

Fabel 63.

Lernt die Gefahr der Eitelkeit,
Aus unsrer Rose Schicksal kennen;
Wenn wir uns sehn zu lassen brennen:
(quand on aime trop à paroitre,)
So sind wir nie in Sicherheit.

Die illuminirten Kupfer vom Herrn Geißler gezeichnet und geäzt, sind auf einen kleinen Raum beschränkt, da sechse ein Blatt einnehmen; sie sind leicht radirt; aber die Zeichnung und Illuminirung sind an manchen Blättern nicht gut gerathen, und erhöhen sehr den Preis des Buchs.

Fn.

Finanz- Kameral- und Policey- wissenschaft.

1. Historischer Versuch über die römischen Finanzen. Von D. H. Hegewisch, Prof. in Kiel. Altona, bey Hammerich. 1804. 385 Seit. 8. 1 Rg. 8 M.

2. Grundzüge des Finanzwesens im römischen Staate, von Rud. Bosse, Sekretär der geheimen Kanzley zu Braunschweig. Zwey Bände. Braunschweig, bey Pluchart. 1804. Erster Band. 306 Seiten. Zweyter Band. 131 Seiten. 8.

Es ist Rec. eine merkwürdige Erscheinung gewesen, daß die deutsche Litteratur zu gleicher Zeit zwey Schriften über einen

einen so wichtigen und interessanten Gegenstand des Alterthums, wie die römischen Finanzen sind, erhalten hat. Zwar haben die sogenannten Alterthumsforscher in ihren Antiquitäten auch hierüber geschrieben. Allein was der vortreffliche Kenner der ältern Zeit, Meierotto in der Vorrede seiner so lesenswerthen Schrift: »über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik«, sagt, »fast alle Römische Alterthumskenner, von dem Rosin bis zum Matern de Cilano bringen die Gebräuche von den Zeiten des Romulus mit den des Augustus in ein Kapitel, und machen es auch gar nicht merklich, daß indessen drey- oder viermal das Römische Volk bis auf die Namen fast Alles verändert hat,« gilt auch hier in vollem Maaße. Wir haben daher allerdings viele Kollektaneen über diesen Gegenstand, worüber Graevii thes. antiq. Rom.; Meusels Biblioth. histor. u. s. w. nachzusehen ist. Es giebt auch einige bestimmte Abhandlungen, wie Burmann de vectigalibus; Henninges de tributo et censibus u. dergl. m. In einigen historischen Werken sind auch interessante Bemerkungen über diesen für die politische Verfassung des Römischen Staats so wichtigen Gegenstand gemacht, worunter sich vorzüglich, in Hinsicht der Englischen Literatur, Gibbon in seinem berühmten Werke auszeichnet.

Nach dem Urtheile des Rec. sind indeß die bisherigen Schriften über die Römischen Finanzen alle durch den vorliegenden Versuch des Herrn Prof. Hegewisch Nr. 1 erschöpft und im innern Werth übertroffen worden.

Der Verf. theilt sehr treffend die ganze römische Finanzgeschichte in vier Hauptperioden ein:

1. Rom war anfangs bloß eine Stadt mit einem sehr kleinen Gebiete. Der Staatsbedürfnisse waren wenige; ihnen wurde durch die natürlichsten, kunstlosesten, einfachsten Mittel abgeholfen. Diese Periode geht bis zur Einführung des Truppensoldes, oder bis ungefähr zum Jahre 348, nach Erbauung der Stadt.

2. Rom machte Eroberungen, erst innerhalb, dann außerhalb Italien. Die Menge und Größe der Staatsbedürfnisse vermehrten sich. Es mußten also neue ergiebigere Quellen zu den nöthigen Ausgaben aufgesucht werden. Man mußte bisweilen zu Ressourcen, oder zu mehr künstlichen, zu

Noth-

Nothmitteln Zuflucht nehmen. Die Finanzen wurden ein System von mannichfaltigen und verwickelten Theilen. Aber selbst in den ersten Zeiten der Weltherrschaft war Rom, in einem gewissen Sinne, noch tugendhaft. Der Staat selbst war ein guter Haushalter; die Bürger, im Ganzen genommen, waren redlich und gewissenhaft. Mit der Zeit riß das moralische und politische Verderben ein. Der Staat wurde verschwenderisch und habsüchtig zugleich. Die Liebe zum Gelde bemächtigte sich aller Gemüther. Die Verwalter der öffentlichen Gelder suchten sich zu bereichern. Die unglücklichen Völker, die unter die Römische Herrschaft gerathen waren, wurden oft den Plünderungen raubsüchtiger Staatsbeamten Preis gegeben. Diese zweyte Periode erstreckt sich bis zum Ende der grossen Bürgerkriege, oder bis zum Jahre 730 nach Erbauung der Stadt.

3. Die Republik fiel unter die Herrschaft eines Einzigen. Aber die ersten Alleinherrscher waren noch entweder zu bescheiden, oder zu furchtsam sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen; sie trugen noch die Maske von Beamten des Staats; die republikanischen Formen blieben. So lange die Finanzen, auch nur dem Scheine nach, nicht ganz despotischer Willkühr überlassen waren; so lange der Senat, auch nur der Form nach, über sie zu entscheiden hatte, war die Allgewalt des Herrschers noch nicht fest genug gegründet, um jede Aeußerung seines Willens als Gesetz gelten zu machen. Durch vorbereitende, successive Maaßregeln erreichte er endlich die Stufe der Macht, wo er laut und ungescheut sagen durfte: »Alles ist mein; Alles hängt von meinem Winke ab.« Bestimmt läßt sich der Zeitpunkt, wo diese letzte Entwickelung des vom August gestreuten Samens erfolgte, nicht angeben. Aber unter dem Diocletian war die völlige Reife da. Bis zum Diocletian also, oder ungefähr bis zum Jahre 1000 nach Erbauung der Stadt (etwa 250 J. n. C. G.) geht, vom August an, diese dritte Periode.

4. Der Staat war nun, ohne weitern Widerspruch, eine persönliche Besitzung des jedesmaligen Kaysers geworden. Die Ausgaben für wirkliche und eingebildete Bedürfnisse häuften sich. Willkührliche Gewalt eröffnete, wo sie nur wollte, neue Quellen, und schöpfte aus ihnen ohne Maaß und Ziel. Die Lasten des Volks wurden unerträg-

 lich;

lich; die daher entstandene Muthlosigkeit und Verzweiflung des Volks erleichterte den Barbaren die Zertrümmerung des Reichs, das, wenn die Unterthanen nicht eben in dieser Zertrümmerung eine Erleichterung ihrer Lasten gehofft hätten, durch die Treue derselben noch länger hätte können erhalten werden. Diese Periode geht bis zum Untergange des abendländischen Kayserthums, oder bis in die letzte Hälfte des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Rec. würde sehr gern das Detail in Ansehung der verschiedenen Arten der Staatseinkünfte, der Verwaltung derselben, der Ausgaben, u. s. w. während dieser vier Perioden darlegen, wenn es der Zweck und Raum dieser Blätter erlaubte. Er setzt überdem mit Gewißheit voraus, daß jeder Staatsmann und Alterthumsforscher, für den so etwas Interesse hat und haben muß, diese Schrift des Herrn Prof. Hegewisch, wodurch er sich als Geschichtforscher und Geschichtschreiber von neuem ein so großes Verdienst erworben hat, nicht ungelesen lassen wird. Unterlassen kann Recens. indeß nicht, ein paar Proben von den vielen scharfsinnigen Bemerkungen, die der Verf. als die Resultate seiner historischen Forschungen aufgestellt hat, den Lesern der N. A. D. B. vorzulegen.

Die erste mag die Bemerkungen des Verf. in Ansehung der mächtigen Einwirkung des Finanzwesens auf die politischen Begebenheiten des Römischen Staats, welche von den Schriftstellern nicht so sehr bemerkt und aufgefunden ist, enthalten.

Herr Prof. Hegewisch sagt hierüber S. 5:

„Es giebt noch einen andern Gesichtspunkt, aus welchem betrachtet, die besondere Finanzgeschichte der verschiedenen Völker dem Philosophen, dem Staatsmann, dem Geschichtschreiber lehrreich werden kann. Die Wichtigkeit des Finanzwesens für das wahre Wohl eines Volks beschränkt sich nicht darauf, daß die Finanzen bald Ursachen von der Macht und dem Reichthume desselben, bald von seiner Schwäche und Verarmung werden können; die Finanzen haben großen Einfluß auf die Staatsverfassung, auf den Volkscharakter, auf die Sitten. Selten aber wird man diesen Einfluß gleich zu der Zeit gewahr, wo er beginnt; selten selbst in seinem Wachsthume; meistens erst, wenn

er

er schon entscheidend geworden, wenn schon seine völlige Wirkung in die Augen fällt. — Roms Geschichte kann zum Beyspiel dienen. Wer glaubt nicht, die Ursachen seiner Größe, seines Verfalls, seines Untergangs zu kennen? Wer hat nicht einen Machiavell, einen Montesquieu, einen Gibbon, einen Ferguson gelesen? Die beyden Aufgaben, wie und wodurch wurde Rom so groß? wie und wodurch sank Rom so tief? scheinen in den Werken dieser Männer vollkommen aufgelöst zu seyn. Gleichwohl glaube ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, bekennen zu dürfen, daß mir gewisse Punkte nicht befriedigend aufgeklärt schienen, bis ich das gewünschte Licht darüber in der römischen Finanzgeschichte zu entdecken glaubte. Ein Beyspiel mag Folgendes seyn. Der unter den letzten Kaysern allgemein herrschende und von keinem mehr bezweifelte Begriff, daß das ganze Römische Staatsgebiet ein Erbgut, ein patrimonium der Kayser sey, sticht gegen den Begriff, der in den Zeiten der ersten Kayser von Keinem bestritten wurde, und nach welchem das Staatsgebiet ein Eigenthum der Nation war, und die Kayser nur an der Verwaltung desselben im Namen des Volks den größten Antheil hatten, so sehr ab, daß es mir unmöglich schien, der Uebergang von diesem letzten Begriff zu jenem ersten habe plötzlich und durch einen bloßen Machtspruch der Kayser geschehen können. Ein so plötzlicher Uebergang in einem bestimmten Zeitpunkte wäre zu auffallend gewesen, als daß er nicht hätte von den Geschichtschreibern bemerkt werden müssen. Die Finanzgeschichte dieser Zeiten belehrte mich indeß, daß dieser Uebergang durch einzelne Aenderungen im Finanzwesen, und durch den daher ebenfalls veränderten Sprachgebrauch allmählich vorbereitet, und, ehe es das Publikum merken konnte, ehe vielleicht die Kayser selbst sich die Veränderung deutlich dachten, vollendet wurde.«

Die zweyte Probe mag die Bemerkungen des Verf. in Ansehung des Rechts des Römischen Senats während der republikanischen Konstitution, die Abgaben zu bestimmen und aufzulegen, welches ihm niemals vom Römischen Volke streitig gemacht ist, enthalten, da im Gegentheil in den neuern europäischen Staaten das Volk oder die repräsentirenden Stände Alles aufgeboten haben, um dieses Recht zu behaupten.

»Jeder, der mit der römischen Geschichte nur etwas bekannt ist, sagt der Verf. S. 44 weiß, wie das römische Volk in seinen Versammlungen, seine Tribunen an der Spitze, dem Senat den ausschließlichen Besitz der wichtigsten Rechte streitig machte, und ihn nöthigte, sie mit dem Volke zu theilen. Keine Spur aber finden wir, daß das Volk jemals das Recht des Senats, Auflagen zu machen und Steuern zu fordern, angefochten und nach der Mitausübung dieses Rechts getrachtet habe. Gleichwohl waren die Römer ein freyes Volk, und ihre republikanische Verfassung neigte sich mit der Zeit immer mehr zur Demokratie. Wer seine Ideen von einer freyen Verfassung aus heutigen Theorien geschöpft, oder von neuern Freystaaten abstrahirt hat, der muß es unbegreiflich finden, daß das römische Volk in diesem Stücke, in Ansehung des Rechts, Auflagen zu machen und Steuern zu fordern, entweder so blind oder so geduldig war, die Allgewalt des Senats zu ertragen. Alle neuern Völker, die für Freyheit waren, setzten einen wesentlichen Charakter ihrer Freyheit darin, daß sie sich von ihren Regenten nicht eigenmächtig besteuern ließen; sondern daß sie selbst bewilligten, wann und wieviel sie steuern wollten. Dieser Punkt war es, der den Bürgerkrieg in England zwischen Karl I. und dem Parlamente veranlaßte; dieses Punkts wegen ergriffen die Niederländer die Waffen wider Philipp II. Das Volk zu Rom scheint diesen Punkt nicht für wesentlich, nicht einmal für bedeutend gehalten zu haben. Das römische Volk setzte die Merkmale seiner Freyheit darin, daß es selbst seine Magistrate wählte; daß der Weg zu allen Aemtern und Würden, selbst den höchsten, jedem Bürger, er möchte Patricier oder Plebejer seyn, offen stand; daß über Krieg und Frieden in den Volksversammlungen entschieden wurde, und daß das Volk selbst über Staatsverbrecher der Richter war. Es scheint, daß die Deutschen und die von Deutschland ausgegangenen Völker, die ersten gewesen und die einzigen geblieben sind, welche zum wesentlichen Charakter der Volksfreyheit machten, keine andere, als von ihm selbst bewilligte Abgaben zu bezahlen. — Man könnte sagen, die Freyheitsliebe der Römer sey mehr aus ihrem lebhaften Ehrgefühl; die der alten Deutschen mehr aus ihrer Eifersucht für ihre Eigenthumsrechte entsprungen.« —

Das unter Nr. 2 angezeigte Werk des Herrn Bosse, gewährt gleichfalls eine sehr belehrende und unterhaltende Lektüre über das Römische Finanzwesen, und zeugt von einer grossen Belesenheit des Verf. — Rec. giebt freylich der vorher angezeigten Abhandlung des Hrn. Pr. Hegewisch bey weitem den Vorzug, da in ihr der eigentliche Geist des Römischen Finanzwesens weit scharfsinniger und eindringender entwickelt und dargelegt ist. Rec. könnte dieses Urtheil mit mehreren Stellen belegen. Z. B. mag die gegenseitige Darstellung der so wichtigen Veränderung des Römischen Finanzwesens, durch die Errichtung einer zweyten für sich bestehenden Kriegskasse, aerarium militare, die August zur bessern Ausführung seiner geheimen Staatsabsichten durchsetzte, dienen.

Hr. Bosse sagt hierüber 2. Bd. S. 57. 58. »Da die ersten Kayser nichts so eifrig betrieben, als jede Einmischung des Senats in Militärsachen zu verhindern: so wurde für die Ausgaben und Kosten der Staatsvertheidigungsanstalten eine eigene Kriegskasse errichtet, über welche eine kaiserliche Kommission unter der Aufsicht des praefecti aerarii die Rechnung und Verwaltung führte. Eine ähnliche Einrichtung traf man in der Folge mit dem Proviantwesen, und andern Ausgaben. Außer diesen Kassen, entstand noch eine dritte, welche den Ueberschuß aller übrigen an sich zog, die kayserliche Chatulle, (fiscus) über welche die vertrautesten Räthe des Kaysers die Aufsicht und Verwaltung führten, und deren Rechte ein eigener Rechtsgelehrter (aduocatus fisci) beobachten und erhalten mußte.«

Man sehe hingegen die interessanten Bemerkungen, welche Herr Hegewisch in seiner Abhandlung S. 178 – 188. über diesen Gegenstand macht, und bemerke die vortreffliche Manier des Verf. womit er die Sache entwickelt und wie lichtvoll er sie darstellt.

Rec. will indeß durch dieses Urtheil keineswegs dem Verdienst, welches Hr. Bosse sich durch Herausgabe der Grundzüge erworben hat, zu nahe treten. Sie enthalten gleichfalls viele vortreffliche Stellen. Rec. rechnet hieher vorzüglich die, welche die Verfassung und Benutzung der Nationalgüter enthalten, wie z. B. S. 70 – 77. S. 164 — 198, wo unter andern die Veranlassung zu den Unruhen

wegen der in Vorschlag gebrachten Vertheilung der Nationalgüter, leges agrariae, sehr treffend dargelegt wird.

Rec. findet die Bemerkungen des Hrn. Bosse in Ansehung der aus der Schatzkammer gemachten Anleihen gleichfalls sehr interessant.

»Als Plebejer Quästoren würden, heißt es S. 119 des 1sten Bandes, der öffentliche Schatz fast beständig angefüllt, und der Zinsfuß in Rom sehr hoch und für die geringern Bürger dadurch sehr drückend war: so lag der Gedanke so nahe, aus dem öffentlichen Schatze Anleihen zu verwilligen, daß man bald auf ihn fallen mußte. Im Senate konnte er nicht großen Widerspruch finden, weil hierin nicht sowohl große Kapitalisten als Güterbesitzer saßen, welche oft selbst bedeutende Kapitale zu großen Anlagen auf ihren Gütern, oder Abfindungen bey Erbschaften nöthig hatten, und denen die Bereicherung des Schatzes und die Einführung einer Anstalt, von der sie selbst den größten Vortheil und Gebrauch machen konnten, angenehm seyn mußten. Sie willigten also ein, und so wurde mit dem öffentlichen Schatze eine Leihanstalt verbunden, bey welcher jeder Bürger gegen billige Zinsen Kapitale erhalten konnte. Der Staat eröffnete sich hierdurch eine neue Quelle sicherer jährlicher Einkünfte, und gab ein Kapital dem Umlauf und der Betriebsamkeit seiner Bürger wieder, welches sonst ungenutzt in den Mauern des Tempels verschlossen gelegen hätte. Auch der Zinsfuß mußte sich hierdurch im Ganzen verringern, da die Kapitalisten, welche vorzüglich in den Equites bestanden, einen so mächtigen und von dem Staate begünstigten Nebenbuhler erhielten. Aber auch die Zeiten der Noth, so vorübergehend sie waren, blieben selbst in den glänzendsten Zeiten des Römischen Staats nicht aus; und der öffentliche Schatz ward in manchem Jahre großer Anstrengung erschöpft. Hier half man durch eine ähnliche Einrichtung als die Schatzkammerscheine in England sind. Man ließ sich die Bedürfnisse liefern, und gab dafür Schuldscheine auf den öffentlichen Schatz, welche Zinsen trugen, und, wenn die Zeiten des Ueberflusses zurückkehrten, mit großer Gewissenhaftigkeit bezahlt wurden.«

Wenn Rec. nicht irrt; so ist diese bey dem Römischen Finanzwesen stattgefundene Einrichtung, aus der Schatz-

kam-

kammer Geldanleihen zu machen, vom Hrn. Prof. Hegewisch unbemerkt geblieben. Die Sache ist indeß an sich sehr wichtig, und Rec. ist auch der Meinung, daß sie wirklich statt gefunden hat. Hr. Bosse führt zwar nur eine Stelle aus der Lebensbeschreibung Augusts von Sueton an, wo es heißt: »daß August die Verzeichnisse der ältern Schuldner, weil sie vorzüglich Stoff zur Angeberey und Verläumdung gegeben hätten, habe verbrennen lassen.« Allein Rec. erinnert sich einer sprechenden Stelle aus der Lebensbeschreibung Cato's des Jüngern im Plutarch. Hier heißt es ausdrücklich. »Cato machte ferner eine Erbschaft von hundert Talenten, die ihm sein Vetter hinterlassen hatte, zu baarem Gelde, lieh es seinen Freunden, die Geld brauchten, ohne Zinsen und ließ geschehen, daß einige von ihnen aus der Schatzkammer Geld borgten, und dagegen seine Landgüter und Sklaven verpfändeten.«

Cato war nach dem Urtheile des Rec. der größte Finanzminister, den die Römische Republik gehabt hat. Keiner hatte sich solche Mühe gegeben, die innere Verfassung des Finanzwesens und die äußere Form kennen zu lernen; keiner verwaltete mit solchem Diensteifer und solcher Rechtlichkeit die Geschäffte der Römischen Quästur. Die Beschreibung, welche Plutarch davon macht, würde einem Sully, einem Colbert zur Ehre gereichen. Rec. hält die ebenangeführte Stelle daher für beweisend; jedoch scheint hiernach bey solchen Anleihen hypothekarische Sicherheit nöthig gewesen zu seyn.

Was hingegen die Schulden der Römischen Schatzkammer betrifft: so verdient das, was Hr. Hegewisch S. 106 — 109 über die Frage: ob die Römer Staatsschulden hatten? sagt, mit der vorher aus der Schrift des Hrn. Bosse angeführten Stelle, verglichen zu werden.

Uebrigens will Rec. noch bemerken, daß Hr. Bosse seine Grundzüge des Finanzwesens im Römischen Staate gleichfalls in vier Abschnitte getheilt hat, wovon

der erste von dem Finanzwesen der Römer bis auf die Gallier;
der zweyte — — — bis auf August;
der dritte — — — bis auf Diocletian;
der vierte — — — bis zur Auflösung des Westlichen Reichs

handelt, und glaubt nunmehr zur verdienten Empfehlung beyder Werke genug gesagt zu haben.

Wo.

Ueber Nationalindustrie und Staatswirthschaft. Nach Adam Smith bearbeitet von A. F. Lueder, Herz. Braunsch. Hofrathe und Prof. der Geschichte und Staatskunde am Collegio Carolino in Braunschweig. Berlin, bey Frölich, 1800 und 1804. Erster Theil 462 S. Zweyter Theil 623 S. Dritter Theil 783 S. 8. 8 Rℓ.

Unstreitig gehört die Wissenschaft der Staatswirthschaft zu den höchsten und wichtigsten Kenntnissen des menschlichen Geistes. Man betrachte die Sache in Hinsicht des Scharfsinns und Beobachtungsgeistes, welcher sowohl zur ersten Erfindung der Grundsätze und Wahrheiten, als zum Aufsuchen und Darstellen derselben erfordert wird; oder in Hinsicht der Gemeinnützigkeit, da die Wohlfarth der bürgerlichen Gesellschaften auf eine wohlgeführte Staatswirthschaft so vorzüglich beruhet. Mit Recht werden daher die klassischen Schriftsteller über die Staatswirthschaftskunde so sehr geschätzt und verehrt, wie in England ein Steuart und Smith, in Deutschland ein Struensee und Büsch.

Möchte das Studium der wichtigen Werke dieser Männer nur noch mehr, vorzüglich unter der Klasse der Staatsbeamten, verbreitet werden, welcher Nutzen würde hieraus für die Verwaltung der Staaten, und welcher Seegen für die Völker entstehn! Ein großes Verdienst erwirbt sich daher Herr Hofrath Lueder durch die Herausgabe des vorliegenden Werks, welches vorzüglich die Verbreitung der bewährten, insonderheit von Smith aufgestellten, staatswirthschaftlichen Grundsätze zum Endzweck hat; fast zu gleicher Zeit, wie in Frankreich Say durch die Herausgabe seines »traité d'économie politique, ou simple exposition de la maniere, dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses, ein gleiches Ziel beabsichtigte.

Das Unternehmen unsers Verfassers ist zu wichtig, um nicht den Lesern der N. A. D. B. nach der Ansicht, die er hier-

hierüber selbst in der Vorrede zum ersten Theile mittheilt, ausführlich vorgelegt zu werden.

»Wenn die Entwickelung der wesentlichsten Bedingungen unseres Zustandes, sagt der Verf., oder die Darlegung jener ewigen Gesetze, nach welchen der Mensch unter allen Zonen, in allen Ländern und in allen Zeitaltern sich entwickelte und sich entwickeln wird, so lange er Mensch bleibt, jemals dringendes Bedürfniß war: so ist es sicher in unserm Zeitalter, in dem die hohen Pflichten des Herrschers schwerer wie jemals zu erfüllen sind, und in dem das Gehorchen Ueberwindungen kostet, die unsere Väter und Großväter auch nicht einmal ahnen konnten.«

»Eine vertraute Bekanntschaft mit jenen Gesetzen, muß in der hohen Welt die Plane entwerfen helfen, soll der Herrscher sein Ziel erreichen. Nur eine vertraute Bekanntschaft mit jenen Gesetzen, wenn auch nicht auf Seiten der Masse, doch der Tonangeber kann Beherrschte und Herrscher zu einem Zwecke vereinigen. Nur eine vertraute Bekanntschaft mit den Bedingungen unsers Zustandes kann uns die Archive der Vorzeit öffnen, kann uns in das Heiligthum führen, und der Politik, wie den gesammten historischen Wissenschaften, Adel und Würde, und einen Einfluß verschaffen, der in allen Angeln und Fugen der Societät gleich wohlthätig gefühlt wird.«

»Jene Bedingungen systematisch zu entwickeln, ist bereits versucht in dem, dem Titel nach sehr bekannten, Buche von Adam Smith, über den Nationalreichthum. Der Versuch gelang auf eine Art, wie man nur von einem der größten Köpfe erwarten durfte; aber die Wirkungen dieses Versuchs blieben in, wie außerhalb Deutschland so unbedeutend, wie der Versuch selbst groß, kühn und glücklich war. Smiths Werk erhielt in der ersten aller gesetzgebenden Versammlungen ein kanonisches Ansehen; es wurde übersetzt in mehrere Sprachen; wir haben zwey Uebersetzungen aufzuweisen, und die eine ist zum Theil von der Hand Garve's, dessen Name jedes Beywort überflüssig macht; man hat eine Auflage nach der andern gemacht, von dem Original, wie von der Uebersetzung; und gleichwohl hat man die größte Mühe, in den Schriften nicht nur unserer, sondern auch der übrigen europäischen civilisirten Nationen, Spuren von

dem

dem Geiste zu entdecken, der in Smiths unsterblichen Werken lebt.«

»Freylich theilt sich auch hier die Schuld zwischen dem Leser und dem Schriftsteller. Garve hat schon bemerkt, wie das ängstliche Streben des tiefen Denkers, deutlich zu seyn, seinen Styl verwickelte, und den Vortrag ermüdend und schwerfällig machte. Smith wird undeutlich aus allzugroßer Furcht, undeutlich zu seyn. Aber dieser Fehler ist weit nicht der Einzige. Theils jene Furcht; theils eingeschobene Abhandlungen und Untersuchungen erschweren die Uebersicht des Ganzen und der Verbindung der einzelnen Theile. Nicht nur der Ausländer, sondern selbst der Britte, welcher der Verfassung seines Vaterlandes nicht sehr kundig ist, stößt auf Schwierigkeiten bey mehreren, der Erläuterung wegen beygebrachten Beyspielen. Es ist oft eben so schwer das Beyspiel zu verstehen, wie den Satz, der dadurch erläutert werden soll, und manches der angeführten Beyspiele, wie alle die von China entlehnten, sind historisch falsch. Bey allem Streben nach Deutlichkeit, eilt Smith nur gar zu oft über Materien hinweg, auf welche die angestrengteste Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt werden sollte, und die von allen Seiten streng geprüft werden müssen. Dieß ist der Fall gleich im Anfange des Werks, bey der Theilung der Arbeit, und ist hier in einem Grade der Fall, daß man glauben möchte, der Britte wollte nur ganz von Britten verstanden werden, und die Dunkelheit unaufgehellt lassen, die noch gegenwärtig so vielen unserer Historiker und Staatsforscher eine der Hauptquellen des Wohlstandes Britanniens verbirgt. Unvollständigkeit ist ein anderer und ein sehr großer Vorwurf, den man dem Werke machen kann. Auf das Kapital, mit dem der Mensch auftritt, auf die Natur ist sehr wenige Rücksicht genommen. Unter den Stellvertretern des Geldes fehlen mehrere der wichtigsten. Der trefflichen Bemerkungen ungeachtet, die über die schottischen Banken mitgetheilt sind, und bey welchen der Leser, wie der Schriftsteller abermals den Punkt verliert, von dem er ausging, und das Ziel, dem er zueilt, fehlt eine klare Darstellung der wesentlichsten Eigenschaften einer Zettelbank, und mir wenigstens ist es unbegreiflich, wie ein Mann von Smiths Scharfblick, Prüfungsgeist und Kenntnissen, die von Hope mitgetheilte, und an einem

Orte,

Orte, wo sie gar nicht hin gehörte, eingeschobene Abhandlung über die Amsterdammer Bank verlegen konnte. In eben dem Grade auffallend sind die Behauptungen des grossen Mannes, in Hinsicht auf die Vorzüge des Landbaues vor allen übrigen Gewerben. Wie leicht wäre nicht auch die Verbindung mehrerer Theile des Werks gewesen, die nur neben einander aufgestellt sind, und ist man vollends über die erste Hälfte hinaus, so vergessen Schriftsteller und Leser den W.., ganz, den sie beyde zurückgelegt haben. Smith hätte weit mehr geleistet, hätte er seinen berühmten Mitbürger, den Steuart, österer benutzt, und Garve hätte sich ein seiner würdigeres Verdienst erworben, hätte er sich des größten unserer politischen Schriftsteller, des ehrwürdigen Büsch in Hamburg erinnert.«

»Diese Kritik des Smithschen Werks überhebt mich der Mühe, ausführlich anzugeben, was ich glaube geleistet zu haben. Daß von einem blossen Auszuge nicht die Rede sey, lehrt schon der flüchtigste Vergleich meiner Arbeit mit der meines Vorgängers. Ich habe den Weg meines Vorgängers verfolgt; jede seiner Behauptungen einer neuen Prüfung unterworfen; die Lücken, die ich traf, ausgefüllt; die Fehler verbessert; die Theile des Ganzen näher zusammengerückt und mit einander verbunden; ich habe mehrere Theile, und ich darf hinzusetzen, mehrere der wichtigsten Theile des ganzen Werks völlig umgearbeitet, und auch das dritte Buch, das im Smith fehlt, hinzugefügt. Ich hätte das ganze Werk umgearbeitet, hätte ich ein besseres System zu entwerfen gewußt.«

»Ich bin oft von Smith abgewichen; ich habe ihm und mehreren grossen Auktoritäten widersprochen, ohne sie nur anzuführen; aber ich habe überall meine Gründe aufgestellt, und ich halte es, so sehr es auch Sitte ist, tief unter der Würde des Schriftstellers, sich deshalb nur entschuldigen zu wollen.«

Rec. ist mit dieser Erklärung des Hrn. Verf. völlig einverstanden, und man wird daraus den Plan desselben bey der Ausarbeitung des vorliegenden Werks völlig ersehen können. Indeß ist der Verf. in Ansehung des zweyten Theils von diesem bestimmten Ziele abgewichen, und geht

zur

zur Abhandlung von Materien über, die mehr die Politik und das Staatsrecht betreffen.

»In dem ersten Theile dieses Werks, heißt es in der Vorrede zum zweyten Theile, konnte ich größtentheils den Weg verfolgen, den Smith gebahnt hatte. Dann sah ich mich genöthigt, allein weiter zu gehen. Möchte doch der Geist meines Vorgängers nur nicht ganz von mir gewichen seyn.«

»Smith forderte nicht mehr vom Staate, wie ich fordere: daß aber nicht mehr gefordert und geleistet werden dürfe, das war es, was ich jetzt zu allernächst erst befriedigend zu erweisen hatte. So entstand das vierte Buch vom Zwecke des Staats.«

»Nur Sicherheit soll der Staat gewähren; die Sicherheit aber kann von den Herrschern selbst verletzt und ganz vernichtet werden! Dieß führte zu der Lehre von den Regierungsformen, oder zu der Untersuchung der Frage: was und wie viel von jeder Verfassung gehofft und gefürchtet werden dürfe; und dann zu den Fortschritten und der Veredlung der Herrscher, so wie das Volk sich hebe und veredle.«

»Jene Sicherheit kann auch von den Mitbürgern verletzt werden; und so schloß dem fünften Buche von den Regierungsformen, das sechste von den Gesetzen und Richtern sich an.«

Rec. gesteht aufrichtig, daß er dieses Verfahren des Verf. tadelnswerth findet, und den zweyten Theil, so vortrefflich er auch in sich ausgearbeitet ist, für einen Auswuchs des vorliegenden Werkes ansieht. Smith verfuhr nach dem Urtheile des Rec. viel zweckmäßiger. Er handelt im 4ten Buche (3ter Bd. der Garv. Uebersetzung) von den Systemen der Staatswirthschaft. Warum beseitigte Hr. Prof. Lueder diesen hierher gehörigen Gegenstand, worüber so viel Brauchbares und Gemeinnütziges, vorzüglich in Ansehung der deutschen Staaten zu sagen war, und führt uns dafür zur Betrachtung der Regierungsformen, der Schädlichkeit der Sklaverey, der Justiz und Polizeyverfassung? Eines der vorzüglichsten Verdienste Smiths war diese Absonderung der politischen und staatsrechtlichen Materien von den eigentlichen staatswirthschaftlichen, und Hr. Lueder, der doch die Verdienste Smiths so gut kennt und würdigt, scheint

scheint dieses unbeachtet gelassen zu haben. Rec. kann für dieses Urtheil eine sehr wichtige Autorität anführen. Say, der vorzüglichste Schriftsteller über die Staatswirthschaft, den Frankreich vielleicht jetzt hat, sagt sehr richtig und treffend in der Vorrede zu dem oben angeführten Werke:

»Bis auf den Augenblick, wo Smith schrieb, vermengte man die eigentlich sogenannte Politik, die Wissenschaft der Staatsregierung, mit der Wissenschaft der Staatswirthschaft, welche lehrt, wie die Nationalreichthümer gebildet, vertheilt und verzehrt werden. Diese Verwirrung entstand wahrscheinlich bloß aus dem Namen, welchen man sehr unrichtig der Sache gegeben hat: (politische Oekonomie.) — Die Reichthümer sind ganz unabhängig von der Natur der Regierung. Unter allen Formen der Regierung kann ein Staat blühen, wenn er wohl verwaltet wird. Man hat ganz uneingeschränkte Monarchen ihr Land bereichern, und Volksräthe das ihrige zu Grunde richten sehen. Selbst die Formen der innern Verwaltung haben nur mittelbar, zufällig einen Einfluß auf die Bildung der Nationalreichthümer, die fast ganz ein Werk der einzelnen Staatsbürger ist. Das Studium der Ursachen des öffentlichen und besondern Wohlstandes ist daher ganz und gar unabhängig von den Betrachtungen bloß politischer Materien.« —

Rec. würde daher auch selbst noch vom dritten Theile dieses Werks das siebente und achte Buch wegnehmen, da in jenem die Fragen: wie durch die bewaffnete Macht die innere und äußere Sicherheit erhalten, und wie sie vermindert und vernichtet wird, auseinander gesetzt, und in diesem die Wirkungen der Kultur auf den Staat, ihre Entstehung, Verbreitung und Hebung, die Anstalten zur Erziehung der Jugend und zur Unterweisung der Erwachsenen: Schulen und Kirchen, erläutert werden.

Wenigstens glaubt Rec., daß bey allen diesen Gegenständen nur der Gesichtspunkt Smith's hätte fest gehalten werden müssen, welcher gleichfalls im fünften Buch, von der Vertheidigung des Landes, der Rechtspflege, der Unterweisung der Jugend und der Erwachsenen u. s. w., handelt; indeß eigentlich nur, in wie ferne dadurch Ausgaben oder Aufwand für den Staat verursacht werden. In der Garvischen Uebersetzung des Smithschen Werks werden hie-

zu 226 Seiten erfordert; wogegen in dem vorliegenden Lauderschen Werk, außer dem zweyten Theile, welcher 613 Seiten enthält, noch vom dritten Theile 450 Seiten hiemit ausgefüllt werden. Hr. Lueder würde nach dem Urtheil des Rec. sehr zweckmäßig gehandelt haben, wenn er aus dem vorliegenden Werke zwey besondere Werke abgefaßt hätte. Zwey mäßige Bände hätten alles begreifen können, was, dem Titel gemäß, über Nationalindustrie und Staatswirthschaft nach Adam Smith zu sagen gewesen wäre. Der Preis, der jetzt acht Thaler beträgt, würde alsdann auch weit niedriger ausgefallen seyn, und das Werk dadurch mehreren Lesern in die Hände gebracht seyn.

Was also nach dem Urtheil des Rec. von dem vorliegenden Werke eigentlich zur Sache gehört, ist das 1ste, 2te, 3te und 9te Buch. Der nähere Inhalt ist folgender:

Erstes Buch. Von der Theilung der Arbeit. — Was Theilung der Arbeit sey und was sie bewirke; wie die Theilung der Arbeit abhängt von der Größe des Markts und dem Tauschmittel; wie die Früchte der Arbeit unter alle Klassen der Gesellschaft vertheilt werden.

Zweytes Buch. Vom Kapital. — Wie das Kapital das Produkt bestimmt; von den Bestandtheilen des Kapitals; von den Unterhaltungskosten des stehenden und umlaufenden Kapitals; wie ein Kapital durchs Anhäufen entsteht; oder was produktive und unproduktive Arbeit sey; von dem Ausleihen der Kapitalien auf Zinsen, u. s. w.

Drittes Buch. Von der Natur. — Wie die Natur auf die Sammlung und Anhäufung des Kapitals wirkt; Bestimmung und Aussteuer des Menschen. Fleiß und Sparsamkeit. Reines Einkommen. — Wie die Natur auf den Markt wirkt; inländischer Markt; ausländischer Markt.

Neuntes Buch. Von den Staatseinkünften. — Von den Quellen derselben. Eigenthum des Staats. Auflagen. Oeffentlicher Schatz. Staatsschulden.

Diese Materien sind sehr vorzüglich, theils nach eigenen, theils nach Smith'schen Ansichten, dargestellt, und Rec.

Rec. wünscht, daß die Kenntniß derselben durch dieses Werk in Deutschland recht sehr verbreitet werden möge.

Natürliche allgemeine Kammeralwissenschaft, enthält die Staatswirthschaft und Finanzen praktisch beurtheilt, von J. F. Enderlin, Churfürstl. Badischem Geheimen-Hofrath. Stuttgart, in der Erhardschen Buchhandlung. 1804. 248 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Der Verf. ist ein braver praktischer Kammeralist, der sein Vaterland lieb hat, und im Dienste grau geworden ist. Schon im Anfange der siebenziger des vorigen Jahrhunderts legte er seine Ideen über den theoretischen Theil der Kammeralwissenschaft dem Publikum vor; jetzt nach einer mehr als dreyßigjährigen Erfahrung will er vor seinem Tode (er ist nach der Vorrede bereits ein Greis von 72 Jahren) die Resultate seiner praktischen Kenntnisse in dem vorliegenden Werke, vorzüglich zum Besten seines Vaterlandes, des Kurfürstenthums Baden, aufbewahren. Ein solches Unternehmen verdient mit Achtung behandelt zu werden. Denn wenn gleich in unsern Tagen die Wissenschaft der Staatswirthschaft und der Finanzen nach ganz andern Ansichten behandelt, und aus den praktischen Fällen ganz andere Resultate gezogen werden, als wie in dem vorliegenden Werke geschehen ist, so daß man wirklich, selbst in Hinsicht der Schreibart, eine Schrift aus den Zeiten von Justi, Pfeiffer, u. s. w. zu lesen glaubt: so kann dennoch der Verf. durch die Herausgabe dieses Werks auch jetzt noch vielen praktischen Nutzen stiften. Wenigstens für Rec. hat ein Werk von dem Schroot und Korn weit mehr Werth und Interesse, als die Hirngewebe unserer neuesten Staatswirthschaftsphilosophen, worin einige mißverstandene Ideen von Quesnay, Smith u. s. w. auf das erbärmlichste auseinander gezerrt, zur Kette genommen, und die einfältigsten und unsinnigsten eigenen Gedanken als Einschlag eingeschlossen sind, jemals haben können. Nach dem Urtheile des Rec. verdient das vorliegende Werk daher mit Recht einen Platz neben dem Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischen und Kammeralwissenschaften, dem Werke an einen deutschen Kammer-

präsidenten u. dgl. m. in der Bibliothek eines tüchtigen sich zum praktischen Dienst ausbildenden Kammeralisten.

Mb.

Ideen und Vorschläge zur Errichtung von Pensions-Anstalten, für alte und invalide Dienstboten beyderley Geschlechts. Von Theodor Heinsius, Doctor der Philosophie und Professor am Berlinischen Gymnasium. Mit dem Motto: — homines ad deos nulla re propius accedunt quam salutem hominibus dando. Cic. — Berlin, bey Braun. 1803. XII und 92 Seiten kl. 8. 8 gr.

Der Verf. konkurrirte mit vorliegender Abhandlung zu der im Jahr 1801, durch den nachher verstorbenen Minister Gr. v. Alvensleben, über den auf dem Titel benannten Gegenstand, ausgesetzten Preisaufgabe, und erhielt, wenn gleich nicht den Preis, doch eine ehrenvolle Erwähnung seiner Arbeit. Er ahndet, daß der Preis selbst ihm vielleicht nur entgangen sey, weil er seine Materie zu generell und nicht mit einer ausschließenden Rücksicht auf die Individualität von Berlin behandelt habe. Aber gerade dieser nur relative Mangel ist dem wohlgerathenen Werkchen eine Empfehlung mehr bey seiner Erscheinung im größern Publikum.

Nach einer vorangeschickten zweckmäßigen Erörterung der Präliminar-Fragen, — 1) welche Personen als Dienstboten, und zwar als einheimische, zu betrachten sind? 2) unter welchen Umständen sie als abgelebt und invalide angesehn werden können? 3) welche Dienstboten von dem Genusse der Wohlthaten des Pensions-Instituts auszuschließen sind? 4) warum die Beyträge von den Herrschaften und Dienstboten aufgebracht werden, und ob jede andere Beyhülfe zur Errichtung und Erhaltung des Instituts ausgeschlossen seyn soll? — theilt der Verf. seine Untersuchung in zwey Hauptabschnitte, von denen der erste,

nämlich

» allgemeine Ideen und Grundsätze zur Errichtung eines solchen Pensions-Instituts überhaupt, mit steter Hinsicht auf die dadurch zu bewirkende Beförderung der Moralität« — der zweyte » eine Anwendung der allgemeinen Ideen und Vorschläge auf die Errichtung des Instituts in Berlin, nebst noch einigen besonderen Vorschlägen « enthält. Rec. überhebt sich eines weitläuftigeren Auszuges, in der Hoffnung, dem Werkchen selbst dadurch der Leser mehrere zu verschaffen. Wenn er etwas erinnern möchte: so wäre es die Bemerkung, daß der Verf. die nicht unwichtige Frage ganz mit Stillschweigen übergangen hat, wie es zu verhüten seyn wird, daß die von den Dienstboten zu leistenden Beyträge, nicht allmählig, indem sie die Erhöhung des Dienstlohns theils nothwendig machen, theils veranlassen, in eine indirecte und unfreywillige Besteuerung der Herrschaften ausarten? — Sehr treffend ist die dem zweyten Abschnitte, aus dem hieher gehörigen Gesichtspunkt, als Einleitung vorangeschickte Charakterzeichnung des Berliner Publikums; besonders insofern sie die höheren Stände angeht. Wenn nur nicht das bey diesem, jetzt als eigenthümlicher Characterzug, hervorstechende Streben — um nicht zu sagen, Haschen — nach Popularität am Ende einen Einfluß auf die niederen dienenden Stände behauptet, der auch durch manche der Probabilitäts Berechnungen unsers Verf. einen bösen Strich machen dürfte!

Ueber Arme und Armenpflege. Von R. J. Pilat. Berlin, bey Unger. 1804. 99 Seiten kl. 8. 8 gr.

Wenn ein Schriftsteller sich zur öffentlichen Behandlung eines Gegenstandes entschließt, der gerade zu seiner Zeit ein besonders Interesse bey'm Publikum erregt hat, und bereits vor ihm von sehr vielen vorzüglichen Federn bearbeitet wurde: so können ihn allerdings mehrere gewichtvolle Gründe dazu bestimmen. Entweder hat er die Ueberzeugung, dem befraglichen Gegenstande irgend eine neue interessante Ansicht abgewonnen zu haben, welche er dem Publikum zur Prüfung oder Beherzigung vorzulegen wünscht, oder er glaubt irgend einen Fehler, einen Irrthum, seiner

Vorgänger aufdecken und rügen zu müssen; oder er hält eine Zusammenstellung der in mehrern Schriftstellern zerstreuten Gedanken für verdienstlich, oder er glaubt eine neue Bearbeitung der Materie mit besonderer Hinsicht auf ein ihn individuell näher angehendes Berufs-Verhältniß nützlich; und was solcher Sünde mehr sind. Auf jeden Fall aber ist es seine Pflicht, den Lesern von dem ihn leitenden Motive eine kurze Rechenschaft abzulegen, weil er sonst, je weniger es etwa ungesucht in die Augen fällt, desto mehr Gefahr läuft, für einen der gewöhnlichen Bücherfabrikanten gehalten zu werden, welche nur schreiben, um geschrieben zu haben, unbekümmert, ob, was sie sagen, nicht schon vor ihnen eben so gut oder besser von Anderen gesagt wurde. Dieser Gefahr hat sich unser Verf. allerdings ausgesetzt, indem man vergeblich bey ihm sich nach einer kurzen Vorrede umsieht, welche einiges Licht über den eigentlichen Zweck seiner Arbeit verbreitete, und wenigstens der mit **Wobgts, Büsch's, Funk's, Wagemann's, v. Nostiz, Garve's** u. anderer klassischen Schriften über diese Materie vertraute Leser, eben so vergeblich nach dem inneren Stempel der Unentbehrlichkeit bey diesem Büchlein sich umsehn dürfte. Indessen allemal enthält es viele und wichtige Wahrheiten, und Rec. würde nicht mit dem Verf. rechten, wenn derselbe angeführt hätte, daß Wahrheiten dieser Art nie oft genug selbst auch nur wiederholt werden können, bis sie allenthalben zur praktischen Beherzigung vorgedrungen sind. — Der Vortrag des Vf. ist ziemlich aphoristisch; einen um so unangenehmeren Eindruck macht es aber, ihn zuweilen matt und schleppend zu finden. — Zu etwas ausführlicheren Erörterungen hat den Vf. eine Vertheidigung der Armensteuern, als letzte Zuflucht des Staats, wenn alle andre Versorgungsmittel der Armuth fehl schlagen, — ingleichen eine Apologie der Privat-Erziehung der Waisenkinder gegen öffentliche Waisenhäuser veranlaßt; Rec. ist über beyde Punkte mit ihm einverstanden; nur bemerkt er in Hinsicht des ersten, daß doch die Schuld gewöhnlich an den Armendirectionen und an ihrer Unfähigkeit ihr Publikum zu behandeln liegt, wenn dieses letzte — freylich im Desperationsfalle zulässige, aber darum doch nicht weniger desperate Mittel unentbehrlich wird. — Die Erörterung des Zweiges der Armenpflege, welcher sich auf die Sustentation armer Wittwen bezieht, hat den Verf. auch zu einer etwas ausführlichern

Dia-

Diatribe über Wittwen-Kassen und die Principien, auf welchen sie beruhen oder beruhen sollten, verleitet; obgleich diese eigentlich in seinen Plan, soweit man ihn aus dem Titel des Büchleins errathen kann, nicht mehr gehört. Denn Wittwenkassen können nur uneigentlich, und kaum a potiori Armeninstitute genannt werden, weil nicht nur dem Reichsten, wenn er sich übrigens habilitirt, der Eintritt offen steht; sondern auch gewöhnlich die Bedingungen des Eintritts so beschaffen sind, daß nur einigermaaßen wohlhabende Personen auf diese Art für ihre künftigen Wittwen zu sorgen im Stande sind.

Bm.

Haushaltungswissenschaft.

Das Ganze der Rindviehpest, oder vollständiger Unterricht, die Rindviehpest genau zu erkennen, sicher zu heilen und das gesunde Vieh vor Ansteckung zu bewahren. Nebst einer allgemeinen und ganz neuen Theorie, alle Krankheiten der Thiere überhaupt richtig zu beurtheilen und glücklich zu behandlen (behandeln). Entworfen und dargestellt von Bernhard Laubender, D. und Arzt in Wurzen. Leipzig, bey Fleischer. 1802. XIV und 654 Seiten 8. 1 Rthl. 16 gr.

Das neue und eigne der gegenwärtigen Schrift würde wenig Raum erfordert haben, wenn der Verf. nicht, um sein Ganzes der Rindviehpest zu geben, fast zwey Drittheile des Buches aus seinen Vorgängern wirklich entlehnt hätte. Die neue Ansicht des Verf. von der Rindviehpest besteht darin, daß er sie in ihrem Entstehen für sthenisch, in ihrem Verlaufe für asthenisch erklärt. Er bestimmt sie als eine durch schnelle Uebereizung eingeführte indirekte Schwäche. Um dieser sogenannten ganz neuen und allgemeinen Theorie, auch bey Behandlung der Thierkrankheiten überhaupt, desto leichtern Eingang zu verschaffen, geht er von Untersuchung der Fragen aus, was ist das organische Leben? Wie

erzeugt es sich? Welches sind seine Bedingnisse? Ferner,
was ist Krankheit? Daß die Beantwortung dieser Fragen,
so wie die Aufzählung der Heilmittel, ganz nach der Browni-
schen Erregungstheorie ist, erhellet aus dem vorher gesag-
ten. Das Wesentliche der Heilmethode setzt der Verf.
in Folgendes. Man müsse dafür sorgen, daß die Thiere,
wenn die Seuche in der Nähe sey, sich weder in einer sthe-
nischen, noch in einer asthenischen Anlage befinden; man
müsse daher das reizendstärkende Verhalten und Nahrung
bey dem einen Stück vermehren, bey dem andern vermindern.
Alles Futter müsse gekocht und lauwarm gegeben, und trock-
ne Nahrung vermieden werden, dabey sey Reinlichkeit,
strenge Absonderung der Erkrankten, und Einschmieren der
Nase mit Steinöl, zu beobachten; auch müsse man die
Thiere mit Lauge waschen und bürsten. Sey nach der An-
steckung eine sthenische Krankheit erfolgt: so müsse man
ein Laxanz aus Glaubersalz, schleimicht säuerliches Getränk
aus eiskalte Umschläge um den Leib anwenden. Frühzeitige
Scarificationen der Magengegend seyen einer Aderlaß vorzu-
ziehen. Jedoch dürfe man dieses Verfahren nur 1 bis
2 Tage fortsetzen, weil sonst direkte Schwäche erfolge. Hier-
auf müsse man es untersuchen, ob man es mit direkter oder in-
direkter Schwäche zu thun habe. Bey jener seyen ausdauernd-
stärkende Mittel in kleinen Zwischenräumen (Wein mit Ei-
chenabsud, hernach Opium in steigenden Gaben); bey dieser
flüchtigdurchdringende in großen starken Gaben (Chamillen
mit Wein, Opium, vom 1/2 bis zu 4 Gran(!) Naphtha,) erforder-
lich. Durch das aufhörende Wiederkäuen dürfe man auch sich
nicht abhalten lassen, diese Mittel fortdauernd anzuwenden,
in Klystiren, Einreibungen und Dämpfen seyen sie anwend-
bar. Erfolge Besserung: so müsse man andauernd stärkende
zugleich geben. Der Erfolg keiner Methode, sagt der Verf.
war so glücklich, als dieser, welche beynahe zwey Jahre
versucht wurde.

Das allgemeine Vorbauungsmittel glaubt der Verf.
in den Dämpfen von Kalk und Gyps gefunden zu haben,
wovon er einige Erfahrungen anführt und sich auch auf ei-
nen Aufsatz von Mitchill bezieht. In der Nähe von Gyps-
und Kalkbrennereyen habe die Viehpest niemals Wurzel
gefaßt. Der Kalch, heißt es, hat eine Repulsiv-Kraft des
Pestmiasma und eine Activ-Kraft es zu vernichten. Kräu-

ter

er und Wasser von Kalchboden widerstehen ihm, (dieses ist, wie Rec. aus Erfahrung weiß, nicht wahr) weil durch die Kalchschichten die Fäulungssäure neutralisirt wird. Man sollte daher verordnen, daß jeder Viehbesitzer sich mit ungebranntem Gyps oder Kalch versehe, täglich davon im Ofen brenne, das Gebrannte im Stall ausstreue, an die Wände streiche, das Vieh mit Kalchwasser wasche und ihm zu trinken gebe; die Menschen sollten sich und ihre Kleider mit Kalchwasser besprengen, auch Kalch in Kohlpfannen brennen. Auch D. Barker in Nordamerika habe dieses Mittel in der Menschenpest heilsam gefunden.

Die Literatur, welche der Verf. über die Rindviehpest anführt, ist erbärmlich und unter aller Kritik. Er schrieb Krünitz Verzeichniß, welches 1767 erschien, ab, oft mit Weglassung des Druckorts und der Jahrzahl von Schriften, und setzte nichts zu, als einige neuere Schriften von 1796 — 98. Ueber die älteren historischen Monumente ist er kurz, und hat hier Camper ausgeschrieben. Dabey wimmelt es noch von Druckfehlern, wodurch die Namen entstellt sind. Hinten folgen noch viele Seiten ältere historische Notizen, aus Barberets schönem Werk abgeschrieben.

Diejenigen Schriftsteller, welche der Verf. fast in jedem Abschnitt reden läßt, sind Camper, Stoll, v. Schallern, Mezler, Reich. Gewöhnlich geschieht dieses mit ihren eigenen Worten und bey Camper in dem elenden Deutsch der Uebersetzung. Zuweilen folgt auch noch ein Aufsatz aus dem Reichsanzeiger. Anmerkungen sind da eingeschaltet, wo die Sätze jener Männer nicht zur Erregungstheorie passen und der Verf. verschiedner Meinung ist. In den letzten Abschnitten sind noch viele andere excerpirt, z. B. Ackermann, Barberet, Sagar, Abildgaard, und sogar zwey Schriftsteller, die von der eigentlichen Rindviehpest kein Wort, sondern von der Karfunkelseuche reden, Gilbert und Petit. So ist es freylich leicht, aus seinen Vorgängern in bunter Reihe, wie man sie zur Hand bekommt, ein 650 Seiten langes Buch zu füllen.

Noch muß Rec. einige neue Bemerkungen des Verf. auszeichnen. Daß es mit der Ansteckung durch Menschen, Luft, Kleidung überhaupt nicht so gefährlich sey; sondern daß diese hauptsächlich durch das dem Vieh gereichte Getränk

geschehe, und zwar deshalb, weil in niedrigen wasserreichen Gegenden das aus Bächen und Brunnen getränkte Vieh zuerst erkrankt sey. Ferner versichert der Verf. daß Menschen, die mit dem Vieh viel umgingen, hinterher allemal erkrankt sitzen. Endlich, daß im Neumonde sich alle Zufälle offenbar verschlimmert hätten. Es ist nicht zu billigen, wenn der Verf. schreibt die excretionen, Modification, des contagiums, die Asthenie, das Incitament u. dgl.

1. Charakteristik der Rindepidemie oder Entzifferung noch nie erkannter früher Zeichen und ausführbarer Ideen zur Verhütung und schnellen Tilgung der sogenannten Hornviehseuche. Ein unentbehrliches Handbuch für prüfende Kammeralisten, Oekonomen, Physiker und Thierärzte: als Stellvertreter aller Kronen tragenden Schriften. In Zweyen Theilen. Nebst einem vorausgeschickten Plan, den Vortrag der Heerdekrankheiten systematisch zu ordnen. Von J. J. W. Lux, Thierarzt. Mit einer Karte, Kupfer und Tabellen. Leipzig, in der Juniussischen Buchhandl. 1803. XLVI und 133 S. gr. 8. 20 gr.

2. Wie ist die Rindviehpest in ihrem ersten Entstehen untrüglich zu erkennen und zu behandeln? Ein bisher verborgenes Geheimniß durch Zeitschriften derselben in einer Reihe von Berichten, Gutachten und Verhandlungen für Geschäftsmänner dargestellt von J. J. W. Lux. Mit einem Kupfer. Ebendas. 95 S. 8. 14 gr.

Daß man unter vielversprechenden thrasonischen Titeln wenig innern Gehalt sich zu versprechen habe, ist eine Regel, die auch hier bestätigt wird. Hr Sick, Professor der Königl. Thierarzneyschule zu Berlin, nahm den Verf. damals Schüler des Instituts, mit sich, um ihm bey Untersuchung einer im Warthebruch hier und da sich zeigenden Seuche

zum

zum Begleiter zu dienen. Dadurch entstand in demselben der Gedanke, als Schriftsteller und als Wegweiser für andere aufzutreten. Selbstgefällig sagt der Verf., seine Schrift enthalte keine Obduktionen, keine widergekäute äußere Krankheitssymptome und, was Wunder! auch keine Heilmittel, sondern Mittel für Staaten. Diese sind die längst besser und ausführlicher abgehandelten Anstalten der Sperre, Quarantäne.

Plan den Vortrag der Heerdekrankheiten systematisch zu ordnen. Hier findet sich nichts als ein leeres Titelblatt. Unmittelbar darauf ein anderes Titelblatt, »**Etymologisch kritische Prolegomena zur Beurtheilung und genauern Bestimmung künftiger Schriftsteller über die Epizootien.**« Hier verirrt sich der Vf. in ein Feld, das seine Stärke nicht ist. Er giebt die Herleitung von επιζωοτια an und will hier τιαω einschieben. Er hat besondere Artikel über Heerdesterben, -plage, -krankheit, Viehseuche, -sterben, -umfall, -staupe, -plage, -pest. Vieh leitet er von vivere her. Veterinarius von vetus, weil man sich in den ganz alten Zeiten schon des Viehs bediente; auch gefällt ihm die Ableitung venterina, weil die Thiere mit ihrem Leib Lasten tragen mußten. Hier kommt eine fast 3 Seiten lange gelehrte Abhandlung über das u und v vor. **Die Prolegomena auf systematische Ordnung einer Epizootiologie angewendet.** Diese bestehen in einer erbaulichen Tabelle. **Charakteristik der Rindepidemie.** Auf dieses Titelblatt folgen zwey andere als Dedicationen an zwey gelehrte Gesellschaften, und eine dritte an den größten Epizootienkenner Hrn. Sick. Unser Verf. ist auch Dichter. Hier zur Probe:

> Die Hyder aus dem Orient,
> die grimmig den Bos Taurus würgt,
> Macht sich dem Erdball furchtbar;
> denn ihre Wuth vernicht't die Quelle
> das Völkerwohls und stürzet
> Nach Laune ganze Staaten.
>
> Nicht Camper, Haller, Vicq d'Azyr,
> Nicht Ramazzini und Sauvages
> Erlegtn'n dieß Ungeheuer,
> Noch Schouten, Vitet und Adami,
> Noch Reich und Frank und Wolstein
> Begrenzten ihre Schliche.

Doch höret Stunten, sie war da,
Und ist nicht mehr, der grosse Sick
Belauschte ihre Schwäche
Sie macht dich, Ceres, nicht mehr zürnen,
Euch, Völker, nicht mehr zittern,
Er — hat sie überwunden.

Das heisst doch in der That einem ehrlichen Mann das Rauchfaß um die Ohren geschleudert! Unser Verf. leitet die wüthende Hyder oder Hyäne aus dem Orient, vom schwarzen Meer her; von da aus habe sie das südliche Europa mit den eingeführten Schlachtvieh überfallen. Wolstein habe durch Behauptung der entgegengesetzten Meinung den Völkern einen unersetzlichen Schaden zugefügt. Bloss strenge Quarantänen, die der Verf. Quatorzianen nennt, können sie abhalten. Falsche Behauptungen enthalten §. 58, 59.) Die Lungenfäule wird eine asthenische, homogene, der Milzbrand eine asthenische heterogene Krankheit genennt. Doch der Verf. sagt an einem andern Orte, man könne von der Rindepidemie in der Stube urtheilen. Der zweyte Theil enthält unter mehrern pomphaften Ueberschriften und Rubriken, Sick's Berichte und Gutachten über die im Warthebruch, in Kleinziethen und Iserbeck bey Wittenberg ausgebrochne Rindviehseuche. Interessant unter diesen ist die Erzählung, daß durch die Impfung von 76 sämmtlich der Ansteckung verdächtigen Stücken, welche mit Nasen- und Augenschein, Blut und Galle geschah, nachdem 16 crepirt und die übrigen durchgeseucht waren, die Seuche völlig ausgerottet sey. Das Kupfer enthält den Riß zu Ställen; die Charte den Warthegrund nach der Stubenräuchschen Charte.

Die zweyte Schrift ist nichts weiter, als ein Abdruck der ersten von S. 41 an, mit der Charte.

Mk.

Anweisung zur nüzlichen und angenehmsten Bienenzucht für alle Gegenden (,) bey welcher in einem mittelmäßig guten Bienenjahre von 25 guten Bienenstöcken 100 Fl., und in einem recht guten Bienenjahre 200 Fl. geworben werden können,

nen, und dennoch jeder Stock in gutem Stande bleibt; geprüft, und zum gemeinen Nutzen und Vergnügen herausgegeben von J. L. Christ (,) erstern Pfarrern in Kronberg an der Höhe — — — Vierte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit fünf Kupfertafeln. Leipzig, in der Fleischerschen Buchhandlung. 1803. 574 S. nebst Register, auch XLVIII S. alte und neue Vorrede nebst Inhaltsanzeige und Kupfertafeln Erklärung.

Wir dürfen dießmal nicht das ganze Buch recensiren; denn beynahe alles, was wir über die dritte Auflage dieser Anweisung im 44. Bde unserer neuen Bibliothek S. 115 — 124*) gesagt haben, gilt auch von dieser 4ten Auflage. Wir wollen daher bloß anzeigen, worin sich diese beyden Auflagen wieder von einander unterscheiden. Fürs erste müssen wir nachholen, daß der blendence Titel noch nicht herabgestimmt worden, nach welchen 25 gute Bienenstöcke in einen mittelmäßig guten Jahre 100 Gulden, und in einem recht guten 200 Gulden, für alle Gegenden eintragen sollen; der Verf. sucht vielmehr seine Sagen im Texte an einigen Orten, und besonders S. 289 und 296 in der Note zu rechtfertigen, statt daß er, die von ihm S. 203 und S. 211 doch selbst angeregten Mißjahre mit in Fraction bringen, und so den wahren Ertrag eines Jahres in das andere; zugleich aber auch solches für gute, mittelmäßige und geringe Gegenden, ausmitteln und bestimmen sollen; und das um so mehr, als er sogar S. 203 sagt: wer sich rühmen wollte, noch gar niemaalen gefüttert zu haben, der hat gewiß noch keine Mißjahre, die eben die rechten Lehrjahre sind, erlebt.« Und S. 211 hinzusetzt: »Es ist daher eine nöthige Regel für einen klugen Bienenwirth, daß er beständig eine Honigärndte vorräthig halte, da man nie zuvor wissen kann, wie das folgende Jahr werde, und man seinen Bienen nie zu viel

*) Daselbst muß es S. 119. Z. 2. statt: wahren, heißen: waren.

viel nehme. Man glaubt meist nicht, bis man ein rechtes Mißjahr erlebt hat, und dann kann man erstaunenden Schaden leiden. — — Gemeiniglich sind Hungerjahre bey ihnen auch Sterbejahre.« Von diesen Sterbejahren wird erst S. 216 recht geredet. Also? Gehören Mißjahre nicht zur Fraction der mittelmäßigen und guten Jahre auf dem Titelblatte? Dann würde sein sonst so gutes Bienenbuch noch größeres Vertrauen erwecken, und das um so mehr, da der Verf. in dieser neuen Auflage doch auch die Körbe nicht mehr so sehr gegen sein Kästchen herabwürdiget, z. B. S. 92, und so auch noch an andern Stellen diese Kästchen zu hoch erhebt. Der ehmals von ihm in der zweyten Auflage, im 2 Kap. §. 1, S. 63 erwähnte Magazins-Bienenstand bey Offenbach, der auf 1000 Stöcke anwachsen sollen, (m. s. die Enträthselung von Köhling, in den Beyträgen zum Reichsanzeiger 2te Samml. S. 73,) hätte ihn doch längst eines andern belehren können, da er sogar sehr herabgekommen ist, daß der Verf. seiner weder in der 3ten, und eben so wenig in der 4ten Auflage §. 1, des 2. Kap. mehr gedenkt. Man muß dem Publikum nicht bloß das Angenehme; sondern auch das Schlimme wissen lassen; und daher hätte dem Titelblatte zugefügt werden mögen: »und in Mißjahren bringen solche so und so viel, mithin im Durchschnitte von 6 oder 9 Jahren das und das, u. s. w.. Im Vorberichte zur 4ten Auflage redet der Verf. auch von den übrigen Bienenständen, deren er in der 2ten Auflage S. XIX von 30 — 100 Magazinstöcken gedacht, nicht mehr.

Nun wollen wir das Vorzüglichste anzeigen, was in dieser 4. Aufl. vermehrt aufgestellt worden, als welche Vergleichung unsre Leser schon von der 3ten Aufl. mit der 2ten im 44sten B. unserer obgedachten Bibl. gern sahen.

In dem Vorberichte zur 4ten Aufl. finden wir nichts, was erheblich wäre, und selbst bleibt der Verf. mit guten Gründen dabey, daß die Theorie des H. Schulmeisters Lucas: von Begattung der Mutterbienen durch Beschnäbelung mit Arbeitsbienen-Männchen, zu Boden geschlagen sey; des Verf. Widerlegungsgründe treffen ganz mit den unserigen überein.

Der Text unterscheidet sich durch mehrere Zusätze: wovon wir die wichtigsten ausheben wollen. Nur hat der

der Verf. noch jetzt in dieser 4ten Auflage eben so, wie in 2ter und 3ter, unterlassen sich durchaus richtig auszudrücken, wie es Naturforschern gebühret. So z. B. hat er sehr oft der Bienenlarve noch den Namen: Wurm beygelegt, höchst selten aber Made benennet; sogar im Register S. 374 nur den Wurm, woraus die Biene wird, aufgeführt, und hätte zu M., Made transportirt werden sollen; da doch nur Larve, Raupe und Made gebräuchlich ist; wie dasselbe ihm in unsrer alten Bibl. Band 106. S. 197 von einem großen Naturforscher über eine seiner wichtigsten Schriften: Naturgeschichte — — der Insekten vom Bienen-, Wespen-, und Ameisengeschlechte rc. schon erinnert worden.

Zu §. 7, S. 23, befindet sich ein großer Theil der Note vermehrt, welches ein Beweis ist, daß die S. 1, §. 2, angegebene Regentschaft der Bienen-Königinn nichts gelte, da schon die Hoffnung zu einer solchen, wenn sie abhanden gekommen ist, die Bienen zum Regieren und besonders zum Fleiße bestimmt.

Im 15ten §. trifft man S. 47, über den Anbau der Zellen bey einem eingefaßten Schwarme manches Neue an; besonders warum nun die Mutter mehr als ein Ey in eine Zelle lege.

Die philosophische Anmerkung S. 51 — 54, über künstliche Verrichtungen der Bienen, ist angenehm auch hier zu lesen, da sie die von den Hrn. Lukas und Matuschka um ein großes aufwiegt.

Bey der Note S. 75 (3te Aufl. S. 78) ist Abkürzung geschehen, ohne dem Ganzen zu schaden; besonders ist beybehalten worden: daß man volkreichen Stöcken, um sie gegen den Nachtheil starker Kälte zu sichern, oben Luft geben soll; jedoch die Bedeckung mit Säcken (welche auch Wurster in seiner neuen Auflage Magazinszucht 1804 gar sehr empfiehlt,) nicht zu unterlassen; welches der Verf. sogar für den Sommer, bey kalten regenvollen Tagen und Nächten, S. 234 empfiehlt.

S. 77 ist Verpetten wohl ein Provinzialwort, wie erkeisen, das noch immer oft unerklärt vorkömmt, und nur erst S. 232 durch erstarren erklärt wird; auch sollte e. d. die Erklärung wohl von Tab. I. zu verstehen seyn? Da der

der Verf. über besondere Ausdrücke, schon 1791 nach dem Vorberichte zu seiner Naturgeschichte und Nomenclator der Insecten vom Bienen- Wespen- und Ameisengeschlechte, eine alphabetische Erläuterung zuzufügen gut fand, warum nicht auch hier?

S. 83 f. kommt über Ankauf fremder Bienen, zur Anlage eines Magazinstandes, auch Verschiedenes vor, das neu und nützlich ist; eben so ist S. 88 der Beschluß des 2ten Kap. ein neuer und verbesserter Zusatz, die Stöcke auf Wagen bequem zu verführen, was in der 3ten Auflage S. 91 als gefährlich angegeben war.

Im Eingange des 3ten Kapitels, §. 1, S. 89, ist die Anzahl der täglich ausfliegenden und zu Hause bleibenden Bienen gegen der 3ten Auflage S. 92, verändert angegeben.

Die Note S. 92, über Unbequemlichkeit der strohernen Magazine hätte füglich weggelassen werden können, da der Verf. doch S. 109 in einer andern Note den Strohmagazinen das Wort redet und zusetzt: »Ohne günstige Witterung trauren alle Bienenzuchtmethoden, und wenns glücklich geht und Honig genug regnet: so werden die Bienen in Magazinen (da sind des Verf. Kästchen gemeint) und Körbe gut. — Es wird hier nur der Nutzen, und vorzüglich der Magazinzucht, zumal in hölzernen Kästen, der Schlendrians-Korbbienenzucht entgegen gesetzt, die mit unbedeutenden Körben betrieben wird, welche kaum drey, höchstens vier Maaß (zu 5 — 5½ Pfund das Maaß) Honig fassen.«

S. 110 ist über Weisellooswerden eine neue Note zugefügt; worüber das 5te Kap. §. 6 mehr sagt.

S. 113 und 116 hätte der Vf. ebenfalls die Beschuldigungen gegen Strohmagazinkörbe streichen mögen, da er nur dadurch verräth, daß er darin keine Uebung habe. Ein geübter Bienenpfleger muß, selbst ohne Glasscheiben, wissen, wenns Zeit zum neuen Untersetzen für Magazinkörbe sey; und wer diese nicht hat, kann sich leicht auch in Körbe, sowohl in runde, als auch in viereckigte — was der Vf. doch S. 118 selbst zugiebt — Glasscheibchen einsetzen lassen; wie auch Wurster, in seiner 3. Aufla-

Auflage Magazinzucht §. 164 lehrt, und in der 4ten Aufl. S. 263 in einer neuen Note durch 2 Bauern bestätigt, welche solche auch vortrefflich, viereckig und rund mit Glasscheiben versehen machen, die beynahe so fest und dauerhaft als die hölzernen Kästen sind, so daß sie so gut wären, daß er sie wegen der Wohlfeilheit noch den hölzernen vorzöge. Bey allem dem kann der Verf. doch irren, wenn er an seinen Holzkästchen durch das hintere Glasscheibchen sieht, daß sie herab gebauet haben? denn wie oft bauen sie hinten herab, und haben vorn noch leer!

Das Transplantiren im Herbste, S. 141, ist jetzt meistens zu spät; zumal der Verf. selbst sagt, es müsse nur in einem guten Bienenjahre geschehen. Wer sagts denn uns im Herbste, daß noch so ein guter Nachsommer erfolge, als er anführt! Auch sind solche Gegenden selten, als er die seinigen beschreibt.

Mit S. 144 endigt sich das dritte Kapitel von Bienenwohnungen, und fehlt hier, wie in 3ter Auflage der schwedische Bienenstock, der in seiner 2ten Auflage abgebildet worden, und hier zur Anleitung: Klotzbeuten zu verbessern, Lehre geben können, wenn der Verf. diese Stöcke da, wo er das obere und untere Flugloch abgebildet hat, so theilbar wie in der Mitte gemacht haben möchte.

S. 201 hätte der Verf. seine Biene, Motte oder Schabe wohl Linneisch, d. i. als Phalaena Melonella bezeichnen sollen, da er mit sehr richtigen Linneischen Namen doch 1791 die schon gedachte Schrift: Naturgeschichte, Klassifikation und Nomenklatur der Insekten vom Bienen-, Wespen und Ameisengeschlechte herausgegeben hat, worüber in unserer alten Bibliothek B. 106. S. 196. eine Erinnerung von einem andern Recensenten anzutreffen ist.

S. 213, Z. 10 und 11, muß Gerstenschrot, heißen: Gerstenmalzschrot, und S. 214. Z. 2, gekrauet, gebrauet.

S. 219 ist Z. 6, die Weisellosigkeit zu erkennen, verbessert gelehret worden, und S. 223 f. eine neue Note über das Umbringen der Königinnen zugefügt, als auch von hier an bis S. 232 das Meiste verbessert umgearbeitet wor-

worden, so wie die Note S. 234, von der Würtemberger Alp neu ist.

Die Lehre S. 232, den Bienen bey Schneelagen den Ausflug zu lassen, und lieber Stroh, oder alte Breter auf den Schnee zu legen, ist gut, und wird beydes im Voigtlande von einigen klugen Bienenwirthen lange Jahre her ausgeübt.

S. 244 leitet der Verf. die Faulbrut auch noch fälschlich von verkehrter Wendung der Brut her. Hierüber empfehlen wir ihm des D. Heydenreichs Lehre in Riems ökonomischen Halbjahr-Beyträgen*) v. Jahre 1805, der 1sten Liefr. S. 306 nachzulesen. Man hielt bisher nur den Kopf fälschlich fürs Hintertheil.

S. 252 hat der Verf. sehr wohl gethan, die Lehre von Raubbienen zu verändern und zu verbessern, so wie sie denn bis S. 260 ganz nach neuern Grundsätzen erscheint.

S. 270 sollte bey der Kröte, als Bienenfeind, besonders die Singkröte — weil die Bienen gleichsam singend von ihrem Athem angezogen werden, m. s. Riems ökonomisch-veterinärischen Unterricht, oder das vollständige seiner Bienenzucht 1802, Leipzig, bey Voß und Comp. S. 28 und 82 f. — zugesetzt werden. Vielleicht, daß der Verf. entscheidend angeben würde, welches die gefährlichste von den auf vorgedachter 82. S. beschriebenen drey Arten Kröten wäre, oder doch bestimmen könnte, ob es die S. 28 sey und wie sie Linnéisch heiße?

S. 2, nächst der frischgeschabten Kartoffel wider den Bienenstich, ist auch angefeuchtetes Salz um so mehr zu empfehlen, als man dieß überall und zu allen Jahreszeiten haben kann.

S. 285 f. wird der Honigthau auf zweyerley Arten und richtig erklärt. Die erste ist nach Plinius, der ihn Schweiß des Himmels nennt, und die 2te Art ist von Blatt-

*) Führt jetzt wegen eines neuen Verlegers (Hartknoch) den neuen passendern Titel: Oekonomischenaturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde und ist davon heraus: 1. B. 1. und 2ter Theil 1804; 2. B. 1. Theil.

Blattläusen. Da kann Matuschka kommen, und von einem Collegen lernen, daß dieser, von ihm sogenannte Läusedreck nicht so verächtlich behandelt werden darf, als er in seiner neuesten Schrift: Beyträge zur Kenntniß der Bienen S. 475 thut. Nur finden wir S. 290 und vorher von Hrn. Christ irrig angegeben, daß der Honigthau an Kornähren das sogenannte Mutterkorn hervorbrächte, wenn die Bienen den Honigthau nicht ableckten; denn die Bienen wird Niemand auf den Roggenähren finden; und eben so irrig ists, daß die Kriebelkrankheit (nach S. 290) entstünde: und wenn es wirklich schädlich wäre: so wissen selbst die Russen, (m. s. Riems phys. ökon. Monatsschrift v. J. 1786 Monat Jänner S. 61) wie man die Schädlichkeit durch das Dörren in ihren Dörrscheunen vertreibt: so daß sie sich versichert halten, daß ihnen das Mutterkorn nichts schade.

S. 292 zeigt denn endlich der Verf. auch den Unterschied zwischen beyden Honigthauen so bestimmt und richtig, daß es verdient, kürzlich hier gesagt zu werden: „Der Honig, — so sagt Hr. Christ, — welcher von den Blattläusen kommt, ist schon geläutert, weil er in ihren Eingeweiden präparirt wird; da hingegen der Honig vom angeblich gefallenen, oder vielmehr ausgeschwitzten Honigthaue erst im Leibe der Bienen geläutert wird, und ohne diese Läuterung schädlich seyn würde." Wie diese Läuterung möglich werde, zeigte der Verf. vorher (S. 290) dadurch, daß die Bienen das Schädliche zum Stachel zu der daselbst befindlichen sogenannten Giftblase sammle, und so die Biene den Honig ganz unschädlich, ja gesund zu unserm Genusse — folglich auch für Hrn. Matuschka — aus ihrem Magen wieder von sich gebe. —

Neuntes Kapitel: Etwas von dem Bienenrechte, fängt mit S. 346 an, und endigt sich mit S. 358. Dieses Kapitel hat vorzügliche Umarbeitungen und Veränderungen bekommen, so, daß es ziemlich auf neue Bienenrechte gegründet ist; aber doch noch besser und vollständiger hätte ausfallen können, wenn er über Raubbienen-Rechtssprüche das neuere Königl. Preußische, Herzogl. Sächsische und Kursächsische rechtskräftig gewordene Urthel hätte nutzen können. Alle diese stehen nun schon

in Riems neuer Sammlung ökonom. Schriften, und zwar das Königl. Preuß. in dem Jahrgange 1801, der 1sten Liefr. S. 89—99; das Herzogl. Sachsen-Weimarsche im Jahrg. 1803 der 1sten Liefr. S. 217—232, und das Kurfürstl. Sächs. im Jahrg. 1804 der 1sten Liefr. S. 380—384. Da nun solches in der dritten Auflage mit S. 358 anfängt, und mit S. 372 endigt, (das ganze Buch überhaupt aber jetzt nebst Register 374 Seit. enthält: so sollte man denken diese vierte Auflage sey sehr vermehrt, das aber nicht ist; sondern sie ist vielmehr um 14 Seit. kürzer. Die wenigern Seiten im Texte rühren daher, daß in der neuen Auflage gegen der alten mehrere Zeilen auf jeder Seite befindlich sind. Daß aber dennoch am Ende wieder mehrere Seitenzahlen — wie wir bey der Titelanzeige bemerkten — sich vorfinden, macht dieß, daß die 3te Auflage mit dem Texte die Seitenzahlen schloß, und das Register nicht paginirt wurde; da hingegen in der 4ten Auflage die Pagina im ganzen Register fortlaufen.

Ein schönerer und korrekterer Druck ist auch in dieser 4ten Auflage zu finden, die dem neuen Verlage zu verdanken ist.

Die Schreibart des Verf. ist bey der Korrektur der vierten Auflage zwar auch sehr verbessert worden; hätte es aber noch mehr werden können, wenn man den oft ausgelassenen Artikel des Geschlechts beygefügt hätte; wir greifen z. B. nur gleich S. 1 was oft vernachlässigt ist: „Die Königinn, die wegen ihrer Gestalt, Ansehen und Vorzüge u. s. w.“ — so heißt es da, und sollte heißen: die wegen ihrer Gestalt, ihres Ansehens und ihrer Vorz. rc. Das Ansehen ist doch nicht weiblichen Geschlechts, daß das vorhergehende ihrer, auch auf dieß gehen könne. Dieses grammatischen Fehlers macht sich der Verf. in allen Auflagen gar zu oft schuldig, so wie auch in allen seinen andern Schriften.

Fo.

Ver-

Versuch einer systematischen Beschreibung in Deutschland vorhandener Kernobstsorten, von D. Aug. Friedr. Andr. Diel, Fürstl. Oranien-Nassauischem Hofrathe ꝛc. Sechstes Heft, oder Fünftes Heft Aepfel. 1802. 264 Seit. Siebentes Heft, oder Zweytes Heft Birnen. 1802. 233 Seit. Achtes Heft, oder Sechstes Heft Aepfel, mit einem illuminirten Kupfer. 1804. 290 Seit. Neuntes Heft, oder Drittes Heft Birnen 1804. 255 Seit. Zehntes Heft, oder Siebentes Heft Aepfel. 1805. 284 Seit. Eilftes Heft, oder Viertes Heft Birnen. 1805. 248 Seit. Frankfurt am Main, in der Andraischen Buchhandl. alle 6 Hefte 5 Rg. 4 gr.

Mit Beziehung auf das, was ein anderer Recensent in unserer Bibl. LIV. Bd. 1. St. und LXXII. Bd. 1. St. von dieser systematischen Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten bereits gesagt hat, zeigen wir nur die Fortsetzung derselben hier an, und stimmen übrigens dem dort gefällten Urtheile völlig bey, daß nämlich der Verf. sich große Verdienste um die Pomologie erwerbe, und durch die uns hier mitgetheilten Resultate seines mühsamen Forschens das Studium dieser Wissenschaft ungemein erleichtere. So hat derselbe in dem vor uns liegenden 6. 8. und 9. Hefte 150 theils mehr, theils weniger bekannte, auch ein paar ganz neue Aepfelsorten, alle nach seinem Systeme klassificiret, geordnet, zu ihren Geschlechtern gestellt, und hierauf den Baum, die Blüthe und Frucht, mit allen ihren einzelnen Theilen, genau und deutlich beschrieben, und insonderheit die charakteristischen Kennzeichen recht bemerklich gemacht. Unter diesen Aepfeln findet man im achten Hefte, auch den berüchtigten Winter-Feigen-Apfel ohne Blüthe, (vorhergehende Blumenkrone) nach der Natur abgebildet und bezeichnet. Die Blumenkronblätter sind hier nämlich in Kelchblätter verwandelt; daher er nicht, wie jede andere Aepfelbaumblüthe, einen fünftheiligen, sondern einen zehntheiligen Kelch hat. Die Staubbeutel fehlen, und „scheinen —

wie sich der Verf. ausdrückt — alle in Staubwege verwachsen zu seyn;" (Rec. fand nur hier und dort einige Staubwege mehr, als bey anderen gewöhnlichen Apfelbaumblüthen) daher denn auch dieser sonderbare Apfelbaum, ohne Befruchtung von benachbarten Aepfelbäumen nicht trägt, und man auch, aus eben der Ursache, nur sehr selten Kerne in seiner Frucht findet. — Aus dem 7. 9. und 11. Hefte lernen wir nicht weniger als 120 Birnsorten kennen, von welchen die Obstforscher einige noch gar nicht, und andere bis jetzt noch nicht so genau beschrieben hatten, daß man diese Sorten von andern ähnlichen leicht und bestimmt hätte unterscheiden können. Bey jeder angestellten Vergleichung haben wir uns über die Genauigkeit des Verf. wundern, und über seinen trefflichen Beobachtungsgeist freuen müssen. Schade, daß er bey den Birnen nicht eben so, als bey den Aepfeln verfuhr, und die Klassen der Birnen nicht gleichfalls ein für allemal bestimmte, kurze Namen, als z. B. I. Butterbirnen; II. Zuckerbirnen; III. Knackbirnen; IV. Markbirnen; V. Fleischbirnen, und VI. Krautbirnen, oder wie er sonst wollte, vorgesetzt hat! So eine kurze Klassenbenennung läßt sich leichter behalten, als die immer weitläuftig, wenn gleich deßhalb genauer angegebenen Kennzeichen, oder Klassenbestimmung; auch gewöhnt man sich bald, bey jener sich diese sogleich zu denken, und erleichtert sich dann auf solche Art die Obstsortenkenntniß.

Az.

Anzeigen der Kurfürstl. Sächsischen leipziger ökonomischen Societät. Von der Ostermesse des Jahres 1804. Mit Kupfern. Dresden, bey der Wittwe Gerlach. — Von der Michaelismesse des Jahres 1804. Dresden. 1805.

Wir bemerken daraus Folgendes: S. 15 werden einige einheimische Pflanzen angegeben, welche zur Kampherbereitung nützlich sind, um den bis jetzt aus China und Japan gezogenen, und in großer Quantität verbrauchten Kampher aus europäischen und einheimischen Pflanzen zu ziehen. Von

Rosmarin, Majoran, Salbey und Lavendel, hat der letzte am meisten Kampher gegeben. — Der Anbau des Süßholzes, aus dessen Safte der bekannte Lakritzensaft bereitet wird, kann auch in Deutschland mit Nutzen getrieben werden, wozu hier Anweisung gegeben wird. — Ueber die verschiedene Art des Rapsdreschens im Fürstenthume Ostfriesland. Die Methode den Raps durch Pferde austreten zu lassen, wird den übrigen Methoden vorgezogen, weil dabey 19 Menschen in einem Tage ersparet werden, wenn 50 Dresdner Scheffel ausgedroschen werden. — Das Gutachten des Herrn Hofgärtners Seidel über die Fruchtbarmachung der Obstbäume, lehrt, daß man beym Okuliren und Pfropfen der Stämme einige kleine Aestchen an den Stämmen hinauf stehen lassen müsse, welche er Saftleiter nennet. — Den Mohn soll man gegen Weihnachten im Winter oder recht zeitig im Frühjahre säen: so trägt er reichlichere Körner, weil sonst die Sonnenhitze im Sommer die Blüthen austrocknet. — Die Ochsengalle soll ein gutes Mittel seyn, die Schildläuse in den Treibhäusern zu vertreiben. — Eine Erfahrung, daß wenn man das grün aufgezogene Kartoffelkraut auf Haufen wirft, sich kleine Kartoffeln ansetzen, die man im zweyten Jahre schon gebrauchen kann, wodurch die Kartoffeln also früher als durch Blüthensaamen fortgepflanzt werden können. Die Howardskartoffel, besonders die weißmarkige, die auch Frankfurter genannt wird und eßbar ist, soll dazu die beste seyn. — Einige Erfahrungen über den vortheilhaften Anbau des Reißes in Deutschland. Aus einem Korne sind in einem Blumentopfe 500 Körner gezogen worden. Der Reiß kommt auch bey uns im schlechten Lande fort, die Fröste schaden ihm nicht, und er giebt 50fältige Frucht. — Einfaches Mittel den weisellosen Bienen zu helfen. Man setze einen solchen Stock dicht neben einem andern, der eine Königinn hat, bohrt in beyde Körbe ein Loch, und macht eine Verbindung durch ein kleines Rohr: so ist beyden geholfen. — Hanf- und Flachsbrechmaschine im Großen in Lagern. — Bemerkungen über die Orchiswurzel, die statt der Salepwurzel mit Vortheil dem [illegible] des Getraide zum Brodbacken zugesetzt werden kann. Das Orchispulver ist sehr nahrhaft; eine Unze davon in [illegible] Wasser aufgelöst, kann einen Menschen auf 24 [illegible] sättigen. Vorzüglich ist es auf Schiffen zu [illegible]. — Ueber die Erdmandel oder das cyprische Gras (Cyperus

esculentus L.) als Surrogat des Kaffees. — Beschreibung einer verbesserten Waschmaschine ohne Welle. — Beschreibung einer sehr vortheilhaften Art von wirthschaftlicher Kochanstalt in hölzernen Fässern. Nicht nur Kartoffeln, sondern auch alle gewöhnlichen Speisen, können auf diese Art durch Wasserdämpfe mit wenigem Feuer gar gekocht werden.

In den Anzeigen von der Michaelismesse 1804 wird gezeigt, wie nöthig anjetzt die Feldmeßkunst bey der Landwirthschaft ist. Dem Meßtische wird bey der Flächen- und Flurmessung vor allen andern Methoden der Vermessung der Vorzug gegeben. Der Feldmesser muß auch ein Wirthschaftsverständiger seyn, damit er nicht nur den Flächeninhalt bestimmen, sondern auch ein gehöriges Flurbuch über die ökonomische Beschaffenheit eines Gutes anfertigen könne. — Neue Bestätigung, daß der Tollrich (Lolium temulentum) und nicht das Mutterkorn der Gesundheit schädlich sey. Die Bäckergesellen sind beym Einweichen des Mehls vom Getraide, worunter Tollrich gewesen, vor dem Backtroge betäubt umgefallen. Der Saame dieses Unkrauts unterscheidet sich nur dadurch von dem Roggen, daß die Körner runder und dicker sind. — Bemerkungen über das Mutterkorn. 1) Es geht im Wasser zu Boden, wie das gute Korn; 2) mancherley Eigenschaften des Mutterkorns bey chemischen Auflösungen in Vergleichung mit den guten Körnern. Mit einer hinlänglichen Menge Sauerteig vermischt, soll das Mehl von dem Mutterkorn ein ganz unschädliches Brodt geben. Es ergiebt sich aus allen chemischen Versuchen mit dem Mutterkorne, daß es eine, durch Feuchtigkeit und schnell darauf erfolgte Hitze verursachte pilzähnliche Excrescenz der Getraidekörner ist. Daß es von Insektenstichen herrühren sollte, wird durch Nichts bestätiget. Man hat die Schädlichkeit desselben offenbar übertrieben. — Ueber die rechte Beschaffenheit des Hopfens zum Bierbrauen. Man soll dazu nicht unreifen, auch nicht überreifen Hopfen nehmen, und ihn stets fest zusammengepreßt aufbewahren, woran es die gemeinen Brauer so oft fehlen lassen; und daher ein unschmackhaftes, unhaltbares Bier liefern. Die Art des Hopfens, der karmoisinröthliche Reben hat, einen langen viereckigen Hopfen giebt, und besonders im Bambergischen häufig angebauet wird, ist die beste. Man soll ihn nicht an

Stan-

Stangen; sondern an den italiänischen Poppeln kleben. — Es ist nöthig, bey Beobachtung ökonomischer Gegenstände so vollständig als möglich zu seyn, und z. B. bey Vegetabilien stets auf den Saamen, den Boden, die Bestellung und Pflege des Saamens, die Witterung, und auf die Art der Zubereitung der gewonnenen Produkte zu merken. Das Saamenkorn enthält außer dem Keime oder der Pflanze im Kleinen, auch den ersten Nahrungsstoff, der in einigen porösen Häuten eingeschlossen ist. Man muß daher auf guten trockenen Saamen sehen, worin der Keim und der Nahrungsstoff unbeschädigt ist. Naß eingeärndteter oder nicht völlig reif gewordener Saame taugt nicht. Um Brand im Waizen zu verhüten, darf man daher nur die Körner auf dem Halme recht reif werden, die Garben in der Scheune nicht gar zu fest pansen lassen, und beym Dreschen den Vorsprung zur Aussaat nehmen. Bey diesem Verhalten kann man alles Einkalken ersparen. — Der Saame behält den Charakter des Bodens, auf welchem er gewachsen ist; er muß sich also auf einem fremden Boden erst naturalisiren. — Nachricht von einer Schaafseuche, die sich 1802 und 1803 in einigen Gegenden geäußert, und viele Schäfereyen zu Grunde gerichtet hat. Die Ursache davon sollen viele fadenähnliche Würmer in den Lungenästen gewesen seyn, wovon die Thiere den Saamen von der Weide durch die Nase eingezogen haben. Herr Oberthierarzt Reutter zu Dresden läugnet diese Ursache in seinem Gutachten, und giebt die auf irgend eine Art durch schlechte Pflege krankhaft gewordene Beschaffenheit der Lunge als die Ursache an, und macht ein Heilmittel dagegen bekannt. — Vorschlag zur Gewinnung der Gerberlohe, ohne durch Gewinnung derselben der Holzkultur zu schaden. Die Rinde vom jungen Holze giebt mehr Gerbestoff, als die Rinde von alten Bäumen. Man soll also Schläge von Unterholz und Stangenholz anlegen, auch die Birke, Sohlweide, und den Sumach fleißiger zu Gerberlohe gebrauchen. — Ueber einen Dampfkochkübel, womit auch die Wäsche gebäucht, und mit großem Vortheile rein gewaschen werden kann. — Nachricht von einer verheerenden Flachs- und Haferraupe. — Beschreibung einer Maschine, hölzerne Rinnen zu schneiden, wobey man das ausgeschnittene Holz zu Latten gebrauchen kann. — Die Angelika oder heil. Geist-Wurzel, soll ein gutes Mittel gegen die Viehseuche seyn. — Das Kraut von gelben Möhren, sonderlich wenn sie in

Mistbeeten gezogen sind, giebt im Frühjahre eine gute Speise für Menschen, und der Abgang von den Carotten, ein Futter für die Bienen. — Um Pflaumenmuß gut zu erhalten, soll man beym Einschütten desselben in einen Topf mehrere frische Pflaumen hinzuthun, und den Topf von Zeit zu Zeit in der Nachhitze eines Backofens überbacken lassen. — Ueber den Gebrauch mehrerer einheimischen Holzarten zu feinen Meublen. Damit das Holz in den verfertigten Meublen sich nicht werfe oder aufberste, soll man es ausdämpfen, wozu hier eine Anleitung gegeben wird. — Die Entzündung und das Entfliehen des Specks beym Ausbraten kann man verhüten, wenn man Salz hinzuwirft. Mehrere Veranlassungen zu Entzündungen, um Feuerschäden zu verhüten. — Die vom Herrn Kriegsrathe Bastide in Berlin ausgestellte Preisfrage über den Anbau der Grasarten, ist bis den letzten Dec. 1804 ausgesetzt, und bis 10 Friedrichsd'or erhöhet worden.

3.

Des (ehemaligen) Geheim. Land- Kammer-Raths Karl Heinrich von Heinecken rc. Nachricht und Beschreibung einer vollständigen Sammlung von Obstsorten, welche derselbe ehemals vornehmlich in Altdöbern bey Calau in der Nieder-Lausitz selbsten erbauet, auch daselbst und in der Nähe größtentheils noch befindlich sind; von neuem durchgesehen, erweitert und berichtiget von J. F. B. Zweyter Band. Steinobstsorten. Sorau und Leipzig, bey Ackermann und Beygang. 1805. 15 Bog. 8. 20 Gr.

Der ungenannte Herausgeber macht in dem zweyten Bande dieser Nachricht aus Christ's pomologischem Handbuche diejenigen 7 Sorten Aprikosen namhaft, welche ihm die vortrefflichsten und nutzbarsten zu seyn scheinen, und beschreibt solche, da von Heinecken darüber soviel als nichts sagt, größtentheils mit Quintinye und Duhamel's Worten. Und eben dieß

dieß ist auch der Fall mit dem übrigen Steinobste. Von den Pfirschen, und zwar insonderheit von den Pavies, oder wolligten Pfirschen werden 52 — von den Brugnons, Nektarinen oder glatten Pfirschen 6 — von den Pflaumen überhaupt 43 — und von den Kirschen 55 Sorten, gute und schlechte, auf eine so unzusammenhängende, verwirrende Art beschrieben, daß allenfalls nur derjenige, wer mit den Schriften der ältern und neuern Pomologen ganz unbekannt ist, Etwas daraus lernen kann.

Aj.

Journal für Beobachtungen und Erfahrungen in der Bienenzucht. Von einer Gesellschaft praktischer Bienenfreunde im Kurfürstenthum Würtemberg. Herausgegeben von M. Wurster, Pfarrer zu Gönningen ꝛc. Erster Band erstes Heft. Tübingen, bey Heerbrandt. 1805. 232 Seit. 8. 16 gr.

Nach dem Vorberichte meldet der Verf., daß es schon längst sein Wunsch gewesen wäre, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Männern, welche die Bienenzucht nicht nur bereits gründlich verstehen; sondern auch mit jedem Tage weiter zu kommen streben, eine Schrift zu bearbeiten, durch welche die wichtigste (n) Grundsätze in der Behandlung der Bienen, und überhaupt alle neue Erfahrungen dem Publikum mitgetheilt werden könnten; welcher Wunsch ihm durch seine Amtsveränderung erfüllt worden sey. Er will mit seiner Gesellschaft durchaus eigene Erfahrungen und Beobachtungen dem Publikum mittheilen, und wenn ja fremde Arbeiten und Aufsätze aufgenommen würden: so sollten die Quellen angezeigt werden. In jedem Bande soll die Geschichte der Bienenzucht des vorhergehenden Jahres aus verschiedenen Gegenden geliefert, auch das Alltägliche, das man in ähnlichen Schriften findet, auf das sorgfältigste vermieden werden. Wider dieses und das Uebrige in dem Vorberichte, hat Rec. nichts einzuwenden, welcher vielmehr die Absicht des Herausg. billiget, da sein zur Bienenzucht so geeignetes

Vaterland Aufmunterung zu einer zweckmäßigen Behandlung dieses nützlichen Nahrungszweiges bedarf. Nur wünscht Rec. herzlich, daß es dem Herausgeber nicht einfallen möge, sich die Würde eines Diktators in der Bienenzucht anzumaaßen, um Andersdenkende mit Härte und Inhumanität zu beurtheilen; wozu er etwas geneigt zu seyn scheint; wenigstens hat er sich in seiner vollständigen Anweisung zu einer nützlichen und dauerhaften Magazin-Bienenzucht rc. gegen Lukas hin und wieder etwas unhöflich betragen, der zwar wegen seiner oft lächerlichen Behauptung eine Zurechtweisung billig verdiente; die aber auf eine feinere Art hätte geschehen sollen.

Das erste Heft besteht aus acht Aufsätzen. I. Kann aus der Bienenzucht ein wahrer Nutzen gezogen? Kann sie selbst für den Staat im Grosen (Großen) nützlich werden? Und wenn dieses ist, wie müßte man die Sache einrichten? Von Wurster. Schon S. 3 fällt er wieder hart gegen Lukas aus. II. Geschichte meiner Bienen vom Frühjahre 1803 bis dahin 1804. Von Wurster. Auch hier wird Lukas ziemlich schnöde abgefördert. III. Geschichte der Bienenzucht zu Ludwigsburg in den Jahren 1801, 1802 und 1803. Von Rämelin. In der Riemischen Sammlung ökonom. Schriften auf das Jahr 1803 findet man diesen Aufsatz schon fast wörtlich, welches der Verf. auch gesteht. IV. Bemerkungen über die Reserveköniginnen; über die Arten sie zu bekommen, und sie zur Vermehrung seiner Bienenzucht zu benutzen. Vom Herausgeber. Da kein Stock eine vertriebene Königinn annehmen soll: so soll man sich aus demjenigen Stocke, aus welchem der erste Schwarm abgegangen ist, in den ersten 4 bis 5 Tagen eine junge Königinn herausnehmen, und zu einer Reservekönig inn in einer Schachtel mit einer kleinen Bruttafel, nebst 3 bis 400 Bienen aufbewahren. Mit Büsching redet der Verf. auch in einem ganz rauhen Tone. V. Wie wird der Honig verfälscht? Von Wurster. Die Verfälschung geschieht durch Vermischung mit Wasser, Bienenbrodt und Mehl. VI. Ueber den Naturtrieb der Bienen, zur Schwarmzeit königl. Zellen mit Brut zu besetzen, noch ehe die alte Königinn abgegangen ist. Von Grimm. Unter allen Aufsätzen ist

dieser der beste. Der Verf. bestreitet mit scharfsinnigen Beweisen des Herausg. Meinung: daß der Tod einer Königinn allemal die Veranlassung der Vorschwärme sey; und die beygefügten Anmerkungen des Herausg. sind so beschaffen, daß es scheint, er sey willig, seinen Gegner für seinen Sieger zu erklären. Rec. ist indessen noch Wursters Meinung in diesem Stücke. VII. Sammlung der verschiedenen Meinungen, über das Geschlecht und die Fortpflanzung der Bienen. Von Andreä. Man findet in dieser wohlgerathenen Abhandlung in aller Kürze Alles beysammen, was über diesen Gegenstand gestritten und geschrieben worden ist. VIII. Recensionen. Die dritte und letzte ist von dem Herausgeber; Büsching und Kaiser werden nach seiner Manier manchmal etwas unsanft behandelt. Und doch irrt er sich selbst zuweilen bey aller seiner egoistischen Unhöflichkeit. Denn z. B. nach S. 210 sollen die Bienen in einem Stocke den Honig aus einem aufgesetzten Korbe nie herunter in ihre Wohnung tragen. Allein in gar manchen ältern Zeiten, und noch im heurigen Frühjahre (1805) öffnete Rec. das Loch in dem Strohdeckel eines seiner Körbe, setzte einen Strohring mit Honig darauf, und in einigen Tagen war er ausgeleeret. Der Verf. sollte hier Kaisern also eine Abbitte thun, da er dessen Behauptung für unerträglich (!) ausgiebt. Nur dann könnte der Fall eintreten, daß die Bienen, den oben — wohl zu verstehen: in einem Halbkorbe versiegelten, und so zugesetzten Honig unabgetragen oben — belassen, wenn sie unten Vorrath für den Winter in Menge haben. Aber wer wird diesen ohne Noth zusetzen?

Da der Herausgeber seine literarische Laufbahn fortsetzen will, auch das mühsame Amt eines Kunstrichters übernommen hat: so rathen wir ihm wohlmeinend an, sich in der Zukunft einer richtigern Schreibart zu befleißigen, und uns mit seinen Provinzialwörtern z. B. bälder für eher, u. s. w. zu verschonen; auch, wenn er andere Verf. korrigiren will, es mit Milde, nicht mit Heftigkeit zu thun, sonst wird er, statt zu bessern, eher erbittern! Noch hätte Herr W. seine reichlichen Anmerkungen, welche er in der 3ten Auflage seiner Magazins-Bienenzucht gegen den Schulmeister Lukas u. a. m. aufgestellet hat, wohl schicklicher hier in diesem Journale anbrin

bringen mögen, weil sie sein sonst so gutes und praktisches Bienenbuch allzu sehr vertheuert, und für den eigentlichen praktischen Bienenwirth unträchtiger gemacht haben; denn dieser scheuet den hohen Preis von 1 Thlr. 20 Gr., und wer es von diesen noch kaufet, leget solches mit Unwillen bey Erblickung des hier unnöthigen, oft allzuvielen physikalischen Streites, aus der Hand, und läßt so auch das Nutzbare ungelesen. Da Herr W. selbst mit Standtmeistern nicht zufrieden ist: so geht er in der That zu weit. Im Anfange seiner Schriftstellerey machte er es nicht so. Vielleicht ist es jetzt, im Anfange seiner Kritiken noch Zeit, ihn zu bessern; und das ists, was wir durch unsre Erinnerungen recht angelegentlich suchen und wünschen.

Fo.

Vermischte Schriften.

Lukumon, oder Nachrichten von außerordentlichen Menschen etc., ingleichen Merkwürdigkeiten etc. herausgegeben von Joh. Ge. Rivethal, Konrektor an der Domschule in Riga. Dritter und letzter Theil, nebst einem Anhange. Leipzig, bey Hartknoch. 1802. 342 Seit.

Bey der Menge ähnlicher Sammlungen hat sich diese immer in dem Rufe eines guten Gesellschafters erhalten, der zwar nichts Außerordentliches; aber auch nie etwas Gemeines, Plattes sagt, und dessen Vortrag zwar nichts Glänzendes hat; aber ungesucht, anspruchlos und allgemein verständlich ist.

E.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Löffler's, Dr. J. Fr. Ch., Predigten II. Bd. welcher Predigten bey besondern Veranlassungen enthält. Nebst einer Abhandlung über die kirchliche Genugthuungslehre. Dritte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

welcher lange gefehlt, ist nun wirklich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Das Verdienst dieser Predigten ist allgemein anerkannt, und so genügt diese einfache Anzeige.

Alle vier Bände kosten 6 Thlr.

Die „Neuen Predigten" Erster Band aber 1 Thlr. 14 Gr.

Jena, im Jul. 1805.

Fr. Frommann.

Jacobs, Dr. Fr., Elementarbuch der griechischen Sprache. Für Anfänger und Geübtere. Ir und IIr Kursus. 8. 18 Gr.

welches früher schon angekündigt worden, ist in letzter Ostermesse wirklich erschienen. Es enthält: Grammatische Uebungen, Fabeln, kleine Geschichten, Apophtegmen, einiges aus der Naturgeschichte, Mythologie, Länder- und Völkerkunde; den Beschluß machen einige Briefe, und die Brauchbarkeit des Ganzen wird durch ein vollständiges Wortregister erhöhet.

Das

Das Verdienstliche, und die ungemeine Zweckmäßigkeit dieses Schulbuches, ist schon von mehrern verdienten Schulmännern anerkannt worden: der Druck ist sehr korrekt und deutlich, der Preis billig; um aber die Einführung in den Schulen, an meinem Theil, noch mehr zu erleichtern, erbiete ich mich: diejenigen, die sich deßhalb mit postfreyer Einsendung der Gelder an mich selbst wenden, 12 Exempl. für 7 Thlr., 25 Exempl. für 14 Thlr. zu überlassen.

Der dritte Kursus für die höhern Klassen, erscheint zur Ostermesse 1806, und ist vorzüglich der Geschichte gewidmet, und nächst dem der Beredtsamkeit und Philosophie.

Jena, im August 1805.

Fr. Frommann.

Todesfälle.

1805.

Am 23sten Jan. starb Herr Claude Chappe, der bekannte Erfinder des Telegraphen in Paris, 42 Jahre alt; der sich aus Lebensüberdruß in einen Brunnen gestürzt hatte.

Am 25sten Jan. Herr Johann Christoph Fröbing, Pastor — Diakonus in Markoldendorf im Hildesheimischen, unter der Inspektion Hannover, 56 Jahre alt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Göttingen. 1805.

Am 4ten Junius, als dem Geburtstage des Königs von Großbritannien, wurden wie gewöhnlich, die Preise an diejenigen hier Studirenden vertheilt, deren eingereichte Schriften über die im vorigen Jahre, von den vier Fakultäten aufgegebenen Fragen als die vorzüglichsten befunden worden waren.

Die

Die theologische Fakultät hatte zum zweytenmale aufgegeben: „Eine genaue Prüfung und Erwägung des Werths „und Gewichts, welches die Zeugnisse der Gegner und Ketzer „des christlichen Glaubens oder allgemeinen Lehrbegriffs, in „den ersten drey Jahrhunderten, in dem Beweise der Wahrheit der Geschichte Christi, und in der Bestätigung der „Authentie und Vollständigkeit des N. Testaments haben „und haben können." Den Preis erhielt Herr L. H. Plank aus Göttingen; das Accessit Herr J. J. Sack aus Hannover.

Den Predigerpreis nach gehaltener Predigt, über Matth. 11, 29 und den Satz, daß die wahre christliche Demuth mit einem edlen Selbstgefühl gar wohl bestehen könne, erhielt Herr G. A. W. Arnold aus Lippe; das Accessit der vorhin genannte Herr Sack.

Die juristische Fakultät hatte zum zweytenmale aufgegeben: „Die Rechtswirkungen, der zehn freywilligen und „der gemischt freywilligen Gerichtshandlungen in einem fremden Gebiete, nach Grundsätzen des Civilrechts, des deut„schen Staats- und Völkerrechts." Der Preis konnte der einzigen eingegangenen Schrift, da sie den Hauptpunkt der Frage nicht erschöpft hatte, nicht ertheilt werden.

Dagegen wurde von der medicinischen Fakultät der einzigen Beantwortung der Frage: „Wird von dem Stick„stoff, der aus den übrigen Bestandtheilen der gemeinen Luft, „durch Lunge und Haut in den thierischen Körper kommt, in „den innern Theilen desselben nichts abgesetzt?" ob sie gleich die Frage nicht entschied, wegen des fleißigen Sammlens, Ordnens und Beurtheilens, der Preis zuerkannt. Herr Fr. Schmitz aus Cölln am Rhein ist Verfasser derselben.

Die philosophische Fakultät hat ihre Aufgabe, weil der Verfasser der einzigen Abhandlung darüber, weit über das vorgesteckte Ziel hinausgegangen war, auch den Styl vernachlässigt hatte, für das folgende Jahr wieder ausgesetzt. Sie lautet so: „Es sollen aus Ovid's Fastis die einheimi„schen Mythen und religiösen Vorstellungen der alten Latei„ner aufgestellt, und aus andern Schriftstellern erläutert „werden."

Die

Die übrigen Preisaufgaben für den 4ten Jun. 1806 sind:

Von der theologischen Fakultät: „Geschichte der Leh- „re der christlichen Kirche vom Eidschwur.“ Für die Preis- predigt: „Der hohe sittliche Werth des Glaubens an Jesum, „nach dem Sinne der heiligen Schrift über 2. Petri 1, „5 — 7.“

Von der juristischen: „Die vorzüglichsten Ueberein- „stimmungen und Unterschiede, die sich auch im neuern Rech- „te, zwischen Civil-Erbfolge und bonorum Possessio fin- „den.“

Von der medicinischen: „Eine möglichst vollständige „und genaue Bestimmung derjenigen Stoffe, welchen der „Zutritt vom Blute, sey es durch den Speisekanal, oder „durch die Absorption von der äußern Haut, entweder gestat- „tet oder versagt ist.“

Von der philosophischen außer der wiederholten: „Es soll aus dem Philo selbst dargethan werden, worauf die „von ihm angenommene allegorische Erklärung der heiligen „Schrift gegründet ist.“

Bey den Abhandlungen wird auf richtige Einsicht und Beurtheilung, Anordnung und gute Ausführung und einen erträglichen lateinischen Ausdruck gesehen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Hundert und ersten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Vermischte Schriften.

Adrastea; herausgegeben von J. G. von Herder. X. Fünften Bandes zweytes Stück, 10 Bog. — XI. Herausgegeben von dessen ältestem Sohn, D. W. G. v. Herder. Sechsten Bandes erstes Stück, 9 Bog. — XII. Sechsten Bandes zweytes Stück, 12 Bog. — Leipzig, bey Hartknoch. 1803. gr. 8.

Im zehnten Hefte folgt zuerst die Fortsetzung der im neunten angefangenen Bearbeitung des Cid, oder der Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar, unter K. Ferdinand dem Großen, nach spanischen Romanzen. Hierauf wird die im dritten Stücke niedergelegte Untersuchung über Früchte aus dem sogenannten goldenen Zeitalter des achtzehnten Jahrhunderts weiter fortgeführt, und der erste Gegenstand derselben ist die Romanze, die, in Hinsicht ihrer Benennung, bloß Gesang in der Landessprache bedeutet, und von deren frühern Gestalt und weitern Ausbildung dieser Aufsatz einen lehrreichen Grundriß entwirft. Reiske's Antwort auf die Frage: ob die Araber schon in den ältesten Zeiten gereimte Verse gemacht haben? wird aus dem Neuen Büchersaal der schönen Wissensch. und freyen Künste hier eingeschaltet, und daraus gefolgert, daß der Reim wenigstens in die ungelehrte Sprache (*el Romance*) aus dem Arabischen übergegangen

sey; und zwar allenthalben, wo Araber und Christen lange neben und mit einander freundlich und feindlich lebten. Deßwegen auch, weil man nicht den Alten; sondern den Arabern, nachahmte, nahm die Poetik der neuern Poesie im südlichen Europa eine von der alten so verschiedene Form an. Die Bemerkungen über die Bildung der neuern deutschen Poesie; besonders der leichtern lyrischen Gattung, leiten zu dem folgenden interessanten Aufsatze über, zu dem Andenken des Hrn. v. Knebel an einen Besuch bey dem ehemaligen würdigen Superint. Johann Niklas Götz, zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, den er ihm im Jahre 1780 machte. Der Hr. v. K. war von ihm zum Herausgeber seiner handschriftlichen Gedichte, nach seinem, bald darauf erfolgten Absterben, bestimmt; fügte sich aber, dem Verlangen seines Schwiegersohns, diesen Anspruch wieder aufzugeben, weil der Sohn des Verstorbenen die Ausgabe übernehmen wolle; wunderte sich aber nicht wenig, als er nachher, im Jahre 1785, die verstümmelte Ramlerische Ausgabe der Götzischen Gedichte zu Gesicht bekam; um so mehr, da er wußte, daß G. mit Ramlers Verbesserungen durchaus nicht zufrieden gewesen war, und mit geheimen Unmuth davon gesprochen hatte. Nur seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die mehresten Dinge in den letzten Tagen seines Lebens, und so auch gegen seine Gedichte, mußte den würdigen Mann bestimmt haben, diese letztern, R—'s Vorrede zufolge, ihm zu übergeben. Bisher hat man den ächten Text dem Publikum noch immer aus dem merkantilischen Grunde vorenthalten, weil die Ramlerische Ausgabe noch nicht völlig verkauft sey! In dem Urtheile des Hrn. v. K. über die Ramlerische Verbesserungsart wird ihm jeder Kenner beypflichten. Uebrigens ergiebt sich aus einer hier mitgetheilten Anekdote, daß König Friedrich II. mit dem einzigen deutschen Gedichte, das ihm seinen vollen Beyfall abgezwungen habe, in seiner Schrift: *De la Literature Allemande*, die Mädcheninsel, von Götz, gemeint habe, die Hr. v. K. zu Potsdam besonders hatte abdrucken lassen. — Unter der Rubrik: Volksgesang, werden die Herderschen Bemerkungen über die Romanze mit vielem Scharfsinn fortgesetzt. Es ist sehr zu wünschen, daß die, S. 275 erwähnte, von H. seit mehrern Jahren vorbereitete, neue Sammlung von Volksliedern, nach Ländern, Zeiten, Sprachen und Nationen geordnet, für das Publikum nicht ganz ver-

loren

loren seyn möge. Zwey Beylagen zu diesem Artikel sind: ein Brief von Benj. Franklin über eine Ballade; und ein andrer von Lessing an Gleim über Lieder fürs Volk, der, wenn wir nicht irren, schon in Beyder Briefwechsel abgedruckt ist. — Die Frage: ob dem Volke so viel Kunstsinn als Sinn für Wahrheit und Ehrbarkeit nöthig sey? wird mit Recht, vollends in Hinsicht auf die mißlungenen Versuche unserer neuern Poesie, verneint. Hierauf bezieht sich auch der, in reimfreye Jamben übersetzte Eingang zu Youngs fünfter Nacht. — Es folgt eine fernere Untersuchung über die Epopee, zu welcher die Form der Theoxenien gewählt ist, wozu bey den Griechen am Feste Apolls alle Götter eingeladen wurden, und die ein friedlicher Kampf waren, in welchem Niemand namentlich auf den Vortrag des Andern Rücksicht nehmen sollte. Zuerst sagt Olympikus seine Meinung von dem Heiligen der epischen Dichtkunst, und das Zweckmäßige der Wahl religiöser Gegenstände zum Stoff derselben. Hierauf redet Kritias von dem Langweiligen, das die Epopee oft begleitet, und von den Quellen desselben; ihrer zu großen und unübersehbaren Länge, dem Mangel an dichterischer Kunst, und dem Einförmigen des Sylbenmaaßes. Dann spricht Agathon vom gefährlichen epischen Gedichte, wenn es vom Fortgange im Wahren und Guten zurückhält, menschliche Seelen verschleyert, menschliche Herzen verderbt; wovon alle rohen und wilden Mythologieen, und der eingemischte christliche Aberglaube, Erweise geben. Zum Theil scheint ihm das Gefährliche auch in der, dem Epos zukommenden, eignen, höhern Sprache zu liegen. Olympikus redet darauf von dem letzten Ziele des epischen Gedichts, welches rein, und für die Menschheit ersprießlich seyn müsse. Aus dieser Unterredung werden nun einige belehrende Folgerungen für die Theorie dieser Dichtart hergeleitet. Agathons folgender Vortrag betrifft den Fund der Gedichte Ossians. Die Bemerkung ist sehr richtig, daß diese sehr an Eindruck gewinnen, wenn man sie vereinzelt, und als Fragmente liest; nicht als fortlaufende Epopeen, dergleichen Macpherson im Fingal und in der Temora daraus formte, und zusammenschob. Eine Beylage hierzu sind: Volkssagen über Ossian; von einem gelehrten Hochländer. — Endlich noch über den Zutritt der nordischen Mythologie zur neuern Dichtkunst. Von ihr wäre gewiß noch ein besseres, als der bisheri-

ge, Gebrauch möglich; nur müßte man dabey vor Großsprecherey und Rohheit auf seiner Huth seyn.

Schon am Schlusse des zehnten Heftes dieser Adrastea gedachte der, Sohn des verewigten Herausgebers mit innigem Gefühle seines Absterbens; kündigte aber zugleich die Folge der zu dieser Zeitschrift hinterlaßnen Blätter in den nächsten Stücken derselben an. Und so erhielten wir noch zwey Hefte; von ihm herausgegeben. In der Vorrede zu dem ersten derselben, dem eilften, sagt er: »Adrastea, diese »hohe Göttinn über Recht, Vernunft und Maaß, begleitete »den verewigten Herausgeber bis in den Tod. Tief schmerz»te es ihn, seine Adrastea unvollendet zu lassen, die gleich»sam als die Siegelbewahrerinn des Wissens und Geistes, »des Urtheils und Charakters des Verstorbenen, von der »Nachwelt anzusehen ist.« — Noch wenige Tage vor seinem Tode wünschte er, nur noch zwey Stücke derselben zu schreiben, um in sie sein ganzes Bekenntniß zu legen, da ihm jetzt so Manches ganz anders erscheine. Der Inhalt dieser nachgelieferten beyden Hefte, welche den sechsten Band ausmachen, ist nun zwar nicht nach des seel. Herders Entwurfe; aber doch aus seinen hinterlassenen, für diese Schrift bestimmten, Papieren geordnet. Die Aufsätze sind theils vollendet, oder doch bis zur letzten Durchsicht vollbracht; theils aber nur Fragmente; allerdings aber sind auch diese gedankenreich, und waren der Aufbewahrung werth. Ein Gedicht: Ariß am Felsen, macht den Anfang. Dann folgt, unter der allgemeinen Aufschrift: Nemesis der Geschichte, eine glückliche Ausführung des Gedankens: daß diese Göttinn, welche die gerechteste, lang nachsehende, schnell ereilende Lenkerinn aller menschlichen Schicksale ist, ihren Triumph nirgends still: prächtiger feyre, als in der Geschichte. — Zweifel. Auflösung der Zweifel, ist die Ueberschrift eines Fragments über die Frage: ob man die Regel des Rechts und der Wahrheit in jeder Begebenheit des menschlichen Geschicks zu finden vermöge? Dieß Bruchstück sowohl, als das folgende Gedicht: Die Waage, hat Beziehung auf die beyden vorhergehenden Artikel. — Pindar wird als ein Bote der Götter und Ausleger alter Geschichten betrachtet. — Herkulanum. Winkelmanns Geschichte der Kunst. Jenes, und die darin gefundnen, herrlichen Alterthümer ver-

an-

anlassen die Wünsche des Vfs., daß man diese nicht bloß zu gelehrten Forschungen; sondern auch zur Nachahmung und Anwendung der griechischen Lebensweise, der griechischen Kunst und ihres Geschmacks in Wohnungen, Geräthe und Verzierungen benutzen, und die gefundnen Bücherrollen lieber zum Theil an mehrere Oerter versenden möchte, um ihre Entwickelung schneller zu betreiben. Der größte Gewinn dieser Entdeckungen ist, daß die ersten derselben, sammt den Alterthümern des Hauses Chigi, in der Antikensammlung zu Dresden, zuerst den Mann weckten, der, wie unser Vf. sich ausdrückt, dem gesammten Alterthum gleichsam ein göttlicher Ausleger ward, nämlich Winkelmann. Mit Liebe und Wärme wird hier über sein Leben, seine Begeisterung, seine Kunstschriften, sein Verdienst, und seinen Freund Mengs, geredet. Der folgende kleine Aufsatz: von der Begeisterung, in Ansehung des Kunstausdrucks, steht damit in Verbindung, und rechtfertigt den von Falconet und andern kalten Kunstrichtern oft getadelten Enthusiasmus in artistischen Ansichten und Beurtheilungen. — Morgenländische Literatur. Ueber die Beyträge der orientalischen Reisebeschreiber zur Erläuterung der Schriften der Ebräer; wozu besonders die nähere Kenntniß Aegyptens und der arabischen Sprache mitwirkte. Zugleich wird das Andenken der vorzüglichsten, um die orientalische Literatur verdienten Gelehrten erneuert. — Persepolis hatte schon in der dritten Sammlung seiner zerstreuten Blätter die sinnreiche Konjekturalkritik unsers Verfassers beschäfftigt; und er kündigte damals den zweyten Theil seiner Abhandlung: über die Gräber der Könige, an; dieß Versprechen wird hier wiederholt; und bey dessen Erfüllung sollte auch auf das Rücksicht genommen werden, was bisher von mehrern Gelehrten in der Untersuchung dieser Ruinen geleistet ist. Auch die vielen Aufklärungen, welche uns das vorige Jahrhundert über Indien geschenkt hat, werden hier angeführt, und dankbar erkannt. — Zu den im siebenten Stücke aufgestellten sinesischen Exempeln der Tage, kommen hier noch zwey kleine Erzählungen. — Dann, unter der fortgesetzten Rubrik der Früchte aus dem sogenannten goldnen Zeitalter des achtzehnten Jahrhunderts, ein dialogisches Fragment von der komischen Epopee, als einem Korrektiv des falschen Epos, worin unter andern sehr treffend wider den niederunsten Lohensteinschen Geschmack des jetzigen Jahrhunderts geeifert

 wird.

wird. Auch der Aufsatz: über das Drama, blieb Fragment. Er betrifft die Verpflanzung des griechischen Theaters auf das unsrige, die man neulich versucht hat, und zeigt das Unstatthafte solch eines Versuchs. — Zuletzt noch: Der Kampf, Fragment eines lyrischen Gedichts; von unbekannter Hand, und einem ungenannten Verfasser; unter Herders Papieren gefunden. Es ist nicht ohne geistvollen Gehalt.

Das zwölfte und letzte Heft dieser trefflichen Zeitschrift enthält vier Gedichte; zwey Fragmente: Fragen und Deutsche Hoheit überschrieben; einen kleinen Briefwechsel, den Charakter der deutschen Sprache betreffend; mit einer fragmentarischen Beylage: der Mann und sein Schatten Niemand; dann eine Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands; veranlaßt, wie der Herausg. bemerkt, durch einen der ehrwürdigen, allgemein hochverehrten Fürsten Deutschlands, für welchen der Vf. diese Idee im Jahre 1788, vor seiner Reise nach Italien, aufgesetzt hatte; ein jambisches Gedicht: Schwungkräfte der Menschheit; veranlaßt durch eine im Jahre 1802 zu Berlin herausgekommene Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt; Gedanken von Swift, mit Nachgedanken; ein Fragment über Berkeley; aus dessen Schriften der V. die treffendsten Gedanken auszog, um sie bey dem Denkmale zu benutzen, welches er diesem, von ihm sehr geschätzten, englischen Weltweisen errichten wollte; ein Gedicht: Die Nacht; Gespräche, mit der Ueberschrift: Aurora, die Erscheinung am neuen Jahrhundert; zur Ankündigung und Einleitung einer Zeitschrift: Aurora, bestimmt, die H. zu Anfange dieses Jahrhunderts herausgeben wollte, und in deren Stelle diese Adrastea trat; und endlich Ossians letzten Gesang, vom Hrn. von Knebel in Prose übersetzt.

Go.

J. J. Engels Schriften. *Neunter Band.* 16 Bog. *Zehnter Band.* $16\frac{1}{2}$ Bg. (Philosophische Schriften, *Erster* und *Zweyter Theil.*) Berlin, in der Myliussischen Buchhandl. 1805. 8.

Von

Von den acht vorhergehenden Bänden dieser Sammlung ist im 87sten Bande unsrer Neuen Bibliothek eine Anzeige gegeben worden. Zu den beyden hier anzuzeigenden Bänden sind eigentlich philosophische Schriften, von Engel, zusammengestellt; unter denen der Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln, den Anfang macht. Man erinnert sich, daß dieser Versuch, welcher zuerst im Jahre 1780 einzeln gedruckt, und in Engels sogenannten Kleinen Schriften, im J. 1795, wiederholt wurde, einen Königlichen Befehl zur Veranlassung hatte, der auf das ausgebreitetere Studium der alten Schriftsteller gieng, und, durch Verbindung der wissenschaftlichen Kenntnisse mit dem Sprachunterrichte, befolgt wurde. Nach der, in diesem wirklich meisterhaften Versuche entworfenen Methode, trug Engel, im nächstfolgenden halben Jahre, die Logik seinen Schülern wirklich vor. In der Recension des ersten einzelnen Abdrucks (Anhang III. zum 37sten bis 52sten Bande der Allgem. D. Bibl.) werden wider diese Methode einige Bedenklichkeiten geäußert, die wohl nicht ganz statthaft seyn möchten; der Werth des Versuchs selbst wird mit vollem Rechte anerkannt. — Die zweyte, hier gegebene, kleine Schrift: über einige Eigenheiten des Gefühlsinns, ist eine, in der Berliner Akademie der Wissenschaften, von E. gehaltene Vorlesung, und ist gleichfalls schon zweymal im Druck erschienen; nämlich in der (ersten) Sammlung der deutschen Abhandlungen jener Akademie; und in den vorhin gedachten Kleinen Schriften. Eine kurze Angabe ihres Inhalts sehe man im zwölften Bande dieser N. Biblioth. S. 203. — Zwey kleinere Aufsätze, welche den neunten Band schließen, sind bisher noch nicht gedruckt; sie schienen aber den Herausgebern, mit Recht, der Aufbehaltung nicht unwerth; auch von dem Verf. bloß zurückgelegt; vielleicht vergessen; nicht verworfen. Der erste, vor zehn oder zwölf Jahren verfertigt, ist überschrieben: Die Sansculotten; Gespräch zwischen mir und meinem Gegner. Dieser Letztere ist der Meinung, daß keine Nation solcher Ausschweifungen, solcher unsinnigen Sprünge von Extrem auf Extrem, solcher gänzlichen Verachtung aller Ordnung, Anständigkeit und Sittlichkeit fähig sey, als die Franzosen; und besonders die deutsche Nation nicht. E. behauptet das Gegentheil, und zwar von den gegenwärtigen Zeiten. Nachdem er seinen Gegner eine Weile in der Erwartung des Aufschlusses die-

ser Behauptung hingehalten hat, giebt er denselben daher, daß es der Sansculotten genug in unsrer Literatur gäbe: »Seit zuerst, sagt er, der Altfranke Götz denjenigen »Theil seines Leibes zur Schau stellte, auf dessen Entblößung »der Name Sansculotte Bezug nimmt; — seitdem wuchs »der Sansculottismus eben so plötzlich empor, höhnte eben so »unsinnig alle Regel und alle Ordnung, trat eben so frey »alle Anständigkeit und Sittlichkeit mit Füßen, als es jetzt »in andrer Rücksicht, bey den Neufranken geschieht. — Ja, »er hatte, wenn man die Aehnlichkeit bis dahin ausdehnen »wollte, eben so gut seinen Marat und seinen Robespierre.« Hieraus wird dann die Vermuthung gefolgert: daß eine Nation, die in ihrem Geschmack auf einmal so ungeheuer sinken konnte, auch wohl andrer Ausschweifungen, und zwar der gröbsten, fähig seyn möchte, wenn die Umstände ihr eben so, wie in Frankreich, begünstigten. Am Ende wird dieß bemerkt, daß von jenem Unwesen jetzt nicht viel mehr übrig sey, als eine gewisse Freyheit, Energie, Kühnheit, deren Mangel in den meisten unsrer Geisteswerke vor dem Anfange jener Epoche so fühlbar gewesen sey; und gehofft, daß dieß auch in Frankreich der Fall seyn werde. — Der zweyte, noch kürzere Aufsatz: Regierungsweisheit überschrieben, war offenbar für den Fürstenspiegel bestimmt. Er stellt das schlimmste Buch für Fürsten, den *Principe* des Macchiavelli, und die durch Kaiser Leopold II. veranlaßte trefflichste Schrift, über die Staatsverwaltung von Toscana, beyde zu Florenz geschrieben, gegen einander.

Der zehnte Band enthält den interessanten Versuch über das Licht, der aus mehreren Vorlesungen in der Berliner Akademie, durch Erweiterung, Abkürzung und ganz andre Stellung entstand, und einzeln zu Berlin, 180. 8. noch von E. selbst in dieser Form in Druck gegeben wurde. Umständlich ist dieser Versuch in unsrer N. Bibl. B. 67. S. 163ff. recensirt worden. Die beyden folgenden Abhandlungen: über die Realität der allgemeinen Begriffe, und über den Ursprung des Begriffs der Kraft, sind gleichfalls akademische Vorlesungen, welche in den *Memoires* der Akademie vom J. 1801 übersetzt stehen; hier aber aus der Handschrift des Vfs. zum erstenmale deutsch mitgetheilt werden. In beyden ist auf die Kantische Philosophie Rücksicht genommen.

D.

Georg

Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften; nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von L. Chr. Lichtenberg — — und Fr. Kries — — Achter Band. Mit einem Kupf. Göttingen, bey Dietrich. 1804. 1 Alph. 1 Bog. 8.

Auch mit dem Titel:

G. Chr. Lichtenbergs physikalische und mathematische Schriften — — — Dritter Band.

Es ist schon bey der Anzeige der beyden vorletzten Bände bemerkt worden, daß darin verschiedne, vorhin schon zerstreut gedruckte Aufsätze, physikalischen Inhalts, befindlich sind. Dieß ist auch bey dem gegenwärtigen achten Bande der Fall, welcher achtzehn Aufsätze enthält. Der erste, welcher Versuche zur Bestimmung der zweckmäßigsten Form der Gewitterstangen beschreibt, stand ehedem im Deutschen Museum. Die acht folgenden wurden zuerst im Hannöverischen Magazin geliefert. Diese enthalten: Elemente der partialen Mondfinsterniß vom 23sten Oktober 1771, für den Meridian von Göttingen berechnet, nebst einigen Erläuterungen; eine Erklärung der rückwärtsgehenden Bewegung einer fortgestoßenen Kugel; die Beobachtung eines schönen Meteors im November 1791; einen Nachtrag dazu; einige Bemerkungen über die Entstehung des Hagels; eine Antwort auf die Frage über Wetterparaskope; eine kleine Palmodie, die sich auf den letztern Aufsatz bezieht; und eine Abhandlung über den Erdfall zu Winzingerode bey Duderstadt, im Jahre 1798. Die übrigen neun Artikel dieses Bandes sind aus dem von L. und Forster ehedem herausgegebenen Göttingischen Magazin. In der Vorrede bemerken die Herausgeber, daß sich auch in den Göttingischen gemeinnützigen Abhandlungen einige Aufsätze, von Lichtenbergs Hand, befinden; die aber entweder ganz temporell oder lokal, und von einem vorübergehenden Interesse waren; oder von dem Verf. selbst nachher ins Hannöv. Magazin gegeben; oder, wenigstens der Hauptsache nach, einem andern Aufsatze von ihm einverleibt wurden. Aus dem Götting. Magazin sind mehrere Stücke absichtlich weggelassen worden; nämlich die Nachricht von der Beltonschen Kopirmaschine, die nichts dem

Bl. Eigenthümliches hat; die Betrachtungen über die Mondflecken, die größtentheils dem Inhalte, zum Theil auch den Worten nach, mit ein paar andern, schon im ersten Bande dieser Sammlung gelieferten, Aufsätzen einerley sind; und die Nachricht von einigen eudiometrischen Beobachtungen; welche letztere nicht von ihm, sondern von dem Dr. Pickel, herrühren. Dagegen findet man hier auch verschiedne Stücke, die nicht von Lichtenbergs eigner Hand sind, deßwegen aufgenommen, weil sie mit seiner eignen Arbeit in so genauer Verbindung stehen, daß diese, ohne jene, unverständlich seyn würde. Das beygefügte Kupfer gehört zu dem letzten Aufsatze dieses Bandes; welcher die Beschreibung eines von Hrn. Haas erfundnen Pedals bey der Smeatonschen Luftpumpe enthält.

Go.

Skizzen zu einem Gemählde von Hamburg. Von dem Verfasser der Darstellungen aus Italien. *Sechstes Heft.* Mit einem Kupfer. Hamburg, bey Nestler. 1804. 7 Bog. 8. ghft. 16 gr.

Auch dieses Heft der Meyerschen Skizzen enthält, gleich seinen, in dieser Bibliothek mit verdientem Beyfalle angezeigten Vorgängern, mehrere lehrreiche und angenehm unterhaltende, die anschauliche Kenntniß von Hamburg befördernde Aufsätze.

Zuerst wird ein Nachtrag zu der im vierten Hefte enthaltenen Beschreibung des, dem um Hamburg so verdienten Professor Büsch errichteten Ehrendenkmals geliefert; bey welchem die, vor dem 3ten Bande der Allgem. Literaturzeitung, Jahrg. 1803, befindliche Abhandlung des Hrn. Hofrath Böttiger: Die Choëphoren an Büsch's Ehrendenkmal, zum Grunde liegt, und dieses, allerdings dem Patriotismus und der Anerkennung des wahren Verdienstes der Bewohner Hamburgs zur Ehre gereichende Monument, gegen einen eben so absurden, als pasquillantischen Angriff, der in der Nürnbergischen Handlungszeitung vom Jahre 1803, von einem Ungenannten darauf geschah, in Schutz genommen wird.

Hier-

Hierauf werden, unter der Ueberschrift: »Zerrbilder von Hamburg,« mehrere ungerechte und hämische, von unwissenden Ausländern und unrichtig berichteten Reisenden, gegen Hamburg und dessen Bewohner gethane, oft höchst lächerliche Ausfälle beleuchtet, und deren Ungrund gezeigt. Vorzüglich hat es der Verfasser mit der bekannten literarischen Amazone, Mistriß Wolstonecraft, und dem Dänen Brun zu thun; von welchen die Erste in ihrer Reisebeschreibung, und der Zweyte in einem 1803 zu Paris erschienenen, geographisch-statistischen Werke, eine Menge Unrichtigkeiten und Erdichtungen, Hamburg betreffend, vorgebracht haben.

Der folgende Aufsatz giebt von der Auffindung der Grabstätte des unsterblichen Dichters Hagedorn in der Hamburger Domkirche Nachricht. Zugleich aber erfährt man, daß seine Gebeine nicht mehr dort ruhen; sondern im Jahre 1796, ungekannt und mit den Gebeinen seiner Verwandten vermischt (weil das an einen andern Besitzer gekommene Grabmal geleert werden mußte) an einem unbekannten Orte eingescharrt worden sind.

Aus der ausführlichen, von der Hamburger Stadtbibliothek hier ertheilten Nachricht, ergiebt sich, daß dort, besonders im theologischen und mathematischen Fache, sehr viele, vorzüglich ältere vortreffliche Werke vorhanden; in andern Fächern aber große Lücken merkbar sind. — Der jetzige würdige Bibliothekar, Hr. Prof. Ebeling, hat sich, seit der 1799 angetretenen Verwaltung dieser Bibliothek, um die zweckmäßige Anordnung und Vergrößerung derselben große Verdienste erworben, indem er schon über 5000 Bücher; besonders in den Fächern der Naturhistorie, Anatomie, Physiologie, der Klassiker, der Archäologie, der Literaturgeschichte und der Sammlungen der Akademieen, angeschafft hat; ohne die übrigen Fächer zu vergessen. Um die beßre Anordnung der Bücher, zweckmäßigere Einrichtung und Berichtigung der Real- und Nominalverzeichnisse u. s. w., hat er sich gleichfalls sehr verdient gemacht. — Die entfernte Wohnung des Bibliothekars, und der gänzliche Mangel eines Lese- und Arbeitszimmers, sind sehr wesentliche, erhebliche Mängel, deren Abhelfung von dem bekannten Hamburgischen Patriotismus zu hoffen ist.

Am

Am Schlusse findet man Nachrichten von einigen Anpflanzungen und Anlagen auf der Sandsteppe vor dem Dammthore. —

Eine Abbildung des dem seel. Bäch errichteten Ehrendenkmals dient diesem Hefte zum Frontispiz.

Wg.

Göttingisches Magazin für Industrie und Armenpflege. Herausgegeben von L. G. Wagemann, Superintendenten in Göttingen. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1788 — 1800. Erster Band, erstes bis viertes Heft, 508 Seiten. Zweyter Band, erstes bis viertes Heft, 488 S. Dritter Band, erstes bis viertes Heft, 504 S. Vierter Band, erstes bis viertes Heft, 492 S. Fünfter Band, erstes bis viertes Heft, 454 S.

Diese Zeitschrift scheint bey der ersten Ansicht zwey, sich ganz entgegengesetzte, Gegenstände zu umfassen. Indeß stehen sie, bey näherer Betrachtung, in der genauesten Verbindung; denn Mangel oder Hemmung der Industrie verursacht Armuth; und die beste und wirksamste Armenpflege besteht in der Belebung und Beförderung des Fleißes und der Arbeitsamkeit. Nichts ist daher bey Armenversorgungsanstalten wichtiger, als die Ausmittelung solcher Beschäftigungen für die hülflose, unerzogene Jugend, und den verarmten, zur Faulheit verwöhnten Erwachsenen beyderley Geschlechts in den Industrieschulen und Arbeitshäusern, wodurch dem freyen Erwerbfleiße der thätigen Volksklassen weder mittelbar, noch unmittelbar Abbruch geschieht; indem sonst leicht Quellen zur Armuth auf der einen Seite eröffnet werden, wenn man solche auf der andern zu verstopfen bemüht ist.

Die Erfahrung und die Kenntniß der bereits, mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg, ausgeführten Armenanstalten, Industrieschulen, Arbeitshäuser, u. s. w., führt hierin gewiß am weitesten, und giebt die besten Maaßregeln bey ähnlichen Einrichtungen an die Hand. Sehr verdienstlich ist

l daher das Unternehmen des würdigen Herausgebers der
orliegenden Zeitschrift, der selbst zur Beförderung der Ar-
ten- und Industrieanstalten der Stadt Göttingen so thätig
wesen ist, die eignen und fremden Erfahrungen und Beob-
htungen der Art in einem besondern Magazin aufzustellen,
nd zugleich zuverlässige Nachrichten von den bereits beste-
nden Armenanstalten zu sammeln.

Rec. empfiehlt daher einem Jeden, der mit bey einer be-
its bestehenden Anstalt thätig ist, oder zur Beförderung
ner noch erst zu errichtenden berufen wird, die Benutzung
s vorliegenden Magazins; dessen ununterbrochne Fortse-
ung, wegen der großen Gemeinnützigkeit und Wohlthätig-
it des Gegenstandes, äußerst wünschenswerth ist; zumal
enn es sachkundigen und menschenfreundlichen Männern
fallen sollte, genaue und zuverläßige Nachrichten von den
rmenanstalten im Preußischen Staate, in Oesterreich, Pfalz-
ieern, u. s. w., für dieses Magazin mitzutheilen.

Md.

ie gute Christine, die Zweyte. Eine Geschichte für bürgerliche Mädchen, welche gute Weiber werden wollen; und ihre Mütter, die gute Weiber seyn sollen. Vom Verfasser der ersten, des Philotaphs und des Paraklets. Leipzig, in der Stageschen Buchhandlung, in Augsburg. 520 Seiten. (ohne Jahrzahl; aber erschienen in der Jubilatemesse 1802.)

Der Hr. Vf. nennt sich unter der Vorrede J. G. Essich,
esistenziar. (d. i. Pestgeistlicher, ecclesiastes peste labo-
ntibus assistens, nach Frischens Uebersetzung). Rec. hat
: drey frühern, auf dem Titel genannten, Schriften des-
ben nicht gelesen; er beurkundet sich aber durch diese zweyte
Christine — die, laut der Vorrede, mit der ersten nicht
genau zusammenhängt, daß nicht eine ohne die andre
esen werden könnte, indem die erste zugleich den Titel ei-
r Geschichte für Dienstboten führt; also Christinens
ben vor der Ehe darstellt; indeß diese Zweyte Christinens
äusliches Leben schildert. — Der Vf. beurkundet sich durch

diese

diese zweyte Christine als einen Mann, der berufen ist, der Lehrer dieser Menschenklasse zu seyn. Er kennt ihre Angelegenheiten, und spricht davon mit ihnen in einer ruhigen und prunklosen; aber nicht zum Niedrigen herabsinkenden Sprache, deren Perioden nur selten etwas zu lang, und nicht fließend genug sind. Wir lernen Christinen kennen als Braut, als Gattinn eines guten Mannes; als Mutter, als Wittwe, als Frau eines zweyten, nicht guten Mannes; als Stiefmutter. Um unsre Leser etwas näher mit dem Inhalt und dem Vortrage bekannt zu machen, wollen wir Folgendes hersetzen. Im zweyten Abschnitt findet man: Ein Mittel gegen die Langeweile mancher, insonderheit angehender, junger Eheweiber. — Vom frühen Aufstehen. — Was gehört, neben dem Fleiße, zu einer guten Hausfrau? — Von sogenannten Haus- und Wochengeldern, und von Hausrechnungen. — Von der Veränderlichkeit der ehelichen Liebe, die bey Philipp und seiner Christine nicht Statt fand. — Etwas von der Kunst Christinens, ihren Mann bey guter Laune zu erhalten. — Das liebenswürdige Weib; oder Etwas von Christinens Vorzügen, in Ansehung des Aeußerlichen. — Christinens Kinderzucht. Hier ist besonders das Kapitel merkwürdig, welches die Ueberschrift führt: Etwas von der Sorgfalt Christinens für die Erhaltung der Unschuld und Unverdorbenheit ihrer Kinder, in Ansehung eines gewissen Triebes. Hier ist ein Theil dieses Kapitels.

»Bey einem Besuch, den Christine einmal einer Anverwandtinn machte, bemerkte sie, daß, ohnerachtet dieselbe vier Kinder hatte, nur zwey Bettstellen in der Stube standen. Deine Kinder, sagte sie daher zu ihr, schlafen also nicht alle in diesem Zimmer? O ja, antwortete diese; aber sie liegen je zwey und zwey mit einander in einem Bette. Also, fuhr Christine fort, liegt einer Deiner Knaben bey seinem Schwesterchen? Nicht anders, sprach ihre Anverwandtinn, und lachte; sie liegen auch recht gern bey einander, und haben mit einander viel Spaß.«

»Christine. Was mich anbelangt; so würde ich keinen Knaben zu einem Mädchen legen; wenn es auch immer sein Schwesterchen wäre.«

»Die Anv. O warum nicht? Es sind ja Kinder; und diese werden doch nichts Unerlaubtes mit einander treiben!«

»Chr.

»Chr. Das will ich glauben. Aber wenn sie, welches im Bette bisweilen ein unvermeidlicher Fall ist, einander entblößt sehen: sollte dieses gut und schicklich seyn?«

»Die A. (lächelnd.) O, an diesen Anblick sind meine Kinder schon gewöhnt: sie ziehn sich alle Tage vor einander aus; und keins hat vor dem andern Geheimnisse. Zwar sind an mich von ihnen schon manche sonderbare Fragen geschehen; aber ich bin auf dergleichen Fragen allemal geschwind mit der Antwort fertig: Das braucht ihr nicht zu wissen!«

»Chr. Wäre es aber nicht besser, wenn Du zu dergleichen Fragen niemals eine Veranlassung gegeben hättest?«

»Die A. Ach, um Kinderfragen muß man sich nur nicht viel bekümmern; und dann fragen sie nicht weiter. Ich sehe keine schlimme Folgen davon ein, daß ich meinen Buben bey seinem Schwesterchen schlafen lasse.«

»Christine kürzte dieses Gespräch mit ihrer Freundinn bald ab, weil sie sah, daß dieselbe eine Sache, die ihr nicht unwichtig zu seyn schien, sehr gleichgültig und leichtsinnig beurtheilte. Sie wollte Andern ihre Meinung nicht aufdringen; aber sie ließ sich auch in derselben durch Andre nicht irre machen; und nach ihrer Meinung glaubte sie, daß Aeltern für die Unschuld und Unverdorbenheit ihrer Kinder, auch dafür sorgen müßten, daß sie dieselben frühzeitig an Schaamhaftigkeit gewöhnen. Daher ließ sie keinen Knaben, und wenn derselbe auch erst vier Jahre alt war, in dem nämlichen Bette bey einem Mädchen schlafen. (Zwey Knaben, auch noch so jung, sollten auch nicht bey einander schlafen. d. Rec.) Sie gab es durchaus nicht zu, daß sich, selbst ihre jüngern Kinder, vor einander nackend auskleideten. Sie lehrte auch ihre kleinen Mädchen und Jungen, gewisse Theile ihres Körpers schaamhaft zu bedecken; und noch genauer nahm sie es in diesem Punkte bey ihren schon erwachsenen Töchtern, die es auch gewiß nie gewagt hätten, um der Mode willen, oder aus einem verbuhlten Wesen, sich auf eine unanständige Art, wie es oft, und zwar durch Verführung und böses Beyspiel mancher Mütter selbst geschieht, zu entblößen. Wer schaamhaft ist, sagte Christine oft, ist vor vieler Verführung zur Wollust gesichert.«

»Bekannt mit der Verführung der Jugend, und durch ein Buch auf eine gewisse, von derselben öfters begangene,

Sünde aufmerksam gemacht, welche die Selbstbefleckung genannt wird, und welche in ihren Folgen um so schädlicher ist, weil sie oft lange unentdeckt und ungewarnt getrieben wird, suchte Christine ihre Kinder vor derselben, so viel wie möglich, zu verwahren. Es waren aber nur Winke, die sie ihnen, in Ansehung dieses Lasters, bey dieser oder jener Gelegenheit geben zu müssen glaubte; ausführlich hierüber zu reden, hielt sie nicht für gut.«

Nun werden diese Winke beschrieben, nebst den Veranlassungen dazu. — So sachverständig, wie der Hr. Verf. sich in diesem Punkte zeigt, findet man ihn überall. Es ist daher zu wünschen, daß dieses Buch der Menschenklasse, für welche es geschrieben ist, allgemein bekannt werde. Aber wie würde das anzufangen? Ein Prediger in England empfahl Richardsons Pamela von der Kanzel herab. Diese Christine verdient eben so sehr diese Auszeichnung; verdient sie um desto mehr, da Christine nicht, wie Pamela, durch ihre Tugend ihrem bürgerlichen Stande entrückt wird — eine Belohnung, welche, mehr als einmal aufgestellt, gewiß mehr schaden, als nützen würde; — sondern, als Zierde und Muster ihres angebornen Standes, in demselben lebt und stirbt; auch in diesem Stande kein besondres Glück macht; sondern vielmehr, in der zweyten Ehe, mit Gram zu kämpfen hat, der auch ihr Leben verkürzt. Vor Unglück schützt Tugend nicht; aber sie erwirbt Achtung und Liebe; und wer eine Christine kennt, der stimmt in den Wunsch ein, womit das Buch schließt: »Möchte dieses gute Weib ein besseres Schicksal gehabt »haben!«

Rec. hat nicht leicht eine angenehmere Lektüre dieser Art gehabt. Christine stellt Elise oder das Weib, wie es seyn sollte, und andre dergleichen lose Speise gar sehr in Schatten; aber ein treffliches Seitenstück zu ihr ist: Friederike Weiß und ihre Töchter. Berlin, bey Frölich. 1805. Beyde Herren Verleger haben sich das Verdienst um ihre Pfleglinge gemacht, sie in einem sehr empfehlenden Gewande — Christine hat sogar ein hübsches Titelkupfer — erscheinen zu lassen.

Woran unterscheidet man die wahre, gemeinnützige Aufklärung in der Religion von der falschen, gefähr-
lichen

lichen, u. s. w.; von Fr. Wilh. Wolfrath, Dr. der Theol., Königl. Kirchenpropste, Mitgliede des Holsteinischen Oberkonsistorii, Schloß- und Garnisonpred. in Glückstadt. Altona, bey Hammerich. 1803. 306 S.

Aufklärung in der Religion ist, nach S. 24, »eine solche »Kenntniß der Natur und ihres Schöpfers, des Menschen »und seiner Beziehungen, durch welche diejenigen, welche dieselbe besitzen, sowohl von ihrer wahren Bestimmung und »Glückseligkeit, als von ihren Pflichten und Rechten, nach »ihrer geistigen Empfänglichkeit und ihren morali»schen Bedürfnissen unterrichtet werden.« Die anders gedruckten Worte am Ende sind von Hrn. W.; das Uebrige von Hrn. H. R. Meiners. Diese Erklärung ist ziemlich wortreich, und dadurch etwas unbehülflich. S. 143 steht eine zweyte Erklärung, die nicht kürzer; aber besser gefaßt ist.

Nun wird, §. 6—9, die allgemeine Nothwendigkeit dieser Aufklärung bey den niedern Volksklassen; nicht weniger bey den gebildeten; und zum Theil bey den Volkslehrern selbst, dargethan. Hierbey wird S. 46 f. so gerade wichtige Wahrheit eingeschärft: »Die, in der Verschie»denheit der menschlichen Seelenfähigkeiten und der ersten »Anleitung gegründete, durch die Erfahrung bestätigte Be»merkung, daß nicht alle Menschen eines gleich großen »Umfangs der Erkenntniß, wie eines gleichen Grades »der Deutlichkeit und Gewißheit ihrer Ueberzeugung, »fähig sind, steckt dem Lehrer bloß die Gränze; über wel»che hinaus, der Unempfänglichkeit einzelner Subjekte hal»ber, seine Belehrungen sich nicht erstrecken dürfen, dafern »sie nicht zwecklos verwandt werden sollen. Innerhalb »derselben aber geflissentlich stehen zu bleiben; einzelnen Lehr»lingen oder ganzen Gemeinden, es sey absichtlich oder aus »Nachläßigkeit, nicht zu dem Grade deutlicher, vollständiger, »gewisser Religionserkenntnisse und Ueberzeugungen verhelfen »wollen, dessen sie fähig sind; wäre Hochverrath wider die »Menschheit, der sich mit keinerley Vorwand entschuldigen »läßt; den keine menschliche Gewalt gesetzlich anbefehlen darf; »dem, wenn ihn einzelne irregeleitete oder interessirte Mächte

 haben

»haber je anbefehlen möchten, zufolge des christlichen Grund»satzes: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Men»schen, ein christlicher Lehrer, Kraft seines Amts und Ge»wissens, sich jemals fügen dürfte. Wenn gleich diese Wahr»heit an sich selbst wohl nirgends in protestantischen Staaten »abgeleugnet wird; wie viel ernstlicher, als es noch manchen »Orten zur Zeit geschieht, verdiente sie von christlichen Leh»rern beherzigt, und zur Anwendung gebracht zu werden!«

Es fragt sich nun: über welche Gegenstände der Religionswissenschaft soll sich diese Aufklärung verbreiten? Und die Antwort, §. 10—16, ist: über alle zur eigentlichen Religionslehre gehörigen Wahrheiten, mit sorgfältiger Ausnahme alles dessen, was zur Religionslehre nicht gerechnet werden kann; und dieses sind die theologischen Spekulationen. Dahin gehören nun freylich alle Unterscheidungslehren; das, was die morgenländische Kirche von der abendländischen trennt, und was diese letzte wieder in so viele Partheyen theilt. Aber der Hr. V. vermeidet es, diese Lehren namentlich aufzuführen; und er thut wohl daran; denn, außerhalb der Kirchengeschichte, die blutriefende Kirchenscheidungsmünze nie, als Dogmen, zu nennen; auch nicht auf der Kanzel, noch in der Schulstube, ist das einzige Mittel, sie nach und nach von der Erde verschwinden zu machen.

Endlich fragt sichs: Wie? d. h. durch welche Mittel, nach welcher Methode soll diese Aufklärung beschafft werden? — Dieß führt zu den Fragen a): nach der Unterweisungsart der noch bis dahin ganz Ununterrichteten; und b): nach der Unterweisungsart der schon von Vorurtheilen und Irrthümern Eingenommenen. Es führt ferner zu der Unterscheidung der unbedeutendern und unschädlichen religiösen Vorurtheile von den bedeutendern und gemeinschädlichen; wo der Hr. V. S. 121 die Regel giebt: »Das »moralische Gewicht religiöser Vorurtheile im Allgemeinen »muß nothwendig nach ihrem verschiednen Verhältnisse »zur Moralität gewogen und bestimmt werden.« Dieß, und was damit zusammenhängt, wird §. 17—27 abgehandelt. Die beyden folgenden §§. womit der erste Theil beschlossen wird, enthalten das Resultat aus dem Bisherigen.

Der zweyte Theil beschäfftigt sich mit der Frage: »Durch »welche Mittel wird die wahre gemeinnützige Aufklärung am

»glück-

»glücklichsten gefördert? die falsche und gefährliche am sicher»sten gehindert oder verdrängt?« — Die Mittel, welche der Hr. V. hier im Sinne hat, — oben nannte er die Methode auch ein Mittel — sind vorzüglich in der Hand zweyer Stände, die durch Beruf und Amt angewiesen sind, die Volksaufklärung zu leiten: mittelbar der Staatsregierung, unmittelbar der Lehrer selbst. — Der Hr. V. bemerkt es S. 272 selbst, daß er, was die Lehrer betrifft, hier nur mit einigen kurzen Bemerkungen, als Schlußfolgen aus den im ersten Theile befindlichen Vordersätzen, sein Buch beschließen kann. In Hinsicht der Staatsregierung sagt er, wie überall in dem Buche, mit Freymüthigkeit Wahres und Gutes; das aber zu bekannt ist, als daß es eines Auszugs bedürfte.

Der Hr. V. nennt auf dem Titel sein Buch: eine dringende Ansprache an weise Regenten, Minister und Volkslehrer; und das ist es in der That. Die Wärme der Ueberzeugung, womit hier für die gute Sache gesprochen wird, theilt sich dem Leser mit. Möchte es doch recht viele unbefangene Leser finden!

E.

Ueber Volksbildung. Winterthur, in der Steinerschen Buchhandl. 1805. 63 S. 8. 6 gr.

Die bloß theoretischen Erzieher, meint der V., thun eben so viel Schaden, und stiften eben so wenig Nutzen für die Erziehung, als die bloß theoretischen Verbesserer der Staatsverfassungen. Sie schreyen über Mängel und Fehler der Menschheit, so wie die theoretischen Staatsverbesserer; allein so wenig diese die Völker wirklich durch eine beßre Staatsverfassung glücklich machen: so wenig Heil ist auch von den bloß theoretischen Erziehern für die Menschheit zu erwarten. Bey allen den neuen Volksglücks- und Erziehungsplanen kommt nichts heraus, als Wind; und, wenn die Erzieher zu weit gehen sollten -- allenfalls ein brausender Sturmwind, der dem Erzieher seine saubern Früchte unsanft ins Gesicht blasen könnte. Der V. will sich die faulen Titel: Obskuranter, Esel, etc., welche die neuern theoretischen Erzieher denen geben, die an ihren Erziehungsplanen zweifeln, gefallen lassen,

 und

und sein Scherflein zum Volksglück durch gegenwärtige Schrift beytragen.

Er will zuförderst aufmerksam machen auf die Schwierigkeiten, welche die neumodische Erziehung hat, deren Anwendung in den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich, und in dem Objekte unanwendbar ist. — Volk bezeichnet die gemischte Menge der Menschen, getrennt durch Erziehung, Lebensart, Bedürfnisse und Charakter. Die Bildung dieser gemischten Masse, als ein Ganzes, ist ein Unding. Auch wenn man unter Volk die unterste, rohe, unwissende Klasse von Menschen versteht: so ist die Bildung desselben nach einem allgemeinen Princip unausführbar. Er will also, man soll nicht sagen: Volksbildung, wie die hochgelehrten Herren Magisters und Studirte in Leipzig, Halle und Jena in ihren Schriften immer thaten; sondern ganz einfach: Erziehung, Bildung des Menschen, so daß ein jeder Mensch von seiner frühen Jugend an die, seinem künftigen Beruf und Erwerb angemessene Bildung erhalte. Das Volk, als Volk, sey ein gefährliches Ding, dessen Wuth die hochgelehrten Herren nicht kenneten. Und hier steht folgende Stelle, welche wir unsern Lesern abschreiben wollen, um daraus zugleich die Schreibart des Vfs. kennen zu lernen. »Volksbildung! welch ein ungeheurer Name! Erhebe dich auf deinen Nationalrednerthron, »du, für das Volksglück glühender Erzieher, steige durch die »Luft tausend Stufen hinan; je höher du steigen wirst, du »bist nicht in Gefahr zu verirren — immer mehr näherst du »dich deinem reinen Element, der Luft; überschaue von der »Höhe herab die unterrichtsbedürftige Menge! umfasse mit »deinem, Alles durchdringenden Scharfblicke die Schaar der »guten Menschenkinder! erweitre dein Herz mit Planen der »nach Unterricht verlangenden Menge — beschwöre die Macht»haber im Namen des, seine Menschenrechte fordernden »Volks, daß sie von nun an endlich für die Bildung des »Volks sorgen, und sich ein weises, verständiges und aus »Ueberzeugung gehorsames Volk erziehen.« —

Die allgemeine Volksbildung, so wie sie in den neuern Erziehungsschriften genommen wird, ist auch um deßwillen nicht möglich, weil die Menschen von so tausendfach verschiedenen Beschaffenheiten sind, deren jede besondre Mittel und besondre Zwecke fordere. Hier spottet der Vf. über die herrlichen Aussichten zur allgemeinen Volksbildung, welche na-

mentlich der Hr. Magister Tillich in seiner Erziehungskunst wegen der jetzigen herrschenden Aufklärung eröffnet. — Auch die allgemein planlose, durchaus sinnliche Erziehung ist ein Hinderniß der allgemeinen Volksbildung, welches unvertilgbar ist. Hier stellt der Verf. mit recht starken; aber gewiß recht wahren Zügen die elende Erziehung in den Häusern der ärmern Klassen von Menschen vor, die ganz darauf eingerichtet ist, recht bösartige Menschen zu bilden, und die alles Gute, was in den zweckmäßigsten Schulen gestiftet werden kann, völlig vernichtet. Die Nahrungssorgen; der Mangel an allen Bedürfnissen; die Begierde, besser leben zu wollen, und der daher entstehende Neid gegen alle Reiche und Vornehme, die es besser haben, sind schuld, daß diese Klasse von Menschen nur zur Arbeit antreiben, und keinen Sinn hat für die Besserung ihres Verstandes und Herzens. — Auch die Vornehmen und Reichen in der Welt befördern die allgemeine Volksbildung nicht; denn sie machen ihre Kinder weichlich, sinnlich; verhindern alle Anstrengung, um nicht den Kindern zu schaden; sehen allen ihren Thorheiten nach, und prägen ihnen ein, daß sie nicht nöthig haben, viel zu lernen. Sie lehren ihre Kinder von Jugend an, auch durch ihr eignes Beyspiel, daß die ärmern geringen Menschen von weit schlechterer Beschaffenheit, als sie, und nur zu ihrer Bedienung bestimmt sind. — Ferner glaubt der Vf., der Mensch selbst, als Mensch, verhindre die allgemeine Volksbildung; denn er sey und bleibe ein sinnliches Geschöpf; das Irdische könne ihm daher nie Nebensache, und das Ueberirdische nie Hauptsache werden. Der Mensch vertauscht die ihm in der Jugend als Vernunftwesen beygebrachte Theorie, in dem männlichen Alter, handelnd, mit der Sinnlichkeit. Es giebt gelehrte, moralisch und sittlich gut redende, für Tugend glühende Weise; und im Verborgenen eigennützige, sinnliche, ehrgeizige, sündliche Menschen. — Gewisse positive, als Raçe sich forterbende, Beschaffenheiten der Menschen legen der allgemeinen Bildung auch große Hindernisse in den Weg. Kinder erben die Fehler oder Tugenden ihrer Aeltern; und keine theoretische Erziehung kann den Ausbruch derselben in männlichen Jahren hindern. Die Natur bricht, wenn der Mensch erst frey, ohne Zwang handeln kann, immer wieder hervor. Bey einigen Raçen geht es also zum Bessern fort; bey andern zum Schlimmern zurück, in mancherley Graden, so daß ein ewiger Kreislauf der Natur bis auf einen ge-

wissen Punkt, und wieder zurück, sich dadurch bestätigt. Der Himmel wird unter dem Monde gesucht; aber nie gefunden werden. — Die ganze Erziehung scheint daher dem V., nach allen diesen Untersuchungen, auf die Beantwortung folgender Fragen zu beruhen: Was ist der Mensch als sinnliche Erscheinung? Wie kann er das, was er ist, in den menschlichen Verhältnissen bleiben? wie kann er ein Mensch bleiben? Ist schon in seinem Seyn der Grund seines möglichen Wohlseyns enthalten? Ist sein wirkliches Seyn als vollendetes Seyn, oder als ein Werden zu betrachten? In welcher Verbindung steht sein Seyn mit dem Werden? Welche Grundsätze gehen aus dieser Ansicht hervor für die Behandlung der Menschen? Hierüber will der Vf. in einer besondern Schrift seine Meinung sagen.

Rec. glaubt, daß der V. die Menschheit doch durch ein zu trübes Glas betrachtet, wenn er uns die Hoffnung ganz nehmen will, daß es unter den Menschen immer, nach und nach, vom Schlechtern zum Bessern fortgehe, da wir dieß, zwar nicht im Allgemeinen, wozu unser menschlicher Blick nicht scharf genug ist; aber doch in kleinern Zirkeln so deutlich gewahr werden. Es fehlt nicht an Beyspielen von Kindern, auch schlechter Aeltern, deren Verstand in der Jugend gebildet, und deren Herz, durch die einmal recht deutlich erkannten Gründe, zum Guten bewegt; auch bis ins Alter, unter allen Veränderungen ihres Lebens, und unter allen Stürmen der Leidenschaften, gut geblieben sind. Warum ließe sich dieses nicht von mehrern, ja von allen gutgebildeten Menschen nach und nach hoffen? Doch der Verf. wird dieß Alles doch nur als Deklamation ansehen. Er sieht, nach seinen Erfahrungen, Alles unter den Menschen als schwarz an; und Rec., und Mehrere mit ihm, sehen doch hier und da unter den Menschen weiße Flecken; viele Stellen, die ein dauerndes Licht haben, und schon anfangen, helle zu werden. Und da die Menschheit aus der Hand ihres Schöpfers die Fähigkeit zu einer immer größern Veredlung erhalten hat: so kann Rec. sich auch unmöglich die Hoffnung nehmen lassen, daß dieselbe auch zu einer immer größern Veredlung, nach und nach, im Ganzen fortschreiten; und nicht immer, wenn sie bis auf einen gewissen Punkt gestiegen ist, wiederum in ihre alte Barbarey zurücksinken werde.

Grundriß einer allgemeinen Religionsgeschichte für Schulen. Nebst einem Anhange über den kirchenhistorischen Theil des Kalenders. Von M. Johann Christian Dolz, Vicedirektor der Rathsfreyschule zu Leipzig. Leipzig, bey Schmidt. 1804. 165 S. 8. 8 gr.

Daß von einem gründlichen Religionsunterrichte der historische Theil desselben nicht getrennt werden könne: darüber ist man wohl jetzt eben so sehr einverstanden, als darüber, daß dieser historische Unterricht in der Religion sich nicht bloß, wie bisher, auf die jüdische und christliche Religionsgeschichte einschränken dürfe; sondern sich auf die Geschichte der Religion überhaupt erstrecken müsse. Mit Recht glaubte daher Hr. D., daß ein nach diesem allgemeinern Plan ausgearbeitetes Lehrbuch der Religionsgeschichte durch die bereits vorhandnen, aber nur auf jene besondern Theile derselben sich beschränkenden, religionsgeschichtlichen Lehrbücher von Rosenmüller, Scherer und Henke, nicht überflüssig gemacht werde; und das gegenwärtige entspricht, unsers Bedünkens, seinem Zweck vollkommen, und kann als Leitfaden beym Unterricht der allgemeinen Religionsgeschichte mit Nutzen gebraucht werden. Der Vf. desselben hat sich weder zu weite, noch zu enge Gränzen bey der Entwerfung dieses Grundrisses gesetzt. Das Erste beweist der geringe Umfang desselben; und das Letzte geht aus dem reichhaltigen Inhalt dieser kleinen Schrift hervor, in welchem man nichts vermißt, was für die Religionsgeschichte nur von einiger Bedeutung ist. — Die vorausgeschickte Einleitung erklärt den Begriff der Religionsgeschichte; erörtert den Nutzen der Bekanntschaft mit derselben; giebt die Quellen an, aus denen sie geschöpft werden können; und fügt einige allgemeine Bemerkungen als Resultate hinzu, die sich aus der Kenntniß der Religionsgeschichte ergeben. — Die Geschichte selbst ist in folgende vier Perioden abgetheilt. Erste Periode. Geschichte der ältesten Religionsarten bis auf Christus. Zweyte Periode. Von Christus bis auf Muhammed. Dritte Periode. Von Muhammed bis auf Luther. Vierte Periode. Von Luther bis auf unsre Zeiten. Die in dem Anhange befindliche, und mit einem Unterricht dieser Art

sehr zweckmäßig verbundne Erläuterung des kirchenhistorischen Theils des Kalenders betrifft die in kirchlicher Hinsicht merkwürdigen Tage, in sofern die Entstehung und die Absicht ihrer Feyer aus der Kirchengeschichte zu erklären ist. — Nur Wenig ist uns in diesem sorgfältig ausgearbeiteten Lehrbuche vorgekommen, was einer Berichtigung bedarf, und was wir am Schlusse dieser Anzeige noch anführen wollen. Die S. 46 befindliche Bemerkung, daß die sogenannten Proselyten des Thors innerhalb der Thore Jerusalems wohnten, führt entweder zu dem Mißverstande, als ob diese Proselyten in den Thoren selbst gewohnt, und daher ihren Namen bekommen hätten; oder läßt es unerklärt, warum sie diesen Unterscheidungsnamen erhielten; weßhalb derselbe aus der hierher gehörigen Stelle 2 B. Mos. 20, 10: »noch der Fremdling, der in deinen Thoren ist« — hätte erklärt werden sollen. — Unrichtig ist es, wenn es S. 51 heißt, daß, nach Herodes Tode, die Römer Prokuratoren über Judäa setzten; welches bekanntlich erst dann geschah, als Archelaus, der, nach seines Vaters Tode, das jüdische Land regierte, seiner Regierung entsetzt, und nach Gallien verwiesen worden war. — S. 82, wo von dem Ursprunge der weltlichen Herrschaft der Päpste die Rede ist, spricht der V. von der Erdichtung falscher Urkunden, durch die man hätte beweisen wollen, daß Konstantin und andre Fürsten der Kirche ansehnliche Stücken Landes vermacht hätten; ohne der historisch begründeten Thatsache zu erwähnen, daß Pipin das den Longobarden abgenommene Exarchat dem römischen Bischof aus Dankbarkeit, daß ihn derselbe für einen rechtmäßigen fränkischen König erklärt hatte, schenkte; und daß diese Schenkung von Karl dem Großen nicht nur bestätigt; sondern auch mit andern Ländern vermehrt wurde.

Gp.

Erziehungsschriften.

1) J. Kant, über Pädagogik. Herausgegeben von D. Fr. Th. Rink. Königsberg, bey Nicolovius. 1803. 146 S.

2) Philosophie der Erziehungskunst; von Joh. Jak. Wagner. Leipz., bey Breitkopf u. Härtel. 1803. 253 S.

3) Ueber das Bedürfniß und die Möglichkeit einer Wissenschaft der Pädagogik u. s. w.; von Fr. Johannsen. Jena u. Leipzig, bey Gabler. 1803. 109 S.

4) Edgeworths Erziehungssystem. Aus dem Englischen übersetzt von G. W. Erster Theil. Göttingen, bey Dieterich. 1803. 588 S.

5) Erziehungslehre; von F. H. Ch. Schwarz. Zweyter Band. Das Kind u. s. w. Leipzig, bey Göschen. 1804. 516 S.

6) System der öffentlichen Erziehung. Von D. H. Stephani, Konsist. Rath und Hofpr. zu Castell. Berlin, bey Frölich. 1805. 415 S.

7) Freymüthige Briefe über die Vorschläge zur Verbesserung der Volksschulen. Herausgegeben von einem Schulfreunde. Stendal, bey Franzen und Große. 1804. 190 S.

Auch unter dem Titel:

Etwas über die Volksschulen; in freymüthigen Briefen.

8) Schulverbesserungsplan, auf Befehl des wahrhaft Edlen und Hochwürdigen Domherrn und Amtshauptmanns von Carlowitz zum Privatgebrauch entworfen, und nun auf desselben Verlangen in Druck gegeben von — r — r. Neustadt a. d. O., bey Wagner. 84 S. (ohne Jahrzahl; aber erschienen Michaelis 1804.)

»Nach einer ältern Verordnung, so berichtet uns H. R. in »der Vorrede zu Kants Pädagogik, mußte ehedessen fortwäh»rend auf der Universität Königsberg, und zwar abwechselnd »jedesmal, von einem Professor der Philosophie den Studiren»den die Pädagogik vorgetragen werden. So traf denn »zuweilen auch die Reihe dieser Vorlesungen den Hrn. P. K., »welcher dabey das von seinem ehemaligen Kollegen, dem »Konsistorialrath D. Bock herausgegebene Lehrbuch der »Erziehungskunst zum Grunde legte; ohne sich indessen »weder im Gange der Untersuchung, noch in den Grund»sätzen, genau daran zu halten.« K. schrieb also nicht unberufen über diesen Gegenstand; es war eine Folge seiner Amtspflicht, Vorlesungen darüber zu halten. Daß aber seine hier mitgetheilten pädagogischen Bemerkungen nicht noch interessanter, und in mancher Hinsicht ausführlicher sind, erklärt Hr. R. ganz natürlich daraus, daß der Zeitumfang seiner Vorlesungen sehr eng zugemessen gewesen, und daß K. keine Veranlassung gefunden, sich weiter über diesen Gegenstand auszubreiten, und schriftlich ausführlicher zu seyn.

Es ist mit dieser Schrift von Kant, wie mit seinen übrigen; sie hat die Gründlichkeit der Einsicht; aber mitunter, und oft, wo es am nöthigsten thut, fehlt das Talent der lichtvollen Darstellung; »dessen ich mir eben »nicht bewußt bin,« sagt der aufrichtige Mann selbst in der Vorrede zur zweyten Auflage der Kr. der r. V. S. XLIII. Hier sind einige Proben von beyden.

Gleich auf den ersten Seiten sieht man die Verlegenheit des Mannes, den rechten Gang und Ausdruck zu ertappen, um darzuthun, daß der Mensch das einzige Geschöpf sey, das erzogen werden müsse. Unter Erziehung versteht er Wartung, Zucht, Unterweisung. Dem zufolge, sagt er, ist der Mensch Säugling, Zögling und Lehrling. — »Aber das Junge eines Säugethiers ist ja auch Säugling.« Daß dem Vf. dieser Gedanke einfiel, sieht man daraus, daß er, gleich nach den Worten: Säugling, Zögling, Lehrling, auf die Thiere kömmt, und behauptet, daß diese keine Wartung; höchstens Futter, Erwärmung und Anführung, oder einen gewissen Schutz brauchen. Man sollte denken, füttern, erwärmen, anführen, schützen machten eben das, was man Wartung nennt, aus; aber Kant versteht unter Wartung S. 2: »die Vorsorge der

»Xel

»Aeltern, daß die Kinder keinen schädlichen Gebrauch
»von ihren Kräften machen.« Aber gehört denn dazu
nicht wenigstens auch das Anführen oder Schützen, das
die Thiere doch auch nöthig haben sollen? — Und wenn
diese Vorsorge der Aeltern Wartung heißt: so kann sie nicht
zugleich Zucht oder Disciplin heißen, da K. diese als einen
besondern, von der Wartung verschiednen Theil der Erzie-
hung, aufführt. Nun rechnet er aber S. 3 ausdrücklich zur
Disciplin das Einschränken des Menschen: »daß er sich nicht
wild und unbesonnen in Gefahr begebe.« Kommt das nicht
auf die Vorsorge hinaus, daß die Kinder keinen schädlichen
Gebrauch von ihren Kräften machen? — Unmittelbar hin-
ter diesen letzten Worten steht ein Satz, den der Wind
scheint hergeweht zu haben; er lautet so: »Sollte ein Thier
»z. E. gleich, wann es auf die Welt kommt, schreyen, wie
»die Kinder es thun: so würde es unfehlbar der Raub der
»Wölfe und andrer wilden Thiere werden, die es durch sein
»Geschrey herbeygelockt.« Um diesen Satz mit dem unmit-
telbar vorhergehenden in Verbindung zu bringen, müßte man
andre Sätze einschalten.

Kant will die Bildung gern mit aufführen als einen
Theil der Erziehung; und wie macht er das? Er hängt sie
der Unterweisung an, und sagt: Unterweisung, nebst der
Bildung; als wenn sie verschieden, und gleichsam ein An-
hang wäre von Unterweisung, Zucht und Wartung; als wenn
sie nicht gerade daraus bestünde! Als wenn K. nicht S. 5
ausdrücklich sagte: Bildung begreift unter sich Zucht und
Unterweisung. — Ferner heißt es S. 1: »Die Thiere ge-
»brauchen ihre Kräfte, sobald sie deren nur welche ha-
»ben, regelmäßig, d. h. in der Art, daß sie ihnen selbst nicht
»schädlich werden.« Als wenn das diejenigen Menschen,
die wie Thiere aufwachsen, nicht eben so gut thäten! als
wenn es dazu der Erziehung bedürfte! — S. 2: »Der
»Mensch hat keinen Instinkt.« Wehe uns Erziehern, wenn
das wahr wäre! Man müßte die Unterweisungsanstalten
nicht zu verbessern suchen, man müßte sie zuschließen. Denn
wenn die Kinder nichts lernen wollten und könnten; mit
andern Worten: wenn sie keinen Wißtrieb hätten: wie
wäre überall Unterweisung möglich?

S. 3. »Zucht ist der negative, Unterweisung hinge-
»gen der positive Theil der Erziehung.« Sehr treffend!
Sol-

Solche Blitze, die auf einmal einen großen Gesichtskreis erhellen, findet man unter jenen Irrwischen hier, wie in Kants übrigen Schriften; und an ihnen erkennt man eben den Selbst- und Tiefforscher. Auch erregen sie den Wunsch, K. möchte pensées detachées, wie la Bruyere, Paskal und Andere geschrieben haben, statt seiner systematischen Kritiken, die zu weiter nichts genutzt haben, als tolle Philosophen, und somit tolle Philosophie hervorzubringen. *Totum lucidum* ponere nescivit!

S. 7. »Der Mensch ist nichts, als was die Erziehung »aus ihm macht.« Gott Lob! und leider! ist das nicht wahr. Gott Lob nicht, weil wir sonst keinen Alfred, Ossian, Luther hätten; leider nicht, weil sonst Alle, die einer zweckmäßigern Erziehung, als die gewöhnliche ist, genießen, auch in höherm Grade gut, klug und geschickt werden müßten: woran viel fehlt! — Hier sähe man, wenn man's ohnehin nicht wüßte, daß Kant nie erzogen hat. — Uebrigens ist Rec. völlig damit einverstanden, daß die Erziehung um so mehr Gutes wirkt, je besser sie ist, und je mehr sich diese beßre Erziehung ausbreitet.

Noch ein trefflicher Gedanke steht auf dieser Seite: »Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herr»liches Ideal;« (manche solcher Entwürfe oder vielmehr Theorien — denn ein Entwurf zu einer Theorie ist ein Kantianismus — taugen nicht viel; also müßte es heißen: eine fehlerfreye Theorie, d. i. quae omnibus numeris absoluta sit); »und es schadet nichts, wenn wir auch nicht »gleich im Stande sind, es zu realisiren. Man muß nur »nicht gleich die Idee für schimärisch halten, und sie als »einen schönen Traum verrufen, wenn auch Hindernisse bey »ihrer Ausführung eintreten.« — Aber, wenn es nun ein paar Zeilen weiter heißt: »erst muß unsre Idee nur richtig »seyn; und dann ist sie, bey allen Hindernissen, die ihrer »Ausführung noch im Wege stehn, gar nicht unmöglich:« so ist hier offenbar die Nichtunmöglichkeit der Idee mit der Nichtunmöglichkeit der Ausführung dieser Idee verwechselt; denn eine Idee sey noch so richtig: darum ist sie ihrer Ausführung um keinen Schritt näher; sonst hätte Archimedes, bey seiner ganz richtigen Idee, nicht nöthig gehabt auszurufen: Δος μοι πȣ ϛω!

Auch

Auch was S. 12 steht, kann Rec. nicht unterschreiben; er kann es nicht einmal verstehn: »Bey dem Individuo ist »die Erreichung der Bestimmung des Menschen gänzlich un»möglich.« — — »Nicht einzelne Menschen; sondern die »Menschengattung soll dahin gelangen.« Aber besteht denn nicht die Menschengattung aus den einzelnen Wesen, die wir Menschen nennen? Rec. weiß bey solchen Behauptungen nicht, ob er seinen Augen trauen darf; er reibt sie, ob etwa Schlaf, oder sonst Etwas darin wäre; aber, trotz allem Reiben, sieht er immer dasselbe; sieht immer die Bestimmung des Menschen in abstracto, die der Mensch in concreto, Kajus, Sempronius, Peter, Paul, oder wie er heißen mag, unmöglich soll erreichen können. Am Ende bleibt nichts übrig, als daß der abstrakte Mensch, d. h. der bloße Begriff, der den Namen: Mensch, in der Naturbeschreibung führt, die Bestimmung des Menschen erreiche. Was auf eine solche Ungereimtheit hinausläuft, das hat nothwendig irgendwo einen faulen Fleck. — Dem Hrn. Herausgeber scheint dieß auch geahnt zu haben; daher sucht er dieser Darstellung folgende Wendung zu geben. »Der ein»zelne Mensch wird nie ganz frey werden von Schwächen; »wird selbst seine Fehler nicht ganz ablegen; aber dabey »kann es mit ihm, und mit der Menschheit insbeson»dre, doch immer besser werden.« — Wenn der einzelne Mensch nie ganz frey von Schwächen werden kann: so kann es ja die Menschheit eben so wenig; denn die Menschheit ist ja die Summe der Einzelnen. Behielte also jeder Einzelne, Eins ins Andre gerechnet, nur drey Schwächen; und es wären tausendmillionen Menschen auf dem Erdboden: so gäbe das ja natürlich eine Menschheit mit dreytausendmillionen Schwächen. Nun kann es freylich mit der Menschheit besser werden; d. h. sie kann weniger, als dreytausendmillionen Schwächen haben; aber die Summe sey so klein, oder so groß, wie sie wolle: sie entsteht immer aus den Schwächen der Einzelnen; daher versteht Rec. nicht, was das heißen soll: mit der Menschheit insbesondre könne es, ungeachtet der Unvollkommenheiten der Einzelnen, doch immer besser werden. — Hr. Rink setzt noch hinzu: »Selbst die gewöhnliche Klage »über eine vermeinte Verschlimmerung der Menschen, ist ein »Beweis des Fortschreitens der Menschheit im Guten, indem »sie nur die Folge rechtlich und sittlich strengerer Grundsätze »seyn kann.« Rec. hat gefunden, daß diese Klage theils von sol-

solchen geführt wird, die ihre eigne Schlechtheit dahinter zu verbergen suchten; theils von grämlichen Alten, die nicht bedenken, daß man in der Jugend nicht Gelegenheit hat, so viel Böses zu erfahren; und von dem, was man erfährt, nicht so betroffen wird, als in reifern Jahren. Rec. für seinen Theil findet die Menschen und die Dinge in der Welt nicht schlimmer, und nicht besser, als sie, in seiner Erinnerung, vor einem halben Jahrhundert waren.

Rec. müßte ein Buch schreiben, wenn er Kants Pädagogik ganz, wie die ersten Seiten, durchgehen wollte; es mag also an diesen Proben genug seyn. Nur eine Bemerkung, S. 83, will Rec. noch hersetzen, weil es ihn besonders gefreut hat, sie bey K. zu finden. »Bey dem Kinde »muß man im Unterrichte allmählig das Wissen und Können »zu verbinden suchen. Unter allen Wissenschaften scheint »die Mathematik die einzige der Art zu seyn, die diesen »Endzweck am besten befriedigt.«

No. 2 u. 3. Duo quum faciunt idem, non est idem; das fühlt, wer diese beyden Schriften liest. Hr. Wagner und Hr. Johannsen wollen beyde die Pädagogik tiefer begründen, als wie Empiriker gewöhnlich thun; beyde steigen deßhalb in die tiefste Tiefe des Denkens hinab, bis zur Identität des Subjekts und Objekts; bis zum Unendlichen, zum Absoluten, oder wie das Unerkennbare sonst heißen mag; aber Hrn. Johannsens Buch stößt uns zurück, und Hrn. Wagners Buch zieht uns an sich, und läßt uns nicht los, bis wir es ganz gelesen haben. Woher mag das kommen? Hr. J. opfert den Grazien nicht; schreibt für die Schule, und hält sich, wie das Sprüchwort sagt, zu lange in der Vorrede auf; denn die schrecklichen hundert und neun Seiten, die wir vor uns haben, sind, wie der Titel ausdrücklich angiebt, bloß Einleitung in die künftig zu liefernde philosophische Grundlage der Erziehung. Es giebt Leute, die das Ende nicht finden können; Hr. J., wie man sieht, kann den Anfang nicht finden; und doch ist beydes so leicht. Jene brauchten den Mund nur zu; und er brauchte ihn nur aufzuthun. Freylich thut er ihn auch auf; aber um zu präludiren, daß einem Zeit und Weile lang wird, über das Bedürfniß einer Wissenschaft der Pädagogik ein paar Dutzend Seiten; über die Möglichkeit der Wissenschaft einer Pädagogik ein halb Dutzend Seiten; über die Möglichkeit des Wis-

Wissens überhaupt beynahe vier Dutzend Seiten. Da er sich einmal so weit verloren hatte: warum schrieb er nun nicht vollends über die Möglichkeit der Möglichkeit? Aber er lenkt ein, und giebt uns zum Beschluß, auf etwa drey Dutzend Seiten, eine Kritik der neuesten Versuche einer wissenschaftlichen Begründung der Pädagogik. — Wir nehmen, ohne Weiteres, Abschied von ihm; und sehen uns entweder gar nicht wieder, oder auf seiner philosophischen Grundlage der Erziehung.

Für Hrn. Wagner erwecken gleich folgende Worte in der Vorrede ein gutes Vorurtheil:

»Es herrscht ein Wahn, als ob durch Abstraktionen sich »Etwas ausrichten lasse in den Wissenschaften; die ganze »Bemühung, aus der Logik eine Philosophie hervorzulocken, »wie auch der Stolz der Mathematiker auf ihre Wissenschaft, »beruht auf diesem Wahn. Allein alle Abstraktion setzt ein »Reales; und alle Quantität eine Qualität voraus; und alle »Nothwendigkeit ruht in dem, was ist. Die Nothwendig»keit dessen, was gedacht wird, ist nur eine Nachbildung »jener Nothwendigkeit des Seyns; und alle Theorie muß »konsequenter Weise vom Seyn ausgehen; zum Idealen »aufsteigen, und mit der Vereinigung beyder schlie»ßen.« — —

»Was die äußere Form dieses Werks betrifft: so habe »ich hier, wo es nicht Begründung, sondern Anwendung »der Philosophie galt, einen Versuch gemacht, die Gründ»lichkeit eines systematischen Ideengangs mit der vollen Frey»heit einer willkührlichen Form des Vortrags zu verbinden. »Bey Werken der angewandten Philosophie, die, wie das »gegenwärtige, nicht zu Lehrbüchern bestimmt sind, halte ich »die freyere Form des Vortrags, bey unverletzter Gründ»lichkeit des Ideengangs, noch für einen Vorzug; denn die »lehrende Form nimmt nur den Geist auf; die Form »wissenschaftlicher Unterhaltung aber verstattet auch dem »Menschen einen Spielraum.«

Das Ganze ist in zwey Bücher getheilt. Das erste ist überschrieben: Entwicklungsstufen der Menschheit; das zweyte: Kritik der Erziehungsmittel und Methoden. — Rec. will einen kurzen Auszug aus dem Buche machen, der zum Lesen desselben locke.

S.

S. 6 ff. »Wenn je Wahrheit überhaupt zu finden mög-»lich seyn soll: so muß es einen allgemeinen Kanon des »Findens derselben geben; und die Mathematik möchte wahl »die große Präsumtion von Gewißheit, die man ihr zu al-»len Zeiten einräumte, nur einer vorzüglichern, aber noch »unerkannten Anwendung dieses Kanons zu danken haben. »Denn ich stelle mir vor, daß Alles, was wir geistige Funk-»tion nennen, keineswegs außerhalb der Gränzen der Na-»tur liege, übernatürlich oder spirituell sey, wie man sich »gewöhnlich ausdrückt. Das sogenannte Geistige ist nichts, »als die, unter dem Einflusse der sich bewußten Freyheit, »reproduktive Natur; das sogenannte Materielle ist »nichts, als die, ohne Bewußtseyn, durch blinde Nothwen-»digkeit, produktive Natur. Beydes aber, Geist und »Materie, ist Natur; und dieselben Gesetze wiederholen sich »in der höhern geistigern, wie in der tiefern physischen. »Daher kann denn in der geistigen, reproduktiven Natur »nichts vorkommen, was nicht in der physischen, produkti-»ven Natur zuerst da gewesen wäre; nur daß es in beyden »mit einem andern Charakter erscheint. Dieser verschiedne »Charakter scheint die beyden Welten so sehr zu trennen, »daß man bisher ihre Einheit ganz verkannte: so lange man »aber diese verkannte, war es auch nicht möglich, einen »allgemeinen Kanon der Wahrheit zu finden; denn die-»ser ist nichts anders, als: die Regel der Produktivität »in der physischen Natur angewandt auf die Repro-»duktivität der geistigen. Die Logik schien diese Regel »zu suchen; allein in dem Felde der Abstraktion, worin die-»se Wissenschaft sich hält, liegt die Regel nicht, die aus den »Elementen des Seyns Produkte hervorruft. Die Logik ab-»strahirt selbst noch von dieser Regel, und beschäfftigt sich »nur mit ihren leersten Formen; ohne das Substrat aller »dieser Formen zu kennen.«

»Der Parallelismus der geistigen Natur mit der kör-»perlichen ist so evident! und selbst die Sprache riß ein blin-»der Zwang hin, mächtig darauf zu deuten, so daß es un-»begreiflich ist, wie man nicht zu Erforschung desselben ge-»reizt werden mußte. Sind nicht fast alle Wörter, die uns »das Unsichtbare bezeichnen, eigentlich nur Metaphern, und »bedeuten ursprünglich das Sichtbare? Die Wörter: ein-»sehen, empfinden, vernehmen, fassen, begreifen,

»an-

»anschauen, Gefühl, Empfindung, Herz, rührend,
»klar, lichtvoll, einleuchtend, und tausend andere: wer-
»den sie nicht eben sowohl vom Geistigen gebraucht, als vom
»Physischen? Und könnten sie so gebraucht werden, wenn
»das Geistige dem Physischen heterogen wäre? — So hat
»längst die Sprache bewußtlos ausgesprochen, was der re-
»dende Mensch erst spät ahnden sollte, daß Geist und Ma-
»terie nicht durch eine unübersteigliche Kluft einer Natur-
»verschiedenheit getrennt; sondern ursprünglich homogen seyen.
»Merkwürdig ist es, daß gerade die Sprache diesen Aus-
»spruch zuerst that; sie, die eben auch allein beyde Welten
»verbindet. Denn sie ist der Stoff der geistigen Schöpfung.«
(Für das einzige Bezeichnungs-, Darstellungs- oder
Mittheilungsmittel der Formen, d. i. geistiger Gestal-
ten, im Gegensatz von Figuren, d. i. körperlicher Gestal-
ten, hat Rec. die Sprache längst erkannt; ob sie der Stoff
der geistigen Schöpfung sey, nimmt er einstweilen ad refe-
rendum.)

S. 12. »Ein Positives und Negatives setzen wir als
»Principe alles Denkens und Seyns; weil uns Beydes, das
»Seyn und das Denken, einerley Elemente zu haben scheint:
»Wie kommen aber diese Elemente dazu, Etwas zu erzeugen,
»das ein Reales und ein Wahres sey? Und wo liegt in ih-
»nen jene gepriesene Nothwendigkeit, die wir im Seyn Rea-
»lität, im Denken Wahrheit nennen? — In ihrer Ver-
»bindung liegt dieß Alles; und die Regel, welche die Mög-
»lichkeit ihrer Verhältnisse beschreibt, ist jener Kanon, des-
»sen Besitz die Erkenntniß zur Wahrheit erheben, und den
»denkenden Geist mit der schaffenden Natur in gleiche Wür-
»de einsetzen muß.« — Dieß wird bis S. 23, wo sich die
Einleitung schließt, sehr lichtvoll auseinander gesetzt, so ab-
strakt es ist.

Nun folgt: Naturphilosophische Bestimmung der
Organisationsstufe, auf welcher das Kind steht.

S. 35. »Das Gefühl, der einfachste Ausdruck der Sen-
»sibilität, der mechanische Sinn, erhebt sich in Geschmack
»und Geruch zum chemischen; in Gehör und Gesicht
»zum dynamischen Sinn.«

S. 40. »Die Stufe der Thierheit und Kindheit ist
»die der Vorstellungen ohne Bewußtseyn.«

Diesem Abschnitt folgt, von S. 41 an: Entwickelung eines innern Sinnes; und Verhältniß desselben zum äußern.

Am Eingange dieses Abschnitts heißt es: »Haben bis»her günstige Götter unsre Untersuchung geleitet: so müssen »wir ihren Schutz für das Kommende nur um so eifriger an»flehen. Denn wir verlassen jetzt das Gebiet der bewußt»losen Nothwendigkeit und des sichtbaren Ausdrucks ihrer »Gesetze in ruhender Form und Gestalt; im Gebiet des Be»wußtseyns eröffnet sich unsrer Forschung ein neues, wenig »betretenes, und der sinnlichen Anschauung entzognes Feld, »das nur Schlüssen zugänglich ist. Und Du weißt ja, wie »leicht sich, einem gewünschten Resultate zu Gunsten, ein fal»scher Satz in die Prämissen einschleicht; und wie sehr über»haupt von dieser Art der Erkenntniß das launige Distichon »gilt:

»Ihr verfahrt nach Gesetzen; auch würdet ihrs sicherlich treffen:
»Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr!«

Je seltner eine solche Offenherzigkeit bey Schriftstellern überhaupt, und besonders bey manchem heutigen Philosophen ist, der durchaus nicht will irren können: um desto mehr hielt sich Rec. verpflichtet, diese Stelle hier mitzutheilen.

Unter innerm Sinn versteht Hr. W. reproduktive Einbildungskraft. — S. 48 heißt es: »Das Princip der »Außenwelt ist auf dem Gesichtspunkt der Physik die »Schwerkraft; das des thierischen Organismus die »Sensibilität; transcendental ausgedrückt ist jenes, die »produktive Einbildungskraft; dieses, das Vorstel»lungsvermögen; das höhere Princip der innern Welt »wird demnach die Synthesis beyder seyn; es wird eben»falls produciren; aber nicht aus Elementen; sondern aus »Vorstellungen, welche selbst schon Produkte sind. Aus »Produkten aber produciren, heißt reproduciren; und das »eigenthümliche Princip der innern Welt des höhern Or»ganismus, heißt reproduktive Einbildungskraft.«

S. 50. »Diese reproducirende Einbildungskraft, oder »das System der mit Bewußtseyn verbundnen Vorstellun»gen ist nicht mehr das Werk der Natur; sondern soll »durch den Erzieher in dem Kinde hervorgebracht werden.«

S. 52. »Alle Einwirkung auf das Innere des Men»schen ist, gleich der Wechselwirkung äußerer Organismen, »unter dem Begriff der Erregung befangen; und die Erzie»hungstheorie ist im Grunde nichts, als Erregungstheo»rie, auf Geister angewandt.«

Wie hat der Erzieher dies anzufangen? »Er muß sein »eignes Vorstellungsvermögen in sinnliche Thätigkeit ver»wandeln, um dadurch zunächst die sinnliche Thätigkeit des »Zöglings dahin zu erregen, daß dieser ein Vorstellungs»vermögen in sich selbst erwecke.«

S. 53. »Da diese Wirkungsart aber nicht in der äu»ßern Sinnlichkeit des Kindes mit ihrer Wirkung erlöschen, »sondern ein Höheres in dem Kinde erwecken soll: so wird sie »sich auch eines Vehikels für den höhern Sinn, für den »dynamischen bedienen, weil dieser zunächst an das mensch»liche gränzt. Gesicht und Gehör, Licht und Luft werden »daher das Feld enthalten, in welchem der Erzieher seine Vor»stellungen objektiv macht, und dem Sinn des Kindes nahe »bringt.«

S. 57. »Worte sind objektiv gewordne Gedanken. Ob »sie für das Auge, oder für das Ohr ausgedrückt werden, »macht zwischen ihrer Dignität einen großen Unterschied. Der »Ausdruck durch Töne, die Tonsprache, ist subjektiv, darf »um der erste, weil das Gehör noch eine tiefere Stufe der »Sensibilität bezeichnet, als der Gesichtssinn. — — Der »Tonsprache ist der organische Körper des Menschen, ohne »künstliche Werkzeuge und die Wissenschaft ihres Gebrauchs, »an und für sich fähig; sie ist daher die erste und unmit»telbare; die auch dann, wann die Schriftsprache erfunden »ist, noch die eigenthümliche Sprache des Gemüths in sich »selbst bleibt, so daß, wer auch die Schriftsprache kennt, doch »jedes für das Auge gebildete Wort noch in sich selbst für das »geistige Ohr (die reproduktive Einbildungskraft) in Töne »übersetzen muß.«

In diesem Abschnitt ist eine lehrreiche Digression über Sprache überhaupt.

Im folgenden Abschnitt ersteigt das Kind eine neue Stufe seiner Entwickelung; auf der vorigen hatte es Vorstellung und Objekt; auf dieser gelangt es zu vorgestellter Vorstellung (Begriff) und vorgestelltem Objekt. Da-

zu erhebt es der Erzieher, indem er es (S. 72) schreiben, d. h. die Worte künstlich außer sich darstellen und fortdauernd machen lehrt, damit sie selbst, oder die in ihnen festgehaltne Vorstellung, ein Gegenstand seiner Reflexion werden können. Dadurch bringt er es zu der Vorstellung, daß außer der Welt außer ihm, noch eine innere Welt in ihm sey; welche sich aber ebenfalls äußerlich machen lasse. Das Kind unterscheidet jetzt sich, als den Besitzer einer innern Welt, nicht nur von der äußern; sondern eben auch von jener innern; und gerade das ist die Stufe des klaren Bewußtseyns, die unter andern Reinhold, durch seine Trias, **Vorstellung, Vorgestelltes** und **Vorstellendes**, beschrieben hat.

Die höchste Stufe ist die des absoluten Eins und Alles, der Quelle des Lebens, in der höchsten Anschauung mit dem höchsten Bewußtseyn. »Offenbar (S. 79) würden »wir eine Sehnsucht nach dieser höchsten Stufe dadurch in dem »Zögling erregen, wenn wir ihn früh schon gewöhnt hätten, »Alles, die Kraft der Natur und die Thätigkeit des Geistes, »ins Unendliche zu steigern. Dazu wäre nur ein Mittel: »die stete Belebung seiner Phantasie durch Ideale; denn eben »das Ideal spielt das endliche Werk in die Unendlichkeit, und »giebt, bey aller Bestimmtheit der Form, doch nur eine Be»schränkung überhaupt. Dichter also und Künstler, würden »ihre schönsten Werke für die lebenvolle Jugend unsers Zög»lings gearbeitet haben; ihr Umgang würde ganz gewiß be»wirken, daß ihn die Schranken der Wirklichkeit drückten; »und wäre einmal dieß Gefühl in ihm erregt: was bliebe »dann dem Jüngling übrig, als die Vernichtung, d. h. Ver»geistigung, dieser Schranken zu versuchen. Dieses Stre»ben würde ihn zum Philosophiren treiben; und sein guter »Genius würde ihm in der Philosophie jene höchste Stufe »der Anschauung zeigen.«

Der zweyte Theil dieses trefflichen Buchs zeigt nun in sieben Abschnitten die Durchführung der bezeichneten Entwickelungsstufen unter den Beschränkungen des Lebens. Dabey kommen die Fragen vor: Giebt es eine ursprüngliche Verschiedenheit der Anlagen? Was thut die Natur für das Kind; und was bleibt dem Erzieher zu thun? Werth der Empfindungen und Gefühle. S. 83. — Begriff des Staats, und Rücksichten, welche der Erzieher auf denselben zu nehmen hat. Staatsreligion. Vaterlandsliebe. S. 105. — Wis-

sens

senschaftlicher Unterricht. Sprachen, Studium der alten, und Erlernung der neuern. Entwickelung der Begriffe. Spekulation. Mathematik. Philosophie und Naturwissenschaften. Geschichte. Lektüre. S. 117. — Aesthetische Bildung. Begriff der Kunst, und Ableitung der Künste. Ihr Einfluß auf den Charakter. S. 160. — Das Leben. Umgang. Freundschaft. Liebe. Ehe. S. 194. — Unterschied der männlichen und weiblichen Erziehung. Bestimmung des Weibes. S. 235. — Erziehung des Menschengeschlechts. S. 248. Mit dieser Erziehung, wie mit dem dadurch zu erwartenden Himmel auf Erden, scheint es unserm Plato — denn als solchen beurkundet sich der Verf. nicht bloß durch den Zauber seines Vortrags; sondern auch durch seine Art, die Wissenschaften zu behandeln; obwohl er in den Resultaten nicht immer mit Plato übereinstimmt; denn dieser wollte z. B. keine Dichter in seiner Republik dulden; und Hr. W. will den Jüngling auch durch Dichter bilden — also mit jenem schönen Dichtertraum von der Fortschreitung des menschlichen Geschlechts in Weisheit und Glückseligkeit scheint es unserm Vf. völlig Ernst zu seyn. »Ich erwarte, sagt er S. 251, »die Erziehung des Menschengeschlechts mit sicherer Zuversicht »von dem, was wir Nothwendigkeit der Natur nennen, weil »unsre endliche Kurzsichtigkeit die Entwickelung des Unendli»chen, des Absoluten, darin nicht zu erkennen vermag. Es »ist die Providenz, die nothwendige Evolution aller Mög»lichkeit, was das Menschengeschlecht zur Freyheit, und die »Natur zur Uebereinstimmung mit derselben, führen wird. »Ich sehe in der ewigen Ordnung der Dinge die Entwicke»lung eines universalen Plans« rc. Rec. ist zu kurzsichtig, um von dieser Entwickelung Etwas zu sehn, und fragt mit dem Verfasser des Buchs der Weisheit: »Welcher Mensch »weiß Gottes Rath? oder wer kann denken, was Gott will? — »Wir treffen das kaum, so auf Erden ist, und finden mit »Mühe, was unter Händen ist; wer will denn erforschen, »was im Himmel ist?« — Es ist hier der Ort nicht, mehr davon zu sagen; besonders da Rec. schon einmal in dieser Bibliothek (Anhang zum I — XXVIII. Bande, 3, 197) ausführlich hierüber gesprochen hat bey Anzeige der Schrift vom Hrn. Prof. Pölitz: Sind wir berechtigt, eine größere künftige Aufklärung und höhere Reife unsers Geschlechts zu erwarten?

Gern verweilte Rec. noch bey diesem Buche, zeigte an, wo er mit dem Verf. nicht einstimmig denkt, und gäbe Auszüge von vortrefflichen Stellen; aber das Maaß dieser Recension verstattet kaum noch Folgendes aus dem Urtheil des hellsehenden Mannes über die Geometrie, S. 145 ff., herzusetzen:

»Die Geometrie sollte die Möglichkeit der Verhältnisse »zwischen Punkten, Linien und Flächen systematisch entwickeln, und, wie jede andre Wissenschaft, sich in ihrem Anfangspunkte wieder schließen. Du wirst aber die Geometrie nirgends so vorgetragen finden, daß sie eine zusammenhängende Evolution von Sätzen bildete; Du wirst vielmehr staunen, in welcher Abgerissenheit und Einzelnheit die Sätze dastehen; und wie jeder Beweis gleichsam nur froh »ist, seinen Satz bewiesen zu haben, und die kommenden Sätze selbst sorgen läßt, wie sie sich beweisen wollen. Zwar findest Du allerdings in den spätern Paragraphen des Lehrbuchs frühere genug citirt; allein bey genauerer Ansicht wirst du finden, daß weder die citirenden, noch die citirten Paragraphen in systematischer Totalität entwickelt sind. Dieser Mangel an System wird auch in der Willkührlichkeit sichtbar, mit der jeder Verfasser eines Lehrbuchs Sätze einschaltet, oder wegläßt; aus einem zwey, oder aus zweyen einen macht. So darf und kann es nicht seyn, wo ein System ist. Reflektire ferner auf die Beschaffenheit mancher geometrischen Definitionen und Beweise: und du wirst dich noch mehr von der Wahrheit überzeugen, daß es dieser Wissenschaft an Wissenschaft fehle.« — Um nun, in Rücksicht auf den Unterricht der Jugend, die Geometrie, so viel möglich, aus diesem Zustande von Unzusammenhang und Unvollständigkeit herauszureißen, müsse man ihre Sätze in Begriffe übersetzen, und aus Begriffen ableiten; wobey dann immer der rein-geometrische Beweis ebenfalls beygefügt werden könne. Dieß zeigt der Vf. S. 148 ff. an dem Magister matheseos. Diese Deduction scheint nun zwar zu wortreich; »allein sie ist es nur, sagt der V. S. 151, weil »die philosophische Ansicht mathematischer Sätze noch in keinem Systeme dargestellt ist; ich also jeden von mir erfundenen Begriff auch erst ganz bestimmen mußte. Wäre einmal eine philosophische Mathematik dargestellt: so könnte »man, indem man auf die gegebenen Definitionen provocirte,

weisete, in den meisten Fällen noch kürzere Beweise geben, als die gewöhnlichen mathematischen sind.« Ganz gewiß! und Rec. freut sich, daß diese Sache hier wieder zur Sprache kommt; und daß ein Mann sich ihrer annimmt, der, um ihm einen treffenden Ausdruck, S. 153, abzuborgen, eine lebendige und freye Deduction aus Begriffen der mathematischen vorzuziehen weiß, die den innern Sinn in den Äußern versenkt, und den Geist im Zeichen tödtet.

No. 4. Die zwölf Kapitel dieses Buchs kann man als so viel Predigten, oder noch genauer, Homilien über folgende Themen ansehn: Spielsachen. Lernaufgaben. Ueber die Aufmerksamkeit. Von dem Gesinde. Ueber Bekannte. Ueber Gemüthsart. Vom Gehorsam. Von der Wahrheit. Ueber Belohnungen und Strafen. Ueber Mitgefühl und Empfindsamkeit. Ueber Eitelkeit, Stolz und Ehrgeiz. — Das bekannte Gute, was sich über diese Materien aus dem pädagogischen Gesichtspunkte sagen läßt, findet man hier sehr lesbar vorgetragen. Mancher könnte es zu wortreich finden; aber Rec. ist überzeugt, daß es gerade durch seine Umständlichkeit vielen Lesern nützlich wird. — Laut der Vorrede, schrieben Mann und Frau dieses Buch. Hr. Edgeworth schrieb Alles, was sich in dem Kapitel über Lernaufgaben auf den Unterricht im Lesen bezieht, die Kapitel über Grammatik, klassische Schriften, Geographie, Chronologie, Arithmetik, Geometrie, und Mechanik; (man sieht hier zugleich, was man in dem folgenden Theile, oder den folgenden Theilen zu erwarten hat); Frau Edgeworth schrieb das Uebrige.

No. 5. Dieser zweyte Band ist, laut der Vorrede, und, wie der Augenschein lehrt, bestimmte Ausführung der im ersten Bande über die Entwickelung und Bildung des Kindes angelegten Lehren. Er ist also nicht mehr zunächst bloß für den erziehenden Theil des weiblichen Geschlechts bestimmt; darum führt der Vortrag eine allgemeinere Sprache. Die Abschnitte dieses Theils sind I. von der Erzeugung, S. 1. — II. Das Kind im Mutterleibe, der Embryo, S. 31. — III. Das Kind nach der Geburt, oder das Alter des Empfangens, das mystische Alter, infantia, bis gegen das Ende des dritten Jahres. Diesem Abschnitte ist eine Einleitung vorangeschickt, enthaltend anthropologi-

sche Grundsätze, welche in dieser Erziehungslehre vorkommen, in aphoristischer Uebersicht, S. 111. — Die erste Abtheilung dieses Abschnitts enthält die Veränderung nach der Geburt, S. 160. Die zweyte: die specielle Entwickelungs- und Bildungsgeschichte: a) des neugebornen Kindes in der ersten Lebenswoche; b) des Säuglings überhaupt; c) des Kindes nachher, bis zu Ende der ersten Kindheit, S. 200. —

Der Hr. Verf. hat, laut öffentlicher Nachrichten, den Ruf als Lehrer der Erziehungskunst auf einer neu organisirten Universität in Süd-Deutschland angenommen; hoffentlich gewährt ihm dieser Posten die Muße, seine Erziehungslehre — die immer ein sehr nützliches Buch bleibt, auch wenn sie für ihren eigentlichen Zweck etwas zu weitläufig gerathen sollte — bald zu vollenden.

No. 6. Dieses Buch unterscheidet sich von dem Grundriß der Staats-Erziehungswissenschaft, welchen der Hr. V. vor zehn Jahren herausgab, dadurch, daß er hier alle Theile seines Systems weit vollständiger, und mit Gründen gehörig unterstützt, vorgetragen, und zugleich die kleinen Verbesserungen angebracht hat, zu welchen ihn, laut der Vorrede, der seitdem erlangte Zuwachs an Einsicht berechtigte. — Da sich einmal der Staat der Schule, wie der Kirche, bemächtigt hat, und schwerlich jemals von seinem Gewaltrechte wieder abstehen wird: so ist es sehr heilsam, daß Männer, wie Hr. St., von Zeit zu Zeit aufstehen, aus der Noth eine Tugend machen, und den Vorstehern der Staatserziehung zeigen, was es mit dieser eigentlich auf sich habe. Ein Beyspiel, daß erleuchtete Staatsmänner selbst dergleichen Schriften aus diesem Gesichtspunkte ansehn, giebt der Preußische Staatsminister, Herr von Massow, indem er, in den Gedickeschen Annalen des Preußischen Schul- und Erziehungswesens, sich über Hrn. Stephani's Grundriß so äußert: »Er bricht gewissermaaßen die Bahn auf einem bis»her ungebahnten Wege, auf dem man nunmehr mit feste»ren Tritten fortschreiten kann, um sich allmählig dem Ziel »zu nähern. Der Verfasser giebt dieß Buch nur für einen »Grundriß des Systems aus, wovon er eine weitere Aus»führung verspricht. Der Erfüllung dieses Versprechens »wird gewiß jeder Menschenfreund, und besonders der »in diesem Fache, bisher beynahe ganz ohne Führer,

»arbei-

arbeitende Staatsbediente mit Verlangen um so mehr entgegen sehen, u. s. w.«

Den Zweck jedes staatsgesellschaftlichen Vereins setzt der Hr. V. darein: allen und jeden Mitgliedern desselben zum möglich größten sittlichen und physischen Wohlseyn, als dem höchsten Gute des Menschen, zu verhelfen, und will, daß man sich unter dem höchsten Staatsinteresse nie etwas Anderes denke, als eben dieses Wohl Aller, in Einem Ausdruck zusammengefaßt. — Daß jener Naturzweck durch einen solchen Verein besser, als wenn wir ihm, Jeder für sich, nachstrebten, erreicht werde, hängt von zwey Hauptbedingungen, einer materialen und einer formalen, ab. Die erste umfaßt das, was die Menschen selbst zum Verein zusammenbringen; dieß sind ihre äußern und innern Kräfte. Je vollständiger und vortrefflicher dieses Materiale des staatsbürgerlichen Vereins ist: desto sicherer und leichter wird auch der Bundeszweck verfolgt werden können; denn hieraus bilden sich die drey Grundgewalten eines Staats, die vereinigte Willens-, Körper- und Vermögensmacht, welche die konstitutiven Theile des Staatshaushalts ausmachen. Die exekutiven Theile desselben, welche für die formale Bedingung des aufgegebenen Zwecks, oder für die Art und Weise seiner Ausführung, durch die zusammengebrachten Kräfte zu sorgen haben, werden gewöhnlich unter dem Namen: Regierung, zusammengedacht. — Diese Fürsorge ist für den vereinigten, wie für den vereinzelten Menschen, auf ein doppeltes Gut gerichtet, ein negatives, d. i. die Sicherheit, in dem Gebrauch seiner Kräfte nicht gestört zu werden; und ein positives, d. i. der beste Gebrauch dieser Kräfte selbst. Dieser wird möglich gemacht durch Aufstellung, Verbesserung und Gemeinmachung aller Mittel, wodurch Sittlichkeit und Glückseligkeit bey einer Nation wirklich befördert werden kann. — Diese Mittel sind äußere und innere. Diese befinden sich im Menschen selbst; jene liegen außerhalb seiner Person; der Reichthum an diesen macht den innern; der Reichthum an jenen macht den äußern glücklichen Zustand eines jeden Menschen aus. Welcher Staat nur für einen dieser Zustände sorgt, erfüllt seine Obliegenheiten nur halb. — Sonach theilt sich auch die positive Staatsverwaltung in zwey Hauptäste: sie hat für die Vervollkommnung des äußern und des innern Zustan-

des der Staatsbürger zu sorgen; und dieser zweyte Theil ihres Geschäffts heißt öffentliche Erziehung. Diese ist also nichts Anderes, als der Inbegriff von Staatsanstalten, welche zur Absicht haben, allen Mitgliedern der Staatsbürgerschaft die zu ihrer Bestimmung nöthige Ausbildung ihrer Kräfte zu verschaffen.

Nun wird gezeigt, daß die Erziehung keinem andern Zweige des gemeinen Wesens an Nützlichkeit nachstehe, ja, ihnen allen sogar, in dieser Hinsicht, noch vorzuziehen sey. Die Regierungen wollen ihre Völker glücklich machen, und suchen daher die äußere Wohlhabenheit derselben zu befördern; aber wenn nicht für die innere zugleich gesorgt wird: so entsteht ein bloß sinnliches Wohlleben, wodurch Staaten, wie einzelne Familien und einzelne Menschen, zu Grunde gehen. Der Hr. V. will zwar diese Folge, S. 21, ganz außer Betrachtung lassen; aber Rec. glaubt, daß dieser Gesichtspunkt zu den politischen gehöre, wovon Hr. St. selbst, S. 23, sagt, daß sie, vielleicht ihrer Gemeinfaßlichkeit wegen, auf allgemeinern Beyfall und völligere Ueberzeugung sich Rechnung machen können, als die philosophisch-moralischen. — Jene politischen sind der Lieblingswunsch unsrer Tage, daß, an die Stelle unsrer knechtischen Staatsverfassungen, liberalere, der Bestimmung des Menschen angemeßnere, treten möchten; man muß aber die Menschen erst der innern Sklaverey zu entreißen suchen, ehe man sie von außen frey zu machen sucht. — Ferner das Verlangen nach einem mildern Geiste der bürgerlichen Strafgesetze; und der bey welchem größere Theil unsrer Verbrecher ist, wie alle Akten klar besagen, aus der Klasse derer, die von unsern Staaten, selbst in Hinsicht ihrer Erziehung, unverantwortlicher Weise vernachlässigt wurden. So geht der Verf. die sittlichen Mängel durch, welche das Glück der Völker stören, untergraben, und beschließt die Darstellung der politischen Wichtigkeit der Erziehung mit der Aussicht auf die Weltherrschaft, die sich jedes Volk wünscht, und die durch physische Macht allein nicht zu erreichen ist; denn alle physische Macht vermindert sich durch Gebrauch; nur die geistige hat das Vorrecht, sich hierdurch zu vermehren; jener dient jede errungene Stufe zur Weltherrschaft nur zur Größe ihres Falles. Geschichte, ruft hier der V. aus, große Lehrerinn der Völker! wie schlecht wirst du bis jetzt noch verstanden! und wie oft

wirst

wirst du noch keinen Griffel nehmen müssen, um den Verfall und den Sturz großer Staaten aufzuzeichnen, die nur nach äußerer größerer Macht strebten; und die größte, haltbarste im Innern der Menschen, statt sie in immer größere Aufnahme zu bringen, unangebaut liegen ließen, und sie ohne Leitung der Verderbniß preis gaben!

Aus dem Abschnitt von den Pflichten, Schuldigkeiten und Rechten des Staats, in Hinsicht auf öffentliche Erziehung, bemerkt Rec. hier, daß der Hr. Verf. die Rechte der Aeltern über ihre Kinder, durch die Befugnisse des Staats zu öffentlichen Anordnungen für Erziehung, keinesweges will beschränkt wissen. Jene Anordnungen erklärt er bloß für dargebotene Hülfsanstalten. Indessen könne der Staat die Aeltern, welche von solchen Anstalten nicht Gebrauch machen wollen, doch zwingen, selbst für die nöthige Bildung ihrer Kinder zu sorgen.

Die Schrift selbst — das Bisherige war Einleitung — zerfällt in drey Theile. Der erste ist überschrieben: von dem Stoff der öffentlichen Erziehung, und betrifft die Frage: was heißt erziehen? Hier wird der Zweck, die Haupttheile, und die Wichtigkeit der öffentlichen Erziehung dargelegt. Der zweyte Theil handelt von der allgemeinen Form der öffentlichen Erziehung, und zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste die Klassifikation aller öffentlichen Erziehungsanstalten, für die Jugend und für den volljährigen Theil der Nation, enthält; die letztern bestehen in Kirchen, Leseanstalten und Akademieen der höhern Künste und Wissenschaften. Der dritte Theil handelt von der speciellen Form der öffentlichen Erziehung, oder von der Organisation der vorzüglichsten öffentlichen Bildungsanstalten, nämlich der Elementarschulen, der hohen Schulen oder Gymnasien, der Gewerbschulen, der Seminarien für Staatsdiener oder Akademieen, der Jungfrauenschulen, der Kirche. Bey den Elementarschulen besonders ist der Vf. sehr umständlich. Er gedenkt da auch Pestalozzi's; aber nicht im Besten, so daß man sieht, er habe das Wesen seiner Lehrart nicht begriffen.

Diese Schrift ist dem Kaiser von Rußland zugeeignet.

No. 7. Diese Briefe führen den Namen der freymüthigen mit Recht; wer auch der Verfasser seyn mag: er kennt den Schaden Josephs, und stellt ihn mit unerschütterlicher Treue

her

herzigkeit, ungeschminkt: aber ohne Poltern, dar. Hier eine Stelle zur Probe. S. 50 ff. »Ist es ferner nicht Gering-»schätzung der Schulen, daß man die Wohnungen der Lehrer »immer die schlechtesten und elendesten in der Stadt seyn »läßt? Selbst ein Büsching klagte ja darüber noch in einem »Programma, daß dieß sogar in Berlin zum Theil noch »Statt finde. Ist es nicht wahr, wenn man in eine Stadt »kommt, und sieht nahe bey der Kirche ein altes, elendes, »räucherichtes, großes Haus, das halb eingefallen ist, oder »doch, schon schief gesunken, den Einfall drohet: so kann man »sicher den Schluß machen: das ist die öffentliche Stadt-»schule. Da sind alsdann in einem solchen Gebäude, das ge-»meiniglich vor diesem ein Stall oder Wirthschaftsgebäude »von einem alten Kloster oder eingegangenen Hospital gewe-»sen, oder das auf den schlechtesten, unbrauchbarsten Platz »hingesetzt ist, erst Unten eine oder mehrere Klassen; die übri-»gen Winkel dienen etwa, nach einer guten Polizey, zu Ställen. »Oben ist nun die Wohnung der Schulherren. Rektor, Kon-»rektor und Kantor, ja wohl gar noch ein Quartus, wohnen »auf den kümmerlichen Stübchen, die darauf abgeschauert »sind; jeder hat oft nicht einmal eine Kammer, wenig-»stens keinen Stall für sein Holz. Statt der Küche, ist et-»wa ein Kamin vor dem Ofenloche. Derjenige, der am »längsten auf der Schule gewohnt hat, maaßt sich oftmals »die meisten Bequemlichkeiten während der Vakanz an, und »schränkt die Uebrigen noch enger ein. Ein Andrer will »mehr Raum haben, als ihm zukommt. Da giebt es alsdann »nichts als Streitigkeiten, die oft sehr sorgfältig unentschieden »bleiben, um nur seine Freude am Streit zu haben. Sie »kennen selbst so viele Schulgebäude, und müssen es zugeste-»hen, daß dieß Bild nichts weniger denn übertrieben sey, ja »noch nicht einmal stark genug gezeichnet ist. Sind nicht alle »Schulen in den Städten um uns her die treuen Originale »dazu? und nur eine unterscheidet sich zufälliger Weise davon, »in etwas mehr bequemerer Einrichtung. Wenn an den »Pfarrgebäuden wer weiß wie viel, und oft nur nach dem »Eigensinn des zeitigen Bewohners, geändert, gebessert und »gebaut wird: so geschieht dieß gewiß nicht am Schulgebäude. »Ja, es war mir auffallend, zu hören, daß an einem gewis-»sen Orte die Predigerhäuser neu gebaut wurden, und zwar »nach den Angaben, die die Herren Prediger selbst gemacht »hatten. Als aber auch die Schule sollte gebaut werden, und

»der

»der Bauinspektor ebenfalls von den Schullehrern die An»gabe, wie sie es am besten wünschten, verlangte: so ward »dieser Plan vom Magistrat und Ephoro verworfen, indem »es schon so gebaut werden würde, wie man es für gut be»fände; und am Ende ward gar aus dem Schulbau nichts, »sondern nur eine elende Reparatur. Also haben Schulleh»rer nicht einmal so viel Recht an ihren Wohnungen, wie »ein Prediger; nicht so viel Recht, als ein gemeiner Mieths»mann hat! Wenn das nicht Geringschätzung und Verach»tung ist: so weiß ich nicht, wie man es nennen soll. Kaum »daß ein Offizier mit seinem Soldaten so despotisch umgehn »darf, wie manche, ja die meisten Magisträte und Ephoren »mit den Schullehrern.«

Wenn man dergleichen liest: so möchte man, in der ersten Aufwallung, mit Hrn. Stephani den Staat zu Hülfe rufen; als welcher allein hier helfen zu können scheint. Liest man aber zugleich in andern Schriften, daß die großen Armeen der großen Staaten zwey Drittel der Einkünfte dieser Staaten zu unterhalten kosten; bedenkt man, daß dem Staat eine neue Ausgabe, z. B. eine bessre Besoldung der Schullehrer, den Bau ihrer Häuser u. dgl. zumuthen so viel heißt, als dem Lande eine neue Auflage aufbürden: so unterdrückt man die Hoffnung, von daher Hülfe zu erhalten.

Auch über andre Mängel und Gebrechen unsrer Schulverfassung läßt sich unser Briefsteller aus; und hat gemeiniglich Recht, sowohl in dem Tadel, als in den Verbesserungen, die er vorschlägt. — Der Vorbericht belehrt uns, daß diese Briefe in den Jahren 1785-86 geschrieben wurden; und ein Theil eines Briefwechsels zwischen zwey Freunden sind, die beyde damals im Schulstande lebten, und wovon der eine im Begriff war, ihn zu verlassen. »Der Herausgeber ist überzeugt — und Rec. mit ihm — »daß diese Briefe und ihr Inhalt nicht ganz unnütz sind; »und wenn sie vor die Augen solcher Männer kommen, die »die Lust und Macht haben, etwas Gutes fürs Volk aus»zuführen: so können sie gar gute Folgen haben. Er ist, »eben so wie der Verfasser — und der Recensent — völlig »von der weit größern Nutzbarkeit des Schulamts, als der »des Predigtamts, überzeugt; und daher entstand der leb»hafte Wunsch, diese Vorschläge bekannter zu machen.«

Nr.

No. 8, unmittelbar hinter No. 7 gelesen, erheitert den Sinn, wie Sonnenblick nach trübem Wetter. Schon Titel und Vorrede beleben die Hoffnung wieder, daß es mit den Schulen besser werden könne; jener durch das Wort Domherr, das an den edlen, nun entschlafenen von Rochow erinnert; diese durch die Worte des Verfassers: »Meinem »Vaterlande dämmert ein freundlicher Morgen. Die Schul»patrone werden immer thätiger. Wo eine Gräfinn Char»lotte zu Stolberg, wo ein Carlowitz auf Stößitz, ein Car»lowitz auf Ober-Schöna und Kirchbach, ein Pöllnitz auf »Bendorf, ein Miltitz auf Brockwitz, Naustadt und Unkers»dorf, ein Rummel auf Pulchar ins Werk eingreifen, da »läßt sich jetzt schon viel thun, und von der Zukunft viel er»warten.« — Besonders, setzt Rec. hinzu, wenn solchen Menschenfreunden das Glück einen so sachverständigen Mann zuführt, der ihre wohlthätigen Absichten ins Werk richte. Daß unser Verf. dieß sey, sieht man gleich aus der S. 5 f. seinem Plan vorausgeschickten Erklärung:

»Daß nie ein Schulverbesserungsplan für alle Orte pas»sen könne und werde, weil bald die Zahl der Schulkinder, »bald die Entfernung ihrer Wohnorte, bald Armuth oder »Wohlstand ihrer Aeltern, bald Ordnung oder Unordnung »des Schulbesuchs (indem an einigen Orten kaum sechszehn, »an andern wohl zwey und vierzig Wochen volle Schule ist), »bald endlich die gegenwärtige Beschaffenheit der Schulkin»der (die jetzt Einschränkungen des Schulplans nöthig ma»chen; jetzt Erweiterungen begünstigen kann) eine Menge »Abänderungen herbeyführen müssen. Selbst die Methode »darf dem Schullehrer nur vorgeschlagen, nur nachge»wiesen; nicht aufgedrungen werden. Nicht jede Me»thode ist für jeden Schullehrer; Charakter, Fertigkeiten, »Vorkenntnisse, auch wohl Vorurtheile machen, daß nicht »jeder nach jeder Methode arbeiten kann oder will. Gesetz»lich bestimmte Normalmethoden begünstigen den Mecha»nismus, tödten die Originalität, und hindern das Auf»kommen des Bessern. Es wird mehr geleistet, wenn ein »schon eingeübter Mann seine (vielleicht unvollkommnere) »Methode, mit allen ihm geläufigen Hülfsmitteln und Vor»theilen, mit Vorliebe treibt, als wenn ihm eine bessere »aufgedrungen wird, die er weder ganz kennt, noch recht »liebt. Möchten daher die edlen Schulpatrone, denen Ew.

»Hoch-

»Hochwohlgeb. Gnaden diesen Aufsatz mittheilen würden, »durch die, ihren Schulen vorgesetzten Prediger (mit Zuziehung der Schullehrer, hätte Rec. noch hinzugesetzt) prüfen »lassen, was und wie viel von diesen Vorschlägen nach den »Lokal- (und Temporal-, setzt Rec. hinzu) Verhältnissen »anwendbar, oder unausführbar seyn dürfte.«

So viel Worte, so viel Goldkörner! Es ist mit den Methoden, wie mit den Staatsverfassungen:

Whate'er is best administer'd, is best. Das ist nun zwar nicht so zu verstehn, daß nicht, in abstracto, die eine Staatsverfassung, wie die eine Methode besser wäre, als die andre; — die beste Staatsverfassung, wie die beste Methode, dem Begriff nach, ist offenbar diejenige, die am meisten Licht und Luft zuläßt; — es ist auch nicht so zu verstehen, als wenn es unerlaubt wäre, sich dieser besten, so viel möglich, zu nähern; aber dieß so viel möglich muß ernstlich erwogen werden; wo sich denn findet, daß Gewalt brauchen ein ganz verkehrtes Mittel zu diesem Zweck ist. Die Herren der Erde werden dieß, in Hinsicht der Staatsverfassungen, gern zugeben. Wollte Gott, sie, ihre Minister, ihre Konsistorien, u. s. w., lernten endlich auch einsehen, daß, Kirchen und Schulen durch Zwangsmittel verbessern wollen, ein eben so unverständiger Mißbrauch der Gewalt ist, als eine Staatsverfassung, mir nichts, dir nichts, umstürzen!

Der Auftrag, welchen unser Vf. von dem Hrn. v. E. erhielt, war:

»unter dem Titel eines Schulverbesserungsplans seine Ideen zusammenzufassen, wie bey der gegenwärtigen intellectuellen und politischen Lage des Landmanns, besonders »in ihrem Vaterlande (Sachsen?) die Schulen eingerichtet »werden könnten, so daß diese achtungswerthe Menschenklasse, wenigstens in den künftigen Generationen, ihrer bisherigen Rohheit entrissen, aller Vorzüge der Humanität theilhaftig würde; ohne doch eines Theils, durch Afterkultur, »an Brauchbarkeit und Zufriedenheit zu verlieren; andern »Theils, durch allzu plötzliche und unvorbereitete Vorschritte, »gegen die Verbesserungen selbst erbittert, und zur Widerspenstigkeit aufgereizt zu werden.« Er bringt alles hieher Gehörige unter folgende vier Hauptrubriken.

1)

1) Klassifikation der Kinder.

2) Behandlung der einzelnen Lehrgegenstände.

3) Vertheilung der Lehrgegenstände in die zum Unterrichte bestimmten Stunden (Lektionsplan).

4) Mittel, durch welche dem Schulmanne seine Wirksamkeit erleichtert werden könnte — oder sollte.

Unter diesen Mitteln findet sich, leider! auch noch der obrigkeitliche Zwang. S. 82: »Wenn die Obrigkeiten darauf »drängen: eure Kinder müssen in die Schule! man würde »im ersten Jahre tumultuiren, und schreyen: es ist nicht mög»lich! Im zweyten würde man murren; aber doch folgen. »Im dritten wäre man es gewohnt; und im vierten dächte »man: es kann nicht anders seyn!« — Dieß klingt, als wäre es von fremder Hand eingeschaltet, so wenig paßt es zu der Humanität und zu der Kenntniß des Menschen, die der V. zeigt. Jeder Zwang dieser Art ist ein Vorwurf für den Prediger und Schullehrer; wo diese ihre Kunst verstehen, da bedarf es keiner Befehle: die Kinder drängen sich zur Schule; und die meisten Aeltern geben bald nach, wenn sie irgend können; aber ihre gewöhnlichen Entschuldigungen sind nicht so nichtig, als der Vf. glaubt. Und die aus Eigensinn nicht nachgeben, suche man doch lieber durch Güte und Zeit zu gewinnen. Man ist ja mit sich selbst im Widerspruch, wenn man hier nicht so gut Zeit geben will, wie bey der Lehrart, wo man lieber Unvollkommenheit dulden, als die Leute durch Verbesserung, die sie nicht dafür erkennen, erbittern, und zur Widersetzlichkeit reizen will. O, wenn wir, wie der Mann Gottes, von dem wir den Namen führen, gewaltig zu lehren wüßten: so brauchten wir nicht mit Gewalt zu lehren! Aber je mehr wir diese zu Hülfe nehmen, desto weniger lernen wir jenes; je mehr der weltliche Arm uns Kinder in die Schule hineintreibt, desto weniger Trieb fühlen wir, uns der natürlichsten Lehrart, welche uns die Kinder von selbst zuführen würde, zu befleißigen.

Uebrigens verdient diese kleine Schrift von Allen studirt zu werden, die, als Lehrer und Vorsteher, für Landschulen zu sorgen haben; sie enthält so manchen Fingerzeig auf das Beßre hin, das allmählig muß eingeführet werden, wo es mit der Veredlung der Menschheit ernstlich gemeint ist.

Der

Der Verf. gedenkt so manches pädagogischen Buchs und Mannes; aber er nennt Pestalozzi'n nicht. Indessen würde dieser manche von seinen Aeußerungen gut heißen, namentlich, was er S. 44 f. über das Rechnen sagt: „Meiner „Meinung nach liegt eine von den Hauptursachen, warum „die Denkkraft der untern Volksklassen sich so wenig erhebt, „warum sie allen Bemühungen so hartnäckig widersteht, in „der Vernachlässigung, oder was fast noch schlimmer ist, in „der verkehrten Behandlung des Unterrichts im Rechnen. „Rechnen ist der einzige Theil der Mathematik, der vor das „Volk kommt; und was Mathematik dem Geiste sey, und „bey guter Behandlung werden könne, wird gewiß jeder, „der je unter ihrem segnenden Einflusse stand, dankbar erkennen. Das Rechnen muß deßwegen in unsern Schulen „durchaus nicht bloß als Fertigkeit für das bürgerliche Leben; „sondern als Schleifstein für den Verstand betrachtet und „behandelt werden. Um dieser Ursache willen sollten in einer „wohl eingerichteten Schule alle Kinder rechnen lernen. — „Das Kind selbst findet in der Regel am Rechnen mehr Vergnügen, als an jedem andern Schulgeschäffte, theils vielleicht weil hier der ganze Mensch mit allen seinen Kräften „in harmonischer Thätigkeit ist, theils (so wenig der Bauerknabe sich das deutlich bewußt ist: so sicher liegts doch in „seinem Gefühle,) weil er hier endlich einmal Etwas findet, „was auf unzweifelhafte Resultate führt, wo kein Irrthum „möglich ist, den man nicht mit Gewißheit als Irrthum „darlegen könnte."

Wenn es ein Vergnügen ist, mit einem Wagner (s. oben Nr. 2.) sich in die Metapädagogik — vulgo Metaphysik der Pädagogik genannt — zu vertiefen, um die Möglichkeit der Erziehung in ihrem Begriff zu finden: so ist es kein kleineres Vergnügen, an der Hand eines Mannes wie unser Verf., in der pädagogischen Wirklichkeit herumzuwandeln, und die Erscheinungen zu betrachten, wodurch zweckmäßige Erziehung auf der einen Seite gehindert; auf der andern befördert wird. Wer Hand ans Werk legen will, dem ist diese Betrachtung weit nöthiger als jene, die mehr das Bedürfniß eines Denkers über Erziehung, als das eines wirklichen Erziehers zu befriedigen geeignet ist.

E.

Vermischte Schriften.

Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. Sechster Band. (Oder: neue Ruhestunden ꝛc. Zweyter Band.) Frankfurt am Main, bey Wilmans. 1804. 344 S. 8. 1 Rℓ. 8 gr.

Diese Beyträge zur Unterhaltung der großen Leserwelt bleiben ihrem anfänglichen Charakter getreu. Sie sind von verschiedenem Werthe. Der Traum ist lebhaft erzählt; aber zu schnell abgebrochen. Der Scheintodte, oder eigentlich der vorgebliche Todte, soll eine wahre Geschichtserzählung seyn; ist aber doch sehr unwahrscheinlich, und weder durch Bergers noch Julianens Charakteristik motivirt. Die Geburtstagsfeyer zeichnet sich durch Simplicität aus; hat aber bey weitem nicht das frische, lebendige Kolorit, das die Schilderung unter derselben Rubrik im dritten Bande so anziehend machte. Heinrich Blome — der Findling — Dreymal betrogen, und so auch die angehängten paar Gedichte und Epigramme verdienen Beyfall; Myrto und Pamphilus, Arsalan-Bakschi und die Jubiläumskonferenz hingegen sind nichtsbedeutend.

We.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige erste Professor der Rechtsgelahrheit, Herr Dr. Böttger zu Herborn, ist mit Beybehaltung seiner akademischen Funktionen, als wirklicher Fürstl. Oranien-Nassauischer Justizrath zu Dillenburg angestellt worden, und hat in dieser Qualität eine eigene Besoldung erhalten.

An die Stelle des, an der St. Ansgarii-Kirche zu Bremen gestandenen, jetzigen Anhalt-Bernburgischen Konsistorialraths Herrn Häfeli, ist Herr Dr. Buhl, bisheriger dritter Prediger an der St. Rembertikirche in der Vorstadt zu Bremen, von der Gemeinde zum dritten Prediger erwählt worden.

Der ausübende Arzt Herr Dr. Mayer in Kaufbeuern, ist Landphysikus in Ottobeuern, und der Rath Herr Dr. Oberlechner in Salzburg, Landphysikus in Rastadt geworden.

Dem, auch als Schriftsteller bekannten Sekretair und Kalkulator bey der Kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer, Herrn Wöhner zu Berlin, ist der Charakter als Kriegsrath ertheilt worden.

Der Ober-Hofgerichtsassessor Dr. und Professor Herr Erhard zu Leipzig, ist von dem Kaiser von Rußland, zum

Korrespondenten der Gesetzkommission in Petersburg mit 400 Rubel Gehalt ernannt worden.

Der Dr. der Rechtsgelahrheit Herr G. W. Hermann in Leipzig, ist Mitglied des dortigen Stadtmagistrats geworden.

Todesfälle.

1805.

Am 8ten Jul. starb zu Wien Herr Mag. Dannenmayr, der Theologie Doktor, Kanonikus des Kollegiatstifts zu Horb im österreichischen Schwaben, erster Kustos der Wiener Universitäts-Bibliothek, Examinator bey den Prüfungen zur Erlangung der theologischen Doktorwürde, und Hofbüchercensor, im 61sten Lebensjahre.

Am 7ten August zu Hannover, Herr G. F. Ballhorn, Doktor der Arzneygelahrheit, und Königl. Großbritannischer Hofmedikus.

Verbesserungen.

Im CI. Bd. 1. St. S. 20. Z. 3. und 8. st. Ammoniaksalpetersauerquecksilber l. Ammoniumsalpetersauerquecksilber
— — — — — — — 10. von unten st. Begudes l. Begudins
— — — — — — 21. — 4. st. werden; l. worden;
— — — — — — — — 12. st. Phosphorsäure l. Phosphorlösungen
— — — — — — 23. — 10. st. evet. l. cort.
— — — — — — — — 11. st. multi, l. malti.